

Philipp Melanchthon's Werke.

Fünfter Theil.

Philipp Melanchthon's
Werke,

in einer

auf den allgemeinen Gebrauch berechneten

Auswahl.

Herausgegeben

von



Dr. Friedrich August Koethe.

In sechs Theilen.

Fünfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1830.

Philipp Melanchthon's Werke.

Fünfter Theil.

Inhalt

des fünften Theils.

Antwort Philipp Melanchthons auf eine im Auftrage des niedern Klerus zu Cöln herausgegebene Schrift.

Ich zweifle nicht, daß es unter den Bürgern zu Cöln, so wie an der dortigen Hochschule, ja auch unter dem sogenannten Klerus viele verständige und würdige Männer gibt, welche nicht nur über die in der neulich gegen Bucer herausgegebenen Schrift geführte possenhafte Sprache ihren Abscheu bezeugen, sondern vielleicht auch etwas Besseres wünschen. Und es hätten auch in der That die, welche von zwei hohen Behörden dazu auserseheu wurden, eine so wichtige Angelegenheit zu führen, statt ihrer leichtfertigen Gesinnung zu folgen, vielmehr die Wichtigkeit der Sache sowohl, als auch die Würde ihres Standes berücksichtigen sollen, zumal da sie auch wissen, daß ihr Fürst *) mit dem rühmenswerthen Plane sich beschäftigt, der Kirche eine bessere Verfassung zu geben, und ihnen erinnerlich ist, daß Bucer ganz in Gemäßheit des kirchlichen Brauchs zur Untersuchung und Prüfung dieser Angelegenheit sich erboten hat. Wozu bedurft' es solches Muthwillens, wozu des unmäßigen Streitens, und obendrein einer so schmutzigen Sprache, zu der man die unfläthigsten Worte aus den Komödieen des Plautus entlehnt hat? Was sollten Schmähungen bezwecken gegen die wahre Lehre, gegen so viele Kirchen Gottes, welche doch alle im Glauben an den Sohn Gottes den Vater anrufen, gegen die Staaten, die den Kirchen Schutz und Pflege angedeihen lassen, in so großer Menge ausgesprochen, daß sie, wie jener wackere Mann im Homer sagt, ein Schiff nicht alle fortbringen würde? Solche unedle Mittel müssen unbezweifelt den Unwillen vieler würdiger Männer rege machen. Als ich mich daher entschloß, zur Zurechtweisung des Lesers Einiges zu

*) Hermann, Kurfürst von Cöln.

erwiedern, fand ich nöthig, ein Wort darüber voraus zu schicken, daß ich nur mit den Verfassern jener abgeschmackten, schmähsüchtigen Schrift den Streit führe, keineswegs aber weder die Schmälerung des Glanzes jener hochberühmten Stadt, noch des Ansehens ihrer Hochschule, so wie auch keines rechtlichen Mannes im Klerus beabsichtige. Denn, um in Beziehung auf die Stadt und die kirchlichen Collegien Nichts zu erwähnen, so hege ich, wie gegen alle Universitäten als Freistätten der mannichfachsten Gelehrsamkeit überhaupt, so insbesondere gegen die Cölner hohe Verehrung, weil auch ich zum Theil ihr die Bildung meines Geistes, wie niedrig sie auch anzuschlagen sein mag, verdanke. Denn als Jüngling hab' ich zwei Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, Georg Simler und Conrad Helvetius, Zöglinge der Cölner Hochschule, gehört, von denen Jener mir zuerst das Verständniß der lateinischen und griechischen Dichter aufgeschlossen, und auch zu einer reinern Philosophie mich angeleitet hat, indem er oft die damals allgemein gebrauchten aristotelischen Lehrbücher zu den griechischen Quellen zurück führte; der Andere aber, Conrad, ein Zuhörer des gelehrten und berühmten D. Cäsarius, hat mich in Heidelberg zuerst die Anfangsgründe der Astronomie gelehrt, und aus diesem Grunde bekenn' ich mich dem D. Cäsarius gleich als meinem Lehrer, zu besonderer Hochachtung und Dankbarkeit verpflichtet. Sodann hat mich mit vielen Zöglingen dieser Hochschule die innigste, unauflöslichste Freundschaft verbunden, so mit Busch, Peter Mosellanus und Mezler. Doch es würde zu weitläufig sein, sie Alle aufzuzählen. Ich bitte also dringend alle Wohlgesinnte an der Universität, einmal, daß sie nicht glauben, ich wolle mit der Universität die Fehde beginnen, sodann, daß sie es mir zu Gute halten, wenn ich wie die Beleidigungen vieler Anderer, so nicht auch die Schmähungen dieser Wenigen mit Stillschweigen übergehe. Ich will meine Meinung unverhohlen sagen. Leicht hätt' ich mich über das Uebrige erhaben fühlen können, eingedenk jenes athieniensischen Bürgers, der, als ihn Jemand auf dem Markte und vor der versammelten Menge lange Zeit heftig geschimpft, und bei seinem Weggehen ihm allen Hohn und Spott nachgeworfen hatte, gar Nichts erwiederte, sondern nur, indem er sich entfernte, seinem Diener befahl, weil schon die nächtliche Finsterniß sich verbreitete, zu Jenem hinzugehen, und ihn mit der Fackel voran nach Hause zu geleiten. Aber der Verfasser jener Schrift, mag er übrigens sein wer er wolle, behauptet im letzten Abschnitte, die Unsrigen sprächen

Lästerungen gegen den heiligen Geist aus. Diese furchtbare Beschuldigung leicht zu übergehen, wäre selbst ein Unrecht. Eck, Phygius und viele Andere haben wohl in einem wüthenden Tone geschrieben, aber solche harte Worte hat kaum Einer von ihnen zu brauchen gewagt. Ich antworte daher, daß es unser aufrichtigstes und herzlichstes Bestreben ist, die Ehre Gottes und seines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn, zu verherrlichen, die Lehre des heiligen Geistes wahrhaft und rein zu verkündigen, und das Heil der Kirche zu fördern, damit sie den ewigen Gott und Vater unsers Befreiers Jesu Christi im Vertrauen auf sein Mittleramt wahrhaft anrufe, und für alle Anrufende die Regierung des heiligen Geistes erflehe. Um nun dem göttlichen Willen Folge zu leisten, und diese Anrufung in der Kirche rein zu predigen, ist es noth, Abgötterei und verderbten Cultus zu rügen. Und wir zweifeln nicht, daß unser Streben vor Gott und der Kirche recht erfunden werde. Denn wir befolgen als feste Regel der Lehre die Schriften der Propheten und Apostel, das apostolische, nicänische und athanasische Symbol, die als giltig erklärten Aussprüche der alten Synoden, nämlich der nicänischen, byzantinischen, ephesinischen und chalcedonischen, und ähnliche Zeugnisse der alten reineren Kirche. Auch zweifeln wir nicht, daß diese Lehre, zu welcher unsere Kirchen sich bekennen, sei in Wahrheit die Uebereinstimmung der katholischen Kirche Christi; so wachen wir denn auch über dieser Uebereinstimmung, und werden sie mit Gottes Hilfe stets treulich gegen allerlei wüthende Angriffe der Epikureer, Jüdischgesinnten, Heiden, Muhamedaner, Häretiker und Aller vertheidigen, welche die Abgötterei in Schutz nehmen. Es ist uns auch nicht unbekannt, daß die wahre Kirche solche Kämpfe bestehen muß, wie sehr auch das Urtheil der Menschen diese Streitigkeiten tadelt. Denn wir sind der Ueberzeugung, das Evangelium sei nicht eine ersonnene Mähr, sondern das wahre Wort des ewigen Gottes. So scheiden wir uns von dem Wahne der Epikureer, welche meinen, alle Religionen seien ursprünglich erdichtet, zu dem Zwecke, damit die gesetzlos herumschweifende Menge zu friedlicher Ordnung und bürgerlichen Pflichten geneigt gemacht werden könnte, und man müsse jederzeit die eben vorhandene Religionsform, wie sie auch sein mag, in Schutz nehmen, um Störungen in der Harmonie der politischen Verfassung zu verhüten.

Ich habe, in wie weit es für jetzt nöthig schien, auf die allerhärteste Schmähung geantwortet. Und kein Mensch in der

ganzen Welt ist mir so lieb, daß ich mich nicht verbunden halten sollte, ihn zu widerlegen, wofern ich höre, daß er mit solcher Lästerung die Lehrweise verdammt, die in unsern Kirchen herrscht. Weise Staatsmänner sollten solcher offenbaren Frechheit Einhalt thun, damit nicht solche Aeußerungen allgemeines Ungemach als Strafe herbeiführten. Wie mag man ferner Fried' und Eintracht jemals hoffen, so lange man schlechtgesinnten Menschen solch' zügelloses Betragen gegen uns zuläßt? Zu dieser ganz kurzen Rechtfertigung will ich noch einiges Wenige hinzufügen. Ich bitte den Leser dringend, daß er sorgfältig erwäge, was jede von beiden Parteien eigentlich beabsichtiget, für was man gegenseitig kämpft. Ich weiß, daß viele Epikurischgesinnte entweder spotten, oder beide Theile mit Verachtung betrachten. Doch der Weisheit Solcher sollen diese Streithändel nicht empfohlen werden. Bessergesinnte, welche vom Evangelium nicht verächtlich urtheilen, mögen sowohl auf die Kirche, als auf die Bestrebungen ihre Aufmerksamkeit richten, welche auf beiden Seiten hervortreten. Bevor man diese Sache anregte, herrschte überall großes Dunkel. Die Klöster und Kirchen, ja alle Familien waren mit menschlichen Ceremonieen so belastet, daß Gerson und viele Andre diese Folterbank der Gewissen mit Schmerzen beklagten. Nach heidnischer Weise wurden Verstorbene angerufen, Wallfahrten zu Bildsäulen angestellt; die Lehre von der Buße war durch ein stachlichtes Gewebe unauflöslicher Spitzfündigkeiten über Beichte, Genugthuung, Ablaß ganz verhüllt. In Betreff des Glaubens, durch den allein Vergebung der Sünden empfangen werden soll, herrschte tiefes Schweigen. Diese Unbekanntschaft mit dem Glauben hatte auch auf die Anrufung verderblichen Einfluß. Niemand wußte richtigen Unterschied zwischen göttlichem Gesetz und menschlichen Satzungen. Welche abgeschmackte Meinungen waren in Bezug auf das göttliche Gesetz verbreitet, da man schrieb, es könne der Mensch dem göttlichen Gesetz genug thun! Das Abendmahl des Herrn ist viele Jahrhunderte hindurch größtentheils auf die Todten übergetragen, und durch einen furchtbar gesteigerten Aberglauben entstellt worden. In Bezug auf den wahren und wesentlichen Nutzen der Sacramente herrschte Schweigen. Oeffentliche Predigten waren an vielen Orten höchst selten; an andern Orten wurden sie mit Fabeln von St. Georg, Christoph, Katharina und mit ähnlichen Dingen, oder mit dem, was zur Bereicherung der Mönche diente, angefüllt. Die Lehre von der wahren Anrufung, von den Uebungen des Glaubens im täglichen Leben, von der hohen Bedeutung des

bürgerlichen Lebens lag in Vergessenheit. Will Jemand läugnen, daß dieß der Zustand der Kirche gewesen, der kann nicht nur durch das Zeugniß redlicher Männer, sondern auch durch die noch vorhandenen Schriften der Mönche widerlegt werden. Und auch dieses ist ein offenbares Zeugniß: Es würden nie so viele bejahrte und würdige Männer in Deutschland den Beginn der Wiedergeburt der reinern Lehre so begünstigt haben, wären sie nicht von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirche überzeugt gewesen. Es begünstigten aber jene Erneuerung Alle, welche dem Epikureismus nicht offenbar huldigten. Einige Beschränktere wurden durch die darauf eingetretenen Unruhen abgeschreckt, wie ja der Teufel Aergerniß zu erregen pflegt. Das benutzten irreligiöse Menschen, und für ihren Bauch bekümmerte Mönche, die Fürsten zu gewaltsamen Maßregeln aufzureizen. Wir, die wir inzwischen mit vielen Mühseligkeiten und vielen Gefahren in Kirchen und Schulen die reine Lehre verkündigen, was beabsichtigen wir? Suchen wir etwa Schätze oder Gewalt? Die Sache selbst rechtfertigt uns; denn viele gelehrte und wackere Männer, welche, obgleich sie ruhig und geachtet leben konnten, zogen dieses Bekenntniß selbst ihrem Leben vor; solche waren Heinrich von Zütphen, D. Johann Crösus und Adolph, der zu Cöln verbrannt worden; so könnt' ich noch Viele außer diesen nennen. Wir, die wir verschont geblieben, hätten, um nur das zu erwähnen, wohl ruhiger leben mögen, wenn wir diese Sache nicht zu der Unsrigen gemacht hätten; Vielen hätte ihre Gelehrsamkeit den Zugang zu hohen Aemtern geöffnet. Auch unsere Fürsten tragen ihre gar nicht leichte Last. Aber wir haben nur den einzigen Zweck: wir wünschen, daß die reine und der Kirche heilsame Lehre zur Ehre Gottes erhalten und vertheidigt werde. Wir ermahnen aber euch, daß von den Unsrigen alle bürgerliche Pflichten erfüllt werden. Der wissenschaftlichen Bestrebungen nehmen wir uns mit ganz vorzüglichem Eifer an. So sind auch irrige Meinungen, wenn sie irgendwo sich zu regen begonnen, durch treuen Fleiß und Glauben unterdrückt worden, wie unsre Schriften und die Staaten selbst bezeugen, welche unter allen deutschen Staaten mit Hilfe Gottes die friedlichsten sind und gewesen sind. Und was der Verfasser der Cölner Schrift uns zum Vorwurf macht, daß wir von der Kirche die wahren Lehrsätze empfangen, das gesteh' ich offen und frei, und wiederhole es laut; denn nicht neue Dogmen bringen wir auf die Bahn, sondern die alte und reine Kirchenlehre suchen wir, so viel Gott uns beisteht, ins Licht zu setzen. Simson

sagt (Richt. 14, 18.): „Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet es nicht gefunden!" So rufen auch wir unablässig, daß man die Kirche hören müsse als die Lehrerinn, welche von Anfang an das Wort Gottes verkündigt hat. Aber wenn ihr denn zugesteht, wendet man ein, daß man Vieles von der Kirche entlehnen müsse, warum nehmt ihr nicht Alles von ihr an? Warum reißt ihr Einzelnes heraus? Die richtige Antwort ist: Wir reißen kein Dogma der Kirche heraus, sondern nur die neuen Irrthümer, welche dem Evangelium und dem Urtheil der wahren Kirche zuwider, in die Kirche sich eingeschlichen haben, diese tadeln wir; überhaupt tadeln wir nur, um in cölnischen Worten zu reden, irrige Meinungen nicht der Kirche, sondern die des niedern Klerus, d. h. des unechten und entarteten, tadeln wir. Was hingegen die andere Partie bezweckt, vermag ich kaum zu errathen. Denn wie es im Psalm heißt: „Sie hassen mich ohne Ursach" (Ps. 35, 19.), so suchen auch Jene das auftauchende Licht des Evangeliums ohne irgend einen Grund zu unterdrücken. Einige verständige Männer sagen, man müsse die bestehende Form der kirchlichen Verfassung mannhaft vertheidigen; stets sei es das angelegentlichste Geschäft weiser Staatsmänner gewesen, Abänderungen in den Gesetzen zu verhüten. Aber wenn solche die Sache reiflich prüfen wollten, würden sie finden, daß durch Heilung ihrer Gebrechen die Verfassung der Kirche nicht zerrissen, sondern vielmehr befestigt werde. Vielleicht würde sie weniger äußern Glanz, aber gewiß auch weit mehr wahren Schmuck in Hinsicht auf Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Ansehen besitzen. Sie kämpfen mithin für äußern Glanz, Luxus, Wohlleben, nicht für die Verfassung; und solche Kämpfe sind gar gewöhnlich in der Kirche, und werden von Gott entschieden. Wie der Streit zwischen den Aposteln und den jüdischen Priestern geendigt worden, wissen wir. Damals jedoch konnten die Priester sich hoch rühmen, eine von Gott gegründete Verfassung zu verfechten. Jetzt vertheidigt der niedere Klerus menschliche, fehlerhafte und neu ersonnene Gesetze und die Gebrechen einer kirchlichen Verfassung, welche Anfangs weit trefflicher war, als sie jetzt ist, indem noch nicht die Verstümmelungen des heiligen Abendmahles und andere Mißbräuche eingeführt, die geistlichen Collegien aber noch die ehrwürdigsten Vereine frommer Lehrer und Schüler waren. Stets nämlich waren mit zahlreichern Gemeinden auch solche Collegien verbunden; denn gleich wie den Propheten der Kreis seiner Zuhörer begleitete, um Zeugen der prophetischen Lehre,

und Verkündiger derselben zu sein: so hatten auch die Apostel, nachdem sie Gemeinden gegründet, auserlesene Vereine ihrer Schüler um sich, welche als ihre vertrauteren Zuhörer der religiösen Forschung ausschließend sich widmeten, um bei der Nachwelt Zeugniß abzulegen von der wahren Lehre der Apostel, und denselben im Lehramte zu folgen. So war Polykarp, und viele Andere, des Johannes Schüler. Daß vor dem gothischen Zeitraume auch in Deutschland solche Gemeinden und Schulen bestanden, beweisen viele alte Denkmäler. Nachdem aber barbarische Völkerstämme Europa verwüstet hatten, nachdem Deutschland spät und mit Mühe eine friedlichere Verfassung erhalten hatte, wurde diese neue Form der kirchlichen Verfassung, da die alte Lehre durch vielfachen Aberglauben schon verdunkelt war, allmälig begründet; diese aber hat mit zunehmendem Alter, wie ja alle äußerlichen Verfassungen ihre verschiedenen Perioden haben, immer unreiner sich gestaltet. Und vielleicht wird Gott durch große, allgemeine Veränderungen diesen Kampf in Bezug auf solche Verfassung endigen. Unterdessen sammelt Er durch die Stimme des Evangelium die Ueberreste der Kirche, gleichsam wie Breter aus einem Schiffbruche; wie Er ja auch vor dem babylonischen Exil durch Jeremias, vor der Zerstörung Jerusalems durch den Täufer, durch Christus und die Apostel, vor der Zertrümmerung des Römerreichs durch die Apostel und deren Schüler die Reste seiner Kirche gesammelt hat. Denn auf eine wunderbare Weise regieret Gott seine Kirche, erneuert sie, wenn sie verfallen, und erhält sie, und züchtigt zu gleicher Zeit die ungöttliche Menge durch mannichfache Noth, wie die Geschichte aller Zeiten in einem fortgehenden Gemälde veranschaulicht. Die Vorträge der Propheten handeln oft davon. Wie laut daher auch jene politischen Grundsätze, daß man die gegenwärtig bestehende Form festhalten und schützen müsse, verständigen Männern sich aufzudringen suchen, so wollen doch wir das Wort des ewigen Gottes höher achten, der von dem Sohne spricht: „Diesen sollt ihr hören!“ und das unwandelbare Gebot gibt: „Fliehet die Abgötterei!“

Ich habe auf die Schmähungen geantwortet; — ich will nun auch in Beziehung auf die streitige Sache Weniges hinzufügen, nicht um hier eine vollständige Entwickelung dieser Streitigkeiten zu geben, sondern nur um den der Sache unkundigen Leser auf die Blendwerke und Gaukeleien in der Schrift aufmerksam zu machen. Denn wenn Jemand aus Eifer für die Wahrheit diesen Streit in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen wünscht, so

sind Schriften vorhanden, welche die Hauptsumma der gesammten kirchlichen Lehre enthalten, und einen Leser, der sie ohne Ränkesucht beurtheilt, wohl befriedigen können. Jetzt haben wir es mit Solchen zu thun, welche, obgleich sie die Wahrheit anerkennen, doch ihrer innern Ueberzeugung entgegen, die Irrthümer in Schutz nehmen, und die Abgötterei bekräftigen. Sie führen aber den Kampf theils gewaltsam, theils durch Ränke. Gewalt ist's, wenn sie auf die hergebrachte Weise, auf die Beistimmung der großen Menge sich berufen; Ränke sind es, wenn sie manche offenbare Gebrechen verhüllen, und das, was durch einigen Schein sich empfiehlt, hervorheben; wenn sie manche Mißbräuche mit neuen Farben übertünchen, einige Mängel zugestehen, und im Einzelnen zu bessern versprechen. Sie heucheln dieß, um durch diesen Kunstgriff dem Beginn einer durchgängigen Verbesserung vorzubeugen. Denn sie sehen, daß, wenn irgend welche Verbesserung versucht werden sollte, ein großer allgemeiner Sturz erfolgen werde. Drum fürchten sie sich, nach dem Worte des Aristoteles, auch vor dem geringsten Schritt dazu.

Es geht aber das Buch jener Beauftragten gar nicht auf redliche Untersuchung irgend eines Streitpunktes ein. Um so leichter war es daher, durch Blendwerke zu täuschen, indem sie hin und wieder aus den Materien Einzelnes heraus heben, was beifallswürdig scheint. Die meisten Blätter sind mit den Artikeln von der Beichte, von den Genugthuungen, von der Anrufung Verstorbener, vom Abendmahl, von der Ehe der Geistlichen, angefüllt. Daher werde auch ich vorzugsweise in Ansehung der Punkte antworten, bei welchen der Leser, wenn er sieht, mit welcher Redlichkeit und Aufrichtigkeit sie ihre Sache führen, erkennen kann, daß man vor solchen Betrügern sich wahren müsse!

Es ist für die Kirche von hohem Nutzen, daß die Lehre von der Buße möglichst rein und klar in ihr vorhanden sei. Es ist aber Allen bekannt, daß in den Sentenzenbüchern eine ungeheure Verwirrung und endlose Irrgänge, namentlich in Bezug auf diese Materie, sich befanden. Ich würde das erweisen, wofern es nicht zu weitläufig, und in jenen Schriften selbst bezeugt wäre. Nichts Anderes war es auch, was Anfangs redliche Gemüther so geneigt machte, die Lehre Luthers kennen zu lernen, als weil sie eine reinere Lehre in Ansehung der Buße ersehnten, welcher Artikel denn auch, Gott sei Dank! von den Unsrigen gewissenhaft und geschickt erklärt worden ist. Die Beichte und die Vorschriften über die Genugthuungen waren Folterbänke der Gewissen, und über

das Vertrauen auf unverdiente Erbarmung herrschte durchaus Stillschweigen. Daher war es nöthig, nicht nur die Lehre vom Glauben zu verkündigen, durch welchen Vergebung der Sünden um des Mittlers Christi willen, aus Gnaden empfangen, und durch welchen die wahre Anrufung angezündet wird, sondern es mußten auch die Gemüther unterwiesen werden, damit nicht trügerischer Wahn von Aufzählung der Sünden und Genugthuung den Glauben verdrängte. Es liegt aber unsere Ueberzeugung klar in unsern Schriften vor. Jene nun stellen eine Aufzählung als nothwendig dar, welche sie unbezweifelt nicht einmal selbst zu leisten vermögen. Es ist aber die gewöhnliche Weise der Heuchler, Andern Lasten aufzulegen, welche, wie Christus spricht, sie nicht mit dem Finger rühren. Sodann entstellen sie boshafter Weise einige Aussprüche Bucers: Es würde, sprechen sie, kein Unterschied zwischen den Werken der Heiden und der Christen sein, wenn sie allesammt fehlerhaft wären. Was bedarf es solches Lärmens? Wir lehren genau, wie der Gehorsam in den Wiedergebornen um Christi willen angenehm sei, obgleich er unvollkommen sei, und stets in diesem Leben in den Wiedergebornen Sünden bleiben. Wir fügen auch den Unterschied zwischen der Todsünde, oder der herrschenden Sünde, um welcher willen man der Gnade verlustig geht, und der nichtherrschenden, oder der erläßlichen Sünde, wie sie gewöhnlich heißt, hinzu. Doch ich gehe über diese Seite hinweg, da sie nur leere Schmähungen enthält, die entweder Bosheit oder Unwissenheit des Schreibers verräth. Versteht er die Lehre von der Gerechtigkeit, so weiß er, daß unsere Meinung richtig ist; versteht er sie nicht, so ist's Anmaßung, daß er sich zum Richter aufwirft.

In Ansehung der Genugthuungen erhebt er ein erbärmliches Geschrei. Diese sucht er durchaus zu vertheidigen, behauptet, mit deutlichen Worten sei die Genugthuung durch den Geist der Schrift ausgedrückt, und vermengt Aussprüche des Cyprian mit Zeugnissen der Schrift. Cyprian redet von einem Gebrauch seiner Zeit, nach welchem denjenigen, welche öffentliche Verbrechen begangen hatten, vor der Absolution entweder eine Büßung aufgelegt, oder ein Verhör mit ihnen angestellt wurde. Wenn sie um diese Gebräuche streiten, so wissen sie ja, daß sie schon viele Jahrhunderte nicht beobachtet worden sind. Nur der Schatten und Name ist geblieben. Wir haben aber hinlänglich wichtige und entscheidende Ursachen, diese Irrthümer in Bezug auf Genugthuungen zu rügen, die sie für Werke, welche zu leisten man nicht schuldig sei, er-

klärt, und erdichtet haben, durch dieselben würden die Strafen des Fegfeuers abgekürzt, auch wenn sie von Solchen vollbracht würden, welche nicht in der Gnade ständen. Später ist aus dieser Quelle die wahnwitzige Lehre vom Ablaß hervorgegangen. Ob sie vielleicht diese Possen und diesen Trug dem Volke auf's Neue aufzubürden beabsichtigen, da sie so angelegentlich für den Namen Genugthuung fechten, ungeachtet Bucer darüber Nichts behauptet hatte, da er andere Gegenstände in seinem Buche verhandelte!

Ich weiß, daß zu der Berathung jener „Delectorum" (Ausschusses) einige verständige Männer gezogen worden sind, welche mitunter geäußert haben, daß sie öffentliche Eintracht wünschten, jedoch so, daß das Licht der wahren Lehre erhalten würde. Wie mag aber je Eintracht zu Stande kommen, so lange man es der Willkür solcher Ränkeschmiede gestattet, die Kämpfe unaufhörlich zu erneuern? Daß er aber sagt, es sei durch den Geist der Schrift mit bestimmten Worten die Genugthuung ausgedrückt; nun welche denn? Wir wissen, daß Fromme durch völlige Buße und gute Werke Milderung der gegenwärtigen Strafen erlangen, wie geschrieben steht: „Bekehret euch zu Mir, so will Ich Mich zu euch bekehren" (Mich. 2, 7.). Aber in welcher Beziehung steht das zu jenen alten Genugthuungsgebräuchen, oder zu dem Schatten, der noch davon vorhanden ist? Oder meint etwa der Verfasser, die Propheten reden von Wallfahrten zum heiligen Jakob, oder zum Kopfe der h. Anna hier in der Nachbarschaft? Da siehst du, lieber Leser, die Aufrichtigkeit des Verfassers, wenn er, nach einem Schatten von Genugthuungen prophetische Aussprüche verdreht, die von dem ganzen Werke der Buße, von wahren Gottesdiensten, von wahren schuldigen Werken, nicht aber von solchen handeln, von welchen es heißt: „Vergeblich dienen sie Mir mit Menschengeboten!" (Matth. 15, 9.)

Ueber den Gebrauch, der zu Cyprians Zeit herrschte, hab' ich anderwärts genug gesagt. Es bezog sich derselbe weder auf Erlaß der Schuld überhaupt, noch der Strafen im Fegfeuer; Niemand hatte noch von solchen Possen geträumt, sondern dieser Gebrauch hatte andere, bürgerliche Ursachen. So war es z. B. dienlich, Gefallene, solche, die den Glauben verläugnet oder verfälscht hatten, gleichsam durch eine äußerliche Beschimpfung zu bezeichnen; denn solche Vergehungen bestraften die Heiden nicht. Es war auch zweckmäßig, die Gesinnung derselben zu erforschen, ob sie den ernstlichen Vorsatz der Besserung hatten. Und doch wuchs durch Aberglauben die Strenge dieses Gebrauchs, und schon bei

Cyprian findet sich Einiges, was zu hart erscheint, als daß es gebilligt werden könnte; so, wenn er spricht, die Absolution sei nicht giltig, wenn nicht jener Ritus der Genugthuungen dazu komme.

Ein Schatten solcher alten Sitte besteht noch in den Fällen, wo man sich eines Mörders versichert (durch ein äußeres Zeichen, Brandmal u. s. w.), welcher Gebrauch nicht erst nach der Apostel Zeit entstanden ist. Sondern es ist bekannt, daß es auch bei den Heiden Malzeichen der Schuldigen gab, welche Mörder an sich trugen, wie wir von Orest und Adrast lesen. Diese Zeichen trugen sie so lange, bis sie durch einen bestimmten Ritus entsündigt waren. Meines Dafürhaltens aber ist diese Ceremonie von den ältesten Vätern in der Absicht angeordnet worden, um Andere vom Umgang mit Mördern abzusondern, und damit rohe Leute lernen sollten, sowohl freventlichen Mord zu meiden, als auch Mörder zu verabscheuen. Aber es verdienen diese Beispiele weder Erlaß der Schuld, noch der Strafen, die Gott verhängt, sondern Gott will vielmehr die Strafen selbst als Zeichen der Verschuldung von uns angesehen wissen. Wenn z. B. David aus seinem Reiche vertrieben, und seines großen Ruhms in Ansehung der Königswürde nicht nur, sondern auch seiner Weisheit und Tapferkeit entkleidet wird, so wird der von Gott Entblößte gleichsam mit dem Zeichen der Schuld bekleidet; hier erkennt er den Zorn Gottes, erkennt sich für schuldig, uud ruft aufrichtig aus: „Vor Dir allein bin ich Sünder, ein schuldvolles Wesen, damit Du gerechtfertigt seist in Deinen Worten" (Psalm 51, 6.). So sollen wir auch die allgemeinen und besondern Strafen, den Tod, Krankheiten und anderes Ungemach nicht als Zufälligkeiten betrachten, wie die Epikureer träumen, sondern als Zeugnisse des göttlichen Zorns gegen die Sünden, und uns als Schuldige anerkennen, und zum Sohne Gottes unsre Zuflucht nehmen, der die Versöhnung geworden. Doch ich breche jetzt ab von diesem Artikel, wiewohl Nichts heilsamer ist, als in der Kirche oft und nachdrücklich von der allgemeinen Buße zu reden, und das, weiß ich, geschieht von den Unsrigen mit vielem Fleiße. Doch jener wohlgemästete Mönch, der das Buch „Delectorum" geschrieben, thut, wie die Heuchler pflegen; er fordert Genugthuungen, welche er selbst keineswegs leistet. Es ist keine Aufgabe für ein träges, sicheres Gemüth, von der hohen Bedeutung der Sünde, vom Zorne Gottes, vom Glauben zu predigen, der die Vergebung empfängt, sondern das ist die eigenthümliche und geheime Weisheit

der Kirche Gottes, und wird nur im wahren Kampfe, im wahren Streite, in der Anrufung Gottes erlernt. Es gehört aber auch wesentlich zu dieser Weisheit, daß man die bürgerlichen Gebräuche von der Gerechtigkeit des Geistes gehörig unterscheide. Die kanonischen Genugthuungen, von denen Cyprian redet, waren ein bürgerlicher Gebrauch. Die Bekehrung hingegen, von welcher die Propheten und Apostel predigen, umfaßt die Regungen des Herzens: Furcht Gottes, Glaube, Liebe, Gehorsam im Kreuz und andere Früchte des Geistes, wie Paulus sie nennt (Gal. 5, 22.). Da aber dieser ganze Gegenstand oft mit Gewissenhaftigkeit erläutert worden, und ich glaube, daß fromme Christen, welche unsere Schriften gelesen, sich völlig befriedigt gefunden haben, bedarf es hier keiner weitläufigern Widerlegung. Ich will daher einiges Wenige über die Anrufung Verstorbener sagen, in Betreff deren er uns, wie schon erwähnt worden, das Alterthum entgegen stellt, und anführt, Theodosius habe sich vor den Gräbern Verstorbener niedergeworfen, seine Gebete gesagt u. s. w. Was nun zuerst die Jahrhunderte und das Ansehen der alten Schriftsteller anlangt, so antworte ich also: Es gibt eine beständige, fortgehende reine Lehre der katholischen Kirche Gottes, die durch die Apostel verkündigt worden, und die Zeugnisse der Kirche auch der folgenden Zeiten hat. Aber es sind einige Schriftsteller reiner, als die andern, und der ganze Lehrbegriff ist, wenn man umsichtig prüft, bei Augustin reiner, als bei Origenes. Auch mischt jedes Jahrhundert seinen besondern fehlerhaften Einfluß bei, wie ja die menschliche Natur in dieser Schwachheit nie ohne Mängel ist. Ferner begünstigen wir in der Regel die väterliche und gegenwärtige Weise und Sitte, daher, als der Same des Aberglaubens in die Kirche sich eingeschlichen hatte, erwogen entweder die heiligen Väter Manches nicht sorgfältig genug, oder duldeten es nur, wiewohl sie es nicht billigten. Allgemein bekannt ist die Klage Augustins über den Aberglauben seiner Zeit, wenn er sagt, die kirchliche Knechtschaft sei nunmehr bereits härter, als die Mosaische. Er duldete aber auch, beschäftigt mit andern schwierigern Kämpfen, so manche Gebrechen. Sodann waren jene Mißbräuche, von denen jetzt die Rede ist, noch nicht so hoch gestiegen, wie sie in der Folge, in den Zeiten der Barbarei, und als Gewinnsucht sich dazu gesellte, gestiegen sind. Es war Gewohnheit, bei den öffentlichen Gebeten der Verstorbenen Erwähnung zu thun. Die Meinung, daß man für sie dabei das Abendmahl des Herrn halten müsse, war noch nicht dazu getreten, —

es war noch nicht eine Erwerbsquelle. Vielleicht mochten wohl auch Einzelne im Stillen Verstorbene anrufen. Jedoch gab's noch keine Bilder; noch waren unter die Todten besondere Geschäfte nicht vertheilt; Anna leistete noch nicht, gleich der Juno (Geburts-) Hilfe; noch stand Georg nicht den Reitern bei, wie Kastor und Pollux; es war mit Einem Worte der Same ausgestreut, der zwar noch unmerklich war, doch aber das Licht des wahren Glaubens schon verdunkelte. Dem stellte man sich nun mit größerem oder geringerem Ernste entgegen. Epiphanius erzählt, es hätten zu seiner Zeit in Syrien Frauen das Bild der Maria umher getragen, und ihr Kuchen, und ich weiß nicht, was sonst noch, geopfert. Diesen Gebrauch zählt er unter die Ketzereien, und sagt, er wäre als eine Nachahmung heidnischen Unsinnes, durch die Wachsamkeit und das Ansehen der Bischöfe unterdrückt worden. Jetzt gilt es als besondere Frömmigkeit, die Maria anzurufen, und sie mit Geschenken zu überladen. Wenn Ihr daher uns Beispiele aus dem Alterthum entgegen stellt, so entgegnen wir, daß wir, wie schon oben gesagt, an der Uebereinstimmung der katholischen Kirche Christi getreulich festhalten, und versichern, daß wir hinsichtlich der Symbole von den bewährten Schriftstellern des Alterthums in unsrer Meinung nicht abweichen, meinen auch, daß jenes Zeitalter auch in den übrigen Meinungen mit uns übereinstimmt, wenn man dasselbe richtig auffaßt. Denn wenn auch jene Schriftsteller selbst oft nachlässig sich ausdrücken, und bei Einzelen manche Beispiele gefunden werden mögen, welche unsern Gebräuchen entgegen sind, so stimmt doch fast durchgängig der allgemeine Gebrauch der Kirche mit uns überein. Das Abendmahl des Herrn wurde durchgängig gemeinsam gefeiert, wenn man auch vielleicht ein Beispiel finden sollte, wo Einer nach seinem besondern abergläubigen Wahne von einem darzubringenden Opfer für sich insonderheit, die allgemeine Gewohnheit veränderte. So riefen auch Einige Verstorbene an. Denn allmälig drängte dieser Aberglaube sich ein.

Auch gilt der von Euch gebrauchte Beweis nicht: Das ist zur Zeit der Väter geschehen; man behalte also die gegenwärtige Weise bei! Denn sie ist ja der frühern nicht gleich! Gerade, als wollte Jemand behaupten: Der Vater läßt's geschehen, daß der Sohn bisweilen einem Schmause beiwohnt; darum wird er's auch müssen zugeben, wenn er ein liederlicher Nachtschwärmer und Nachsteller der Unschuld sein wird. So sucht Ihr durch solche Beispiele des Alterthums, welche weniger Verderbliches noch er-

halten, offenbare, dem Heidnischen schon ähnliche Verirrungen der spätern Zeit zu befestigen. Mag auch Basilius die Martyrer also anreden: „Ihr Trefflichen, die ihr unserer Verehrung theilhaft seid; ihr Mitförderer unsers Gebets, die ihr vielvermögende Gesandte seid"; so darf man doch nicht die Sitte dieser Zeit beibehalten, wo Alles voll Bilder ist, an die man die Anrufung Gottes entweder, oder Verstorbener knüpft, und wie man vom Neptun einst günstige Schifffahrt, von der Ceres reiche Früchte erflehte, gleicher Weise jetzt Vermittler aller Art anruft. Da es denn nun ausgemacht ist, daß die alte Sitte der spätern gänzlich ungleich ist, so laßt jene einzelnen, wenigen Beispiele, und kehrt zu der wahren Richtschnur, nämlich zu den prophetischen und apostolischen Schriften zurück. Der Stein, sagt Basilius, muß nach der Richtschnur gefügt, die Richtschnur darf nicht nach dem Steine verschoben werden. Die Beispiele, sagt man gewöhnlich, müssen zu den Gesetzen passen.

Das hier über die Zeit der alten Schriftsteller Gesagte, mag auch in Bezug auf das Uebrige gelten. Denn es war jenes Zeitalter nicht ganz ohne Gebrechen, und doch erwähnt Hieronymus im Streit mit Vigilantius in Ansehung der Verehrung der Verstorbenen weder der Anrufung, noch wird deutlich gesagt, was Theodosius gethan. Gesetzt aber, es wäre gewöhnlich gewesen, zu sagen: „Bitte, o Paulus, für mich!" so war es doch gleichsamwie bei Pflanzen ein Same, nämlich des Irrthums, und mit diesem Samen muß man nicht die Tollheit neuerer Zeiten bekräftigen wollen.

Aber man muß doch, schreiet Ihr, der Schwachheit des Volks und der öffentlichen Ruhe Etwas nachgeben! Was ist's denn nur für ein großes Unglück, sprecht Ihr, wenn nun auch der gemeine Haufe in frommem Irrthum Verstorbene anruft, und bei gewissen Bildern Hilfe sucht! Zu allen Zeiten hat der gemeine Haufe seine Thorheiten! Solcher weisen Rede stellen wir dies entgegen: Die Anrufung Gottes ist die gemeinsame, allerwichtigste Angelegenheit; ganz eigenthümlich scheidet sie von den übrigen Völkern die Kirche Gottes. Es gibt Viele, und hat deren Viele gegeben, bei denen, wiewohl sie den wahren Gott nicht gekannt, doch alle übrigen bürgerlichen Tugenden sich fanden; so Aristides, Scipio, Pomponius Attikus. Aber Eins fehlte ihnen — die Anrufung Gottes. Ueber diese muß die Kirche Belehrung ertheilen. Sie ist die Burg der Frommen, wie es im Salomo heißt (Sprüche 18, 10.): „Der Name des Herrn ist ein festes

Schloß." Und wiewohl man die Anrufung für etwas so Leichtes, für so bekannt und Allen einleuchtend hält, daß Ihr vornehmen Lehrer nur selten darüber predigt, so wird sie doch nur zu leicht verfälscht, nur zu leicht gänzlich verscheucht. Denn, daß es einen Gott gebe, eine ewige Vernunft, welche die Ursach des Guten in der Natur sei, wie Plato ihn erklärt, das wissen alle Menschen durch natürlichen Verstand. Darum rufen Alle Ihn auf irgend welche Weise an. Ja, weil sie jene ewige Vernunft nicht als allein sich denken, denn sie will erkannt und angeschaut sein, gesellen sie ihr einige Diener bei. Auch diese rufen sie an. Daher der Götterhaufe bei den Heiden; daher die Anrufung Verstorbener. Du fragst vielleicht, welchen Nachtheil das habe? Gar vielfachen. Nur auf solche Weise will Gott, daß man Ihn anrufe, wie Er sich geoffenbaret hat; als den einigen Schöpfer und Helfer will Er, daß wir Ihn erkennen, der versöhnt ist durch den Sohn; im Glauben an Diesen sollen wir Ihn anrufen. Die übrigen Völker erkennen Gott weder als den ewigen Vater unsers Herrn Jesu Christi, noch können sie der Annahme und Erhörung ihres Gebets sich fest versichert halten. Die Kirche ist gewiß, und Gott will, daß wir der Verheißung glauben sollen, daß Er um des Sohnes willen uns erhöre.

Das Volk rennt zu den Heiligenbildern, sagt seine Gebetsformeln her, ohne daran zu denken, weder, was es anruft, ob Gott, oder die Sele eines Verstorbenen, noch, ob Gott also angerufen sein und warum er unser Gebet gewißlich annehmen wolle. Diese in den Vorträgen der Propheten so oft verdammten Gräuel werden von Euch bestätigt, indem Ihr diese Sitte durch allen möglichen Vorwand rechtfertigt. Haltet Ihr es denn nicht für die größte Sünde, die heidnische und die christliche Religion zu vermengen, die wahre Anrufung Gottes zu vertilgen, die Kirche Gottes zu beflecken, und diese vielfach angefochtene Menschennatur ihrer wahren Hilfe zu berauben? Wenn die Leute so denken: Vertreibe die Krankheit, o Quirinus! so ist's ein Frevel gegen Gott, indem sie der Kreatur göttliche Macht zuschreiben. Denken sie sich's aber so: Vertreib' o Gott! die Krankheit um der Bitten Quirin's willen! so ist's abermals ein Frevel, Gott an dieses Bild zu binden, und sich einzubilden, daß dieses Gebet hier mehr angenommen werde. Es weiß auch das Gemüth nicht, ob Gott wolle, daß man also Ihn anrufe, und die Gewohnheit führt die Menschen vom wahren Mittler, und von der Erkenntniß desselben ab. Wir sind erschaffen und erlöset, um Gott zu

erkennen, Ihn wahrhaft anzurufen und zu preisen, nicht, wie die Philosophen wähnten, ein Jeder nach seiner eigenthümlichen Vorstellung, sondern wie Gott selbst mit Seiner Stimme Sich kund gethan. Darum sollen diesen unsichtbaren Gott, der Sich durch die Sendung Seines Sohnes geoffenbaret, und mit Seiner Stimme uns befohlen hat, diesen Sohn zu hören, der sammt Seinem Sohne und dem heiligen Geist die ganze Natur geschaffen hat, unser Gebet gerichtet, und der Glaube in uns angezündet sein, welcher die Zuversicht habe, daß unser Gebet um des Mittlers, Seines Sohnes willen, angenommen werde, und um die Regierung und Heiligung des heiligen Geistes flehe. Also lautet das Gebot der Propheten, der Apostel und der reinen Kirche. So oft du ein Gebet beginnst, so denke dein Gemüthe: Dich, den lebendigen und allmächtigen Gott, den Ewigen, den Vater unsers Herrn Jesu Christi, den Schöpfer aller Kreaturen, welche Du nebst Deinem Sohne, unserm Herrn, Jesus Christus, und dem heiligen Geiste erhältst, rufe ich an: Erbarme dich meiner um Deines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi willen, den Du für uns hast wollen das Opfer werden lassen, und nach Deinem wunderbaren unaussprechlichen Rathschlusse zu unserm Mittler und Fürbitter verordnet hast, um Deinen wahrhaftigen Zorn gegen die Sünden des menschlichen Geschlechts, und Deine unermeßliche Barmherzigkeit gegen uns darzuthun; heilige und regiere mich durch Deinen heiligen Geist, sammle, leite und erhalte Dir die Kirche; lenke die Staaten; gib uns Unterhalt, Frieden, gute und glückliche Führung der Geschäfte, u. s. w. So etwa soll die Form des Gebets sein, daß sie unsere Anrufung nicht nur von heidnischer, jüdischer, muhamedanischer Anbetungsweise unterscheide, sondern zugleich den Glauben erwecke, der die Zuversicht gibt, daß unser Gebet um des Sohnes willen angenommen werde, und solche Verehrung Gott gefällig sei. Diese nothwendige Lehre der Kirche von solchen hochwichtigen Dingen verbannen und vertilgen jene heidnische Meinungen von der Anrufung Verstorbener, welche Ihr nährt und kräftigt. Welches Bild des Aberglaubens habt Ihr bis jetzt abgethan? Ich höre, daß man jetzt noch Geld zu einem Mantel für die Anna sammelt, auf den Ihr wahrscheinlich, wie auf den Mantel der attischen Minerva, eure Gigantomachie werdet malen lassen, mit der Ihr den Himmel bekriegt! Das hab' ich dargestellt, damit der Leser, theils um welche wichtige Sachen sich's handelt, theils was Ihr, und mit welcher Ehrlichkeit Ihr es erstrebt, erwägen könne.

Als Grund, warum man Verstorbene anrufen müsse, führen sie an, weil, wie es im Cyprian heißt, zu einem würdigen, heiligen Gebet viel erforderlich sei, was man weit mehr bei den vom Körper befreiten Heiligen, als bei Lebenden finden könne. Erwäge, lieber Leser, was das für ein Grund ist. Obgleich der Betende bußfertige Gesinnung vor Gott bringen muß, so darf doch die Zuversicht der Bitte nicht auf unsre Würdigkeit, sondern sie muß auf Christus, den Mittler, sich stützen, wie Er selbst spricht: „Was ihr bitten werdet in Meinem Namen, das wird Er euch geben" (Matth. 21, 22.). In Seinem Namen befiehlt Er zu beten, d. h. mit Berufung auf Ihn, indem wir den Vater um des Sohnes willen, und mit der Zuversicht bitten, daß Er um Desselben willen uns annehmen, erhören, helfen wolle, wie Paulus spricht: „Durch Ihn haben wir einen Zugang zu Gott" (Eph. 2, 18.); und „Da wir einen solchen Hohenpriester haben, so laßt uns zu Gott treten!" (Hebräer 4, 14. 16.) Wenn David seine Würdigkeit ermessen will, wann wird er anrufen? Nein, also muß man zu Gott nahen: mit bußfertiger Gesinnung, und dem Bekenntniß der Unwürdigkeit, wie David spricht: „Vor Dir ist kein Lebendiger gerecht" (Psalm 143, 2.); und: „An Dir allein hab' ich gesündigt" (Ps. 51. 6.); und Daniel (9, 18.): „Nicht um unserer Gerechtigkeit willen bete ich, sondern ich fliehe zu Deiner Barmherzigkeit, und bitte um des Herrn, d. i. um des zukünftigen Messias willen." So heißen uns die Propheten, so Christus, die Apostel und die Kirche beten. Jene aber halten die Lebendigen von der Anrufung Gottes ab, und heißen sie indeß die Verstorbenen suchen, um ihre Angelegenheiten zu führen, wie ich mich erinnere, daß in einem Dorfe Bauern auf die Frage, ob sie Gebete wüßten, antworteten: es wäre genug, wenn der Pastor sie wüßte, der ja deßhalb bezahlt würde, um für sie zu beten.

Die übrigen Gaukeleien und Verunglimpfungen in Ansehung dieses Punktes übergeh' ich, ermahne aber den redlichen Leser, daß er es nicht als einen Streit wegen einer geringfügigen Sache betrachte, wenn wir von der Anrufung handeln, sondern erwäge, daß die wahre Anrufung die vorzüglichste Schutzwehr, um mich so auszudrücken, des frommen Gemüthes in so großen Mühseligkeiten des Lebens ist, wie es auch im Psalm heißt (Ps. 20, 8.): „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber wollen im Namen unsers Gottes anrufen!" Ferner beherzige er, daß die wahre Anrufung die vorzüglichste Gabe ist, die wir Gott dar-

zubringen schuldig sind, und daß man ohne diese Uebung die Wohlthaten Christi nicht zu erkennen vermag. Sodann halte er sich folgende Gründe vor: Wer das unsichtbare Wesen anruft, schreibt Ihm Allmacht zu, weil er die Ueberzeugung hegt, daß Dasselbe die Bewegungen in den Herzen aller Menschen sehe. Ueberdieß kann die Vernunft eine Verehrungsweise nicht für gottgefällig halten, die nicht durch das göttliche Wort bestätigt ist. Endlich lenkt dieser Gebrauch, wie man ihn auch zu verbessern suche, dennoch die Augen von dem Mittler, Christus, ab, er macht den Glauben, d. h. die Zuversicht zu dem Mittler, wankend, die bei der Anrufung leuchten muß, und erzeugt mannichfachen Aberglauben, den furchtbare Strafen begleiten.

So viel über die Anrufung. Etwas ganz Anderes ist es, davon zu reden, welche laute Anerkennung die Tugenden derselben verdienen, welche nicht nur zur Nachahmung aufzustellen sind, sondern auch, um zu lernen, wie Gott seine Kirche leitet und regiert, und damit wir fleißig beherzigen, wie der Wandel der Propheten, Apostel und Bischöfe beschaffen gewesen, und Gott danken, daß Er die Kirche erhält; daß wir die Beispiele des Zornes und der Erbarmung Gottes, z. B. in der Geschichte Davids und des Manasse erwägen, welche uns über die Furcht Gottes und den Glauben belehren. Einen großen bewundernswürdigen Schauplatz bieten die ganze Natur der Dinge, die Schönheit und Ordnung der Himmelskörper, die Gesetze der Bewegung, die Fruchtbarkeit der Erde, der nie versiegende Lauf der Flüsse dar. Diesen so mannichfaltigen Gegenständen sind glänzende Spuren der Gottheit eingedrückt. Aber es gibt kein schöneres Werk, keines, das entweder unserer Betrachtung würdiger wäre, oder wahrere Zeugnisse von Gott uns vor Augen stellte, als ein frommer Mensch, wie Abraham, Sara, Joseph, David, Jesaias, Jeremias, Elisabeth, Paulus u. A. Es läßt sich daher allerdings vieles Ernste und Fruchtbare von den Heiligen sagen, nur aber die Anrufung bleibe hinweg.

Indem ich nun vom Abendmahle des Herrn zu reden beginne, fordere ich alle fromme Christen auf, nicht unsere Schriften zu lesen, sondern mit ihrem Blick durch so viele Gotteshäuser in ganz Europa zu gehen, und die große Entweihung dieses göttlichen Institutes zu erwägen. Der größte Haufe jener Meßpfaffen dient, in gänzlicher Unwissenheit über das, was er verrichtet, und mit beflecktem Gewissen, entweder der Gewohnheit, oder dem Bauche. Außerdem wird es, obgleich diese Ceremonie

zur Uebung des Glaubens in den Lebenden angeordnet ist, auf eine höchst unwürdige Weise auf die Todten übergetragen. Endlich tragen Jene, da doch die Sacramente Handlungen sind, die in einer bestimmten Weise geschehen sollen, das Brot, ganz außer der angeordneten Weise, und außerhalb der sacramentlichen Handlung, umher. Da aber Gott, ohne sein Wort, an keine Kreatur gebunden werden darf, so ist's unbezweifelt gewiß, daß das Brot außerhalb der angeordneten Handlung, keine sacramentliche Bedeutung hat. Gewiß ist, daß, wenn der Mensch getauft wird, bei der Handlung der heilige Geist zugegen ist. Wollte nun aber Jemand das Taufwasser umher tragen, gleich als bliebe der heilige Geist darin eingeschlossen, und die Anbetung Desselben fordern, so würden alle Fromme solchen Irrthum laut verwerfen. Eben so sollen auch in Ansehung des Abendmahls des Herrn fromme Christen wissen, daß die Ceremonie bei der Handlung, nicht aber das zu anderm Gebrauch umher getragene Brot das Sacrament ist. Wenn jetzt Ambrosius und Augustin, ich will gar nicht sagen, die Apostel, wieder aufleben, und zu einem solchen Schauspiele kommen sollten, bei welchem die Meßpfaffen in langer Reihe einher schreiten, hölzerne, silberne, marmorne Bilder tragend, denen sodann der das Brot tragende Weihpriester folgt, und wenn sie sähen, wie die am Boden liegende Menschenmenge das Brot anruft, — sie würden sich entsetzen und fragen, wo in aller Welt sie sich befänden, und welche neue heidnische Ceremonieen nach ihrer Zeit entstanden wären! Denn sie würden nicht glauben, in einen Ort, wo die christliche Kirche sei, gekommen zu sein. Wenn sie aber hören würden, daß das Abendmahl des Herrn auf solche Weise umgestaltet worden, wahrlich! dann würden sie, zugleich vor Schmerz und Unwillen entbrannt, und in gewaltiger Bewegung ihres Innern, das Volk zum wahren Gebrauch des Sacramentes zurück rufen, und dasselbe über die wahren Uebungen der Frömmigkeit belehren.

Es gab sonst in Persien eine ähnliche Gewohnheit. Das heilige Feuer wurde umher getragen, welches das Volk anbetete, und voran gingen 365 Priester; welche Zahl der der Tage im Jahre entsprechen sollte, und trugen gewisse Kostbarkeiten.

Da nun so große Mißbräuche vor Augen sind, warum seid Ihr so gar hart, daß Ihr das Seufzen der Frommen und die gerechtesten Klagen nicht hören wollt? Obgleich Ihr ferner diese Gebrechen selbst einseht, so verhüllt Ihr sie doch dem Volke,

damit, wie Ihr sagt, die kirchliche Verfassung nicht gestört werde. Ihr führt Zeugnisse des Alterthums, Kanones, Synoden an, um die Ungelehrten zu blenden, und die Irrthümer zu bekräftigen!

Ich erinnere mich, von würdigen Männern gehört zu haben, es sei nach Tübingen ein Meßpfaffe gekommen, der sogenannte Reliquien, ich weiß nicht von wessen Gebeinen, herum trug, und sie dem Volke mit dieser Anpreisung empfahl, diejenigen, welche diese Reliquien Einmal geküßt hätten, würden das ganze Jahr hindurch von ansteckender Seuche Nichts zu fürchten haben. Der Fürst Eberhard selbst, ein weiser ernster Mann, läßt, in der Ueberzeugung, daß man solche fratzenhafte Unverschämtheit in Predigten nicht dulden dürfe, den Pfaffen hart an. Dieser antwortete, er rede die Wahrheit, weil das Volk den Kuß nicht den Reliquien, sondern dem Glase gebe! — Das sind Eure Farben, mit denen Ihr jetzt Mißbräuche übertüncht, um Euch aus den Schlingen gerechten Tadels zu ziehen, und doch unter dem Volke heillose Gebräuche und Irrthümer zu bekräftigen. Ihr ersinnt zweideutige und verstümmelte Erklärungen des Opfers, und sagt dann, es sei für die Verstorbenen, wo nicht die Uebertragung, doch das Zeichen wirksam. Ihr dichtet dem Kanon eine hohe Schreibart an, um Abgeschmacktes zu mildern. Denn dort bittet Ihr, daß Gott dieses Opfer günstig ansehen wolle. Wozu das, wenn Ihr Seinen Sohn darbringt? Zuletzt habt Ihr, gleich den Juden, in vielen Materien stets Täuschungskünste in Bereitschaft.

Unsre Sache ist einfach und klar. Denn es ist bekannt, daß bei den Alten fast 400 Jahre hindurch ein gemeinschaftliches Abendmahl ohne Privatmessen bestanden hat. Diesem öffentlichen und allgemein anerkannten Gebrauch stellt Ihr ein aus Afrika hergeholtes Beispiel von einer Privatmesse entgegen, mit der man irgendwo ein Gespenst vertrieben. Es ist glaublich, daß allmälig Beispiele dieses Gebrauchs, besonders bei barbarischen Völkern sich eingeschlichen haben. Aber mehr muß der öffentliche und allgemein bestätigte Gebrauch gelten. Nach und nach wurde auch die Erwähnung Verstorbener bei dem Abendmahle eingeführt; der griechische Kanon sagt, es werde dasselbe dargebracht für die Propheten und Apostel. Als Aeußerung der Dankbarkeit war das zu billigen; es geschah nicht zur Befreiung derselben von Strafen. Nachher entstand der Wahn von einer zueignenden Uebertragung, daß die Verstorbenen von den Strafen befreit würden; was jedoch dem Wesen des Sacraments widerstreitet, da es angeordnet ist, um in den **Lebenden** den Glauben zu erwecken; wie

Christus spricht: „Thut's zu Meinem Gedächtniß!“ Ueberdieß ist ein Gebet, welches das Zeugniß der Schrift nicht hat, anzuverlässig. Nirgends aber ist, weder in den Propheten noch in den Aposteln solch' ein Beispiel vorhanden.

Man stelle denn die alte Reinheit wieder her, damit das Volk die Kraft und den Nutzen des Sacraments recht verstehe, und bei dem Gebrauch desselben zu wahren Glaubensübungen angeleitet werde, daß es nicht ein falsches Vertrauen zu einem fremden Werke fasse, nicht abgeführt werde von der Erkenntniß der Wohlthaten Christi; damit es wisse, daß die, so es genießen, Glieder Christi werden, und daß dieser Genuß das Unterpfand ist, welches bezeugt, es werde uns wahrhaftig dargeboten, geschenkt, angeeignet um des Sohnes Gottes willen die im Evangelium verheißene Vergebung der Sünde. Der durch dieses Unterpfand erweckte Glaube aber soll sich stützen, nicht auf eigenes, oder des das Sacrament haltenden Priesters Werk, sondern auf den Mittler Christus; er soll an den Zorn Gottes gegen die Sünde, an das Opfer, an Christus; den Regierer und Beschützer der Kirche denken, Gott danken, bitten, daß der heilige Geist uns regieren und das Gemüth zu wahrem Gehorsam umlenken wolle. Diese hochwichtigen Sachen müssen bei dem Gebrauch des Sacraments den Leuten vorgehalten werden, da die Erkenntniß derselben ausgelöscht wird, wenn man das Vertrauen auf Verdienst und zueignende Uebertragung des Meßpfaffen nährt, und die Zueignung dieses von der Aneignung des Volkes unterscheidet, nach welcher ein Jeder durch den Glauben im Gebrauch des Sacraments und auf andere Weise Christum sich aneignet. Es ist aber der Wahn von der zueignenden Uebertragung des Meßpfaffen aus der Unbekanntschaft mit der Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens entstanden.

Ich habe jedoch über diese ganze Sache anderwärts ein Mehreres gesagt, auch haben die „Delecti“ gar nicht sich getraut, unumwunden zu sagen, was sie vertheidigen wollen, sondern führen Aussprüche von Schriftstellern der mittlern und spätern Zeit an. Auch ich berufe mich auf ältere Schriften, und wünschte gar sehr, daß die Schriftsteller verglichen, und ihre Zeugnisse nicht bloß gezählt, sondern gewogen würden! Ich weiß es, daß eine große Verschiedenheit Statt findet, und das Neuere ist in der Regel das Unreinere. Das jüngste Zeitalter redet vom Untergang des Brotes, und fragt, was die Maus fresse, welche geweihetes Brot benage? — Mit Widerwillen erwähne ich das, und schau-

dere, indem ich daran denke. Wo gibt's etwas Aehnliches in den Alten, im Epiphanius, Ambrosius, Augustinus? Wie weit vorsichtiger reden sie!

Es ist bei der Beurtheilung dieser Streitsache nicht sowohl Gelehrsamkeit, als vielmehr Glaube und Aufmerksamkeit nöthig; Jeder von gesundem Geiste sieht die unabweisbare Wahrheit der Behauptung ein, daß Sacramente Handlungen sind, die in einer bestimmten Weise geschehen, und daß außerhalb der angeordneten Handlung Nichts die Eigenschaft des Sacraments behält. Daher muß man, meines Erachtens, nicht sowohl die Unwissenheit, als vielmehr die Nachlässigkeit Jener rügen, welche in ihrem Irrwahne solche Mißbräuche entweder vermehrt haben, oder sie jetzt befestigen. Denn wenn sie ungeachtet der jetzt empfangenen Weisung dieselben doch verfechten, so sündigen sie mehr durch eine verdammliche Verkehrtheit, als durch Irrthum. Alle frommen Gemüther aber ermahne ich, die Entweihung des Abendmahls des Herrn zu fliehen, welche in den Privatmessen und jenem oben erwähnten persischen Gepränge verübt wird, und zu bedenken, daß es unser Aller höchste Pflicht ist, um welcher willen vorzüglich wir geschaffen und erlöst sind: Gott auf die rechte Weise anzurufen, eingedenk der Mahnung: „Fliehet die Abgötterei" (1. Kor. 10, 14.). Ich habe viel zu kurz und oberflächlich von dieser so wichtigen Sache geredet, und erinnere die „Delectos", daß sie sich hüten mögen, größere Kämpfe zu erwecken. Wenn sie ihrem Hasse und frevelem Muthwillen folgen, so regen sie neue Fragen an, deren Erörterung keineswegs zu ihrem Vortheile dienen wird.

Einige Male zeigen die „Delecti", daß auch sie eine Verbesserung der Kirche wünschen, und schieben die Schuld auf die Nachlässigkeit der Obern, und klagen, daß von denselben ihre dießfallsigen Absichten verhindert worden seien. Dieser schlaue Vorwand ist eine feine Wendung der öffentlichen Verhandlungssprache, wie Thucydides sagt, indem man mit einem guten Scheine schlechte Absichten verdeckt, wie es so oft in Staaten geschieht. Sie erheucheln Eifer für die Verbesserung der Kirche, da sie doch in der That die Nerven der Mißbräuche keineswegs erschüttern lassen, da sie die Anrufung der Todten, die Messe, den Cölibat, die Gelübde nicht berührt wissen wollen, ja sogar diejenigen noch verdammen, welche das Sacrament ungetheilt genießen. Steif und fest halten sie an den Irrthümern in der Lehre von der Buße und Gerechtigkeit. Was für eine Verbesserung wünschen

sie denn also? Das will ich sagen: Sie wollen, daß von den Bildern in den Kirchen der Staub abgekehrt, sie wollen, daß die alten verblichenen Gemälde an den Kirchenwänden aufgefrischt werden sollen. Und um auch Etwas dem delphischen Orakelspruche gemäß zu thun, wollen sie die cubischen Altäre verdoppelt wissen, damit sie ansehnlicher seien, und geben Gesetze gegen das Tragen langer Bärte und das Herplappern nicht verstandener Gebete. Das sind die wichtigen Punkte, in denen sie eine Verbesserung erheischen, und von welchen sie sich beklagen, von ihrem fürstlichen Oberhaupte abgehalten worden zu sein. Sie legen nur ihre gehässige Gesinnung und ihren Starrsinn an den Tag, und ziehen ungerechter Weise ihren Fürsten hinein, der schon so viele Jahre mit den achtungswerthesten Männern aus den höchsten Kirchenämtern, wie die „Delecti" gar wohl wissen, sich berathschlagt hat, wie man das Heil des Volks wahrhaft befördern, wie man die wahre Anrufung Gottes wieder herstellen möchte. Diese Absichten haben vorzugsweise Jene verhindert, welche eben so wenig das Licht der reinen Lehre, als eine ernste Untersuchung ihrer Sitten ertragen mögen. Nicht scheinbare Verbesserungen wollte der Fürst vorgeschlagen wissen, sondern solche, die den Glauben und die Sittlichkeit fördern sollten. Er sah die Unwissenheit, den Aberglauben des Volks, die Anbetung der Bilder, die Vernachlässigung der äußern Zucht; er sah, daß die Kirchen unwissenden Geistlichen anvertraut, und daß die Einkünfte von Abwesenden verschlungen wurden. Er sah, wie das Abendmahl auf vielfache Weise entweiht wurde; er sah, wie vergeblich man die verderbten Sitten der Geistlichen zu den Schranken der Kanones zurück zu rufen suche. Nicht einmal Ihr „Delecti" mochtet Euch das gefallen lassen. Darum war die Berathschlagung über eine so wichtige Angelegenheit, um heilsame Gegenmittel aufzusuchen, langwierig und saumselig. Ich wünsche aber, er möge das finden, was mit dem Evangelium Gottes übereinstimmt, welches die Richtschnur der kirchlichen Verwaltung ist. Denn welche Richtschnur stellt Ihr auf, die Ihr bis auf den heutigen Tag das widerrechtliche Gesetz vom Cölibat verfechtet, welches Ihr selbst als die Quelle vieler ungeheurer Verbrechen kennt, die auf eine gräuliche Weise das Mißfallen Gottes erregen, und nicht nur oft mit allgemeinem Ungemach bestraft werden, sondern auch der öffentlichen Sittlichkeit schaden?

Hier häuft Ihr eine Menge leere Kanones und noch leerere Gründe auf. Diesem Allen stell' ich die eine Regel entgegen:

Es müssen alle regierende Oberhäupter, vorzüglich kirchliche, darauf sehen, daß sie kein Gesetz geben, welches die wahre Anrufung Gottes verhindere. Nun ist aber bekannt, daß nur Wenige zum Cölibat sich eignen. Die Uebrigen fallen entweder in die Fesseln der allgemeinen Schwachheit, oder führen einen unglücklichen Kampf mit sich selbst. Durch die Befleckung ihres Gewissens gehindert, rufen solche Gott nicht an, sondern fliehen Ihn. So stürzen denn Viele in epikuräische Gottesverachtung, oder unterliegen der Verzweiflung. Daher hat dieses Gesetz schon so viele Jahrhunderte unzählige Scharen von Selen von Gott entfernt, und in das ewige Verderben gejagt. O der eisernen Herzen aller Derer, so das Regiment führen, wenn sie diese so großen Uebel nicht beherzigen, wenn das Verderben so vieler Selen sie nicht rührt, wenn sie es nicht als ein großes Verbrechen erachten, die wahre Anrufung zu verhindern; wenn sie nicht bedenken, daß der Kirche fromme und wohlunterrichtete, verehelichte Geistliche weit heilsamer, als solche leichtsinnige und unwissende Ehelose sind! Ihr wißt es aber selbst, daß an vielen Orten Geistliche fehlen; Ihr wißt, daß schon seit zwanzig Jahren viele gute Köpfe, welche dem Evangelium hätten treffliche Dienste leisten können, wegen der Fesseln des Cölibats dem evangelischen Lehramte sich nicht gewidmet haben.

Ich erinnere mich, daß zu Regensburg ein Bischof dem (päpstlichen Legaten) Contarenus vorstellte, man müsse nothwendig den Geistlichen die Ehe frei geben, weil sonst die Kirche keine Geistlichen haben würde, und schon viele Kirchen ständen verlassen ohne Geistliche. Darauf erwiederte Contarenus verwundert, dieser Sache könnte er abhelfen, weil Italien Ueberfluß an Mönchen hätte, welche der Papst den leeren Kirchen senden würde. Jener fragte: Was werden sie aber thun, wenn sie unsre Sprache nicht verstehen? Sie werden, erwiederte Contarenus, nach der allgemeinen Weise opfern. Dagegen antwortete bescheiden der Bischof, es sei ein wesentliches Bedürfniß, daß das Volk belehrt und durch Kenntniß des Evangeliums die Frömmigkeit genährt werde; das äußere Gepränge des Ceremonieenwesens reiche nicht hin. — Da es nun so viele wichtige Gründe gibt, die Euch Allen gar wohl bekannt sind, welche gegen die Verbietung der Ehe sprechen, so zweifle ich nicht, daß Viele diese Schmähung der Ehe in Eurer Schrift mit tiefster Betrübniß lesen werden. Es gibt eine so klare Wahrheit, daß ein Nichtwissen gar nicht Statt finden kann, sondern daß man die Unverschämtheit eines

Widerspruchs mit Knütteln züchtigen möchte; so, wenn die Akademiker sich erkühnten, die geometrischen Grundsätze wankend zu machen. Gleicherweise, da alle Menschen von gesundem Verstande wissen, welch' eine Schmach für die Kirche das Eheverbot ist, gehört die größte Unverschämtheit dazu, dasselbe zu vertheidigen. Aber Paulus redet von dieser Sache scharf genug, wenn er die Verhinderung der Ehe eine teuflische Lehre nennt. Ihr aber vertheidigt sie nicht nur, sondern fügt auch possenhafte, schmuzige Ausdrücke und viele Lästerungen hinzu. Es gibt jetzt in Teutschland 10,000 Geistliche, welche Ehegatten sind und viele Kinder haben, und es ist kein Zweifel, daß viele ehrbare Frauen in dieser Verbindung Gott in wahrer Frömmigkeit verehren, und Erben des ewigen Lebens sind. Diese Alle nennt Eck in seiner letzten Schrift Huren, und um witzig zu erscheinen, wiederholt er in jenem seinem Schwanenliede diese Schmähung fast auf jeder Seite. Mochte auch Eck diese Sache nicht gut heißen, so forderte es doch die Humanität, diesem Geschlechte Schonung zu bezeigen. Wie viel bescheidener Augustinus, der, obgleich er das Gelübde nicht aufgelöst wissen wollte, dennoch der Meinung war, daß die nach dem Gelübde geschlossenen Ehen für giltig zu halten seien; denn es erkannte dieser weise Mann, daß man auf das Weib Rücksicht nehmen müsse, und sprach vom Gelübde los, um die Rechte des Weibes nicht zu kränken. Auch die alten Kanones verwerfen die erste und zweite Ehe nicht; sie entsetzen nur des kirchlichen Amtes die, welche lieber in der Ehe leben wollten, und billigen jenes Lebensverhältniß. Eck aber verdammt mit unflätigem Munde die Ehe selbst, und so viele ehrbare fromme Hausfrauen nennt er Huren.

Ja wahrlich, ich glaube, daß es in ganz Deutschland keinen billig denkenden Mann gibt, der, möcht' er auch unsrer Sache feind sein, nicht urtheilen würde, diese Eckische Wuth habe bürgerliche Ahndung verdient. Ihr ahmt ihn jetzt nach, indem Ihr die Ehe wer weiß wie oft Blutschande, und einen verbrecherischen Umgang nennt, und andere schmähsüchtige Benennungen und Ausdrücke des Plautus hinzufügt, die ich nicht wiederholen will. Mag man diese schönen Sachen in Euren Büchern lesen, denn ich bin nicht gesonnen, mit Euch in schmuziger unflätiger Rede zu wetteifern, obgleich die Sitten Einiger von Euch Stoff genug dazu bieten. Ich bitte aber eine weise Obrigkeit, dieser Eurer Frechheit Schranken zu setzen, und sollte sie diese Bitte nicht beachten, so will ich doch Euch ermahnet haben, daß Ihr die Gei-

ster so vieler Jünglinge, welche schon aus diesen Ehen entsprossen sind, nicht verachten mögt. Je edelsinniger Einer ist, desto mehr verletzt ihn die Beschimpfung seiner Mutter.

Ich zweifle aber nicht, daß die Familien unsrer Geistlichen, welche das Evangelium wahr und treulich lehren, und um Christus willen großes Ungemach ertragen, der Fürsorge Gottes empfohlen sind. Es gibt unter ihnen Einige, die in der That mit nicht undeutlichen göttlichen Zeugnissen geschmückt sind, und die ich namentlich aufführen könnte. Darum wird Gott ihre Nachkommen in Schutz nehmen, und ihren Söhnen Zutritt zu öffentlichen Aemtern eröffnen, wo sie, Ihr dürft' es glauben, solche Schmach nicht vergessen werden. Und damit sie dieselbe nicht vergessen, müssen sie von vielen wackern Männern aufmerksam gemacht werden, welche sie schon jetzt mit tüchtiger Gelehrsamkeit ausrüsten, damit sie sowohl dem Staate treulich dienen, als auch Eure Tyrannei stürzen können. Zuletzt wird doch die Wahrheit, wie lange sie auch unterdrückt werde, durch die gegenwärtigen Schwierigkeiten sich hindurch ringen, und Eure Heuchelei, Eure Lästerungen und Fälschungen zu Nichte machen.

D. Bucer hat sich zu einer freundlichen Disputation und Vergleichung der Lehre erboten, und ich tadle seine Absicht keineswegs. Aber was fruchtet es, mit solchen zu disputiren, welche, selbst wenn sie wissen, daß sie eine schlechte Sache vertheidigen, doch der Gaukelkünste kein Ende machen, damit nur ihre Sache nicht unterliegend erscheine. Drum wollt' ich keine langen Widerlegungen anstellen; denn was nützt es, solche Seichtigkeiten zu widerlegen? Heut' zu Tage wird Keinem gegen seinen Willen der Zwang aufgelegt, weil Keiner gegen seinen Willen den geistlichen Stand wählt. Solche Sachen passen für den Pseudolus*) in der Komödie! Ihr gebt vor, es sei eine willkürliche Beschwerung. Gilt deßwegen ein abergläubiges Gesetz, das der größern Anzahl unmöglich ist, die wahre Anrufung verhindert und für einen großen Theil der Ehelosen verderblich ist? Keiner nimmt gegen seinen Willen von einem Wucherer Geld auf; war deßhalb das Gesetz, welches den Wucher billigte, gerecht? Wie kann man ferner von denen, welche ihr Leben um Geld von Mördern erkaufen, sagen, daß sie ihren Willen haben? Auf diese Weise schrecken sie viele fromme gelehrte Leute vom Predigtamte ab. Daher ist's äußerst ungerecht, daß einem unentbehrlichen Stande

*) Ein verschmitzter Sclav in Plautus Komödien.

eine so gefährliche Beschwerung aufgelegt wird. Sie mögen, sprechen sie, ihr Fleisch zähmen! — Warum zähmen sie selbst das Fleisch nicht?

Möchten sie es nur glauben, daß Gott durch Unreinigkeit, und Brunst der Sele und des Leibes wahrhaft erzürnt wird. Möchten sie zu der Erkenntniß kommen, welch' eine herrliche gottgefällige Tugend die Keuschheit ist! Obgleich die menschliche Natur in dieser Schwachheit zu Fehlern geneigt ist, so gibt's doch Stufen in dieser Hinsicht. So lange das körperliche Wachsthum dauert, und vor der Reife der Mannbarkeit ist die Natur biegsam und zart, so daß ihr der eheliche Umgang noch nicht Bedürfniß ist. Deßhalb kann in diesem Alter, wenn nur einigermaßen Wachsamkeit und fromme Uebungen Statt finden, die Reinheit gar wohl bewahrt werden. Das soll die Jugend wissen, damit sie mit größerer Sorgfalt ihren sittlichen Zustand im Auge habe, und nicht durch die Vorstellung der Schwierigkeit in strenger Wachsamkeit nachlasse.

Viele verstrickt der Teufel in mannichfache Laster, welche die noch zarte Natur verabscheut. Vor solchen Fallstricken des Teufels und schlechter Gesellschaft lerne die Jugend sich hüten, und bedenke, daß der Teufel ein langes Gewebe anzeddelt. Sind sie einmal verstrickt, dann folgen wiederholter Fall und harte Strafen in diesem und jenem Leben; denn nicht trügt die Gottesstimme, welche spricht: „Hurer und Ehebrecher wird Gott richten!" (Hebr. 13, 4.)

Später kann der Mensch in seiner Kraftfülle und männlichen Reife seine Kräfte mehr erproben. Hat er die Gabe, bei einiger Strenge die körperliche Reinigkeit treulich zu bewahren, so thut er wohl, wenn er über diese Gabe wacht. Reicht aber solche mäßige Strenge nicht aus, dann ist's Gottes Befehl, sich der Ehe zu bedienen, wie sie von Gott verordnet ist, um in diesem Stande einen reinen Wandel zu führen. Es ist demnach auch der eheliche Umgang, in so fern er mit jener Reinigkeit verbunden ist, Keuschheit, weil dadurch die von Gott festgestellte Naturordnung erhalten wird, der da wollte, daß Mann und Weib nicht nur nach bestimmtem Gesetze eine Verbindung eingehen, sondern auch, daß die also Verbundenen nicht durch unstäte, ungeregelte Lust, noch auf andere Weise sich beflecken sollten. Und es können allerdings fromme Menschen, welche mit dieser Gesinnung im Ehestande leben, die Reinheit des Gewissens bewahren, und Gott anrufen. Im Paulus findet sich das ausdrückliche

Gebot: „Um der Vermeidung der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein Weib.“ Ferner: „Irret nicht; weder die Hurer noch die Ehebrecher werden das Reich Gottes besitzen!“ Diese kräftigen Worte stellen wir den abergläubischen Kanones entgegen, welche die Ehe verhindern.

Wenn aber die Menschen durch Verachtung dieses von Gott verordneten Mittels in Lüste stürzen, behalten sie weder die Reinheit des Gewissens, noch können sie Gott anrufen. Es folgt dann entweder epikuräische Gottesverachtung oder Verzweiflung, und die Umstände bezeugen, daß ein gar großer Theil der Pfaffen in solcher epikuräischen Gottesverachtung ihren ganzen Lebenslauf zubringen. Wer das wirklich für Uebel hält, der möge das Cölibatsgesetz verwünschen!

Aber, sagt Ihr, durch Zähmung des Fleisches kann sie wohl bewahrt werden! Wohl ist's denkbar, daß einige üppig ausgestattete Menschen, selbst in der Zeit der Mannbarkeit, jedoch unter Beschäftigung mit schweren ernsten Sorgen, so lange sie eben beschäftigt sind, die Reinigkeit bewahren, wie Augustin, der, obgleich er in seiner Jugend ausschweifend gelebt hatte, doch später, während seiner heftigen Streitigkeiten mit Ketzern, und als ihn sein kirchliches Amt unablässig mit Sorgen beschäftigte, solche Flammen leichter dämpfte. Und dennoch lesen wir von vielen solcher Männer Klagen. Es gibt noch andere, ruhiger Lebende, welche, obgleich sie mit sich ringen, dennoch die Reinigkeit des Leibes nicht bewahren, wie Gerson in einer Stelle sagt. Das ist nicht Keuschheit, sondern eine mit göttlicher Ordnung im Widerspruch stehende Lebensweise. Auch verwunden solche unordentliche Triebe die Gewissen oft, und hindern die Anrufung Gottes. Weßhalb Paulus sagt: „Es ist besser ehelich werden, als brennen.“

Es wolle daher in dieser Streitsache ein frommes Gemüth zuerst das göttliche Gebot bedenken, welches Keuschheit, d. h. Reinigkeit der Sele und des Leibes fordert, und die schrecklichen Drohungen und Strafen erwägen, in welchen Gott seinen Zorn gegen Befleckungen des Leibes kund thut. Die Geschichten sind ja bekannt. Unter den Ursachen der Sündfluth wird die Wollust angegeben. Aus eben diesem Grunde wurde später Sodom verwüstet, wurden 24,000 Menschen in der Wüste getödtet, und die Obersten des Volks aufgehangen (4. Mos. 25.). Der Stamm Benjamin ward wegen der geschändeten Gattin des Leviten fast gänzlich vertilgt (Richt. 20.); David ward wegen seines Ehebruchs vom Throne gestürzt. Als die zwei vorzüglichsten Ursachen

der Zerstörung Jerusalems werden von Jeremias Abgötterei und Wollustsünden genannt. Wegen derselben Ursachen sind auch die andern Reiche auf der ganzen Erde durch vielfache Unruhen erschüttert und verändert worden. Wegen der geraubten Helena ward Troja zerstört; wegen der Schändung der Lukretia wurden die Könige aus Rom vertrieben. Die ägyptischen Könige wurden wegen vielfacher Lüste vertilgt. Endlich, warum haben die Türken Asien, Griechenland, Illyrien, Pannonien unterjocht? Es ist kein Zweifel, daß durch diese traurige Knechtschaft vorzüglich die Entweihung des Abendmahls des Herrn und die Wollust bestraft werden.

Darum wollen wir durch die Betrachtung des göttlichen Gebots und der gedroheten Strafen zur Keuschheit uns erwecken, und aus göttlichen Zeugnissen, nicht aus alten verlegenen Kanones lernen, was wahre Keuschheit sei. Wem die Gabe zu Theil geworden, der bewahre sie sorgsam, wer aber die Reinigkeit des Körpers außer dem Ehestande nicht bewahren kann, der nehme ein Weib, zu Folge des göttlichen Gesetzes, damit er in diesem Lebensverhältniß keusch und züchtig lebe, und wisse, daß die Menschennatur mit dieser Einrichtung geschaffen worden, daß in beiden Geschlechtern eine wechselseitige innige Liebe Statt finden, und daß das männliche die Pflicht der Beschützung und Unterhaltung des andern Theiles des menschlichen Geschlechtes übernehmen soll. Ferner wisse er auch, daß gerade dieses Lebensverhältniß eine wichtige Uebungsschule ist, weil die mütterlichen Mühen und Beschwerden bei der Geburt und Erziehung der Kleinen dem Manne vielfache häusliche Sorgen verursachen, in welchen Gott will, daß die Uebungen des Glaubens und der Liebe leuchten sollen. Aber nicht in häusliche Sorgen allein, auch in politische wird der Ehemann verwickelt; um seiner schwachen Familie willen fühlt er mehr das Bedürfniß allgemeinen Friedens, und eines mäßigen Wohlstandes für die Nachkommen. Wiewohl wir nun sehen, daß auch einige Ehelose, wie der Täufer, Christus, Paulus und Andere von der Sorge für derlei Dinge berührt werden, so sind doch solche edle Regungen nicht bei dem großen Haufen der Ehelosen gewöhnlich, weil dieser frei und ledig lebt, nicht um die Last öffentlicher Sorgen auf sich zu nehmen, sondern um Gefahren und Beschwerlichkeiten zu umgehen. „Weib und Kinder", sagt Euripides, „sind für den Mann eine schwere Herrschaft!" Und wahr ist's, der Ehestand ist eine schwierige Knechtschaft, aber Gott wohlgefällig, wenn das Gemüth sie auf die rechte Weise trägt,

Anrufung übt, und den Gedanken festhält, daß die Zeugung also von Gott angeordnet ist, damit vermittelst derselben Menschen hervorgebracht werden, die Gott in der ewigen Kirche preisen sollen, und daß es Ihm zuwider ist, wenn dieses wunderbare Werk der Zeugung gemißbraucht wird, wie Ehelose auf eine furchtbare Weise dasselbe mißbrauchen. Auch die übrigen Pflichten, die Familie, Staat und Kirche erheischen, übernimmt der Gatte; denn als Erbschaft soll er den Kindern auch einen ehrenvollen Zustand des Staates und Reinheit der Kirche hinterlassen.

Solcher Gatten sind sehr Viele gewesen, im israelitischen Volke nicht nur, sondern auch alte Bischöfe. Ihr wißt, daß Gregor von Nazianz der Sohn eines Bischofs gewesen ist. Derselbe erzählt, indem er die Ehe seiner Aeltern rühmt, seine Mutter habe eine so ausgezeichnete Bildung und Frömmigkeit besessen, daß sie den Glauben seines Vaters durch trauliche Mittheilung und Unterhaltung mit ihm oftmals aufgerichtet und gestärkt habe; ferner sagt er, sie habe nicht nur in ihrem häuslichen Verhältnisse die Sorgen des Vaters gemildert, sondern ihr würdevoller Charakter habe auch die öffentliche Eintracht sehr befördert, indem sie in der Gesellschaft der Frauen großen Einfluß besessen. Solcher Presbyterenfamilien hat es Anfangs viele gegeben, und auch in unsrer Zeit kenn' ich viele, deren Beispiel für ganze Städte erbaulich ist.

Nachdem nun der Begriff der Keuschheit festgestellt worden, kehr' ich zu der Widerlegung der Lästerungen zurück, die in der Schrift der „Delectorum" sich finden. Christus, sprechen sie, ermahnt zur Enthaltsamkeit; Bucer mahnt ab davon. Wem von Beiden soll man folgen? Und solcher Einwürfe häufen sie viele, um den Ungelehrten ein Blendwerk vorzumachen. Die wahre und feste Antwort ist: Christus ermahnt die, so zum ehelosen Leben geschickt sind, solche Gabe wohl zu bewahren. Derselbe Christus empfiehlt denen, so außerhalb der Ehe die Reinigkeit nicht bewahren mögen, daß sie im Ehestande einen reinen Wandel führen sollen. Und von diesen redet auch Bucer ganz in Gemäßheit des paulinischen Ausspruchs: „Um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigenes Weib;" — „es ist besser freien, denn Brunst leiden." — „Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret." (1 Kor. 7, 2. 9. 32.) Oder meint Ihr, Paulus rede da von dem unreinen Ehelosen, der in schändliche Wollust stürzt, oder mit seiner üppigen Natur einen unglücklichen Kampf kämpft? Wie mögen solche Ehelose, da sie Gott nicht anrufen können, für das Göttliche Sorge tragen? Ein Eheloser, der die Gabe

hat, und seinem Kämpferberuf ganz hingegeben ist, wie der Täufer, Paulus, Athanasius, ist freier und unbefangener bei allen unerwarteten Begegnissen, die ihm in einer so schwierigen Berufsverwaltung entgegen treten. Aber diese heroische Stufe ist nicht allgewöhnlich. Darum sollen die übrigen fruchtbaren Naturen in ihrer Mittelmäßigkeit getreulich dem Gebote gehorchen. Und mögen sie auch durch häusliche Sorgen und Mühseligkeiten mit Weib und Kindern abgezogen werden, sie bewahren doch das Wesentliche, nämlich ein gutes Gewissen, so daß sie Gott anrufen können. Das ist's, was wahre Selenruhe hervorbringt. Unreine Ehelose hingegen verlieren dieses hohe Gut, und werden von Gott gänzlich getrennt; und welche innere Glut, welche Zerrüttungen, welches Verderbniß darauf folgt, ist bekannt.

Wir vertheidigen die Ehe der Geistlichen in der Absicht, damit die Geistlichen mit einem guten Gewissen Gott dienen können. Warum verfechtet Ihr aber den Cölibat? Haltet Ihr denn alle Menschen auf der ganzen Erde für so gar dumm, daß Niemand den Grund davon merken, Niemand denselben muthmaßen sollte? Verfechtet Ihr ihn etwa deßhalb, damit das Leben keuscher sei? Es ist aber bekannt, wie die Sitten der größern Menge beschaffen sind! Oder etwa, weil bei der Jungfräulichkeit die Anrufung weniger verhindert ist? Im Gegentheil, je mehr Einer weiß, was die Anrufung erfordert, um so mehr wünscht er die Wegnahme dieser Bürde. Oder vielleicht, damit sie geschickter sein sollen, die Kirchen zu belehren? Wie viele sind ihrer aber, welche lehren? Der einzig wahre Grund, warum man den Cölibat vertheidigt, ist, damit das Kirchengut vortheilhafter verwaltet, und das Ansehen des geistlichen Standes aufrecht erhalten werde. Aus diesem Grunde, der in der Kirche durchaus nicht hätte dürfen Geltung haben, wird von den mächtigen Obern dieses ruchlose Gesetz vertheidigt, und viele fromme Priester sind um deßwillen gemordet worden. Das wissen die „Delecti" recht wohl, und dennoch geben sie sich den Schein, als nähmen sie um der Frömmigkeit willen den Cölibat und die Gelübde (der Keuschheit) in Schutz, und wissen, daß dieß nicht durch redliche Gründe, sondern durch ungerechten Zwang und Grausamkeit vertheidigt wird.

Ich weiß recht gut, daß man uns die Fabel entgegen setzt, welche Aristoteles erzählt (Polit. III.): daß, wie einst die Hasen, als sie dem Löwen Gesetze geben wollten, zerfleischt wurden, so auch wir den Mächtigen umsonst predigten, und uns nur

Unannehmlichkeiten zuzögen. Ihr könnt, sprechen sie, die höhern Stände nicht zwingen, ein längst bestehendes Gesetz abzuschaffen. Was schreit ihr vergeblich gegen den Staat? Das sind aber kirchliche Streitigkeiten, und sollten sie auch durch menschliche Beschlüsse nicht geendigt werden, so sind sie doch nicht unnütz. Die Priester und Vornehmen verlachten den Jeremias, den Täufer, Christum, die Apostel, bis durch die Zerstörung Jerusalems der Streit von Gott geendigt ward. Inzwischen hatten doch jene Lehrer eine Kirche gesammelt. Eben so ist auch unsre Bemühung nicht ganz vergeblich. Können wir auch nicht die Mächtigen umlenken, so wird doch hin und wieder ein Einzelner gewonnen, den Aberglauben und die Unzucht zu fliehen und zu verabscheuen. In der Kirche muß die Wahrheit ausgesprochen werden, und sollte auch die Erde zu Grunde gehen. Zu der Zeit, als in Sodom und den umliegenden Städten das äußerste Sittenverderbniß herrschte, lebten in der Nachbarschaft zwei Männer, Sem und Abraham, welche in ihren Predigten das Laster muthig rügten. Sem hatte seine Wohnung fast im Angesicht der Stadt Sodom, in Salem, welches nicht weiter als 8 Meilen *) von Sodom entfernt war. Dieser Mann nun hatte die Welt vor der Sündfluth gesehen, hatte die früheste Geschichte des Menschengeschlechts von den zuverlässigsten Zeugen überkommen, hatte die Kirche seit der Sündfluth schon 400 Jahre verwaltet, war durch Weisheit, Tugend und Alter vor allen Menschen seiner Zeit gleich ausgezeichnet. Aber auch Abraham, der nach ihm lebte, hatte der Stadt eine ungemeine Wohlthat erzeigt, daß er das feindliche Heer geschlagen, die gefangenen Bürger wieder geholt und wohl behalten in das Vaterland zurück geführt hatte. Die Fürsten jener Städte aber ließen sich weder durch das Ansehen, noch durch die Stimme dieser so ausgezeichneten Männer bewegen. Was Wunder nun, wenn unsre arme Predigt nun verlacht wird, die wir ja in Wahrheit, wie Christus spricht, eine kleine schwache Herde sind? Dennoch aber weiß ich, daß diese schwache Herde der Fürsorge Gottes empfohlen ist, und unsre Mühen werden nicht vergeblich sein. Es gibt viele redliche Gemüther, welche im Lichte des Evangelium die wahre Anrufung lernen, und Aberglauben und falschen Gottesdienst fliehen. Es ist verdrießlich, länger bei dieser Verhandlung sich aufzuhalten, denn obgleich die Bedeutung der Ehe ein sehr würdiger Gegenstand ist, so ist doch

*) — römische, = $\frac{1}{2}$ Stunde.

dieser Streit um so unangenehmer, weil weder die Gegner, noch die „Delecti" in dieser Sache offen heraus sagen, was ihre Meinung ist. Mit dem Vorwande der Frömmigkeit vertheidigen sie den Cölibat und die Gelübde, ungeachtet sie wissen, daß diese Form ihrer Verfassung nur beibehalten wird, weil sie zur Verwaltung des Kirchenguts und zur Erhaltung des geistlichen Ansehens dienlicher ist. Ich endige daher diese Disputation, jedoch also, daß ich die, welche Gott wahrhaft zu verehren und ihr Heil zu berathen wünschen, ermahne, jene ruchlosen Fesseln zu fliehen. In Ansehung der Gelübde bedarf es auch nicht vieler Worte. In den Klöstern geschehen gräuliche Entweihungen der Messen, Anrufung Verstorbener, und vielfacher anderer Aberglaube wird da geübt. Das sind hinlänglich einleuchtende Gründe, welche die Gelübde auflösen, und die, so an diese Lebensweise gebunden sind, entbinden. Denn es ist eine wahre Regel: ein Gelübde dürfe nicht ein Band zur Sünde sein. Wenigstens darf es den Menschen nicht zu abergläubiger Gottesverehrung verbinden. Drum ist das Gesetz Jovinians nicht auf diese Zeit anzuwenden, welches von solchen Jungfrauenvereinen redet, in denen noch nicht die fehlerhaften Gottesdienste Statt fanden, die jetzt vertheidigt werden. Dasselbe Gesetz verbot auch das Entführen, welches Julian aus Haß gegen das Christenthum erlaubt hatte. Aber Ihr habt das Allergehässigste, was Ihr nur immer auf Papier dargestellt gefunden, und was auf irgend eine Weise gegen die Unsrigen gekehrt werden kann, in diese Eure Schrift zusammen getragen, um die wahre, allen Frommen heilsame Lehre durch Gaukelkünste aller Art niederzudrücken, und Eure Tyrannei zu befestigen. Schon viele Jahrhunderte haben die in den Klöstern Eingeschlossenen beiderlei Geschlechts gerechte und dringende Gründe, das mit vielen fehlerhaften gottesdienstlichen Gebräuchen befleckte Klosterleben zu verlassen; denn es ist ein unwandelbares Gesetz: „Fliehet die Abgötterei!"

Ich will meine Meinung offen sagen. Mit großem Schmerz hab' ich jene abscheulichen Ausdrücke gelesen, wo die „Delecti" die Ehen frommer Menschen blutschänderisch, gotteslästerlich, verbrecherisch nennen. Das ist eine entsetzliche Rede, und solche Beschuldigung geht alle unsre Fürsten und Staaten an. Denn wäre die Ehe ein blutschänderischer Umgang, so verdiente sie in nicht geringerem Grade gesetzliche Strafe, als der Mord. Denn eine blutschänderische Verbindung ist ein schweres Verbrechen, und wird oft durch öffentliche Plagen geahndet, wovon die Geschichte

Thebens und Aegyptens Beweis gibt. O wollten doch die „Delecti", welche in nicht geringem Maße die Kirche beflecken, ihre eigenen Sitten betrachten! Sie würden mit mehr Achtung von frommen Menschen und von unsern Städten reden!

Bucer hat dem gefahrvollen ehelosen Leben einen frommen Ehestand vorgezogen. Er hat eine achtbare Jungfrau, Elisabeth, geheirathet, welche, nachdem sie aus dem Evangelium gelernt hatte, daß man die Abgötterei fliehen müsse, aus eigenem Antrieb den klösterlichen Aberglauben verlassen, die Anbetung der Heiligenbilder, die Anrufung Verstorbener, die Entweihung des heiligen Abendmahls gemieden hat. Sie hat daher, einem Manne anvertraut, also gelebt, daß ihre Frömmigkeit, Züchtigkeit, und ihre in allen ihren Aeußerungen sich aussprechende Bescheidenheit für Viele ein gutes Beispiel gewesen. Dreizehn Mal hat sie geboren, und nicht geringe Mühseligkeiten des mütterlichen Berufs getragen; hat mit großer Sorglichkeit ihr Hauswesen geleitet, ihre Töchter unterrichtet, und gegen arme Frauen sich dienstfertig bewiesen. Sie hätte nebst ihrer Familie der in Straßburg wüthenden Pest entgehen können, wenn sie nicht hätte lieber die Gefahren ihres Gatten theilen wollen, der seinen Posten nicht verlassen wollte. Da sie nun die Ansteckung nicht vermeiden konnte, wurde sie von der Seuche niedergeworfen und starb, nachdem sie sich zuvor im Vertrauen auf den Mittler, mit frommer Zuversicht Gott übergeben hatte.

Achtet Ihr es denn nicht für Verbrechen, daß Ihr solche achtbare, sowohl lebende, als verstorbene Frauen, die Christi Glieder sind, lästert und verdammt? Häuft aus den Kanones so viele Beweise, als Ihr wollt, zusammen; dennoch wird die gesammte Kirche bekennen, daß man die Abgötterei fliehen müsse. Es sind also nicht blutschänderische, nicht gotteslästerliche, nicht verbrecherische Ehen, welche, mit Absagung der gottlosen klösterlichen Knechtschaft, dem Evangelium gemäß geschlossen werden, damit Gott mit reinem Gewissen angerufen werden könne!

Doch ein größeres, und wie die „Delecti" schreien, gänzlich unversöhnliches Verbrechen ist noch übrig. Nach dem Tode seiner Gattin hat Bucer sich zum zweiten Male verehelicht. Hier meinen sie ihn in einem unauflöslichen Netze der Kanones verstrickt zu halten; hier meinen sie, daß er im Stiere des Phalaris braten müsse! Ich will ganz ohne schlaue Künste zu Werke gehen. Nirgends verdammen die alten Kanones eine solche Ehe; sie entfernen nur den vom Amte, der zum zweiten Mal ehelicht. In

Eurer Schrift wird die fromme Gemeinschaft zwischen Ehegatten verdammt. — Da es aber in unsrer Zeit wenige geschickte Lehrer gibt, so muß jenem Kanon der Vortheil der Kirche vorangestellt werden. Doch abgesehen davon, warum stellt Ihr uns so oft die Verordnungen der Kanones entgegen, da Eure Sitten sowohl im öffentlichen als im Privatleben mit dem ganzen Geiste der Kanones, die mit dem göttlichen Rechte übereinstimmen, zum großen Theile in Widerspruch stehen! Doch auch das ist die gewöhnliche Art der Heuchler, Mücken zu seihen und Kamele zu verschlingen!

Aber Paulus befiehlt ja doch, der Bischof solle Eines Weibes Mann sein! (1. Tim. 3, 2.) Ganz richtig. Auch wer nach dem Tode der ersten Gattin zum zweiten Mal heirathet, ist Eines Weibes Mann. Und daß dieß die Meinung des Paulus ist, zeigen die alten Kanones. Obwohl aber die spätere Zeit den Paulus härter gedeutet hat, so ist doch gewiß, daß er frommen Lehrern gewiß nicht habe wollen gefährliche Fesseln anlegen. Er wußte, daß die Kirche fromme und gelehrte Diener nöthig habe; er wußte, daß man verhüten müsse, daß die Anrufung Gottes nicht verhindert werde. Darum gestattet er ausdrücklich, keusche Ehemänner zu wählen.

Ihr, die Ihr am Steuer der Kirche sitzt, solltet ganz vorzüglich das Amt des Evangelium fördern und schmücken, sowohl um die Ehre Gottes zu verherrlichen, als auch um für das Beste des Volks zu sorgen. Ihr wisset, daß dieß die eigenthümliche Obliegenheit der obern Geistlichkeit ist. Aber was thut Ihr? — Der größte Theil Derer, welche die Kirche auf den höchsten Posten gehoben hat, entzieht sich dem Lehramte ganz. An vielen Orten fehlt es an Geistlichen; die Einkünfte genießen unterdeß müßige Kanoniker. Sodann streichen Mönche, in der Absicht zu lehren, umher, welche entweder vom Evangelium Nichts wissen, oder den Bestrebungen Anderer dienend, den Aberglauben und Götzendienst befestigen. Worein indeß vom Volke die Religion gesetzt wird, das zeigen Eure Gotteshäuser selbst; wie verschiedene Heiligenbilder gibt's in denselben! Hier wird Anna verehrt, dort Maria, an einem andern Orte Servatius, von dessen Hals ein Beutel herab hängt, weil man glaubt, er bewahre denen, von welchen er verehrt wird, das Geld; Ihr seht ja unzählige solcher Bilder, zumal in diesen Orten! Zu diesen Bildern zieht das Volk in großen Scharen; solche Ceremonieen hält es für Religion. Ueber die wahre Anrufung, über Christus, über die

wahren Pflichten der Frömmigkeit, über die Kirchenzucht herrscht Schweigen! Inzwischen vernachlässigt Ihr nicht nur die Pflicht der evangelischen Predigt, sondern sucht sogar durch Vorschützung eines veralteten Kanons, in Ansehung dessen, der nach dem Tode seiner ersten Gattin, fromm und ehrbar eine andere ehelicht, und also Eines Weibes Mann ist, wackere und segensreich wirkende Lehrer zu verbannen.

Doch was streite ich, da Ihr durchaus in keiner Sache aufrichtig zu Werke geht? Nicht jenen alten Kanon verfechtet Ihr, sondern habt nur einen Vorwand gesucht, um auf irgend eine Weise Dr. Bucer in die Enge zu treiben. Ihr scheuet das Licht des Evangelium, und sucht die Irrthümer und den Aberglauben des Volks zu befestigen, auf daß, um nichts Schlimmeres zu sagen, Eure Ruhe nicht gestört werde! Ich habe zu Anfang gesagt, daß ich auf einige Punkte, theils zur Belehrung des Lesers, theils um unsern festen Widerspruch gegen die Cölnische Schrift zu beurkunden, kürzlich antworten wolle. Denn solche heftige Schmähungen durfte man doch nicht mit Stillschweigen hinnehmen. Ich übergehe daher absichtlich die großen Kehrhaufen von gehässigen Beschuldigungen, welche das Buch der „Delectorum“ allenthalben her zusammen scharrt, und bitte jeden rechtschaffenen Leser, unsre Kirchen, oder die Gesinnung unsrer Lehrer, und unsre Lehre selbst nicht etwa nach der schmähsüchtigen Cölner Schrift, sondern nach Zeugnissen des Alterthums zu beurtheilen. Was ich für meine Person in Ansehung der einzelnen Artikel der Kirchenlehre bekenne, das hab' ich in meinen Schriften freimüthig, schlicht, und ohne sophistische Irrgänge aus einander gesetzt. Ich weiß, daß dieß die gemeinsame Lehre unsrer Kirchen ist, und zweifle nicht, daß dieser ganze Lehrbegriff, der in unsern Kirchen verkündigt wird, sei wahrhaftig die Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche Gottes bis auf ihren Ursprung zurück. Lieber möge die Erde vor mir bersten, und der Aetna mich verschütten, als daß ich jene Verfälschungen der himmlischen Lehre rechtfertigen, oder mit der Kirche Gottes im Widerstreit sein sollte, in welcher ich wünsche, als in der ewigen Schule nach diesem Leben auch den Sohn Gottes, die Patriarchen, die Propheten und Apostel zu schauen, und ihren Unterricht und Umgang zu genießen. Diese künftige Schule steht im Geiste vor meinen Blicken, so oft ich in unsre Schulen eintrete, und nimmer möcht' ich mein Urtheil von jenen erhabenen Lehrern trennen. Da ich auch Bucern in Bonn gehört habe, so bezeuge ich ihm, daß er die

Hauptsumma der christlichen Lehre in ihrem ganzen Umfange, rein und treulich gelehrt hat.

Da er zu diesem hochheiligen Amte nach wohl erwogener Entschließung des Erzbischofs und Fürsten berufen worden, und im Lehren eine solche Treue, Sorgfalt und Mäßigung bewährt, die eines frommen Lehrers würdig ist, so macht Ihr ihm mit Unrecht seine Berufung zum Vorwurf. Es ist nicht zu läugnen, daß von Euch die Kirchen lange Zeit vernachlässigt worden sind. Wem kam es daher mehr zu, das Wohl des Volks zu beherzigen, als dem Bischof und Fürsten, der die Meinungen Vieler, und darunter auch die Eurigen vernehmen, und vergleichen wollte, und der in seinem Alter und bei seinem würdevollen Charakter nichts Andres sucht oder erstrebt, als daß das Beste des Volks befördert werde? Ihr wißt es selbst, daß er nur mit den tüchtigsten Männern aus dem obern Klerus Freundschaft unterhält, deren Weisheit und Tugend, wie Euch bekannt, vor den erhabensten Königen und Fürsten bewährt erfunden worden ist; ohne diese Freunde faßt auch er keinen Entschluß. Deßhalb geziemte es Euch, über seinen Plan und seine Gesinnung mit mehr Bescheidenheit zu sprechen und zu schreiben.

Es haben die „Delecti" ihrer Anklageschrift nach Rednerweise einen jämmerlichen Schluß angehängt, in dem sie zuerst über die Güter der Kirchen ein Geschrei erheben. Sodann vermengen sie unsre Kirchen mit den Wiedertäufern, wälzen allen nur erdenklichen Unsinn auf uns, und behaupten, in gänzlicher Vergessenheit ihrer eigenen Lasterhaftigkeit, Deutschland werde um unsertwillen mit allgemeinen Plagen heimgesucht. Ich antworte vor Allem Einiges in Ansehung der Kirchengüter. Ich weiß, daß weise Männer, wegen der Eintracht und des Ansehens derer, die das Steuerruder führen, so wie wegen der Verfassung der Kirche, in Sorge sind. Dieses Alles würden sie, wenn sie die Sache richtig beurtheilen wollten, ohne Schwierigkeit sichern und wahren können, wofern sie nur den Lehrbegriff, zu welchem wir uns bekennen, annehmen wollten. Denn das Evangelium predigt von der Erkenntniß und Anrufung Gottes, und schützt die bürgerliche Verfassung. Aber wenn die Mächtigen die Abgötterei und ungerechte Fesseln aufrecht zu erhalten streben, so muß nothwendig Spaltung eintreten. Aus Spaltungen aber geht in der Regel für beide Theile viel Schlimmes hervor. Dennoch aber, obgleich es also gekommen, können wir das Bekenntniß der Wahrheit nicht unterlassen.

Es sind aber auch diese Streitigkeiten nicht äußerer Güter wegen erregt worden, wie die römischen Ackergesetze *). Um das Licht der Lehre handelt sich's; dieses wünschen wir zu wahren und zu erhalten. In Betreff äußerer Besitzthümer und der Herrschaft mögen Die berathschlagen, deren Sache es ist, ungeachtet wir gewiß auf Nachsicht die gerechtesten Ansprüche haben, wenn es uns schmerzt, daß fromme Geistliche und arme Schullehrer am Hungertuche nagen, und wenn wir bitten, daß man ihnen einen mäßigen Unterhalt gewähren, und die wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützen wolle. Mag es, wenn sie so wollen, bedeutende Collegien edler Männer geben, deren Tugend und Einfluß dem Staate Nutzen bringen könne! Wer tadelt das? Es ist außerdem noch genug Kirchenvermögen übrig, von dem die Geistlichen unterstützt, und die Wissenschaften gefördert werden können. Auch wißt Ihr „Delecti“ recht gut, daß die Kanones die Sorge für diese Angelegenheiten Denen empfehlen, so Kirchen und Staaten regieren.

Daß Ihr aber sprecht, die Reformation schnappe nach den Besitzungen des Klerus, das sei der Christus, dem wir dienten; darauf erwiedere ich so gemäßigt als möglich: daß dem Bucer, wie den Fürsten und vielen Andern schweres Unrecht angethan wird; ich will den Vorwurf nicht zurück geben; denn welche von beiden Parteien mehr um äußere Güter kämpft, das ist wahrlich unverhohlen!

Man kann vernünftiger Weise durchaus nicht annehmen, daß so viele weise Fürsten, so viele verständige Rathsherren um irgend einen, wenn auch noch so großen, Lohn sich hätten wollen so viele Gefahren und Sorge zuziehen, wie das Bekenntniß des Evangelium bringt. Was haben wir Schulmänner, die wir wegen unsrer wissenschaftlichen Neigung, ungeachtet wir ein geruhiges Loos allen Würden und Reichthümern vorziehen wollten, dennoch in dieser streitvollen Lage, in welche unser Bekenntniß uns versetzt, auch dieses verlustig gehen, obgleich wir lieber den weit ergötzlichen Wissenschaften uns hingegeben hätten? Gott aber wird zuletzt richten, was man je auf beiden Seiten erstrebt; Ihn bitte ich, daß Er Eurem Frevelmuth Zaum und Gebiß anlegen wolle.

Elias hielt sich als Verbannter bei der Witwe von Sarepta auf, während gottlose Pfaffen im Reiche mit dem Glanze der

*) Liv. II. 41.

Ehre und des Reichthums umgeben waren. So hat gemeiniglich die wahre Kirche nur geringe Zufluchtsstätten, und die großen Güter sind in den Händen der Feinde des Evangelium. Deßhalb wissen wir, daß wir in unsrer Dürftigkeit uns genügen lassen, und dieselbe mit Weisheit tragen sollen. Aber Andere werden es sein, die Euch zu bessern Grundsätzen bringen. Indeß wird es jedoch auch uns nicht an gastlichen Zufluchtsörtern mangeln; denn es muß doch irgendwo sowohl das Buch der himmlischen Lehre, als auch wissenschaftliches Streben erhalten werden.

Nicht zufrieden endlich, unter wüthenden Schmähungen uns Blutschande und Gotteslästerung anzuschuldigen, heben sie noch Steine auf, und suchen uns gänzlich zu stürzen und zu vertilgen. Sie werfen uns in einen Haufen mit den Wiedertäufern und schreien, um unsertwillen zürne Gott gegen die ganze Natur, gleich als wären wir Scheusale in der menschlichen Gesellschaft; um unsertwillen brächen Krankheiten und Türkenkriege aus.

Da hörst du, lieber Leser, die Ehrentitel, mit welchen fromme Lehrer von atheistischen Menschen geschmückt werden! So spricht auch Paulus: „die Apostel würden als Gräuel und Scheusale der Welt geachtet"*). Die Frommen haben in der That keine schwerere Last zu tragen, als diese höchst ungerechten Urtheile der Heuchler. Darum tröstet die göttliche Stimme die Frommen so oft, damit sie ob solcher giftigen Lästerungen nicht muthlos werden sollen. Wir haben aber so oft von unsrer Gesinnung Zeugniß abgelegt, und nicht nur unsre Schriften, sondern auch die Staaten bezeugen uns, daß wir weit entfernt sind von dem wiedertäuferischen Wüthen, welches großen Theils von den Gegenden ausgegangen ist, wo das Volk die Stimme des Evangelium nicht vernehmen durfte.

Es ist bekannt, daß in den Schriften der Unsrigen das Reich Christi auf das klarste von weltlichen Dingen oder politischer Herrschaft unterschieden wird; bekannt ist, daß durch unsre Schriften die hohe Bedeutung des bürgerlichen Lebens besser, als durch die Schriften der Alten in's Licht gesetzt ward. Deßhalb ist es auch Grundsatz unsrer Kirchen, den Wahnsinn der Wiedertäufer zu meiden, und wir meinen, daß unsere Arbeiten an andern Orten zur Unterdrückung derselben förderlich sind. Denn wo sind die Schriften von Euch gegen die Wiedertäufer? Oder wie können die Heuchelei derselben Mönche widerlegen, welche ähnliche

*) 1. Korinth. 4, 13.

Thorheiten zur Schau tragen? Als: Frömmigkeit sei es, von allem Eigenthum sich loszusagen, in schmutzigem Gewande einher zu gehen, gleichsam eine ununterbrochene Traurigkeit zu erheucheln, die Stimme des Evangelium von der Gerechtigkeit des Glaubens abzustoßen und zu verachten, und im Gegentheil die Werkgerechtigkeit zu erheben; die Ueberzeugung in sich aufzunehmen, daß der Mensch dem Gesetze Gottes genug thun könne; den vollkommenen Gehorsam, welchen das Gesetz fordert, nicht zu unterscheiden von dem Tugendgrade, welchen Menschen erreichen können und sollen? Das ist bei den Mönchen, wie bei den Wiedertäufern, der gemeinsame Same des heuchlerischen Lebens.

Es kann aber nicht anders sein, es müssen große Verwirrungen, der Meinungen wie der Sitten, und große Unruhen und bürgerliche Zwietracht ausbrechen. Die Schuld aber ist auf Seiten Derjenigen, deren ungerechte Hartnäckigkeit Veranlassung zur Zwietracht bietet. Wich der Irrthum der Wahrheit, und lenkten die Obern mit vereinigten Bestrebungen Zucht und Sitte, so würden entweder gar keine schädlichen Meinungen entstehen, oder, wofern sie entständen, würden sie durch gründliche und rechtliche Entscheidungen schnell unterdrückt werden. Weil aber die Heuchler aus Haß gegen die Wahrheit Zwietracht anzünden, so folgen große Zerrüttungen. Denn in bürgerlicher Zwietracht ist, wie Thucydides sagt, alles mögliche Uebel begriffen. Dazu kommen noch außerdem unglückliche, züchtigende Weltereignisse, und es stehen in dieser letzten Altersstufe der Welt größere politische Verwirrungen bevor; daher wird allenthalben die Kirche, d. h. die frommen, überall in den Weltreichen zerstreuten Verkündiger der Stimme des Evangelium, bedrängt und erschüttert; sie müssen daher wissen, sowohl was die Kirche Gottes ist, als auch, welche Mühseligkeiten sie zu erdulden, welche Kämpfe sie zu bestehen hat. Zu diesen wichtigen Sachen müssen sie sich mit Muth rüsten, um die reine Lehre des Evangelium zu vertheidigen, und Andern zu verkündigen. Den Ausgang aber sollen sie Christo, dem Führer und Regierer seiner Gemeinde, empfehlen, der auch jene abscheulichen Schmähungen endlich widerlegen wird.

Wenn auch vielleicht diese meine Antwort Manchen zu hart scheinen sollte, so werden sie doch, wenn sie die Cölnische Schrift lesen werden, mich eher für sanft und unberedt, als für heftig erklären, weil ich den wüthenden Ton der „Delectorum" nicht schärfer zurück weise. Ich kenne die Schwäche meines Geistes, und wie ich es vorziehe, auf einem ruhigen Strome zu schiffen;

eben so mag ich lieber an gemäßigten Disputationen Theil nehmen, als im Schimpfen wetteifern. Die „Delecti" haben ihr Publikum, dessen Beifalls sie sich versichert halten dürfen, und aus dem sie ihre Richter wählen. Auch ich berufe mich auf die Urtheile der Kirche, d. h. auf alle fromme und unterrichtete Männer, welche, wo sie immer sein mögen, diese Streithändel richten. Denn diese Streitigkeiten werden anders entschieden, als gerichtliche Prozesse. Sehr trefflich hat Basilius das geistliche Gericht also festgesetzt: „Allein, es gibt Bischöfe; dieselben rufe man zusammen zum Verhör; es gibt einen Klerus in der ganzen Kirche Gottes; die Bewährtesten sollen sich versammeln; mit Freimüthigkeit rede ein Jeder, der da will, damit die Verhandlung eine ernste Untersuchung, nicht ein Schmähen und Schelten sei!" Wollte Gott, es würde das kirchliche Gericht auf die rechte Weise angeordnet! Aber Ihr wißt Euch gar schlau vorzusehen! Ihr ernennt zu Richtern, wen Ihr wollt, nämlich solche, die Euch ergeben sind. Es gibt viele Erzählungen, welche unbillige Beurtheilungen zu meiden rathen; ich will aber ein neues Beispiel, das schönste unter allen, was ich in dieser Art gelesen oder gehört, erzählen: In Frankreich gibt's zwei ausgezeichnet gelehrte Männer, Castellanus und Bigotius. Und weil die gelehrten Vorträge des Castellanus öfters vom Könige angehört worden, erinnert Einer von den Hofleuten, daß man doch auch den Bigotius einmal hören müsse. Der König fragt, mit welchem Fache der Wissenschaft er sich beschäftige, und indem Andere ihn mit einem ehrenvollen Zeugnisse schmücken, unterbricht sie endlich Castellanus, weil er nicht will, daß Jener in ihrer Meinung steigen soll, und spricht: Was macht ihr so viel Rühmens? Er ist ein Aristoteliker. Der König fragt, was diese Bezeichnung zu bedeuten habe. Ich will es sagen, spricht Castellanus: Aristoteles behauptet, die aristokratische Verfassung sei besser, als das Königthum. Er wußte, daß er mit diesem Worte dem Aristoteles sowohl, als seinen Anhängern bei dem Könige allen Credit entziehen würde. Als nun der König fragte, ob das Aristoteles geschrieben, und die Uebrigen es versicherten, und als er vernommen, daß Bigotius die Ansichten des Aristoteles vertheidigt habe, sagte er, Aristoteles sei wahnwitzig; einen Vertheidiger solcher Narrheiten wolle er nicht hören. Mit Hilfe eines solchen Richters trug Castellanus leicht den Sieg davon. Diese Erzählung ist das Bild des Gerichts, welches die „Delecti" in ihrem Buche halten. Keineswegs wollen wir uns einer Untersuchung entziehen, sondern wünschen

recht sehr, daß die Wahrheit durch ein wahrhaft kirchliches Gericht weiter verbreitet, und daß die Ruhe der Kirche auf eine rechtmäßige Weise geschirmt werden möge. Aber wie wenig diese Sorge die Machthaber berührt, das zeigt die Sache selbst. Inzwischen urtheilen und richten dennoch fromme Männer, und kennen die Regel, nämlich die prophetische und apostolische Lehre, und die Zeugnisse der ersten Kirche, wie ich oben gesagt. Sie wissen, daß die Kirche erbaut ist auf dem Grunde der Propheten und Apostel. Sie wissen, daß man die Stimme derselben hören, und schlimmer Gewohnheit, wenn auch die Länge der Zeit sie zu rechtfertigen scheint, vorziehen muß. Wenn wir wahrhaft überzeugt sind, daß Gott nur in dieser einen Art der Belehrung, die Er den Propheten und Aposteln anvertraut hat, sich geoffenbart habe, so muß man auch dieser als Richtschnur folgen. Aber viele irreligiöse Menschen meinen jetzt, die kirchliche Verfassung sei der von Athen oder Lacedämon gleich, durch menschliche Klugheit gegründet, und deßhalb müsse man stets die gegenwärtige Form, der Ruhe wegen, in Schutz nehmen. Und Viele, die diese Ansicht haben, werden zu Richtern in diesen Streithändeln aufgestellt, und durch diese Ueberzeugung bezaubert, suchen sie die offenbarste Wahrheit zu unterdrücken. Denn wir streiten nicht über dunkle oder verworrene Gegenstände, und gar nicht ehrerbietig urtheilen die von der himmlischen Lehre, welche dieselbe für verworren oder zweideutig halten. Gott hat gewollt, daß Er erkannt und angerufen werde, und hat befohlen, den Sohn zu hören, der aus dem Schoße des ewigen Vaters das Evangelium gebracht, und seiner Kirche eine gewisse Lehre gegeben hat. Die, welche diesen Lehrer hören, können diese Streithändel leicht beurtheilen. Auf diese beruf' ich mich, und bitte Gott, den ewigen Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß Er um des Sohnes willen uns mit dem heiligen Geiste regieren, und seine Kirche mehren und erhalten wolle.

Gott die Ehre!

Dem Hochgebornen, edlen Grafen Johann von Weda 2c. 2c.

Philipp Melanchthon. 1539.

Großes Vergnügen hat mir die Rede des Peter Medmann gewährt, indem sie mir Deinen edlen Charakter, Deinen wissenschaftlichen Eifer und Deine rühmlichen Bestrebungen verkündigte. Denn was ist auch mehr zu wünschen, als daß der Adel, der berufen ist, die Ruder des Staats zu führen, sowohl durch natürliche Güte sich auszeichne, als auch einen solchen Grad wissenschaftlicher Bildung erstrebe, um seinen Beruf wahrhaft verstehen und desselben treulich wahrnehmen zu können?

Als wir daher über die wissenschaftliche Bildung des Adels und andere Theile des Staatswesens sprachen, und Peter meinte, es würde Dir ein Brief von mir nicht unangenehm sein, brachte er mich leicht dazu, Dir zu schreiben. Ich vertraue aber Deiner Humanität, daß Du meinen Brief sowohl, als auch die Freundschaftsbeweise meines Standes nicht verschmähen werdest. Stets aber ist es meine Ueberzeugung gewesen, die Natur erweise sich in den edlen Heldengeschlechtern ausgezeichneter, als in der übrigen Menge. Denn da der Unterschied der Stände eine göttliche Anordnung ist, und Gott das Heldengeschlecht über die Uebrigen gesetzt hat; so hat Er demselben auch, wie Plato mit Recht behauptet, lebendigere, edlere und glücklichere Empfindungen zugetheilt. Wenn dem aber wirklich also ist, so muß man wahrlich beklagen, daß diese herrliche Kraft der Natur so oft, entweder durch Trägheit ertödtet, oder durch schlechte Beispiele verdorben wird. Ich ermahne Dich darum zuerst, daß Du oft und mit Ernst erwägest, wie reich Gott die edlen Geschlechter ausgestattet; dann daß Du die von Gott Dir verliehenen Vorzüge durch Gelehrsamkeit, Sittlichkeit und vertraute Bekanntschaft mit Kunst und Wissenschaft zu erhöhen Dich bemühest. In dieser Beziehung

sind, wie in der heiligen Schrift, so auch anderwärts in Schriften ausgezeichneter Staatsmänner vortreffliche Ermahnungen zu finden. In der Voraussetzung aber, daß Du solche täglich in den Händen habest, hielt ich es nicht für nöthig, darüber weitläuftig zu sprechen.

Da ich nun aber einmal auf diese Erinnerung eingegangen bin, konnt' ich nicht unterlassen, eine in einem Gedichte befindliche kurze Erzählung hinzu zu fügen, welche zwar keinen historischen Werth hat, jedoch an sich anziehend, und sehr geschickt angelegt ist, die Jugend zu erinnern, daß sie bedenke: es sei, einmal, der Unterschied der Stände eine göttliche Einrichtung; es sei aber auch Jeder verpflichtet, dahin zu streben, daß er seine Würde durch Tugend behaupte. Und wenn Plato in die ernstesten Untersuchungen bisweilen auch eine erdichtete Erzählung einstreuen durfte, so hoff' auch ich gerechtfertigt zu sein, wenn ich in diesem Briefe, der fast ganz den Charakter einer freundschaftlichen Unterredung hat, eines Lehrbildes mich bediene.

Es ist aber die Erzählung folgende:

Lange Zeit nach der Schöpfung des Adam und der Eva, als die ersten Aeltern schon Familie hatten, gefiel es Gott, einmal hervor zu treten und Sich ihnen zu offenbaren, um sie, die in ihrem einsamen Zustande in der Welt mit täglichen Mühen zu kämpfen hatten, zu trösten. Als nun Eva zufällig durch das Fenster blickte, sah sie Gott den Schöpfer im Gefolge Seiner Engel kommen. Und da der nächste Tag ein Feiertag sein sollte, hatte sie eben angefangen, die Kinder zu waschen, damit sie dem Opfer und der Predigt des Vaters beiwohnen könnten. Weil sie aber noch nicht alle gewaschen waren, und sie sich scheute, die schmuzigen und ungesäuberten Gott vor die Augen zu bringen, hieß sie dieselben sich in dem Heu und Stroh verbergen, welches zum Bedarf des Viehes in der Nähe lag. Den übrigen geputzten aber befahl sie, in eine Reihe gestellt, den lieben Gott im Vorhause zu erwarten, und wenn Er würde hinein gegangen, und von der Mutter begrüßt worden sein, sollten sie auf Ihn zu gehen, Ihm die rechte Hand geben, ihre Kniee ein wenig beugen, einen Gruß Ihm sagen, und dann ein jedes still an seinen Ort sich stellen. Als sie ihnen nun dieses gesagt hatte, trat Gott in das Vorhaus. Die liebliche Mutter, auf deren Gesicht Scham und Verlegenheit sich ausdrückt, geht Ihm entgegen und empfängt Ihn mit einer ehrerbietigen Umarmung. Gott redet sie freundlich an und heißt sie gutes Muthes sein; Er sei der Vater der Elenden,

und werde niemals Sich von Denen abziehen, welchen Er Leben und Vernunft und das Bild Seiner Gottheit mitgetheilt habe. Darauf kamen die Kinder der Reihe nach herein, wie ihnen die Mutter befohlen hatte, gaben Ihm die Hände, grüßten Ihn, und traten dann ganz still wieder ab.

Da lobte Gott die sorgliche Mutter, daß sie ihre Kinder nicht nur zierlich angethan, sondern auch zur Artigkeit im äußern Benehmen sie gewöhne. Aber diese äußerliche Artigkeit, sprach Er, ist nur der Anfang zur Erziehung; eine andere wichtigere Unterweisung muß dazu kommen, daß sie wissen, sie seien vor Allem dazu geboren, um Gott zu erkennen, um seine Kenntniß weiter zu verbreiten, um die Euch gegebene Verheißung zu bewahren, um Gehorsam gegen Gott zu üben. Auch befahl Er, dieselben über die Unsterblichkeit und die ewigen Strafen der Gottlosen zu belehren.

Die Mutter antwortete, das werde ihnen von beiden Aeltern sorgfältig eingeprägt, und fügte mit Thränen hinzu: „Wir gedenken oft unsers beklagenswerthen Falles, und mit wie viel Gnade Du uns wieder angenommen hast; und unser ganzes Streben geht dahin, daß unsere Kinder möchten bei ihrer Pflicht bleiben, damit wir uns nicht noch ärger gegen Dich vergehen. Wir kennen ja die schwere Strafe, welche unsern Nachkommen bevor steht, wenn sie sich von Dir abwenden sollten. Darum ist es unsre vorzüglichste Sorge, daß wir Dich, den Schöpfer, ihnen zeigen, und sie lehren, welche Pflichten Du forderst, und welche selige Hoffnung Du uns gegeben hast. Aber vielleicht willst Du sie hören, um selbst zu verbessern, wenn sie Etwas nicht recht gelernt haben sollten.“ Und nun hieß sie den Abel, der oben an stand, her sagen, was ihn die Aeltern gelehrt hatten, erinnerte ihn auch, deutlich und mit gesammeltem Geiste zu sprechen.

Der Knabe begann:

Ich glaube, daß es Einen Gott gibt, den allmächtigen, weisen, gerechten und gütigen Schöpfer der ganzen Welt, der in dieser unermeßlichen Schöpfung eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit seiner Werke, eine feste, unwandelbare Ordnung in der Bewegung des Himmels, Abwechselung der Zeiten, Gesetze und Kräfte zur Fortpflanzung der Dinge aufgestellt hat, damit dieses Alles bezeuge, die Welt sei nicht durch Zufall entstanden, sondern von der ewigen Weisheit gegründet. Uns Menschen aber hat Er eine vernünftige Sele gegeben, in der nach seinem Willen die Kenntniß Gottes wie in einem Abbilde leuchten sollte; außerdem

hat Er uns den Verstand verliehen, der unsere Pflichten erforschen und zum Gehorsam uns antreiben sollte. Dazu fügte Er auch ein Gebot für die Aeltern, damit sie zeigen könnten, daß sie ihrem Schöpfer gern folgsam sein wollten, und sich verpflichtet achten möchten, Ihm zu gehorchen. Wären sie nun gehorsam gewesen, so würde das Menschengeschlecht ohne Sünde und ohne den Tod gelebt haben; eine viel hellere Erkenntniß Gottes würde das Leben erhellt, in unserm Herzen würde eine mächtige Liebe zu Gott geflammt haben, und wir würden, ohne böse Begierden, Gott gehorsam gewesen sein.

Aber der Teufel täuschte aus Haß gegen Gott, um sein göttliches Werk zu schänden, unsre Aeltern, indem er ihnen betrüglichen Wahn vorhielt, hüllte er ihre Selen in Finsterniß, damit sie nicht daran denken sollten, wie viel sie Gott verdankten, und wie ernstlich Gott fordere, daß wir von Seinem Worte nicht abweichen sollen. Aus diesem Antriebe stürzte er sie in's Verderben, indem sie das Gesetz übertraten und Gott erzürnten. Weil nun Alles, was Gott geschaffen, gut war, so ist die Sünde nicht von Gott, sondern vom Teufel und dem Willen des Menschen ausgegangen. Daraus folgte denn der Tod und die Herrschaft der Schlange, welche feindselig gegen das menschliche Geschlecht wüthet, und über die Menschen alles Elend häuft.

Damit jedoch Verehrer Gottes und Verkündiger Seines Namens in der Welt übrig bleiben möchten, wollte Er das Menschengeschlecht nicht ganz untergehen lassen; darum verhieß Er, nach Seiner wundervollen Erbarmung unsrer Mutter einen Nachkommen, um welches willen Er der Menschheit verzeihen, uns erhören und beglücken, uns ewiges Leben, Licht, Weisheit und Gerechtigkeit wieder verleihen wolle. Gegen diesen Nachkommen aber wird sich vorzüglich die Schlange mit furchtbarer Feindschaft erheben; sie wird ihre Zähne in seine Ferse schlagen, und Alle, die Ihm angehören, grausam zerfleischen. Doch wird das Haupt dieser Schlange von jenem Nachkommen zertreten werden; denn in Ihm wird eine göttliche Natur wohnen. Darum wird Er auch den Tod vernichten und die tyrannische Schlange in furchtbare Qualen hinab stürzen.

Auch glaube ich, daß die Opfer, welche ich den Vater verrichten sehe, Zeichen sind des Opfers, welches jener Nachkomme für uns zur Versöhnung Gottes darbringen wird. Denn auf diese Weise eben wird uns Gott gnädig, wenn wir glauben, daß Er nicht wegen unsrer Opfer, sondern um jenes Nachkommens wil-

len uns verzeihen, erhören und selig machen wolle. Und obgleich dieses sterbliche Leben mit der Sünde, dem Tode und andern Uebeln behaftet bleiben wird, so beginnt doch Gott neues Licht und Leben in denen, welche solches glauben; diese nämlich genießen das Wohlgefallen Gottes um jenes Nachkommens willen, und beginnen nun, Ihm gehorsam zu sein. Auch wird derselbe kommen, um über die Welt Gericht zu halten, und denen, die an Ihn glauben, das ewige Leben zu geben, den Teufel aber, und Alle, die den verheißenen Nachkommen verachten werden, in ewige Strafe hin zu geben.

Ich glaube, daß zu dieser Gottesverehrung vorzüglich alle Menschen berufen sind, daß sie die wundervollen Werke Gottes und Seine Wohlthaten preisen, daß der Zorn Gottes und Seine Erbarmung kund werde, damit Gott gefürchtet und verherrlicht, und Viele selig werden. Es soll sich auch der Mensch durch keine Gefahren abschrecken lassen, diese Verehrung Ihm darzubringen. Denn es wird stets eine Gemeinschaft Derer vorhanden sein, die den Herrn verkündigen, wenn sie auch die furchtbarste Wuth der Schlange und der Verächter Gottes bis zum Gericht verfolgen wird; dann aber wird die unvergängliche Herrlichkeit der Frommen offenbar werden, und ob sie auch schwach sind — sie werden in ihren Kämpfen von Gott unterstützt und erhalten werden. Diesen unsern Gott und Schöpfer nun, Welcher uns um Seines Verheißenen willen die Seligkeit zusichert, fürchte ich; **Diesen** rufe ich an, **Ihn** bete ich an, **Ihm** übergebe ich mich zu eigen; **Ihn** bitte ich, daß Er mir um des Verheißenen willen gnädig sei, mich durch Sein Wort regiere, mich gegen die Gewalt der Schlange in Schutz nehme, daß Er in mich Sein Licht gebe und fromme Gesinnungen; und ich glaube, daß ich um Seines Verheißenen willen gewiß Erhörung und Gnade finden werde. Ich bitte ferner, Er wolle die wahre Kenntniß Seines Zornes, Seiner Erbarmung und des verheißenen Retters unter uns erhalten und vermehren, und Seine wahre Verehrung nicht durch die Arglist der Schlange verdunkeln lassen; Er wolle auch mein Betragen also lenken, daß ich nicht gegen Ihn sündige, und mein Beispiel Andern nicht schädlich werde. Und da Er selbst uns das Leben gegeben hat, und die Erde fruchtbar macht, damit sie uns nähre, so bitte ich Ihn, daß Er uns Unterhalt für unsern Leib gewähren und uns gesund erhalten wolle; auch wolle Er unsere Aeltern erhalten, damit es uns nie an Unterweisung und Leitung mangele; Er erhalte und regiere auch meine Brüder und Schwe-

stern, damit sie fromm und glücklich leben, und Seine Herrlichkeit preisen.

Als Abel aufgehört hatte zu sprechen, wurden die Uebrigen, Seth und die Schwestern, aufgefordert, und sagten dasselbe her. Da lobte Gott nicht nur ihren Fleiß und ihre fromme Gesinnung, sondern auch den Einklang und die Uebereinstimmung der Worte mit dem Inhalt, und ermahnte sie, solchen in ihren Herzen unerschütterlich fest zu halten und zu bekennen; auch sollten sie fleißig auf den Unterricht der Aeltern achten, und diese himmlische Lehre nicht durch falsche Meinungen entstellen lassen. Er befahl ihnen, den Aeltern ferner gehorsam zu sein, und versicherte, solche Verehrung gefalle Ihm wohl, versprach auch, daß Er ihnen in allen Gefahren beistehen wolle. Dann wendete Er sich zu der Mutter, lobte die Sorgsamkeit der Aeltern, und hieß auch die übrigen Kinder, Kain, den ältesten, und die übrigen Schwestern herbei holen. Der Eva gab Er einen Verweis, daß sie gemeint, Er sehe die versteckten Kinder nicht eben so gut, als ob sie zugegen wären.

Die Schwester holte indeß die Uebrigen. Da kam Kain herein und stellte sich zu seinen Brüdern. Unbiegsam und ungeschlacht stand er da; aus seinem finstern Blicke sprach ein trotziges, wildes Gemüth; Strohhalme und Heugestrüppe hingen in seinen Haaren; weder mit einer Miene, noch mit einem Laute grüßte er Gott. Aufgefordert, Das herzusagen, was ihn die Aeltern gelehrt hätten, fing er an, folgende verstümmelte und verfälschte Lection her zu sagen:

Ich glaube, daß ein Gott sei, ein allmächtiger Schöpfer der ganzen Welt, und daß man Ihn durch Opfer verehren müsse, um welcher willen Er auch unsere Aecker befruchtet. Ob Er aber Die erhöre, so Ihn anrufen, ob Er die Sünde vergebe, darüber bin ich zweifelhaft. Um die Unsterblichkeit werde ich mich dann bekümmern, wenn ich dieses Leben werde verlassen haben. Ich halte aber dafür, man müsse sich guter Sitten befleißigen, um ein geruhiges Leben zu führen.

Nachdem er dieses mit starrem Trotze hergesagt hatte, schalt ihn Gott, daß er die Verheißung vergessen und auch die Lehre vom Glauben nicht inne hätte, und hieß ihn hinaus gehen auf die Straße, um die göttliche Lehre vollständig zu lernen.

Und Gott sprach ferner: „Da ihr einst die Aeltern des menschlichen Geschlechts sein werdet, so möget ihr durch Lehre, Frömmigkeit und Tugend euern Nachkommen voran leuchten.

Wohl wird Euch die mächtige Schlange eben so nachstellen, wie sie euern Aeltern nachgestellt hat. Aber Denen, so Meine Verheißung bewahren werden, wird der verheißene Held Beistand leisten, ihr zu widerstehen. Und da Ich will, daß das menschliche Geschlecht durch das Wort Gottes geleitet und durch gesetzliche Zucht in Schranken gehalten werde, so will Ich aus eurer Mitte die dazu auswählen, welche tauglich sind."

„So tritt denn du, Abel, zu Mir, daß Ich Meine Hand auf dein Haupt lege, dich weihe, und dir Meinen Geist verleihe, damit du Mein Priester seist. Dein Amt soll sein, die euch von Gott gegebene Lehre allen Uebrigen mitzutheilen, die von Gott euch gelehrten Opfer zu verrichten, und ihre Bedeutung richtig zu erklären. Scheue die Gefahren nicht, welche dir dieser dein Beruf bringen wird; denn deine Kämpfe werden Zeugniß geben, daß die Mühen und Schmerzen der Frommen Mir der wertheste Gottesdienst seien, und hindeuten auf die Beschaffenheit des zukünftigen Opfers des Verheißenen!"

„Dich, Seth, aber setze ich über die Uebrigen als König; wisse aber, daß auch dein Amt ein zweifaches ist. Zuerst sollst du die Lehre, die dein Bruder bekannt hat, mit allen Kräften schützen, sodann die Bösen, welche Gott schmähen und lästern, bestrafen und ausrotten, auch alle Uebrigen sollst du zur Strafe ziehen, welche den Frieden eurer Gesellschaft stören werden. Euch Beiden wird die Nachkommenschaft gehorchen; diesen rohen Kain aber, der wie er äußerlich schmuzig und ungeschlacht, eben so von rohen, wilden Sitten ist, erkläre ich zum Knechte; durch die Furcht des Gesetzes und der Strafe soll er gebändigt werden, damit er weder die Religion schmähe, noch den Frieden eurer Gesellschaft störe."

Nachdem Gott die Stände also vertheilt hatte, wendete Er sich wieder zu Eva, und empfahl ihr die Pflicht, für die Erziehung und den Unterricht der Kinder Sorge zu tragen. Weinend versicherte diese, sie würde von einer unablässigen schmerzlichen Trauer verzehrt, welche ihr die Erinnerung an den schrecklichen Fall verursache. „So hat mich denn endlich die Erfahrung gelehrt," sprach sie, „daß die göttliche Drohung, welche uns den Tod ankündigte, keine leere Drohung ist; denn ich trage immerwährend den Tod in mir. So oft ich meine Kinder anblicke, und vorzüglich diesen starrsinnigen Sohn, und so oft ich die kommenden Uebel alle mir vergegenwärtige, so ergreift mich tief Schauder und Todesangst. Darum bitte ich Dich nochmals um

Vergebung meines so schweren Vergehens, und flehe um Milderung unsers Elendes." Gott versicherte, daß Er ihr verzeihe, und erinnerte sie, obgleich Er das Menschengeschlecht durch Schmerz und Ungemach üben wolle, dennoch abermals an den verheißenen Nachkommen. „Dieser Held," sprach er, „wird sich derer annehmen, die ihn anrufen, und ihnen einst himmlisches Leben und Herrlichkeit geben."

Als Gott durch diese tröstliche Versicherung ihre Betrübniß etwas gemildert hatte, reichte Er dem Knaben zum Abschied die Hand; die Mutter begleitete Ihn beim Hinausgehen, und da sie, in der Begeisterung für Seine so süße Rede, und von Liebe zu ihrem Schöpfer entflammt, eine weite Strecke von ihrem Hause gegangen war, umarmte sie Gott, hieß sie zu ihren Kindern zurück gehen, und verhieß ihr und ihrem Gatten Seine Hilfe; auch sagte Er ihr, diese seine Begleiter, die Engel, wären die Beschützer ihrer Familie, und sie führten mit der Schlange einen ewigen, unversöhnlichen Krieg. Er ermunterte sie, ihre Einsamkeit darum getrost zu ertragen, und verhieß, es würde einst ein vertrauterer Umgang zwischen den Engeln und der ganzen Familie Statt finden, um das Unangenehme ihrer Einsamkeit zu vermindern. Als Er das gesagt hatte, kehrte Er, von einer Wolke verhüllt, in den Himmel zurück.

Hier hast Du die Erzählung, welche, wiewohl sie nicht geschichtlich begründet ist, doch große Wahrheiten andeutet. Zuerst zeigt sie, was auch die nachdrücklichsten Aussprüche der heiligen Schrift als wahr bezeugen, daß die Unterscheidung der Stände von Gott getroffen worden sei. Du siehst zugleich, wie diejenigen mit ehrenvollen Aemtern geschmückt wurden, welche durch Charaktergüte, Kenntnisse, anständiges Betragen und fromme Gesinnung sich auszeichneten, um anzudeuten, welche Vorzüge Euch schmücken müssen, die Ihr durch äußere Würden über den Uebrigen steht. Aber es entspricht das Betragen Vieler ihrer Abkunft und Geburt so wenig, daß sie vielmehr von jenem ungeschlachten, rauhen Sohne der Eva, als von den Uebrigen abzustammen scheinen. Es ist dieß jedoch nicht die Schuld ihrer Abkunft, sondern sie regen die von den Vorfahren überkommenen Keime der Tugend nicht durch Kenntnisse und Wissenschaft an, oder ersticken sie auch wohl durch hinzukommende schlechte Sitten. Möchten doch alle edle Jünglinge recht ernstlich bedenken, wie vielfach solche sich versündigen. Denn einmal: wie der treulose Flüchtling seinen Feldherrn beschimpft, so beweisen auch die, welche von Gott

zur Leitung der menschlichen Angelegenheiten berufen sind, Verachtung gegen Gott, welche, obgleich Er ihnen gleich als in einer Schlachtordnung ihren Posten zugetheilt, doch ihrer Pflicht nicht wahrnehmen, noch sich um die Erwerbung der Fertigkeiten bemühen, ohne welche sie doch ihren Posten durchaus nicht behaupten können. Sodann verletzen sie auch das allgemeine Recht der menschlichen Gesellschaft, indem sie die ihr schuldigen Dienste zu leisten nicht im Stande sind. Und wenn sie meinen, nur um ihrer selbst willen geboren zu sein, um sich gütlich zu thun, und zügellos allen Genüssen sich hinzugeben, kann man sie dann für Etwas mehr, als für ein gigantisches Geschlecht halten? Ganz anders dachte Achill, der auf die Frage des Ajax, welches die schwersten und mühevollsten Arbeiten wären, denen er sich je unterzogen, antwortete, die, welchen er für seine Freunde sich unterzogen hätte. Und als Ajax ferner fragte, welche unter allen, die er je übernommen, die angenehmsten gewesen, antwortete Achill: dieselben; und wollte damit ausdrücken, wie der wahre Held von einem unbegränzten Eifer brennt, dem Staate nützlich zu sein, und angespornt von demselben, den beschwerlichsten Unternehmungen sich unterzieht, nicht um seine eigenen, sondern die Vortheile des Gemeinwesens zu fördern. Von solcher Begeisterung fortgerissen, ist ihm denn Nichts süßer, als die schwierigsten Geschäfte sogar, wofern sie nur dem allgemeinen Besten dienen, auszuführen, gleich wie einem Musiker die schwierigsten Partieen seiner Kunst das meiste Vergnügen gewähren. Achill hat ein vortreffliches Wort gesprochen, und mag auch nicht in Allen eine ähnliche Lebhaftigkeit des Geistes sich finden, so liegt es doch Allen, die einst Andern vorstehen wollen, wesentlich ob, Liebe zum Staate in sich zu tragen, und eifrigst dahin zu streben, um einst, mit den ausgezeichnetsten Fertigkeiten ausgerüstet, dem Staatsdienste sich widmen zu können. Denn oft nehmen auch die lebendigern Neigungen in edlen Naturen, wofern sie nicht durch wissenschaftliche Bildung geregelt worden, eine falsche Richtung. Wie außerordentlich daher auch die Geisteskraft des Herkules war, so wurde er doch Lehrern übergeben. Denn es ist ein Gedicht Theokrits vorhanden, welches sechs Lehrer desselben aufzählt:

„wissenschaftliche Bildung erhielt der Knabe vom greisen Linus.“

Aber nicht nur als Jüngling erlernte er die Wissenschaften, sondern genoß noch als Greis den Unterricht des Atlas über die Bewegung der Gestirne. Wie unterrichtet und gebildet Achill ge-

wesen, erzählt Homer, indem er ihn den Ruhm gefeierter Helden zur Kythara singen läßt, woraus hervor geht, daß er sowohl die Geschichte, als auch die übrigen Wissenschaften seiner Zeit, so wie die Musik, erlernt hatte. Wie hätte er auch sonst auf sein Schild die Ordnung des Himmels und der Elemente und die Gestirne malen lassen, welche Norden und Süden theilen, wenn er Nichts mehr als ein roher geistloser Krieger gewesen wäre! Doch das sei genug aus der Dichtung. Alexander, ohne Zweifel der talentvollste unter allen Königen, hatte nicht nur die hauptsächlichsten Wissenschaften, sondern auch die ganze Philosophie und die Heilkunde erlernt. Und gesetzt auch, daß der Krieger solche Wissenschaften, welche sich mehr auf friedliche, bürgerliche Verfassung beziehen, nicht nöthig hätte, so spricht doch die Sache selbst dafür, daß der, welcher in Friedenszeiten Regierungsgeschäften sich widmen, und bei öffentlichen Berathungen gebraucht werden soll, jeden Falls in allen Fächern der Wissenschaft Kenntnisse besitzen muß. Denn auch Augustus hätte während seiner friedlichen Regierung weder die Gesetze verbessern, noch Rechtspflege begründen und leiten können, hätte er nicht vielfache Kenntnisse besessen, und die gelehrtesten Männer, als einen Trebatius, Capito, Asinius u. A. m. zu Rathe gezogen.

Wollte ich die übrigen griechischen und römischen Fürsten alle aufzählen, welche sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, welch' ein langes Verzeichniß würde das werden? Und doch sprach ich bis jetzt von solchen Fürsten, welchen die wahre Religion unbekannt war. Eine wie viel größere Verbindlichkeit haben nun die auf sich, welche nicht nur über die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung wachen, sondern auch auf die Religion ihre Regentenpflicht übertragen sollen? Denn allen Denen, welche den Uebrigen vorgesetzt sind, hat Gott als hauptsächlichste Verpflichtung die aufgelegt, darauf zu sehen, daß die Menschen über Gott richtigen Unterricht erhalten. Denn wie der vorzüglichste Grund, warum die Menschen bestimmt sind, in geselligen Vereinen zu leben, der ist, daß ein Theil von ihnen die Uebrigen über Gott und Seinen Willen belehren könnte, so sollen die Schiedsrichter in dieser hochwichtigen Angelegenheit vor Allem die Obrigkeiten sein.

Wie können aber diese ohne einen großen Vorrath von Kenntnissen die Religionsangelegenheiten leiten? Oder ist etwa anzunehmen, Constantin würde, wofern er nicht mit seiner Frömmigkeit zugleich große Gelehrsamkeit verbunden hätte, die von Arius erregten Streitigkeiten haben verstehen, oder darin entscheiden

können? Er war aber wahrlich in der Versammlung keine stumme Figur, sondern widerlegte nicht nur während der Unterhandlungen den Arius in einer Rede kräftig, in welcher er die Zeugnisse der Apostel und bewährter Schriftsteller gesammelt hatte, sondern schlichtete auch mit ungemeiner Milde in gelehrten Vorträgen sehr viele andere Streitigkeiten der Bischöfe.

Aber es sind in der Geschichte auch sehr viele Beispiele von Manchen unsrer Fürsten vorhanden, welche, ungeachtet auch sie aus dieser ungebildetern Nation entsprossen waren, dennoch mitten in Kriegsunruhen und Waffenlärm auch einige Zeit der Beschäftigung mit den edlen Wissenschaften widmeten, um sowohl in Bezug auf viele andere Lebensverhältnisse, als vorzüglich auf die Kenntniß der christlichen Lehre und die Leitung des Religionswesens tüchtig unterrichtet zu sein. Denn wie oft treten in den Staaten Zeiten ein, welche nicht nur fromme, sondern auch unterrichtete Fürsten erheischen? Ist nicht gerade in den öffentlichen Spaltungen unserer Zeit Gelehrsamkeit edler, gebildeter Männer ein wesentliches Bedürfniß? Aristoteles erklärt die Obrigkeit mit diesen Worten: „Die Obrigkeit ist die Wächterin über das Gesetz." Eine kurze, aber wahre Erklärung, einem Orakelausspruche gleich, wenn man ihren Inhalt entwickelt. Denn stelle Dir einmal vor, es stände eine Obrigkeit vor Dir, der Gott beide Tafeln der zehn Gebote übergäbe, mit dem Befehl, die Aufsicht und Obhut über dieselben zu führen! Fühlst Du wohl, welche wichtige Sache ihr anvertraut ward? Die treue Sorge für Religion und bürgerliche Verfassung, und deren Beschützung übernimmt sie. Wie mag sie aber diese Sorgfalt üben, das heißt, dieselben leiten, erhalten, verfechten, wenn sie nur eine oberflächliche Kenntniß derselben hat? Kann ja doch der Mensch, was er nicht kennt, gar nicht einmal lieben! Und es ist ein wahres Wort: „Was man nicht kennt, nach dem verlangt man nicht." Was ist es also Anderes, die Leitung und Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten unwissenden Menschen übergeben, als die Gesetztafeln an einem Baumstamm, oder einer Wand aufhängen? Ich rede jetzt nicht etwa von Tyrannen, welche diese Tafeln frech herabschleudern, zerschellen und zertrümmern; nur von den Unwissenden rede ich, obgleich die Unwissenheit auch eine furchtbare Tyrannei ist. Nur von den bessern und mittelmäßigen Köpfen sprech' ich jetzt, und diese, meine ich, müssen durch die Wissenschaften gebildet werden.

Bei unserm jetzigen sittlichen Verderbniß halten es die Hofleute für hinreichend, wenn man zu der Geschäftsverwaltung nur

einigen Witz, Gewandtheit oder schlaue Klugheit mitbringe, was vielleicht ausreichen möchte, wenn die, welche durch ihre Berathung den Gang der wichtigsten Angelegenheiten leiten, gar nicht verschieden wären von den Sclaven in der Komödie. Ganz andere Fertigkeiten aber erfordern die Staatsgeschäfte.

Andere, wenn sie auch vielleicht mit den Wissenschaften sich beschäftigen, zeigen doch eine stolze Geringschätzung religiöser Kenntnisse. Und wie ehemals die Meinung herrschte, die Philosophie sei denen hinderlich, welche zum Regieren berufen wären, so ist es auch jetzt Grundsatz des Adels, die ernste Beschäftigung mit den Religionslehren müsse man den Mönchen, dem geringen, niedern Pöbel überlassen. Welchen verderblichen Einfluß dieser Wahn auf die Kirche nicht nur, sondern auf das Leben der Menschen überhaupt habe, das beweisen die vielen Wunden des Staats. Ist die Obrigkeit Wächterin über die Gesetze, wie mit Recht behauptet worden, so muß sie vor Allem über die göttlichen Gesetze wachen, in Betreff derer die heftigsten Streitigkeiten unter den Menschen vorfallen. Und Niemand kann darin ohne einen reichen Schatz gelehrter Kenntnisse Schiedsrichter sein, so wenig als ein Tauber über Fehler in einer Musik urtheilen kann.

Ich erinnere mich, von einem Fremden gehört zu haben, der König von Spanien, Alfons, habe nach der Weise der Fürsten sein Lieblingssymbol gehabt; denn er malte hin und wieder einen Pelikan, der sich mit dem Schnabel die Brust aufhackt, und zur Aetzung seiner Jungen das Blut heraus leitet. Solchen Gemälden pflegt' er die Ueberschrift beizufügen: „Für das Gesetz und für die Herde!" um auszudrücken, es müsse ein Fürst sowohl zu Gunsten der Religion, als auch zum Schutze seines Volkes allen Gefahren sich unterziehen. Weise sah Alfons, es sei der höhern Stände wesentlichste Obliegenheit: Eifer für die Religion, ihre Erhaltung und Ausbreitung. Wenn denn nun alle Menschen zu dieser Pflicht von Gott aufgefordert werden, daß ein Jeder an seinem Platze zur Verherrlichung der Ehre Gottes mitwirken soll, so können wahrlich die obern Stände nicht meinen, diese Pflicht gehe sie Nichts an!

Daß Du nun eine tiefere Einsicht in die christliche Lehre hoch schätzest, und selbst Dich derselben befleißigst, und dabei der Leitung frommer gelehrter Männer Dich bedienst, wegen dieser Denkungsweise wünsche ich Dir und dem Staate außerordentlich Glück, und ermahne Dich: Laß von dieser betretenen Bahn durch alberne Urtheile unwissender Menschen Dich nicht abbringen!

Es ist keine andere Verehrung Gott gefälliger, als wenn wir die von Ihm uns geschenkte Lehre zu erkennen uns bestreben, und zu ihrer Verherrlichung auch unsere Bemühung beitragen. Und Gott vergilt reichlich solchen Dienst, wie Er ja spricht: „Die Mich verherrlichen, will Ich verherrlichen.“ Glücklicher wird Deine Bahn, wie im Leben überhaupt, so in den öffentlichen Geschäften sich gestalten, wenn Du gelehrte Kenntniß der wahren Religion auch ferner hoch schätzen, und sie zu befördern Dich bestreben wirst.

Verbinde aber, wie Du jetzt thust, ferner auch andere Studien damit, welche entweder selbst auch der Religion dienen, oder sonst für verschiedene Lebensverhältnisse ersprießlich sind. Ich höre, daß Du Dich jetzt mit dem ehrwürdigsten Geschichtschreiber, Thukydides, beschäftigst, der allerdings auf gar Vieles den Leser aufmerksam machen kann: auf die Verschiedenheit der Fürsten hinsichtlich ihrer geistigen Vorzüge und Gesinnungen; auf den Ausgang stürmischer, aufrührischer Bürger; auf die Bestrebungen und das Ende der Patrioten; auf die Ursachen, welche Staatsumwälzungen herbei zu führen pflegen. Sehr wahr sagt Plutarch: „So wie ein Musiker seine Instrumente kennen muß, so muß auch, wer Staatsgeschäfte verwaltet, sorgfältig sich bemühen, daß er die Gesinnung der Fürsten und des Volks verstehe;“ und dazu sind die Charakterschilderungen in der Geschichte von außerordentlichem Nutzen. Merke denn im Thukydides auf die Charaktere großer Männer, zugleich aber auch auf die Verschiedenheit eines Themistokles, Perikles, Kleon, Alkibiades, Nikias, Brasides, Theramenes; ferner welche mannichfaltigen Veränderungen in dem einzigen Staate Attika auf einander folgten, seitdem ein nichtiger Grund den Kampf zwischen den griechischen Staaten erregt hatte; dann, wie oft und leichtsinnig man, bald um des Interesse einiger Weniger willen, bald aus ungegründetem Mißtrauen gegen Mächtigere, Bündnisse gebrochen, und vieles Andere noch.

Indem Thukydides im Eingange seines Werks angibt, welcher Nutzen aus der Geschichte zu gewinnen sei, erinnert er zwar, man müsse die Geschichte aller Zeiten kennen lernen. Für Dich aber ist die heilige Geschichte zunächst ein nothwendiger Gegenstand Deines Studiums; lies auch zugleich die Begebenheiten des deutschen Reichs; sie werden Dir viele Winke über die Veränderungen in der Kirche geben, deren Kenntniß für jeden Edlen von hohem Interesse sein muß. Erwäge denn also, wie viele Hilfsmittel für das Privatleben sowohl, als für die öffentlichen

Geschäfte Dir zu Gebote stehen werden, wenn Du mit tüchtiger Kenntniß der Religion, der Geschichte und der menschlichen Kultur überhaupt ausgerüstet sein wirst. In welche Wissenschaften und Schriftsteller Du aber vorzugsweise eindringen, zu welchen Zwecken Du jede insbesondere Dir zu eigen machen, mit welcher Beschränkung Du eine jede studiren müssest, damit nicht Verwirrung und Unordnung das Urtheil verkümmere, wenn zur Unzeit das Heilige mit dem Profanen vermischt wird, darüber brauche ich Nichts hinzuzufügen. Du hast ja einen beständigen Rathgeber an dem durch seine Einsicht und treue Anhänglichkeit gleich schätzenswerthen Medmann, der gewiß eben so tüchtig die Principien der Wissenschaften Dir beibringen, als über ihre Anwendung im Leben Dich unterrichten wird. Wiewohl nun auch dieser Dich fleißig daran erinnern wird, welche Ursachen den wissenschaftlichen Eifer in Eurem Stande anregen sollten, und welche Kenntnisse Euch insbesondere Noth thun, so ergriff ich doch, als mich die rühmliche Erwähnung Deines Charakters und Deiner Bildung so begeistert hatte, daß ich es mir nicht versagen konnte, einen Brief an Dich zu richten, gerade dieses als Stoff, um Dich zu überzeugen, daß mit Medmanns Urtheil auch die Ansicht Anderer übereinstimme.

Zuletzt empfehle ich Dir noch die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts; denn die Wissenschaften leiten den Gang des Menschenlebens in vieler Hinsicht; sie begreifen die Religionslehre, Gesetze, alle Pflichten der gesellschaftlichen Menschenverhältnisse und überhaupt viele Hilfsmittel des Lebens in sich. Daher haben von jeher weise Staatsmänner es als ihre wesentliche Obliegenheit betrachtet, Wissenschaft und Gelehrsamkeit, welche bei der so großen Schwachheit, Unzuverlässigkeit und Verkehrtheit des menschlichen Geistes auf vielfache Weise gefährdet sind, anzuregen und zu fördern.

In der vergangenen Zeit hatte die Barbarei, wie die übrigen Wissenschaften, so vorzüglich die Quelle der christlichen Religion auf eine schimpfliche Weise verunreinigt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß in jedem Fache, sobald einmal das gründliche, einfache Wissen untergegangen ist, Sophistik und endlose Meinungsverwirrung eintritt. Und das eben bereitete eine dichte Nacht über das Gebiet der Wissenschaften. Die darauf folgende neuere Zeit begann die Wissenschaften zu läutern, und dem Forschungstriebe die Quellen wieder zugänglich zu machen. Es war auch allerdings der Anfang gar nicht unerfreulich, und gab nicht

nur den Wissenschaften überhaupt, sondern namentlich auch der Religionslehre Licht und Aufklärung. Aber von einem gewaltigen Schlage plötzlich erschüttert, begann dieser edlere Eifer wieder zu erschlaffen, weil er den Mächtigen verhaßt war. Da nun aber das menschliche Leben überhaupt, und die Kirche die Wissenschaften durchaus nicht entbehren kann, so mußt Du, so müssen Alle, die mit Dir auf gleicher Stufe stehen, alle Kräfte und Anstrengungen dahin vereinigen, daß Ihr in dieser Beziehung den Wissenschaften und der Kirche zu Hilfe kommt.

Jede Zeit hat ihr besonderes Ungemach, welchem abzuhelfen vorzugsweise Denen obliegt, die am meisten Ansehen und Einfluß besitzen, und es ist ganz wahr, was Virgil sagt: Das menschliche Leben sei einer Schifffahrt gleich, die stroman gehe, wo, sobald die Ruderer nur ein Wenig feiern, sogleich der Andrang des Stromes das Fahrzeug zurück drängt. Du kennst ja die Worte *):

— — — — — So eilt nach dem Schicksal
Alles zum Schlechteren hin, fortwährend sich neigend zum Rückfall.
Wie wenn der Schiffer den reißenden Wellen entgegen der Nachen
Treibet mit Ruderschlag; kaum sinken ein Wenig die Arme,
Abwärts schleudert ihn eilends des Flusses gewaltige Strömung.

Aber Euch liegt es ob, mit unablässiger Anstrengung und allen Kräften gegen die Schwachheit anzukämpfen, und Trotz der mächtigsten Schwierigkeiten doch die gute Sache zu fördern. Das ist wahrhaft heldenwürdig. So wirst Du denn, so viel nur möglich, Dich bemühen, daß die edlen Wissenschaften nicht untergehen, sondern uns erhalten werden. Glaube mir, die Fürsten erwerben sich das herrlichste Verdienst um die ganze Kirche, welche ihre Macht und Ansehen zur Aufrechthaltung der Wissenschaften verwenden, und kein Triumph bietet mehr wahren Ruhm.

Lebe wohl. Den 23. März 1539.

*) Virg. Georg. I, 203 fgg.

Rathschlag der Theologen zu Wittenberg an Johann Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen, über den Krieg wider den Kaiser.

Vom Jahre 1546 *).

Was aus Gott ist, wird nicht vertilget; dieweil denn diese Lehre, so Gott in unsern Kirchen gnädig geoffenbaret hat, in ihrem rechten Verstande gewißlich aus Gott ist, so wird sie Gott nicht lassen ausrotten, und werden etliche Lande und Städte bleiben, darin sie leuchten wird.

Gleichwohl können daneben auch Strafen über uns kommen, wie Petrus spricht: Gott fängt die Strafe an an seinem eigenen Hause, denn wir haben leider auch Sünde. Darum ist Zeit, zu Gott mit Herzen zu seufzen und um Gnade, Rath und Hilfe um unsers Heilands willen zu bitten, daß Er um Seiner Ehre willen uns gnädiglich schützen wolle, daß die Feinde nicht sagen: wo ist nun ihr Gott?

Uns für unsere Person wäre viel leichter zu leiden und zu sterben, denn zu rathen auf ungewissen Argwohn; denn wenn es gewiß ist, daß der Kaiser diese Stände von wegen der Religion überziehen wolle, alsdann ist kein Zweifel, diese Stände thun Recht, so sie sich und die Ihrigen ernstlich mit Gottes Hilfe schützen, wie S. Paulus spricht: Die Obrigkeit führt das Schwert nicht vergeblich, sondern sie ist Gottes Dienerin, und soll strafen diejenigen, so Arges thun, als Mörder, und ist eine solche Gegenwehr nicht anders, denn als so man einem Hau-

*) Dieses von Melanchthon verfaßte und von ihm, Johann Bugenhagen, Kaspar Creuziger und Georg Major unterzeichnete Bedenken, ward nach der Mühlberger Schlacht, unter den zerstreuten Papieren der kurfürstlichen Feldkanzlei, in der Lochauer Heide gefunden, an Georg Major, und später von der Universität in Wittenberg an den Kurfürsten August abgeliefert.

sen Mörder wehren müßte, er werde geführet vom Kaiser oder Andern; denn es ist eine öffentliche Tyrannei und notoria violentia. Wie sich auch Hispanier, Italiener und Burgunder in diesen Landen halten würden, hat man ein Exempel an Deuren in Jülich gesehen, und soll billig ein jeder Hausvater sein Leib und Leben zusetzen, solche große Tyrannei zu wehren.

Und von dem Vorkommen oder von der praevention zu reden, ist auch wahr, daß die praevention, auf diesen Fall der Gewißheit, recht ist, nämlich so man gewißlich des Kaisers Gemüth weiß, daß er Willens ist, diese Stände zu überziehen.

Zum Andern, so es aber ungewiß, so bitten wir in Unterthänigkeit, unsere gnädigste und gnädige Herren wollen nicht zuschreiten; denn das Werk ist groß, und wird dieser Krieg eine ewige Veränderung der deutschen Nation bringen; darum ist es nicht leicht, anzufangen.

So muß man in dieser Sache auch Gott vertrauen, er werde Wächter und Schutzherr sein, wie der Psalm spricht: Seid still und sehet, daß Ich Gott bin.

Man soll aus ungewisser Furcht des Zukünftigen nicht in Gegenwärtigkeit von der Regel weichen und gefährliche Dinge vornehmen.

So wissen wir auch nicht, so man auf einen ungewissen Wahn anziehen würde, wie es einen Namen haben sollte, und wo man angreifen wollte, so ist noch großer Mangel an Getreide.

Zum Dritten, wahr ist es, der Herren Fährlichkeit ist die größte, und ist wohl zu gedenken, will der Kaiser sie überziehen, so wird er nach der Kur- und Fürsten Personen selbst trachten, daß sie und die jungen Herren in's Gefängniß gebracht werden, wie die großen Könige zuvor mehr mit den Fürsten umgegangen sind.

Darüber ist diese Fährlichkeit auch groß; der Adel in Stiften und in vielen Landen sonst ist dieser Lehre zum Höchsten Feind, fürchten, sie verlieren die großen Prälaturen.

So nun der Kaiser eine Macht zu Felde haben würde, ehe diese Herren gerüstet wären, würden Viele vom Adel sich zum kaiserlichen Heer wenden.

Diese und andere große Gefährlichkeit betrachten wir auch und sehen, daß diese Kur- und Fürsten gleich also wie Israel am rothen Meere stehen, und haben wenig menschlichen Trost; soll das Ende gnädig sein, so wird es Gottes Werk sein.

Wiewohl aber dieses eine scheinbare Ursach' wäre, einen Zug zu thun, so diese Herren sagten: sie wollten einen gewissen Frieden haben, und nicht alle Zeit so sitzen und des Backenstreichs erwarten, so ist dennoch zu bedenken, ob es Ursach' genug sei, Andere zu überfallen und ob es fruchtbar sein werde.

Zum Vierten, es wollen auch die Herren bei sich selbst schließen, ob sie kriegen, und warum sie kriegen wollen, und welche Sachen so hochwichtig sind, daß derhalben Krieg und Zerstörung des Reichs nicht zu scheuen sind. Denn wer dieses nicht bei sich beschlossen hat, wird des Kriegs bald müde werden.

Unser Heiland Jesus Christus, der Sohn Gottes, wolle der Kur- und Fürsten Herz zu seligem Rath neigen. Amen.

Uns siehet diese kaiserliche Rüstung an, daß sie auf des Concilii Tridentini Determination warten solle, und achten nicht, daß der Kaiser Etwas zuvor mit der That vornehmen werde!

Rede über der Leiche des Ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers,

am 22. Februar 1546 *).

Wiewohl ich in diesem unserm und aller frommen Herzen und der Kirche Christi gemeinem Leide und Trauren vor eigner Betrübniß schwerlich reden kann; jedoch weil ich in dieser christlichen Versammlung Etwas sagen soll, will ich nicht, wie der Heiden Gebrauch gewesen, allein des Verstorbenen Lob preisen, sondern diese ehrliche Versammlung erinnern und vermahnen von der hohen, wunderbaren göttlichen Regierung Seiner Kirche und von mancherlei Fährlichkeit, damit sie allezeit zu kämpfen hat, auf daß christliche Herzen desto fleißiger solches betrachten und bedenken, womit sie sich vornehmlich bekümmern, wornach sie stets trachten, und was sie zum Höchsten von Gott begehren sollen; item, was sie für Exempel sich sollen vor Augen stellen, denen sie folgen und darnach sie ihr ganzes Leben richten sollen. Denn obwohl die gottlosen Weltherzen, so Gottes Wort und christliche Religion für Nichts achten, dafür halten, es gehe in solcher vielfältigen vorfallenden Unordnung und Zerrüttung des menschlichen Lebens und aller Regimente Alles also ungefähr und ohne göttliche Regierung, so sollen doch wir, so Christen sind, durch so viele und mancherlei klare und öffentliche göttliche Zeugnisse uns stärken, und die Kirche Gottes weit unterscheiden und absondern von dem andern gottlosen Haufen, und gewißlich schließen, daß Gott Seine Kirche durch Seinen göttlichen wunderbaren Rath und Kraft regiere und erhalte, und derselben Kirche Regierung recht lernen ansehen und verstehen, und rechtschaffene, von Gott gegebene Lehrer mit Dankbarkeit erkennen und betrachten, wie sie die Zeit ihrer Lehre und Lebens von Gott regieret sind, und un-

*) Verdeutscht aus dem Latein durch Dr. Kaspar Creuziger.

ter denselben uns zum Exempel vorstellen die hohen, vornehmsten rechtschaffenen Lehrer als unsre Väter, Häupter und Vorgänger, denen wir billig nachfolgen, und ihnen gebührliche Ehre thun sollen.

Von dieser großen Sache sollen wir reden und gedenken, so oft des ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers, unsers lieben Vaters und Lehrers, gedacht wird, welchem obwohl viele gottlose Leute bitter und grimmig feind und gehässig gewesen, so sollen doch wir, die wir durch Gottes Gnade wissen, daß er ein hoher, vortrefflicher und treuer Diener Christi und Prediger des Evangelii, von Gott sonderlich erwecket und uns gegeben ist, ihn lieben und loben, und bei uns selbst allerlei Zeugnisse zusammen suchen und betrachten, welche beweisen, daß seine Lehre nicht sei ein unchristlich aufrührerisches Vorgeben aus eignem freveln Durste ausgebreitet, wie viele gottlose Epikuräer dafür halten und ausschreien. Und wiewohl man pflegt in solchen Reden, so man von den Verstorbenen thut, Viel zu sagen von sonderlichen Tugenden Derer, die man loben soll, die sie in ihrem Leben an sich gehabt oder erzeigt haben, so will ich doch jetzt davon zu reden anstehen lassen, und allein von diesem Vornehmsten sagen: nämlich von seinem Amt, so er in der Kirchenregierung geführt; denn fromme, gottesfürchtige Herzen sollen's gewiß dafür halten, so Martinus Luther seliger, die rechte, reine, nöthige und heilsame Lehre in der Kirche treulich gelehret und erkläret hat, daß Gott allezeit dafür hoch zu danken sei, daß er diesen Mann erwecket, und daß seine Arbeit und Fleiß, Treue und Beständigkeit, so er in seinem Lehramte erzeiget, und andere Tugenden billig zu loben und zu rühmen, und daß allen Gottesfürchtigen billig sein Gedächtniß lieb und werth sein solle.

So wollen wir nun an dem erstlich anfangen, wie St. Paulus spricht, Eph. 4., daß Gottes Sohn, Jesus Christus, ist in die Höhe gefahren, und sitzet zur Rechten Seines ewigen Vaters, und gibt den Menschen göttliche Gaben, nämlich die Lehre des Evangelii, und den heiligen Geist; und daß wir solcher Gaben theilhaftig werden, erwecket Er Propheten, Apostel, Lehrer und Hirten, und nimmt dieselben aus dieser unsrer Versammlung, oder dem Häuflein Derer, die da Schüler sind, und die heilige Schrift der heiligen Propheten und Apostel lesen, hören, lieben und treulich dabei bleiben. Und berufet oder erwecket zu dieser Arbeit und Ritterschaft nicht allein diejenigen, so in der ordentlichen Obrigkeit und Regierung sind, sondern macht's oft also,

daß Er eben dieselben antastet und wider sie streitet durch christliche Lehrer und Prediger, so Er aus andern gemeinen Ständen und Leuten erwählet. Und ist einem christlichen Herzen gar tröstlich und nützlich zu sehen, so Er die Kirche zu jeder Zeit der Welt vor Augen hat, und die große, hohe, göttliche Wohlthat betrachtet, wie Gott von Anfang immer für und für heilsame Lehrer Seiner Kirche, je Einen nach dem Andern gesandt hat, also, daß gleich wie in einer Schlachtordnung, wo die, so vorne im Glied erst gestanden, hinweg kommen, sobald Andere an derselben Statt und in ihre Fußtapfen getreten sind; also sind die ersten heiligen Väter in einer Ordnung einander gefolget: Adam, Seth, Enoch, Methusalem, Noah, Sem, bei dieses Leben, da er in der Nähe bei Sodom wohnete; als nun die Heiden der göttlichen Lehre der heiligen Erzväter, Noah und Sem, allbereits vergessen, und allenthalben in Abgötterei verfallen waren, da ward Abraham von Gott erwecket, daß er des alten frommen Sems Mitdiener und Gehilfe wäre in dem hohen göttlichen Werk, die reine Lehre zu predigen und auszubreiten. Nach diesen sind gefolget: Isaak, Jakob, Joseph, welcher in dem ganzen Land Aegypten, das um diese Zeit das schönste und lieblichste Königreich war auf Erden, die reine heilsame Lehre an's Licht gebracht. Hernach sind erwecket Mose, Josua, Samuel, David, Elias, Elisa, welchen der Prophet Jesaias gehöret; diesen hat hernach Jeremias gehöret, den Jeremias Daniel, den Daniel Zacharias, darnach Esra, Onias, und nach diesen die Makkabäer; folgends Simeon, davon Luk. 2. gesagt wird, und Zacharias und sein Sohn Johannes der Täufer, Christus selbst und die Apostel. Diese schöne Ordnung und Folge der höchsten und theuersten Leute auf Erden ist nützlich und lustig zu betrachten; denn es ist ein gewaltiges, klares und öffentliches Zeugniß, daß Gott allezeit bei seiner Kirche ist, sie regieret und erhält.

Nach den Aposteln ist gekommen der folgende Haufe der Lehrer in der Kirche Christi, welche, wiewohl sie den vorigen Vätern, Propheten und Aposteln nicht zu vergleichen, und etwas schwächer gewesen, so sind sie doch auch durch göttliche Zeugnisse begabet und gezieret, als: Polykarpus, Irenäus, Gregorius, Neocäsariensis, Basilius, Augustinus, Prosper, Maximus, Hugo, Bernhardus, Taulerus, und etliche Andere an andern Orten; und obwohl diese letzte Zeit, als das letzte und schwächste Alter der Welt, viel gebrechlicher ist, als die vorigen gewesen, so hat doch Gott allezeit Etliche, dadurch Er die Lehre in der Kirche

wieder erneuet und den Irrthum gestrafet, als Uebrige erhalten, und ist offenbar, daß jetzt zu unsrer Zeit die reine Lehre des Evangeliums durch den Mund und die Schriften des ehrwürdigen Dr. Martin Luthers viel heller und reiner wieder angezündet und an's Licht gebracht ist.

Darum soll er billig unter die Zahl und Ordnung der hohen und vortrefflichen Leute gezählet werden, welche Gott sonderlich erwecket und gesandt, Seine Kirche auf Erden zusammen zu bringen und wieder aufzurichten; und wir sollen wissen, daß solche Leute für die schönste Blüthe, oder den besten Kern und Ausbund des menschlichen Geschlechts auf Erden zu halten sind. Denn ob man wohl auch Etliche unter den Heiden für große, vortreffliche Leute anziehen und rühmen mag, als Themistokles, Scipio, Augustus und dergleichen gewesen, so sind sie doch diesen unsern hohen Wunderleuten, Lehrern und Häuptern noch lange nicht zu vergleichen, und viel geringer, denn Jesaias, Johannes der Täufer, Paulus, Augustinus, Dr. Luther. Solche Ungleichheit und Unterschied zwischen den Leuten, so Gott den Heiden zu Nutz der weltlichen Regierung gegeben, und Denen, durch welche Er Seine Kirche regiert, sollen wir Christen verstehen und betrachten.

Was sind aber nun vornehmlich für besondere Stücke wahrhaftiger Lehre durch Dr. Luthern an den Tag gebracht und erkläret, darum er in seinem Laufe und Lehramte, so er zu seiner Zeit vollendet, billig zu loben ist? Denn wir sehen, daß jetzt viele, auch große Leute feindlich schreien und klagen, daß die Kirche übel zerrüttet und verwirret sei, und viel unnöthiges Gezänke errege, welches Niemand verrichten noch wieder zur Einigkeit bringen könne. Solchem Schreien antworte ich, daß der Kirchenregierung in der Welt allezeit also gethan ist: so der heilige Geist die Welt strafest, so erheben sich Zwietracht und Spaltung; die Ursach' aber und Schuld solcher Uneinigkeit ist allein Derer, die den Sohn Gottes nicht hören wollen, von Welchem der himmlische Vater geboten und gesagt hat: „Diesen sollt ihr hören!"

Dr. Luther hat die wahrhaftige reine christliche Lehre, so zuvor in vielen vornehmen Artikeln verdunkelt, wieder an den Tag gebracht und mit Fleiß erkläret; denn das ist öffentlich und unläugbar, daß viele große, grobe und greifliche Finsterniß und Irrthum in der Mönche Lehren von der Buße gewesen. Diese hat er gestrafet und gelehret, was rechte christliche Buße sei, und welches da sei der gewisse, wahrhaftige, beständige Trost der Herzen und Gewissen, so vor Gottes Zorn von wegen der Sünde erschrocken sind.

Er hat auch erkläret die rechte paulische Lehre, welche sagt, daß der Mensch allein durch den Glauben vor Gott gerecht werde; item, er hat auch gezeigt und mit Fleiß gelehret den nöthigen Unterschied zwischen dem Gesetz und dem Evangelio, und zwischen der hohen göttlichen Gerechtigkeit des Geistes, und der äußerlichen weltlichen Zucht oder Frömmigkeit. Also hat er auch gelehret, was rechte Anrufung Gottes sei und wie die geschehen soll, und hat die ganze Kirche gewiesen von der heidnischen Blindheit und Unsinnigkeit, so da träumet, man könne Gott anrufen, obgleich die Herzen in heidnischem Zweifel liegen, und in solchem Zweifel vor Gott fliehen u. s. w. Dagegen hat er die Leute unterrichtet, daß rechte Anrufung geschehen müsse im Glauben und gutem Gewissen, und hat uns allein gewiesen zu dem einzigen Mittler, dem Sohne Gottes, Der da sitzet zur Rechten des Vaters, und bittet für uns; nicht zu steinernen oder hölzernen Bildern und Götzen, noch zu todten Menschen oder verstorbenen Heiligen, wie der große Haufe gottloser Leute in schrecklicher Blindheit zu solchen Götzen und Todten Zuflucht hat und sie anbetet.

Er hat auch mit treuem Fleiße gelehret von rechten guten Werken, die da Gott gefallen, und hat dieß gemeine christliche Leben des weltlichen regierenden, und aller anderer Aemter und Stände also geziert, gepriesen und vertheidigt, daß deßgleichen in keinen andern Schriften also zu sehen ist.

Und endlich hat er von den rechten, nöthigen, christlichen Werken unterschieden und abgesondert die kindische Uebung in Ceremonieen, und anderen Satzungen und Geboten, von Menschen eingeführt, dadurch rechte wahrhaftige Anrufung Gottes verhindert wird.

Zu dem, damit die reine christliche Lehre auch auf die Nachkommen fortgepflanzet und erhalten werden möge, hat er der Propheten und Apostel Schriften in deutsche Sprache verdolmetschet, so licht und klar, daß diese Dolmetschung viel mehr Licht und Verstand gibt dem christlichen Leser, denn viele andere große Bücher und Commentarii. Darüber hat er selbst auch viele schöne Auslegungen etlicher Bücher geschrieben, von welchen auch Erasmus also geurtheilet, daß sie weit besser und nützlicher seien, denn aller Anderer Auslegungen, deren Schriften vorhanden sind. Und wie von Denen, so die Stadt Jerusalem wieder baueten, geschrieben, Nehem. 4., daß sie „mit einer Hand am Bau arbeiteten, und mit der andern das Schwert führeten"; also hat er zugleich auch wider die Feinde der reinen Lehre müssen fechten,

und doch daneben viele schöne Auslegungen, welche voll tröstlicher christlicher Lehre sind, geschrieben, und vielen armen, irrigen und beschwerten Gewissen mit christlichem Rath und Trost geholfen.

Und dieweil die vornehmsten Hauptstücke göttlicher Lehre hoch und weit über menschlichen Verstand sind, als: die Lehre von Vergebung der Sünden und vom Glauben, so muß man dabei abnehmen und bekennen, daß er von Gott gelehret sei; so haben auch Viele unter uns selbst gesehen, was er für hohe geistliche Kämpfe gehabt, in welchen er gelernet, daß man müsse durch Glauben gewiß schließen, daß wir von Gott zu Gnaden angenommen und erhöret werden.

Darum ist kein Zweifel, fromme christliche Herzen werden für und für bis zur Ewigkeit die göttliche Wohlthat rühmen und preisen, die Er durch diesen Dr. Luther Seiner Kirche gegeben, und werden erstlich Gott dafür Lob und Dank sagen, darnach auch vor aller Welt öffentlich bekennen, daß sie dieses theuren Mannes treuer Fleiß und Arbeit, in Schriften und Predigten, Viel gebessert, und ihm dafür dankbar zu sein schuldig sind, obwohl die andern Epikuräer und gottlosen Leute, welche die ganze Kirche Gottes und der Kirche Lehre und Regierung verlachen, solche hohe Tugend stolz verachten, und für unnützes, nichtiges Kinderwerk, oder auch für lauter Thorheit halten. Es sind auch nicht, wie die Naseweisen sagen, vergebliche, unendliche Gezänke und Disputationen erregt, die Niemand verrichten könne, und ist nicht, wie Etliche höhnisch davon reden, solche Lehre in die Kirche gestreuet, darüber man sich nur zanken und hadern solle, wie die Poeten sagen, daß etwa ein schöner, lustiger Apfel unter etliche Jungfrauen geworfen, darüber sie sich unter einander zankten. Diese Lehre ist auch nicht finster, dunkele Räthsel, die Niemand verstehen könne; denn verständige, gottesfürchtige Herzen, und die nicht muthwillige Sophisterei und Verkehrung rechter Lehre suchen, können leicht sehen und verstehen, so sie die Artikel widerwärtiger Lehre gegen einander halten, welche der göttlichen Lehre gemäß sind, und damit überein stimmen oder nicht; ja es ist bei allen Gottesfürchtigen diese Religionssache schon erörtert und gewiß beschlossen, welches die rechte wahrhaftige Lehre sei; denn dieweil sich Gott hat wollen offenbaren und zu erkennen geben durch der heiligen Propheten und Apostel Mund und Schrift, soll man nicht dafür halten, daß solches Wort und Schrift ungewiß und unverständlich sei, als der Sibylla, oder dergleichen dunkele Reden und Weissagungen.

Daß aber etliche, auch gutherzige Leute, je zu Zeit geklaget, Dr. Luther wär' etwas zu hart und rauh gewesen im Schreiben, davon will ich Nichts disputiren, weder ihn zu entschuldigen noch zu loben, sondern lass' es bei der Antwort, die hiervon Erasmus oft gegeben: „Gott habe der Welt zu dieser letzten Zeit, in der große und schwere Seuchen und Gebrechen überhand genommen, auch einen harten, scharfen Arzt gegeben."

Und so Gott ein solches Werkzeug wider die Feinde des Evangelii, so mit großem Stolz, Frechheit und Frevel wider die Wahrheit laufen, erwecket, wie Er zu dem Propheten Jeremia 1. spricht: „Siehe, Ich habe Meine Worte in deinen Mund gelegt, daß du ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben sollst, und pflanzen und bauen rc."; und so Er sie also mit Dr. Luthers harten Schriften hat schrecken wollen, so mögen sie Gott darum zu Rede setzen, werden aber vergeblich mit Ihm darüber rechten. Gott regieret Seine Kirche nicht nach menschlichem Rath und Weisheit, und macht Seine Werkzeuge, so Er erwecket, nicht aller Dinge gleich; das ist aber allezeit, und bei Allen also, daß gemeine, eingezogene und sittige Leute nicht Gefallen haben an großer Heftigkeit an Andern, sie seien gut oder böse; als Aristides zu Athen, da er sahe, wie Themistokles mit großer Freudigkeit sich der Regierung unterstand, und ihm glücklich fortging, wiewohl er seinem Vaterlande solche Wohlfahrt gern gönnete, befleißigte er sich doch, so viel er konnte, die große Geschwindigkeit in Themistokles zu mäßigen, und im Zaum zu halten. So will ich auch nicht verneinen, daß ihm solche große heftige Leute bisweilen zu Viel thun, denn es ist doch in dieser schwachen, elenden Natur und menschlichem Leben Niemand ohne alle Gebrechen; aber doch, wo etwa ein solcher Mann ist, wie die alten Griechen von Herkules, Cimon und dergleichen gesagt haben, der nicht allezeit höflich, aber sonst ein aufrichtiger, frommer, redlicher Mann ist, der ist billig als ein ehrlicher, theuerer Mann zu loben, und wo er in der Kirche sich zeigt, wie St. Paulus sagt, als: „der ritterlich streitet, und behält den Glauben und gut Gewissen", so ist er auch Gott gefällig und von den Leuten aller Ehren werth zu halten.

Nun wissen wir, daß Dr. Luther ein solcher Mann gewesen; denn er hat ob der reinen Lehre beständig und mit treuem Fleiß gestritten, und sie allezeit vertheidiget, so hat er auch ein gutes, aufrichtiges, unverletztes Gewissen behalten. So muß auch ein Jeder, der ihn recht erkannt, und oft um ihn gewesen, dieses

zeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, und wo er unter Leuten gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig und zänkisch, und war doch daneben ein Ernst und Tapferkeit in seinen Worten und Gebehrden, als in einem solchen Manne sein soll. Summa, es war in ihm das Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig, und, wie St. Paulus von den Christen fordert, „Alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohl lautet.“ Daher ist offenbar, daß die Härtigkeit, so er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkischen und boshaften Gemüthes, sondern eines großen Ernstes und Eifers für die Wahrheit gewesen ist. Solches müssen wir Alle und viele andere fremde Leute, die ihn gesehen und erkannt, von ihm Zeugniß geben.

Welch' eine schöne und herrliche Rede wäre hiervon zu thun, wenn ich mir vorgenommen hätte, dieses Mannes Lob zu rühmen, und nach der Länge zu erzählen die ganze Historie seines Lebens, so er in drei und sechzig Jahre gebracht: mit stetem, großem, ernstem Fleiß und Uebung in Gottesfurcht, Glauben, Anrufen Gottes und andern christlichen Tugenden; item in allen guten und nützlichen Studien und Künsten! Es ist nie kein unzüchtiges Wesen oder andere Untugend an ihm gespüret und bemerkt; es ist kein Wort, das sich zu Aufruhr und Empörung ziehen möchte, jemals von ihm gehöret worden, sondern hat allezeit treulich zur Versöhnung und Frieden gerathen und geholfen; er hat nicht andere fremde Händel in die Religionssachen gemenget, oder Ränke gesucht, seine oder der Seinen Gewalt zu stärken. Solche Weisheit und Tugend ist so groß und seltsam, daß sie nicht allein durch menschliches Vermögen und Fleiß kann zuwege gebracht werden, sondern es gehöret göttliche Gnade und Gabe dazu, die besonders solche hohe Leute, so von Natur heftigen, hohen und brennenden Muth haben, wie Dr. Martin Luther gewesen, im Zaume halte.

Es würde zu lange, von andern seiner Tugenden zu sagen; doch will ich etliche anzeigen: Ich bin selbst oft dazu gekommen, daß er mit heißen Thränen für die ganze Kirche sein Gebet gesprochen; denn er nahm sich täglich besondere eigene Zeit und Weile, etliche Psalmen zu sprechen, darunter er mit Seufzen und Weinen sein Gebet zu Gott mengete, und ward oft in täglichen Reden unwillig über die, so da aus Faulheit, oder von

wegen ihrer Geschäfte, vorgaben, es sei genug, allein mit einem kurzen Seufzen Gott anzurufen; denn es sind, sprach er, darum Form und Weise zu beten uns vorgeschrieben, daß, so wir solche lesen oder sprechen, unsere Herzen dadurch erweckt und entzündet werden, und daß auch unser Mund bekenne, welchen Gott wir anrufen.

Daher haben wir auch gesehen, als oft große und schwere Rathschläge von sorglichen, geschwinden und gefährlichen Sachen vorgefallen, daß er einen sehr großen Muth und Mannheit erzeiget, und sich nicht bald ein klein Rauschen erschrecken lassen, noch vor Drohen oder Gefahr und Schrecken verzagt geworden; denn er verließ sich auf diesen gewissen Grund, als auf einen unbeweglichen Felsen, nämlich auf Gottes Beistand und Hilfe, und ließ sich solchen Glauben und Vertrauen nicht aus dem Herzen reißen.

So ist er auch eines so hohen, scharfen Verstandes gewesen, daß er vor Andern allein in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln und Sachen bald ersehen konnte, was man rathen und thun sollte. Er war auch nicht, wie ihn vielleicht Etliche achteten, also unachtsam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben in der Regierung stände, oder nicht Achtung gegeben auf die Leute, wie sie gesinnet wären; sondern er wußte, wie die Regimente allenthalben stehen, und merkte mit besonderem Fleiß aller der Leute, mit welchen er zu thun hatte, Sinn und Willen. Und ob er wohl sonst ganz hohen Verstandes und vortrefflich gelehrt war, so las er doch sehr begierig und fleißig allerlei Bücher und Schriften beider alter und neuer Lehrer und Scribenten, dazu auch alle Historien, welcher Exempel er mit besonderer Geschicklichkeit auf allerlei gegenwärtige Händel und Sachen zu ziehen und zu appliciren wußte. Wie wohl er auch beredt gewesen sei, zeigen seine eigene Bücher und Schriften, darin zu sehen ist, daß er wohl und billig zu vergleichen ist allen Denen, so als die trefflichsten Redner berühmt sind.

Daß nun ein solcher theurer Mann, eines ganz hohen Verstandes, dazu trefflich gelehrt, und durch lange Uebung versucht und erfahren, und mit vielen hohen, christlichen, besondern Tugenden begabet, und von Gott, sonderlich der Kirche wieder aufzuhelfen, erwecket und erwählet, zu dem, daß er auch uns Alle als ein Vater herzlich geliebet, aus diesem Leben und unserm Mittel und Gesellschaft, als aus der Spitze in der Ordnung, hinweg gefordert und abgeschieden ist, deß tragen wir unserhalben

billig Kummer und Schmerzen. Denn wir sind nun ganz wie arme, elende, verlassene Waisen, so einen theuren und trefflichen Mann zum Vater gehabt, und nun dessen beraubt sind; aber doch, weil wir Gott Gehorsam schuldig sind, und in Seinen Willen uns ergeben müssen, so wollen wir doch ein stetes, ewiges Gedächtniß dieses unsers lieben Vaters behalten, und nicht aus unserm Herzen lassen. Ja wir sollen seinethalben Gott danken, und uns mit ihm freuen der ganz fröhlichen, seligen, ewigen Gemeinschaft, so er jetzt hat mit Gott und dem Sohne Gottes, unserm Herrn Jesu Christo und mit den heiligen Vätern, Propheten und Aposteln, deren er bei seinem Leben im Glauben und Vertrauen zu Gottes Sohn allezeit zum Höchsten begehrt, und mit großem Verlangen darauf gewartet; da er nun nicht allein höret, daß seine schwere Arbeit und treuer Fleiß, so er bei der reinen Lehre des Evangelium zu pflanzen und auszubreiten gehabt, von Gott und der ganzen himmlischen seligen Kirche im ewigen Leben gelobt und gepreiset wird; sondern auch er selbst, als der nun aus diesem sterblichen Körper, als aus einem Kerker, ledig geworden, und in eine andere, gar viel höhere, herrlichere, göttliche Schule gekommen ist, jetzt nun vor Augen schauet und erkennet das hohe, unergründliche Wesen göttlicher Majestät, und die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in Einer Person des Sohnes Gottes vereiniget, und den ganzen hohen, wunderbaren, göttlichen Rath, dadurch Er Seine Kirche im menschlichen Geschlecht erschaffen und erlöset. Und weil er diese über alle Maßen hohen, unbegreiflichen Sachen allhier durch Glauben im Wort und kurzen Sprüchen der göttlichen Schrift eingewickelt und zugedeckt betrachtet, hat er jetzt unaussprechliche Freude, daß er solches offenbar vor Augen siehet, und von ganzem brennenden Herzen ohn' Unterlaß Gott danket für diese allerhöchste Wohlthat. Da lernet er nun erst recht verstehen, wie und warum der Sohn Gottes in der Schrift das Wort und Ebenbild des ewigen Vaters genennet wird, und wie die Person des heiligen Geistes sei das Band der unaussprechlichen herzlichen Liebe, beide zwischen Gott dem ewigen Vater, und dem Sohne, und auch zwischen ihnen und der ganzen Kirche. Dieser hohen Lehre Anfang, und gleich als die ersten Buchstaben, hat er in diesem sterblichen Leben gelernt, und von diesen großen Sachen, nämlich vom Unterschied rechter christlicher und anderer heidnischer, falscher Anrufung, von rechter wahrhaftiger Erkenntniß Gottes, die da ansiehet, wie Er Sich selbst durch Sein Wort offenbaret und zu erkennen gegeben

hat, und nach demselben den rechten wahrhaftigen Gott von andern falschen und erdichteten Götzen scheidet und sondert, hat er sehr oft mit großem Ernst und christlich aus der heiligen Schrift in Predigten und sonst geredet.

Es haben ihn Viele in dieser unserer Versammlung etwa hören auslegen diesen Spruch Christi, Joh. 1., da Er spricht: „Ihr werdet von nun an den Himmel offen sehen, und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn." Hier vermahnet er erstlich die Zuhörer, diesen hohen, herrlichen Trost wohl zu betrachten und in's Herz zu drücken, daß uns jetzt gewiß der ganze Himmel offen stehet, d. i. daß wir nun durch Christum einen Zugang haben zu Gott, und der schreckliche, unerträgliche Zorn Gottes hinweg genommen, so wir zu diesem Mittler, dem Sohn Gottes, Zuflucht haben, und daß Gott nun bei und unter uns ist und wohnet, und daß, die Ihn im Glauben anrufen, von Ihm gnädiglich angenommen, erhöret, regieret und erhalten werden.

Von diesem wunderbaren, ewigen Rath und Willen göttlicher Majestät, welchen doch viele ruchlose Gottesverächter für eitel Fabeln und lauter Nichts halten, lehrte und vermahnte er, daß man ihn mit festem Glauben sollt' entgegen setzen und halten dem natürlichen Zweifel menschlichen Herzens und allen den Schrekken und Anfechtungen, dadurch elende, betrübte Herzen flüchtig und scheu gemacht werden, daß sie sich nicht können erheben, Gott in rechtem gewissen Vertrauen anzurufen, noch sich Gottes zu trösten und mit ihm zufrieden zu sein.

Darnach sagte er, die Engel, so auf und nieder fahren auf des Menschen Sohn, d. i. des Herrn Christi Leib, das seien die treuen Diener und Prediger des Evangelii, welche erstlich durch diesen unsern Vorgänger und Herzog Christum hinauf zu Gott fahren, und von ihm das Licht und die Erkenntniß des Evangelium und den heiligen Geist empfangen, und darnach wieder herab fahren, d. i. das Amt, das Evangelium zu predigen und zu lehren, unter den Menschen üben und führen. Zu diesem brachte er auch diese Auslegung mit ein, daß auch eben die himmlischen Geister, die wir pflegen Engel zu nennen, so die den Sohn Gottes anschauen, durch diese Anschauung der wunderbaren Vereinigung beider Naturen, Viel lernen, und darüber unsägliche Freude haben, und weil sie dieses Herrn, unsers Heilandes Diener und Heerschaaren sind, die Kirche zu schützen, werden sie durch Desselben Handleitung regiert. Diese großen, herrlichen, allerhöchsten

Sachen schauet er jetzt selbst vor Augen; gleichwie er zuvor unter den Dienern Christi und Predigern des Evangelium, unter diesem Herzoge Christo gen Himmel hinauf und herab fuhr, also siehet er nun auch, wie Seine Engel von ihm gesandt werden, und hat große herzliche Lust und Freude mit ihnen in der Anschauung und Betrachtung Seiner göttlichen Weisheit und göttlichen Werke.

Es haben auch unserer Viele in gutem Gedächtniß, wie gerne und mit großer Lust er zu reden pflegte von der heiligen Propheten Regierung, von ihrer Lehre und gutem Rath, von ihrem Kampfe, Gefahren und Verfolgungen, so sie erlitten, wie sie Gott wunderbar errettet, und wie mit großem Verstande und Weisheit er die ganze Zeit die Kirchen Gottes in der Welt gegen einander hielt, damit er genug anzeigte, wie großes Verlangen er hätte, bei denselben heiligen, hohen Leuten zu sein. Zu diesen hat er sich jetzt gesellet, und freuet sich, daß er ihre lebendige Stimme hören, und mit ihnen reden soll; so sind sie auch wiederum ihres Schulgesellens und Mitdieners herzlich froh, empfangen und grüßen ihn freundlich, und sagen also Beide Gott ewigen Dank, Der aus grundloser Gnade und Güte Seine Kirche im menschlichen Geschlecht sammlet und erhält.

Darum sollen wir gar nicht zweifeln, daß dieser unser lieber Vater Dr. Luther bei Gott in ewiger Seligkeit ist; aber darum bekümmern wir uns billig, daß wir nun einsam und verlassen sind. Jedoch, weil wir dem göttlichen Willen, nachdem er von uns hinweg gefordert ist, zu gehorchen schuldig sind, sollen wir wissen, daß Gott auch dieses von uns haben will, daß wir seiner Tugend und der Wohlthaten, die uns durch ihn gegeben, eingedenk sind; diese Dankbarkeit sollen wir ihm treulich leisten, und sollen erkennen und betrachten, daß er ein edles, nützliches und heilsames Werkzeug Gottes gewesen, und sollen seine Lehre mit treuem Fleiß lernen und behalten; daneben auch seine Tugenden, die uns noth sind, uns zum Exempel vorbilden und denselben nach unserm Maß fleißig nachfolgen: als Gottesfurcht, Glauben, ernstliches und brünstiges Anrufen Gottes, Treue und Fleiß in unserm Amt, Keuschheit und Zucht, Vorsichtigkeit; Alles, was Aufruhr und anderes Aergerniß erregen mag, zu fliehen und zu meiden, Lust und Begier immerdar mehr und mehr zu lernen.

Und wie wir billig oft und viel anderer großer, heiliger Leute, durch welche Gott Seine Kirche auf Erden regieret, gedenken; als Jeremiä, Johannis des Täufers, Pauli: also sollen wir auch

oft dieses Mannes Lehre und Leben betrachten, und daneben unsere Danksagung und Gebet zu Gott thun, welches sich auch jetzt in dieser Versammlung zu thun gebühret. Darum so wollet mit mir aus rechtem, christlichem Herzen und Glauben zu Gott sprechen: „O allmächtiger Gott, ewiger Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, der Du Dir eine ewige Kirche geschaffen und erwählest hast, sammt Deinem ewigen eingebornen Sohn Jesu Christo, und dem heiligen Geist; der Du bist weise, gütig, barmherzig, ein gerechter Richter, wahrhaftig, stark und mächtig, zu thun was Dir gefällt; wir sagen Dir Dank, daß Du aus dem menschlichen Geschlecht Deine Kirche Deinem eingebornen Sohn zu einem ewigen Erbe sammlest, und das Predigtamt des Evangelium erhältst, und dasselbe auch zu unserer Zeit durch Deinen treuen Diener, Dr. Martin Luther, wieder aufgerichtet hast, und bitten Dich von ganzem Herzen, daß Du auch für und für Deine Kirchen allenthalben erhalten und regieren wollest, und in uns Deine wahrhaftige reine Lehre versiegeln und bewahren, wie der Prophet Jesaias für seine Schüler und Jünger bittet (Jes. 3.); wollest auch unsre Herzen entzünden durch Deinen heiligen Geist, daß wir Dich wahrhaftig anrufen, und unser Leben nach Deinem Wort und Willen regieren und vollführen! — — —

Zuletzt, dieweil aus den Historien zu sehen ist, daß großer, vortrefflicher Lehrer und Regenten Tod oftmals den Nachkommen große Strafe bedeutet; so wollen wir, ich und Alle, welchen das Amt dieser Kirchen und Schulen zu lehren befohlen ist, Euch hiermit erinnert und zum Höchsten ermahnet haben, daß Ihr die jetzige gemeine Gefahr und sorgsamen Läufe der ganzen Welt betrachten wollet; denn wir sehen, daß an einem Ort der türkische Tyrann gräulich und schrecklich wüthet und tobet. Am andern drohen uns auch andere unsere Feinde schwere Kriege und Verwüstung im deutschen Lande und unter uns selbst; so findet man auch hin und wieder viele böse, muthwillige und frevele Köpfe, welche, so sie sich vor Dr. Luthers Ernst nicht mehr fürchten werden, werden sie mit großem Durst und Kühnheit die reine Lehre der Kirche sich unterstehen zu zerrütten und zu verderben. Auf daß nun Gott solche Strafen gnädig abwenden wolle, sollen wir auch desto fleißiger sein, unser Leben, Sitten und Studia christlich zu regieren, und sollen allezeit diesen tröstlichen Spruch und tröstliche Verheißung in unserm Herzen und vor Augen haben, daß wir sollen, so lange wir die Lehre des Evangelium bei

uns bewahren, hören, lernen, lieben, ehren und fördern werden, Gottes Wohnung oder Tempel und Kirche sein, wie Gottes Sohn, Joh. 16., gesprochen: „Wer Mich liebet, der wird Mein Wort halten, und Mein Vater wird ihn lieben und Wir wollen zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." Durch diese gnädige, liebliche und ganz tröstliche Verheißung sollen wir uns selbst erwecken, diese göttliche Lehre mit Fleiß zu lernen, und wissen, daß das ganze menschliche Geschlecht und alle Regimenter auf Erden allein um der Kirche Gottes willen erhalten werden. Und sollen jetzt die ewige, selige Gesellschaft ansehen, die wir im zukünftigen Leben mit Gott, Christo und allen Heiligen haben sollen, dazu uns Gott aus grundloser Gnade berufen, Welcher sich ohne allen Zweifel nicht vergeblich durch so viel klare wunderbare Zeugnisse uns geoffenbaret, und nicht vergeblich Seinen einigen Sohn uns gesandt und gegeben hat, sondern wahrhaftig und herzlich liebet und sorget für Diejenigen, die solche Seine göttliche Wahrheit erkennen und groß achten. — Amen.

Die Historie vom Leben und Geschichten des ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers,

durch

Dr. Philipp Melanchthon. 1546 *).

Es hat uns zwar der ehrwürdige Hr. Dr. Martinus Luther vertröstet, er wolle uns erzählen den ganzen Lauf seines Lebens und Anfang aller seiner Kämpfe, und hätte es auch gethan, wo er nicht aus diesem sterblichen Leben zur ewigen Gesellschaft Gottes und der himmlischen Kirche wäre genommen worden.

Nun wäre es aber nütze, daß man wüßte, wie er für sich selbst daheim gelebt hätte, und daß solches wohl und fleißig beschrieben wäre. Denn darin möchten viel Exempel gefunden werden, die da sehr dienlich wären, fromme Herzen in Gottes Furcht zu stärken; so könnten auch Zeit und Gelegenheit, so dabei angezeigt würden, die Nachkommen von vielen Dingen unterrichten. Zudem würden auch die Lästermäuler dadurch widerlegt, so da vorgeben, daß er sei von Fürsten oder andern Leuten gereizt worden, die Bischöfe unwerth und veracht zu machen, oder ja muthwillig aus dem Kloster gelaufen, dieweil er nicht habe mögen nach der Mönchsordnung eingezogen leben und unterthänig sein. Also daß es wohl gut wäre, daß solche Dinge ganz und nach der Länge von ihm selbst erzählt worden, und an den Tag gegeben wären.

Denn obschon böswillige Leute ihm hätten das gemeine Sprichwort vorgeworfen, da man sagt: dieser muß sich selbst loben; die Nachbarn sind ihm weit gesessen &c. &c.; so wissen wir doch wohl, daß er eines solchen ehrbaren Gemüths war, daß er freilich

*) Ursprünglich lateinisch geschrieben, hier in der Uebersetzung aus dem 12. Theil der Wittenberger (8. der Altenburger) Ausgabe der Werke Luthers abgedruckt.

solche Historien glaubwürdiglich würde erzählt haben. So wäre es ja auch lächerlich gewesen, daß er von sich selbst hätte fremde Dinge gedichtet und ausgebracht, wie die Poeten in ihren Fabeln zu thun pflegen, da er doch wohl gewußt, daß noch viel frommer und verständiger Leute lebten, die den ganzen Handel genugsam erkannt hätten.

Dieweil er denn nun von dem Tode übereilt worden, ehe denn er solche Historien hat an den Tag gegeben; so will ich davon treulich und mit Wahrheit schreiben, was ich zum Theil von ihm gehöret, zum Theil selbst gesehen habe:

Es ist in der Wohlgebornen Herrn und Grafen von Mansfeld Herrschaft ein alt und groß Geschlecht ehrlicher Leute, die einen ziemlichen Stand geführt haben, genannt die Luther. Daher sind auch Martin Luthers Aeltern gewesen; die haben erstlich ihre Wohnung in der Stadt Eisleben gehabt, da auch Martin Luther geboren ist; darnach sind sie gen Mansfeld gezogen; daselbst ist sein Vater, Johann Luther, in's Regiment gekommen, und ist um seiner Redlichkeit willen bei allen frommen Leuten lieb und werth gehalten worden. Seine Mutter, Margaretha, Johann Luthers Eheweib, hat viel Tugenden an sich gehabt, die einer ehrlichen Frau zustehen, und ist insonderheit berühmt gewesen ihrer Zucht, Gottesfurcht und fleißigen Gebetes halben, daß auch alle andere ehrliche Weiber auf sie, als auf ein Exempel und Vorbild der Tugend und Ehrbarkeit, sonderlich gesehen haben.

Dieselbe, als ich sie oftmals gefragt, zu welcher Zeit ihr Sohn wäre geboren worden, hat sie mir gesagt, des Tags und Stunde sei sie wohl gewiß, aber an der Jahrzahl habe sie Zweifel, und sagt, er wäre geboren worden am zehnten Tage des November in der Nacht nach elf Uhr, und wäre das Kind darum Martinus geheißen worden, daß der nächste Tag hernach, da es durch die Taufe der Gemeine Gottes eingeleibt worden sei, St. Martinus Fest gewesen wäre. Aber sein Bruder Jakob, ein frommer aufrichtiger Mann, sagt, die Freundschaft hätte es allwege also gehalten, daß sein Bruder geboren wäre worden im Jahr nach Christi Geburt 1483. Nachdem nun gemeldter, ihr Sohn Martinus, des Alters gewesen, daß er hat mögen Etwas fassen und lernen, haben ihn die Aeltern im Hause fleißig gehalten zu rechter Erkenntniß und Furcht Gottes, und zu Uebung andrer Tugend, und nach gemeinem Brauch ehrlicher Leute lassen Schreiben und Lesen lernen, und hat ihn Herr Georgen Aemilii Vater

in die Schule getragen, als er noch klein gewesen; welcher denn auch noch lebt und diesem Schreiben mag Zeugniß geben.

Nun waren aber zur selbigen Zeit in den sächsischen Städten ziemlich gute Schulen, darin man die Grammatik lehret; darum auch Martinus Luther, als er in sein vierzehntes Jahr ging, gen Magdeburg geschickt worden ist, mit Johann Reinicken, welcher darnach ein trefflicher Mann geworden, und in diesen Landen um seiner Tugend willen großes Ansehen bekommen hat, und haben auch darnach sie zwei einander allezeit lieb gehabt, vielleicht daher, weil sie von Jugend auf einander gewohnt gewesen, oder daß sich sonst ihrer Beider Natur mit einander so wohl verglichen hat. Es ist aber Luther nicht länger denn Ein Jahr zu Magdeburg geblieben; darnach ist er zu Eisenach in die Schule gegangen zu einem Manne, der die Grammatika baß gelehret hat, denn sonst der Gebrauch gewesen; denn ich weiß mich noch zu erinnern, daß Luther seliger denselben rühmet seiner Lehre und Verstandes halben. Nun war er aber daselbst hin der Ursach halben geschickt worden, daß seine Mutter daselbst herum von einem alten ehrlichen Geschlecht geboren war, und hat auch allda seine Grammatik ausgelernet.

Und nachdem er eines sehr guten Verstandes gewesen und sonderlich geneigt zum Wohlreden, hat er alsbald angefangen in seinen Schriften alle Worte wohl zu setzen, und ein Ding weitläuftig zu handeln; und ist also in diesem Stück und auch in lateinischen Versen zu schreiben, seinen Gesellen weit überlegen gewesen. Da er nun gemerkt, wie ein lieblich Ding es wäre um die Lehre, hat er alsbald aus brünstiger Begier zu lernen, Lust zur hohen Schule bekommen, dieweil er hielt, daß aus derselben, als aus einer Brunnquelle, alle Künste herflössen. Hätte auch seinem hohen Verstande nach alle solche Künste nach einander mögen begreifen, wo er nur geschickte Lehrer bekommen, welches vielleicht auch dazu gedient hätte, daß durch solche freundliche und sittige Lehre der rechten Philosophie, und durch seinen Fleiß, den er hatte, wohl und geschicklich zu reden, sein heftiger und ernster Muth, so ihm angeboren, etwas gelindert worden wäre.

Nun ist er aber gen Erfurt gekommen, und hat daselbst die **Dialectica** (welche Kunst vornehmlich lehret recht und wohl disputiren) also müssen lernen, wie sie damals gelehret ward, das ist, dunkel und verworren genug, doch hat er dieselbe bald gefasset; denn er eines solchen scharfen Verstandes gewesen, daß er Grund und Ursach derselbigen Lehre besser, denn die Andern, hat können

verstehen. Und als nun sein Sinn und Muth ganz begierig war zu lernen, und immer etwas Weiteres und Besseres suchte, hat er angefangen, die vornehmsten alten lateinischen Schreiber zu lesen, als da ist Cicero, Virgilius, Livius und andere dergleichen. Die er denn also gelesen hat, daß er nicht allein die Worte daraus genommen, wie die jungen Knaben, sondern auch eine Lehre und Exempel des menschlichen Lebens daraus gefaßt hat. Darum er auch desto fleißiger Acht gehabt, was derselben Scribenten Vornehmen wäre, und wohin ihre Rede gereichet, und darnach fast alles Dasselbige, so er gelesen oder gehört hatte, im Sinn behalten, gleich als ob er's immer vor Augen hätte, wie er denn sonst behältig und guten Gedächtnisses war. Auf solche Weise ist er vor andern jungen Gesellen vorgekommen, daß auch die ganze hohe Schule daselbst über Luthers Verstand sich verwundert hat.

Da er nun 20 Jahre alt, und Magister in den freien Künsten geworden, hat er angefangen, in Rechten zu studiren, auf Rath seiner Freunde. Denn derselbigen Meinung war, man sollte einen solchen wohl beredten und verständigen Menschen hervor ziehen und zu gemeinen Sachen brauchen. Aber bald hernach, da er nun 21 Jahre alt geworden, kommt er unversehens, ohne seiner Aeltern und andrer Freunde Wissen, in das Augustiner-Kloster zu Erfurt, und begehrt, man wolle ihn da aufnehmen. Und als er da aufgenommen worden, hob er gleich an mit Fleiß zu lernen die Lehre, so da in der Kirche gebräuchlich und gemein war, hielt sich über das auch selbst mit großem Ernst in Zucht und Furcht, und in allen Uebungen that er's den andern Allen weit zuvor, mit Lesen, Disputiren, Fasten, Beten, und was dergleichen war.

Er war aber von Natur von wenigem Essen und Trinken, daß ich mich seiner oft verwundert habe, dieweil er doch nicht klein, noch schwach von Leib war. Ich hab' gesehen, daß er zu Zeiten in vier ganzen Tagen, wenn er schon gesund war, Nichts gegessen oder getrunken hat. So habe ich auch sonst oft gesehen, daß er täglich nur mit wenig Brot und einem Häring begnügt gewesen, und das zu Zeiten viel Tage lang.

Daß er aber eben den Mönchsstand angenommen und denselben für den bequemlichsten gehalten, fromm zu leben, und Gottes Wort zu lernen, ist das die Ursach, wie er uns selbst gesagt und auch andere Viel wissen. Wenn er etwa dem Zorn Gottes und den erschrecklichen Exempeln Seiner Strafen mit Ernst

nachgedacht hat, sind ihm alsbald solche Schrecken angekommen, daß er davon schier vergangen wäre. Und zwar ich hab's selbst gesehen, daß er in einer Disputation, die Lehre betreffend, so tief in die Gedanken gekommen, daß er gar erstorben ist, und sich in die nächste Kammer auf ein Bett gelegt, und indem er betet, diesen Spruch oft wiederholt hat: „Er hat Alles beschlossen unter die Sünde, auf daß Er sich Aller erbarme." Solche Schrekken hat er am ersten gefühlet, oder ja am heftigsten, als er auf eine Zeit seiner Gesellen Einen verloren hatte, so etwa durch ein Unfall war umgekommen. Also ist nun offenbar, daß ihn gar nicht seine Armuth, sondern die Gottesfurcht zum Mönchsleben getrieben hat.

Wiewohl er nun im Kloster die Lehre, welche damals in den Schulen gemein war, täglich vor hatte und lernte, und die Lehrer, die man Sententiarios nennet, fleißig las, dazu im Disputiren viel Irrungen und geschwinde Ränke, daraus sich andre Leute nicht richten konnten, dermaßen erkläret, daß sich sein viel Leute verwunderten, schlug er doch seinen Fleiß nicht ganz darauf, sondern ließ es sich nur eine Uebung sein, damit er sich nach andern höhern Geschäften erlustiret, und merket bald, wie er sich darein schicken sollte; sonst war seine Meinung nicht, daran seine Kunst zu beweisen, und großen Ruhm zu erjagen, sondern sucht nur, was ihm zu einem heiligen gottesfürchtigen Leben dienen möchte. Darum gab er sich darneben mit größerem Ernst auf der Propheten und Apostel Schriften, als den rechten Grund und Quelle der himmlischen und göttlichen Lehre, auf daß er gewisse Zeugnisse hätte von dem Willen Gottes, damit er sein Herz trösten, und sich in rechter Gottesfurcht und wahrem Glauben stärken könnte. Dazu ihm denn auch seine Furcht und Schrecken, davon droben gesagt ist, groß Ursach gaben.

Er hat uns auch erzählt, wie er oft aus eines Alten Rede im Augustinerkloster zu Erfurt sehr getröstet sei worden. Denn als er demselben seine Schrecken offenbaret, hat er ihm viel vom Glauben gesagt, und ihn auf den Artikel des Glaubens von der Vergebung der Sünden gewiesen. Diesen Artikel hat ihm derselbe Alte ausgelegt und gesagt, daß man nicht allein insgemein glauben müsse, daß Etlichen ihre Sünden verziehen würden, wie auch die Teufel glauben, daß sie dem h. David oder St. Peter verziehen werden; sondern das wäre Gottes Befehl, daß unser Jeder insonderheit glaube, ihm werden seine Sünden nachgelassen. Und daß solches der rechte Verstand wäre, hat er bewiesen

aus einem Spruch St. Bernhards, und ihm gezeiget einen Ort in der Predigt von der Verkündigung Mariä, da denn diese Worte stehen: „Dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch Ihn deine Sünden geschenkt werden. Dieß ist das Zeugniß, so der heilige Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: deine Sünden sind dir vergeben. Denn also hält es der Apostel, „daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde, durch den Glauben." Röm. 3. (28.)

Aus dieser Rede, sagt Luther, wäre er nicht allein getröstet, sondern auch erinnert worden, was allenthalben die rechte Meinung St. Paulus wäre, in dem Spruch, den er so oft anzeigt, nämlich: „durch den Glauben werden wir gerecht."

Nun hatte er darüber viele Auslegungen gelesen, und doch nie gemerkt, daß die gemeine Lehre des Papstthums von diesem Stück so gar Nichts werth wäre, bis er dieses Alten Rede gehöret, daraus er einen solchen Trost in seinem Herzen empfangen hatte. Als er darnach je länger, je mehr gelesen, und die Sprüche und Exempel, die von den Propheten und Aposteln angezeiget werden, dazu gehalten, und unter einander verglichen hat, und mit täglichem Gebet sich im Glauben wacker gemacht, ist er also allgemach je mehr und mehr erleuchtet worden. Da hat er auch angefangen, St. Augustini Bücher zu lesen, und hat gefunden in der Auslegung der Psalmen, und im Buch vom Geist und Buchstaben viel hellere Sprüche, die solche Lehre vom Glauben und den Trost, so nun in seinem Herzen angezündet war, bestätigten. Hat aber doch daneben die Sententiarios nicht gar hingeworfen. Denn den Gabrielem und den Cameracensem konnt' er schier von Wort zu Wort auswendig sagen. So hat er Occams Schriften fleißig gelesen, und hielt ihn, seiner Scharfsinnigkeit halben, höher, denn den Thomam und Scotum. Deßgleichen hat er auch Gersonem fleißig gelesen, und sonderlich des heiligen Augustini Schriften alle, wie er sie auch wohl wußte. Solchen hohen Fleiß hat er angefangen zu Erfurt im Augustinerkloster, darin er vier Jahre lang gewesen ist.

Da nun zur selbigen Zeit der ehrwürdige Herr Staupicius, welcher die hohe Schule zu Wittenberg hat helfen aufrichten, auch gern gesehen hätte, daß man in derselben neuen Schule die heilige Schrift gelehret hätte; und gedacht, was Luther für ein hochverständiger, gelehrter Mann wäre, brachte er ihn gen Wittenberg, als man zählet nach Christi Geburt 1508, seines Alters im 27sten Jahre; da hat er sich täglich müssen üben mit

dem Predigen und mit Lesen in der Schule, daraus man darnach noch das hat sehen können, wie einen guten Verstand er hatte; also daß ihn viel treffliche Männer, als nämlich Dr. Martin Mellerstadt und Andre mehr, fleißig gehöret haben, und Dr. Mellerstadt oft gesagt: es wäre ein solcher hoher Geist in dem Manne, daß er nichts Anderes könnte denken, denn er würde eine neue Art und Weise zu lehren in die Schulen bringen.

Allda hat er erstlich die Dialektica und Physica aus dem Aristoteles gelehret, und doch dazwischen nicht unterlassen, der heiligen Schrift Lehrer fleißig zu lesen.

Ueber drei Jahre darnach ist er gen Rom gezogen, von wegen etlicher Zwiespalte zwischen den Mönchen, und als er in demselben Jahre wieder gekommen, ist er nach gemeinem Gebrauch der hohen Schule Doctor geworden, und hat ihm Herzog Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, die Kosten dazu erlegt; denn er hatte ihn zuvor gehört predigen, und sich verwundert, da er gesehen, wie reich von Verstand und kräftig in Worten er wäre, und wie nützliche Lehren er handelte in seinem Predigen. Und ist zu wissen, daß er zum selbigen Mal schon im 30sten Jahr seines Alters gewesen, damit Niemand meine, er sei Doctor gemacht worden, ehe er zum rechten Verstand gekommen sei. Er erzählete uns, wie er sich solcher Ehren sehr geweigert; da hab' ihn Staupitius geheißen, er soll sich lassen zum Doctor machen, und in Schimpfs*) weise dazu gesagt, unser Herr Gott werde nun Viel zu thun bekommen in seiner Kirche, dazu Er ihn brauchen müsse. Wiewohl nun dieses eine Schimpfrede gewesen, ist es doch darnach also ergangen. Wie denn oft viele Dinge zuvor gesagt und errathen werden, wenn solche Aenderungen sollen kommen.

Nach diesem hat er angefangen, die Epistel zu den Römern auszulegen, darnach die Psalmen, und hat dieselben Schriften dermaßen an den Tag gebracht, daß alle fromme verständige Leute seine Lehre nicht anders können halten, als ein neues Licht, das durch die dicke Finsterniß, darin sie zuvor lange gesessen wären, heraus scheinet und leuchtet. Denn da zeigt er an, welcher Unterschied zwischen dem Gesetz und Evangelium wäre; widerlegt den Irrthum, der damals in den Kirchen und Schulen überhand genommen hatte, in welchen man lehrte, daß die Leute durch ihre eigne Werke Vergebung der Sünden verdienten und durch äußer-

*) Scherz.

liche Frömmigkeit vor Gott gerecht würden, wie die Pharisä gelehrt haben. Also hat Luther die Herzen der Menschen wi derum zu dem Sohne Gottes gezogen, und sie, gleichwie Jo hannes der Täufer, auf das Lamm Gottes, das unsre Sün getragen hat, gewiesen, und angezeigt, daß die Sünden ohn Verdienst verziehen werden, allein um des Sohnes wi len, und daß solche Güte durch den Glauben müsse gefa set werden. Darnach hat er die andern Artikel unsers christliche Glaubens auch nach einander erkläret, und also an nützlichen und nö thigen Stücken angefangen, dadurch er ein großes Ansehen be kommen, sonderlich dieweil auch sein Leben der Lehre gleich, un seine Lehre nicht bloße Worte waren, sondern Jedermann sah daß er es von Herzen also meinte. Denn solcher Ruhm an einer Lehrer, seines ehrlichen Wandels halben, bringt bald große Gun bei den Zuhörern, wie auch ein alter griechischer Spruch lautet ein ehrbarer Wandel behält den besten Glauben.

Daher ist auch gekommen, daß ihm darnach viel ehrlich fromme Männer nicht zuwider gewesen, sondern ihm vielmeh beigestanden sind, da er angefangen hat, die alten Ceremonien und Kirchengebräuche zu ändern; denn sie hatten ihn erkannt, und gesehen, daß seine Lehre und Leben gerecht war, und bisher di Welt in denselben Stücken jämmerlich wäre verführt worden.

Wiewohl Luther zur selben Zeit noch nichts in Ceremonien geändert hatte, sondern hielt selbst ganz strenge Ordnung unter den Seinen. Hat auch die schweren und spitzigen Fragen, die in den Schulen getrieben werden, nicht mit eingeführt, sondern al lein die gemeinen nothwendigen Lehren von der Buße, von Ver zeihung der Sünden, vom Glauben, vom rechten Trost in Zei der Trübsal, alle Zeit fleißig erklärt, und Jedermann gelehret daran auch alle fromme und gottesfürchtige Herzen eine groß Freude hatten, und war auch den Gelehrten lieb, daß Christus sammt den Propheten und Aposteln, die vorhin, als in einem finstern Kerker gefangen gelegen und verschimmelt waren, einma wieder hervor kamen, und die Leute lerneten, was für Unter schied wäre unter dem Gesetz und seinen Verheißungen und dem Evangelio und seinen Verheißungen; item, unter menschliche und evangelischer Lehre, unter geistlicher und weltlicher Frömmig keit, davon man wahrlich in Thomas und Scotus Schrifte Nichts findet. Es halfen aber auch Erasmi Roterodami Büche wohl dazu, dadurch allenthalben die Leute bewegt worden, da sie großen Fleiß auf die lateinische und griechische Sprache wen

eten, also daß fromme verständige Leute zu solcher Lehre nun
ine Liebe gewonnen, und der Sophisterei feind geworden, damit
ie Schulen und Mönche vorhin umgegangen waren. Es begab
ich Luther auch selbst auf beide, griechische und hebräische Sprache,
ind lernte dieselbe eigentlich und fleißig, damit er seine Lehre
ius dem rechten Brunnen schöpfen möchte, und also den rechten
Verstand desto gewisser finden könnte.

Dieweil er aber damit umging, kam ein Predigermönch in
dieses Land, genannt Tetzel, ein unverschämter Lecker, und verkaufte hin und wieder Ablaßbriefe; der machte mit seinen unchristlichen, gotteslästerlichen Predigten, daß Luther (als der
einen rechten Ernst und Eifer hatte zur Gottesfurcht) etliche Artikel ließ ausgehen von dem Ablaß, die nun im ersten Theile
seiner Bücher gedruckt sind, und schlug dieselben öffentlich an die
Schloßkirche zu Wittenberg auf Allerheiligen Abend im Jahr 1517.

Da hielt sich Tetzel, wie zuvor auch, und damit er möchte
bei dem Papst zu Rom Dank verdienen, sammlete er einen Rath
von etlichen Mönchen und sonst von etlichen losen Sophisten und
Schulgelehrten; denen befahl er, wider Lutherum zu schreiben.
Damit man aber nicht meinte, er wäre vergebens da und könnte
allein Nichts, hob er an wider Luther zu donnern und zu hageln
in seinen Predigten, und rief allenthalben, man sollte den Ketzer
verbrennen; und warf seine Artikel und Predigten von den Ablaßbriefen öffentlich in's Feuer. Durch solches Wüthen und Rasen des Tetzels und seines Anhangs ward Luther gezwungen,
weiter von der Sache zu handeln und die Wahrheit zu vertheidigen.

Daher ist nun der ganze Hader gekommen, wiewohl Luther
damals noch Nichts geträumet hatte von Veränderung der Ceremonieen in der Kirche, verwarf auch die Ablaßbriefe noch nicht
ganz, sondern begehrte allein, daß man nicht so grob davon redete. Darum lügen ihm fälschlich an Alle, die da vorgeben, er
habe darum am Ablaß angefangen, damit er den Leuten einen
Schein machte und ein ander Regiment anrichte, dadurch darnach er selbst oder sonst Leute desto mehr Macht und Ansehen
bekämen; und ist gar Nichts dran, daß der H. von Braunschweig
schreibt, er habe sich Fürsten Rede und Hofleute dahin lassen
bewegen. Denn Herzog Friedrich ist sehr bekümmert gewesen,
um solcher Uneinigkeit und Gezänkes willen, als der gar weit in
den Handel gesehen, und wohl verstanden hat, daß solches Feuer
mit der Zeit weiter würde um sich fressen, obschon der Anfang gut
wäre, wie auch der heidnische Poet Homerus schreibt vom Zank:

Hebt erstlich an von kleinem Leid
Und bald hernach sich weiter ausbreit't.

Denn es war ja Herzog Friedrich unter allen Fürsten unserer Zeit zu gemeinem Frieden sonderlich geneigt, und suchte in allen Anschlägen gar nicht seinen eigenen Nutzen, sondern vornehmlich gemeine Wohlfahrt der ganzen Welt, wie man in vielen Sachen spüren kann; also, daß man nicht kann argwohnen, daß er Luthern verhetzt oder sonst gestärkt habe; sondern hat oft zu verstehen gegeben, daß er sich der Sache hoch bekümmert und größere Zwietracht besorgt habe. Weil er aber doch ein weiser Fürst war, und nicht allein Weltweisheit brauchte, nach welcher man gemeiniglich keine Neuerung leiden will, sondern dieselbe gleich von Anfang sich unterstehet, mit Gewalt zu unterdrücken; sondern auch Gottes Wort zu Rathe nahm, welches uns heißet, das Evangelium hören, und der öffentlichen Wahrheit nicht muthwillig widerstehen, und nennet solchen Muthwillen eine Gotteslästerung, die Gott zum Höchsten verdammet. Um dieser Ursach' willen that er auch, wie viel fromme und vernünftige Leute mehr thun, und wich nicht von unserm Herrn Gott, las auch fleißig allerlei Bücher, und was ihm dünkte der Wahrheit gemäß zu sein, wollte er nicht helfen unterdrücken. So weiß ich, daß er oft weise gelehrte Leute gefragt, was sie von dem Handel hielten, und auf dem Reichstage, den der Kaiser zu Cöln gehalten, nachdem er gekrönt worden, hat er Erasmum Roterodamum freundlich gebeten, er wollte ihm frei und unverholen sagen, ob er meinete, daß Luther unrecht hätte in den vornehmsten Stükken, davon er gehandelt hat. Da hat Erasmus öffentlich gesagt, Luther habe eine rechte Meinung; allein er möchte wohl wünschen, daß er etwas glimpflicher handelte. Darauf hat hernach Herzog Friedrich Luthero ernstlich geschrieben, und ihn hoch ermahnet, er wolle sich seines scharfen Schreibens mäßigen. Auch ist das offenbar, daß Luther dem Cardinal von Cajetan hat wollen verheißen, still zu schweigen, in sofern, daß die Widersacher auch also thäten. Daraus man öffentlich siehet, daß er zur selben Zeit noch nicht im Sinn gehabt, hernach einen neuen Zank anzuheben, sondern Ruhe und Frieden gesucht; daß er aber darnach je länger je weiter gekommen ist, das haben ungelehrte Leute gemacht, die ihm mit ihrem Schreiben wider ihn Ursach gegeben haben. Denn daher sind darnach kommen allerlei Disputationen und Gezänke, als vom Unterschied göttlicher und menschlicher Gebote, vom gräulichen Mißbrauch des Nachtmahls des

Herrn, so man dasselbe verkauft, und andern Leuten zueignet; dazu ist vonnöthen gewesen eine gründliche Lehre und Erklärung vom Opfer und rechten Gebrauch der Sacramente. Da aber etliche fromme Leute in den Klöstern gehört haben, daß man der Abgötterei solle müßig gehen, haben sie zu solchem ungöttlichen Wesen nicht mehr wollen verbunden sein, und sind davon gezogen. Das hat Lutherum bewogen, daß er über das, so er vorhin von der Buße, von Verzeihung der Sünden, vom Glauben und vom Ablaß gelehret hatte, weiter auch vom Unterschiede göttlicher und menschlicher Gebote, vom rechten Gebrauch des heiligen Nachtmahls und anderer Sacramente und von Gelübden handelte; um dieser Stücke ist der größeste Zank gewesen.

Die Frage von der Gewalt des Papstes hat darnach Doctor Eck vorgebracht um keiner andern Ursach willen, denn daß er den Papst, sammt Kaiser und Königen wider Luthern hetzte. Was aber die Artikel des christlichen Glaubens anbetrifft, die hat Luther rein und lauter behalten, wie sie durch die Apostel, durch das Concilium zu Nicea, und den heiligen Athanasius sind gestellet und geordnet worden. Darnach in Ceremonieen und Menschensatzungen hat er in vielen Schriften weitläufig genug angezeigt, was man ändern sollte, und aus was für Ursachen.

Und in dem Bekenntniß des Glaubens, so Herzog Hans zu Sachsen, Kurfürst, und Philippus, Landgraf zu Hessen, ꝛc. ꝛc. Kaiser Karl dem Fünften auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 überantwortet haben, siehet man wohl, was für Ceremonieen und Satzungen er habe wollen behalten, und welche Form und Weise ihm gefallen habe in der Lehre und Unterrichtung der Sacramente. Auch kann man es wohl sehen in den Ceremonieen unserer Kirchen in dieser Stadt, und aus der Lehre, so in unsern Kirchen gepredigt wird, welche Summa und Meinung in dem jetzt gemeldeten Bekenntniß ausdrücklich begriffen ist. Das Alles sage ich derohalben, auf daß fromme Leute nicht allein bedenken, was für Irrthum Luther gestraft habe, was für Abgötterei er habe abgethan, sondern auch wissen, daß er die ganze Lehre, so der christlichen Kirche vonnöthen ist, angenommen, die Ceremonieen und Kirchenordnungen wieder gebessert, und gottesfürchtigen Leuten ein Exempel vorgestellt habe, wie man die Kirchen recht anrichten solle. Solches soll man wissen, und ist nütze, daß die Nachkommen auch berichtet werden, was Luther für recht und gut gehalten habe oder nicht.

Ich will aber allhier nicht melden, wer zum ersten das Nachtmahl in beiderlei Gestalt gereicht habe; wer erstlich die Winkelmessen habe unterlassen; wo man habe angefangen, aus den Klöstern zu gehen; denn davon hat Luther nicht viel gehandelt, ehe der Reichstag im 1521sten Jahr zu Worms gehalten ist worden.

Dazu was die Ceremonieen belanget, die hat nicht er selbst, sondern der Carlstadt und Andere geändert, dieweil Luther ausgewesen ist. Davon darnach Luther auch geschrieben, und seine Meinung öffentlich hat lassen ausgehen, da er wieder gekommen ist, damit Jedermann wüßte, was er daran für recht oder unrecht hielte. Denn Carlstadt hat viele Dinge durch Auflauf abgethan.

Nun weiß ich wohl, daß Alle, so bürgerliche Zucht und gut Regiment lieb haben, großen Abscheu haben an allen Neuerungen; und ist wahr, daß Zwietracht und Uneinigkeit in diesem trübseligen Leben allwege etwas Böses bringt, wenn schon der Anfang gut ist. Und dennoch muß man in der Kirche Gottes Gebot höher halten, denn alle menschliche Dinge. Denn also ruft der ewige Vater von Seinem Sohne: „Dieß ist Mein geliebter Sohn; Den höret!" Und dräuet den Gotteslästerern ewigen Zorn, nämlich denen, so die erkannte Wahrheit begehren zu unterdrücken. Derhalben hat Luther ein nothwendig Werk gethan, sonderlich in der gemeinen Predigt, daß er die schädlichen Irrthümer gestraft hat, welche damals etliche ruchlose epikurische Leute mit Haufen und ohne alle Scham und Furcht aufbrachten, und es haben die Zuhörer billige Ursach gehabt, ihm zu folgen. Daß man aber solcher Neuerung feind ist, und daß solche Uneinigkeit viel Unraths gebiert, wie wir denn leider viel zu sehr inne werden, daran sind diejenigen schuldig, so erstlich solche Irrthümer allenthalben aufgebracht haben, und denn auch die, so noch dieselben aus teufelischem Haß und Neid handhaben wollen.

Solches rede ich aber nicht derohalben allein, daß ich Luthero und seinen Zuhörern Recht gebe, sondern darum, daß fromme Herzen zu unserer Zeit auch auf die Nachkommen gedenken und sehen, was das Regiment der christlichen Kirche sei, und allezeit gewesen sei, wie sich Gott durch die Predigt des Evangelii eine ewige Kirche sammlet und aussucht aus diesem großen Haufen der Menschen, die doch alle unrein und eitel Sünde sind, und lässet unter denselben sein Evangelium scheinen wie ein Fünklein in einer tiefen Finsterniß.

Also war es zur Zeit der Pharisäer, da dennoch Zacharias, Elisabeth, Maria und Andere mehr die rechte wahre Lehre unter sich behielten. Also sind auch vor dieser Zeit viel Leute gewesen, die aus rechtem Herzen Gott haben angerufen, obschon Etliche das Evangelium nicht so eigentlich verstanden haben, als die Andern. Also ist auch jener Alte gewesen, der Luthern in seinen Schrecken und Anfechtungen oft getröstet und eine Anleitung gegeben hat zu der rechten Lehre vom Glauben, wie droben gesagt ist. Also sollen wir auch mit Ernst und von Herzen bitten, daß Gott förderhin bei Vielen das Licht Seines heiligen Evangelii erhalten wolle. Gleichwie Jesaias für seine Schüler bittet, da er spricht: Versiegele das Gesetz meinen Jüngern. Ueber das haben wir auch aus dieser Historie zu lernen, wie falscher Gottesdienst und Aberglauben nicht pflegen lange zu bestehen, sondern wird durch sonderliche Schickung Gottes ausgerottet. Und dieweil solches die rechte Ursach ist, daraus Aenderung und Neuerung folget, daß man desto fleißiger verhüten solle, daß keine Irrthümer in den Kirchen gelehret werden.

Auf daß ich aber wieder auf meine vorige Rede komme von Luther, ist das auch wohl zu merken, daß er hernach eben sowohl, als am Anfang, Nichts aus Stolz und eigenem Muthwillen gehandelt, sondern bei seinem Amte blieben ist, also daß er keines Andern Gewalt gebraucht hat, denn in der Lehre und Predigt; sonst hat er allwege gewehret, daß man nicht Krieg anfinge, wiewohl er doch hitziger und zorniger Natur war; denn er verstand wohl, was für ein Unterschied wäre zwischen einem Bischofe, der die Kirche lehren solle, und zwischen der weltlichen Obrigkeit, der das Schwert befohlen ist.

Darum da der Teufel etliche Mal aufrührische Köpfe, als Münzer und seines Gleichen, entzündet hatte, Unruhe und Lärmen anzuheben, wie er denn allwege Aergerniß suchet, dadurch er sich unterstehet, die Kirche zu trennen und Gott selbst Schmach anzuthun, und hat Lust und Freude, wenn's übel zugehet, und die armen Menschen verführt und verderbt werden; da hat Luther solche Schwärmerei heftig gescholten und verdammt, und dagegen die weltliche Obrigkeit und alle weltlichen Ordnungen nicht allein gerühmet und vertheidigt, sondern auch mehr gestärket bei dem Volk. Also daß, wenn ich bei mir selbst betrachte, wie oft viel herrlicher Männer aus der christlichen Kirche in diesem Stück sich vergriffen haben, kann ich's nicht anders halten, denn daß sein Herz und Gemüth nicht allein durch menschlichen Fleiß

und Vermögen, sondern auch durch göttliche Erleuchtung also regiert und geführt worden sei, daß er beständig bei seinem Befehl geblieben und sich nicht weiter eingelassen hat.

Nun hat er nicht allein die aufrührerischen Lehrer unsrer Zeit, als Münzern und die Wiedertäufer, gescholten und verworfen, sondern auch alle die, so unverschämt und vermessen gewesen sind, daß sie in ihren Decreten und Satzungen haben dürfen setzen: St. Peter habe eben sowohl Gewalt und Befehl gehabt, das weltliche Regiment zu führen, als das Evangelium zu lehren. In Summa, er hat alle Menschen vermahnet, daß sie Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, das ist, daß sie Gott dienen in wahrer Reu' und Leid über ihre Sünden; in rechtem Ernst und Eifer, die wahre Lehre zu fassen und zu behalten, in wahrer Anrufung durch das Gebet; und in allem Gehorsam, dadurch ein gutes Gewissen behalten wird. Deßgleichen, daß ein Jeglicher der weltlichen Obrigkeit in allem bürgerlichen Gehorsam, mit Zucht und Ehrerbietung, als von Gottes wegen, unterthan wäre. Solcher Lehre ist er auch selbst nachgekommen; denn er hat Gott gegeben, was Gottes ist; hat eine rechte Lehre geführt; hat Gott recht angerufen, und hat sonst viel andere Tugenden an sich gehabt, die einem frommen Menschen, der Gott gefallen soll, zugehören, und in seinem äußerlichen Wandel hat er beharrlich und mit Fleiß vermieden alle Anschläge und Vornehmen, so zu Aufruhr dieneten. Diese Tugenden halt' ich für das größeste Kleinod, das Einer in diesem zeitlichen Leben wünschen möchte. Wiewohl nun dieselben an diesem Mann hoch zu loben wären, dieweil er sich der Gaben Gottes also weislich und mäßiglich gebraucht hat, so solle man doch Gott darum am meisten danken, daß Er uns durch ihn das Licht Seines heiligen Evangeliums wieder angezündet hat, und sollen solche Lehre behalten und nicht in Vergessung kommen lassen, sondern erweitern und je mehr und mehr forttreiben. Und es ficht mich gar nicht an, daß ruchlose, epikurische oder heuchlerische Leute wider uns rufen und schreien, und die öffentliche Wahrheit entweder verlachen, oder gar lästern und verdammen; sondern ich halte es für gewiß, daß die Lehre, so in unsern Kirchen gehört und gepredigt wird, sei der allgemeinen Kirche Gottes einmüthige Lehre und Meinung für und für gewesen, und daß diese Lehre Alle wissen müssen, die Gott recht anrufen und christlich leben wollen. Und zuletzt, daß es sei eben die Lehre, von welcher der Sohn Gottes spricht: „Wer Mich liebet,

der hält Mein Wort, und Mein Vater wird ihn lieben; und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen!“ Ich rede hier von der Summa und den Hauptstücken, wie dieselben von frommen gelehrten Leuten in unsern Kirchen verstanden und gelehrt werden. Denn ob schon zu Zeiten Einer deutlicher und geschicklicher lehret, denn der Andere, dagegen ein Anderer etwa nicht so artig und glimpflich redet, so ist doch die Meinung in der Hauptsache einerlei bei frommen und verständigen Leuten.

In den vergangenen Zeiten, von den Aposteln an bis zu unsrer Zeit, dünkt mich, wenn ich's wohl bedenke, es seien nach dem ersten Anfang, da die Lehre am reinsten gewesen, vornehmlich vier Aenderungen in der christlichen Kirche nach einander vorgegangen. Denn erstlich zu der Zeit des Origenes; wiewohl Etliche gewesen sind, die recht gelehret haben, dafür ich den Methodium halte, welcher des Origenes Allegorie und kindische Auslegung nicht hat zugelassen; so ist doch bei dem gemeinen Manne das Evangelium schier für eine Philosophie gehalten und verdunkelt worden durch die Lehre, daß man könnte Vergebung der Sünden verdienen, wenn man äußerlich fromm und züchtig lebte, so viel menschliche Vernunft und Vermögen geben kann, und sei dasselbige die Gerechtigkeit, davon der Spruch lautet: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Zu dieser Zeit ist der Unterschied zwischen dem Evangelio und dem Gesetz schier gar vergessen worden, und haben die Leute gelernt, anders reden, denn der Apostel Schriften lauten. Denn sie haben nicht mehr verstanden, was diese Wörter an sich selber eigentlich heißen: Buchstab, Geist, Gerechtigkeit, Glaube. Wo man nun den natürlichen Verstand der Wörter verlieret, da können auch die Dinge, die mit solchen Wörtern erstlich genannt sind, nicht mehr verstanden werden, sondern wird etwas Fremdes dafür verstanden. Aus dieser Wurzel ist darnach des Pelagii Irrthum erwachsen; der hat weit und breit überhand genommen. Also hat Origenes unter die reine Lehre, welche die Apostel als frische, helle Brunnen in die Kirche geleitet hatten, viel Lehm und Koth geschüttet.

Auf daß nun solche Irrthümer auf's Wenigste zum Theil abgeschafft und gebessert würden, hat Gott den h. Augustin erweckt; der hat die rechten Brunnen ziemlicher Maßen wieder gereinigt, und ich zweifle nicht, wenn er in unsern Sachen sollte Richter sein, darüber wir jetzt uneins sind, er würde ganz und gar mit uns zustimmen. Denn so viel belangt die Vergebung

der Sünden aus lauter Gnade und umsonst, die Gerechtigkeit des Glaubens, den Gebrauch der Sacramente, die Lehre von den äußerlichen Dingen, so uns frei stehen; da hält er's wahrlich öffentlich mit uns. Und wiewohl er an einem Orte dunkeler und schwerer zu verstehen ist, als an einem andern, so kann doch ein Jeglicher, der seine Bücher ohne Betrug und mit rechtem Verstande lesen will, leicht erkennen, daß er unsrer Meinung ist. Denn daß unsre Widersacher zu Zeiten etliche seiner Sprüche wider uns führen, und mit großem Geschrei sich auf die Väter berufen, das thun sie nicht, daß sie der Wahrheit oder der alten Lehre so geneigt sein, sondern wollen also aus arger List ihre Gräuel und Aberglauben beschönen mit der alten Väter Schriften und Zeugnissen, die doch von solcher Abgötterei dieser letzten Zeit noch Nichts gewußt haben. Wiewohl dabei auch wahr ist, daß zu der Väter Zeiten allerlei Aberglauben angefangen; daher auch St. Augustinus etliche Lehren von den Gelübden gesetzt hat; redet aber doch glimpflicher davon, denn die Andern.

Denn es pflegt gemeiniglich auch Frommen und Gutherzigen Etwas anzuhangen von den gewöhnlichen Mißbräuchen ihrer Zeit. Und wie ein Jeder sein Vaterland lieb hat, also läßt er sich auch seiner Zeit Gebräuche und Sitten wohl gefallen, in welchen er erzogen ist, wie der heidnische Poet Euripides recht und wahr gesagt hat:

Was auferwachsen ist mit ein'm,
Das ist ihm lieblich und geheim.

Aber dem sei wie ihm wolle, so wäre doch zu wünschen, daß alle diejenigen, so vorgeben, sie wollen des h. Augustini Meinung folgen, den Verstand und Sinn hielten, den er durchaus in seinen Schriften behält, und nehmen nicht nur halbe Sprüche oder Stücke aus seiner Lehre, und verkehrten die nicht fälschlich ihrem eignen Sinn und Gutdünken nach. In Summa, St. Augustinus Bücher haben in der christlichen Kirche wieder ein Licht angezündet, und sind den Nachkommen sehr nützlich gewesen. Denn darnach haben Prosper, Maximinus, Hugo, und Andere dergleichen, durch welche die Lehre getrieben und regiert worden ist, bis auf St. Bernhards Zeit, fast dem heiligen Augustino nachgefolgt.

Da aber daneben die Bischöfe an Gewalt und Reichthum zugenommen haben, ist es wieder gegangen, wie bei den alten tyrannischen Riesen, die man Gigantes nennet, nämlich, daß ungelehrte und verruchte Leute über die Kirche gesetzt worden sind,

unter denen Wenig gewesen, die studirt haben, und dazu nichts Anderes, denn in der Curtisanen Practiken, die zu Rom an des Papstes Hof, oder sonst an Gerichten gilt. Da sind die Prediger- und Barfüßer-Mönche aufgekommen durch etliche Leute, die dem Ueberfluß und muthwilligem, ungöttlichem Wesen, darin die Bischöfe lebten, feind gewesen sind, und derhalben sich selbst eingeschlossen, und in solche strenge Orden ergeben haben, darin sie ein mäßiger und züchtiger Leben möchten führen. Aber dazu ist gleich ein Unverstand gekommen, aus welchem bald Alles voll Abgötterei und Aberglauben geworden ist. Darnach, da Etliche gesehen haben, daß viele Leute durch Hadern und Rechten am Hofgericht zu Rom zu großen Ehren und Reichthum gekommen, und dasselbige auch eine Ursach war, daß man nun in Schulen Nichts mehr studiret, denn von menschlichen Rechten und Gerichten, haben sie sich unterstanden, die Leute wiederum dahin zu bringen, daß sie Gottes Wort und die heilige Schrift lernten. Aber es hat ihnen an gutem Rath gemangelt; denn Albertus und seines Gleichen, die sich auf den Aristotelem gaben, haben aus der christlichen Lehre eine menschliche Lehre und Weltweisheit gemacht.

Dieß ist nun das vierte Alter, welches in die rechten Brunnquellen des Evangelii nicht allein Koth, sondern auch Gift geschüttet hat; denn da hat man den Leuten solche Lehre eingebildet, dadurch öffentliche Abgötterei zugelassen und bestätigt worden ist.

Es sind doch im Thoma, Scoto und andern solchen Lehrern so viel verwirrter falscher Meinungen, daß je und allewegen die Gelehrten der heiligen Schrift, so etwas verständig und gutherzig gewesen sind, gewünscht haben, daß man möchte eine andere Weise haben zu lehren, die verständiger und lauterer wäre. Und kann Niemand sagen, er wolle denn gar unverschämt sein, daß ohne Noth gewesen sei, dieselbige Lehre zu ändern, sintemal auch diejenigen, so ihr Leben lang bis in ihr Alter damit sind umgegangen, viel dunkeler und irriger Disputationen darin selbst nicht haben können verstehen, zudem, daß auch öffentliche Abgötterei dadurch vertheidiget wird, als da sie lehren, daß die Messe, welche sie ein Opfer nennen, den Leuten helfe, nur um des bloßen Werkes willen; Gott gebe, wie das Herz gesinnet sei. Item, daß nicht unrecht sei, die Bilder oder Götzen anzubeten; daß die Sünden nicht ohne unser Verdienst und allein durch den Glauben verziehen werden, und da sie die Gewissen kerkern und peinigen

mit äußerlichen Ceremonieen und Menschensatzungen. Und in Summa viel andere Dinge, die noch schändlicher und voller Lästerung sind, dafür sich alle mein Leib entsetzt, wenn ich daran gedenke.

Derhalben lasset uns Gott dem ewigen Vater unsers Herrn Jesu Christi danken, daß es Ihm gefallen hat, Martinum Lutherum dazu zu brauchen, daß er den Koth und das Gift wiederum ausfegte aus dem Brunnen des Evangelii, und die reine, gesunde Lehre der Kirche wiederbrächte; alle fromme Menschen in der ganzen Welt, wenn sie daran gedenken, sollen sie billig mit einander seufzen und beten, und von ganzem Herzen begehren, daß Gott wolle bestätigen, was Er in uns gewirket hat, um Seines heiligen Tempels willen. O du lebendiger, wahrhaftiger Gott, ewiger Vater unsers Herrn Jesu Christi, ein Schöpfer aller Dinge, der Du auch Deine christliche Kirche aufgebauet hast, Dein ist dieß Wort und Verheißung, da Du sprichst: „Um Meines Namens willen will Ich Mich euer erbarmen, um Meinetwillen, ja um Meinetwillen will Ich's thun, auf daß Ich nicht gelästert werde.“ Ich bitte Dich von ganzem Herzen um Deiner und Deines lieben Sohnes Ehre willen, daß Du Dir allwege auch bei uns durch das Wort Deines Evangelii eine ewige Kirche für und für sammeln wollest, und um Deines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi willen, Der für uns gekreuziget und wieder auferwecket ist, Der unser Mittler und Fürbitter ist, daß Du mit Deinem heiligen Geist unsre Herzen regierest, auf daß wir Dich recht anbeten, und Dir nach Deinem Wohlgefallen dienen und gehorsam sein mögen: Du wollest auch unsre Müh' und Arbeit in der Lehre selbst regieren und führen, und wollest alle weltliche Obrigkeit und Regierung, unter welcher Deine Kirche und ihre Lehre beherbergt wird, gnädiglich führen und erhalten; und dieweil Du das menschliche Geschlecht darum erschaffen hast, und Dich ihm durch klare, herrliche Zeugnisse offenbaret, daß sie Dich erkennen und anrufen, so wollest Du solche Deine Versammlungen, in welchen Deine heilige Lehre gepredigt wird, nicht lassen vergehen, dieweil auch Dein Sohn, unser Herr Jesus Christus, da Er an Seine Leiden hat sollen gehen, für uns gebeten und gesagt: „Vater! heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit.“ So thun wir zu solchem unsers Hohenpriesters Gebet auch unsre Bitte, und begehren zugleich mit Ihm, daß Deine Lehre allwege bei den Menschen leuchte, und uns leite und regiere!

Solch' Gebet haben wir auch täglich von Luthero gehört, und ist auch unter solchem ruhig und still von dieser Welt geschieden, als er nun im drei und sechszigsten Jahr seines Alters war. Den Nachkommen hat er Zeugniß genug gelassen, daraus man seiner gottseligen Lehre und Lebens mag errinnert werden. Denn erstlich hat er Schriften lassen ausgehen, darin er die Lehre verfasset hat, die allen Menschen heilsam und nothwendig ist, daraus fromme Herzen lernen können, was Buße sei, was Glaube sei, welches die rechten Früchte des Glaubens sind, welches der rechte Gebrauch der Sacramente sei, welcher Unterschied sei unter dem Evangelio und dem Gesetz, deßgleichen unter dem Evangelio und Menschensatzungen; wie man die Obrigkeit und den weltlichen Stand ehren solle, und was mehr der vornehmsten Stücke in der christlichen Lehre sind, die man in der christlichen Kirche halten muß. Dazu hat er auch etliche Streitschriften lassen ausgehen, darin er allerlei schädliche Irrthümer straft und widerlegt. Zuletzt hat er auch viel Auslegungen über der Propheten und Apostel Schriften geschrieben, darin auch unsre Feinde bekennen, daß er alle andere Auslegungen, so wir noch bisher gehabt, weit übertroffen.

Was er nun für großen Dank damit billig verdient haben soll, können gutherzige und gottesfürchtige Leute wohl verstehen. Wie große Werke aber das sind, so ist doch wahrlich eben so groß Nutz, auch wohl so viel Arbeit an dem alten und neuen Testament, wie er sie verdeutscht hat, da allein das Deutsche an ihm selbst so hell und klar ist, daß, wer es lieset, auch wohl eine Auslegung daran haben mag, und hat sie dennoch nicht allein in das bloße Deutsche gebracht, sondern hat auch Glossen und Erklärungen dazu gethan, die voller guter Lehre sind, und dabei gesetzt die Summarien und Inhalt, darin er die Hauptstücke der himmlischen Lehre Gottes anzeigt, und den Leser unterrichtet von der Art und Eigenschaft der Sprachen, auf daß alle fromme Herzen die rechtschaffenen Zeugnisse und Grund ihrer Lehre aus dem Brunnen selbst schöpfen könnten; denn es hat Luther die Leute mit seinen Schriften nicht wollen aufhalten und verhindern, sondern zu dem rechten Quell selbst führen. Er hat gewollt, daß wir Gottes Wort selber höreten, und daß durch dasselbe in vielen Leuten rechter Glaube und Anrufung würde angezündet, damit Gott recht gelobet und gepreiset, und viel Kinder und Erben des ewigen Lebens würden. So ist es nun ja billig, daß man solchen seinen guten Willen und große Arbeit

mit Dankbarkeit rühme, und zu einem Exempel eingedenk sei, auf daß auch wir uns befleißigen, ein Jeder nach seinem Vermögen, der Kirche Gottes eine Zierde und Ehre zu sein. Denn diese zwei Stücke sollen uns als zwei der vornehmsten Zwecke sein in unserm ganzen Leben, dahin wir alle unsre Mühe und Arbeit und alle unsre Anschläge richten sollen. Erstlich, daß wir Gottes Ehre und Herrlichkeit erweitern, darnach, daß wir der christlichen Gemeinde dienen und nütz sein. Vom ersten sagt der h. Paulus, 1. Kor. 10.: „Thut es Alles zur Ehre Gottes." Vom andern spricht der 122. Psalm: „Wünschet Jerusalem Glück!" Und wird auch eine tröstliche Verheißung dabei gesetzt, nämlich: Die, so Gottes Gemeinde lieben, denen soll es glücklich und wohl gehen.

Diese himmlischen Gebote und Verheißungen sollen ja alle Menschen bewegen, daß sie die Lehre der christlichen Kirche recht lernen, die Diener des Evangelii und nutzbare Lehrer lieb und werth haben, und mit ihrem Fleiß und Arbeit auch dazu helfen, daß die rechte wahre Lehre förder gepflanzt und aufgeführet, und Friede und Einigkeit in der wahren christlichen Kirche erhalten werde. —

Rede, gehalten bei dem Begräbniß des Kurfürsten Friedrich (des Weisen) von Sachsen. 1525.

Ich fühle, daß mir bei dieser allgemeinen Trauer, bei diesem tiefen Schmerze Aller, da wir theils den Hingang des weisesten Fürsten zu beweinen, theils den schmerzlichen Verlust, welchen der Staat durch sein Hinscheiden erlitten, zu beklagen, theils durch den Trost der Rede die Herzen der Hohen, oder auch des Volkes aufzurichten haben, nicht nur die nöthige Sammlung des Geistes gebricht, sondern auch meine Stimme selbst wird als Zeuginn meiner hohen Verpflichtung und Verehrung gegen ihn durch Wehmuth und Thränen gehemmt. Und in je höherem Grade die ausgezeichneten Tugenden dieses Fürsten die Ehre verdienen, mit welcher von jeher wohlgeordnete Staaten das Gedächtniß großer Männer gefeiert haben, desto mehr bekümmert es mich, daß ich, gerade jetzt, wo der Schmerz noch so neu ist, seine herrlichen Verdienste nicht gebührend zu preisen vermag. Denn wenn mich schon der Verlust des Staats, welchem bei diesen Unruhen, bei dieser Finsterniß die Weisheit dieses Mannes eben gleich dem Lichte Bedürfniß war, heftig bewegt, so muß meine eigene besondere Trauer den Schmerz nur vermehren. Denn da ich ihn, als er noch unter uns lebte, nicht nur wegen unzähliger Wohlthaten, die von ihm mir zu Theil wurden, verehrte, sondern auch wegen seiner hohen Vortrefflichkeit in hohem Grade bewunderte und liebte, so konnte es nicht anders sein, — der Tod eines solchen Mannes mußte mich mächtig erschüttern. Ich will daher, theils aus Mangel an Fähigkeit, theils von Schmerz befangen, nicht versuchen, seinen Vorzügen eine Lobrede zu halten, nur mit diesen Klagelauten und diesen Thränen will ich die dankbare Empfindung meines Herzens darlegen, damit man erkenne, daß sein edler Charakter mir werth, meine Verpflichtung gegen ihn mir theuer gewesen.

Damit aber diese versammelte Menge um so besser sich bewußt werde, wie viel sie den Manen dieses Fürsten verdanke, will ich nur oberflächlich einige seiner Vorzüge berühren, und sie gleichsam nur aus der Ferne andeuten. Und wiewohl ich mir nicht anmaßen will, zu hoffen, daß meine Rede die Wehmuth und Trauer derer stillen werde, welche den Verlust, den der Staat durch diesen Trauerfall erlitten, in seiner ganzen Größe fühlen, so hoff' ich doch, daß gerade das Gedächtniß jener Vorzüge die Bitterkeit unsrer Trauer mildern werde. Da die heilige Schrift lehrt, daß von Gott den Staaten Obrigkeiten verordnet, durch Seine Schickung Fürsten gegeben werden, so verdankt in der That diese Nation dem Himmel sehr viel, daß ihr ein solcher Fürst zu Theil geworden, der, wie ihn seine ursprüngliche natürliche Anlage nur zu friedlichen Bestrebungen, zu Menschenfreundlichkeit und Milde bestimmte, Nichts höher und heiliger achtete, als die Wohlfahrt seines Volkes. Mögen Andere alter Ahnentafeln und Ahnenbilder sich rühmen; obgleich Sachsens Fürsten auch diese Ehre in vollem Maße besitzen, so hatte doch Friedrich andere, größere Vorzüge: seine Regentenweisheit, seine ausgezeichnete Geistesgröße. Es irrt aber, wer da meint, nur durch Waffen und Gewalt möge ein Staat gesichert werden; weit mehr noch dienen dazu friedliche Bestrebungen: Gerechtigkeit, Mäßigung, Beharrlichkeit und Ausdauer, rege Sorgsamkeit für das allgemeine Wohl, Sorgfalt und Bedachtsamkeit, wenn es gilt, richterliche Aussprüche zu thun, und bürgerliche Streitigkeiten zu schlichten; Geduld, um auch die Verirrungen des Volks zu tragen, strenger Ernst in Züchtigung der Frevler, Milde, um die zu retten, welche noch verbesserlich sind. Wohl erregen kriegerische Tugenden die Bewunderung des großen Haufens in höherm Grade, und erscheinen ihm in glänzenderem Lichte; und mehr gilt ihm der Streiter in seiner Athletenstärke, als der sanfte friedliche Bürger. Die Tugenden des Friedens und des stillen Bürgerlebens gedeihen, wie anderes Gute auch, im Verborgenen, und entgehen dem Auge der Unerfahrnen. Darum achten sie es als ein geringes Lob, wenn man friedliche Gesinnungen und Bestrebungen an einem Manne rühmt. Meine Meinung aber ist, daß, mag man auf den Vortheil oder auf den menschlichen Charakter Rücksicht nehmen, friedliche Gesinnungen vor kriegerischen Bestrebungen weit den Vorzug verdienen, und ich kann nicht zugeben, daß man einem Augustus, diesem so friedliebenden, die öffentliche Ruhe begünstigenden Fürsten, jenen Antonius voranstelle,

der, obwohl ein großer Feldherr, doch dem Staate verderblich war. Eben so hat den Griechen Alcibiades keinen größern Vortheil geschafft, als Solon; denn wenn Jener einen Krieg aus dem andern hervorrufend, sein Vaterland verwüstete, so hat Dieser dasselbe dadurch, daß er ihm Gesetze gab, und den Staat auf eine weise Verfassung gründete, mehr als Einmal vom Untergange gerettet. Zu solchen ersprießlichern, edlern Tugenden nun hat Gott unsern Friedrich geschaffen. Weßhalb er auch, als die ersten Stürme über Deutschland herein brachen, stets verhütete, daß seine Völker nicht von den Uebeln eines Krieges geängstiget wurden. Welchen Sieg mag man diesem zur Vergleichung gegenüber stellen, da so mannichfaltige Unruhen länger als 30 Jahre hindurch in Deutschland herrschten! da so oft gewaltsame Bewegungen sich erhoben, Viele ihm, wie es ja Regenten so oft erfahren, den Frieden mißgönnten, Viele ihn antrieben, die Waffen zu ergreifen! Traun! es war damals keine gewöhnliche Klugheit, keine gemeine Heldenkraft, den Unmuth, den Zorn zu überwinden, das Leben des Volks zu schonen, und durch Geld, weise Maßregeln und Unterhandlungen die feindliche Macht zu zersplittern! Man erzählt vom Perikles, er habe, als er die letzten Athemzüge gethan, und die umstehenden Freunde ihm seinen ruhmvollen Sieg gemeldet, gesprochen, dieser Ruhm gehöre nicht sowohl ihm, als vielmehr den Kriegern oder dem Kriegsglück; sein eigenthümlicher Ruhm sei der, daß nie ein Bürger um seinetwillen das Trauergewand angelegt habe; womit er sagen wollte, daß kein Bürger je von ihm seiner eigenen Ehre aufgeopfert worden. Unser Fürst jedoch nahm nicht nur wegen Privatbeleidigungen nie eine Rache, welche Jemand in Schaden gebracht hätte, sondern auch Krieg und offene Gewaltthätigkeit unterdrückte er durch seine Klugheit, ohne Bürgerblut. Er konnte mit größerem Rechte sagen:

„Es weiche der friedlichen Toga der Waffenrock."

als Cicero, der die in Rom ausgebrochenen Bürgerunruhen mit den Waffen, und zwar härter als es die Sache erforderte, zur Rache zog. So wie ferner bei gefährlichen Stürmen ein Steuermann ohne die größte Vorsicht und äußerste Anstrengung sein Fahrzeug nicht retten mag, eben so ist es keines gewöhnlichen Geistes Werk, in so bedrängten Zeiten ein Land in Ruh' und Friede zu erhalten. Mögen auch mit Blut erkaufte Siege durch Tropäen und festliche Triumphzüge gefeiert werden; wie theuer muß uns das Andenken an solche Siege sein, wo lediglich durch

die Klugheit und Sorgfalt unsers Fürsten die Kriege abgethan wurden! Möchte das Volk nur begreifen, welches Unheil, welche Zerstörung auch der glücklichste Krieg mit sich führt! Möcht' es nur die Vortheile des Friedens in der Nähe betrachten; — gewiß, es würde laut anerkennen, daß nichts Besseres, nichts Heilsameres, nichts Segensreicheres diesem Lande von Gott hätte verliehen werden können, als ein solcher Fürst, der so standhaft die Kriege vermied. Es sind aber diese seine Vorzüge nicht ohne rühmliche Anerkennung geblieben; denn da sein Volk sah, mit welcher Treue er das allgemeine Beste zu fördern bemüht war, liebte es ihn auch fast als Vater; in keinem Herzen kam der Argwohn der Härte oder der Ungerechtigkeit auf. So hat er denn erreicht, was Xenophon als das Schönste, ja als etwas Göttliches darstellt, — daß er „herrschte über solche, die willig ihm unterthan waren." Nichts Ruhmwürdigeres aber kann ein Fürst erreichen, als wenn ihm seine Unterthanen das Lob der Weisheit und Gerechtigkeit freiwillig entgegen bringen, und seinem Schutze empfohlen, ihre Wohlfahrt gesichert glauben. So hat er durch Gerechtigkeit und unermüdliche Sorge im Innern und nach Außen hin sein Land länger als dreißig Jahre in Frieden und Ruhe erhalten, und durch Gesetze, löbliche Anordnungen, Gebäude, sein Gebiet allenthalben geschmückt. Das von seinen Ahnen ihm vererbte Land zu cultiviren, und durch gemeinnützige Anstalten auszuzeichnen, schien ihm eines Fürsten würdiger, als die Gränzen des Reichs zum Nachtheile Vieler auszudehnen und zu erweitern. Und wie die Griechen sprichwörtlich sagten:

„wer Sparta's Besitz gewonnen, der soll es schmücken;"

so ging die eifrigste Bestrebung seines Geistes dahin, wie ein Hausvater seinen Hausstand, so sein Land durchgängig zu einem blühenderen Wohlstande zu erheben.

Hier könnt' ich auch erwähnen, welche unheilvolle Streitigkeiten unter andern Fürsten, wie viele Kriege er durch sein Ansehen beigelegt hat. Aber weder die Zeit, noch meine Kraft verstattet eine längere Rede; darf ich doch das Meiste dessen, was er gewirkt, als Euch bekannt voraussetzen, und wollt Ihr nur das bei Euch erwägen, so werdet Ihr finden, daß er mit der höchsten Weisheit, mit der größten Umsicht und Geschicklichkeit seinen Staat verwaltet, daß er seinem Lande sowohl, als auch den Nachbarländern als ein wahrhaft heilbringender Fürst sich bewährt hat. Das rechn' ich ihm in der That zum größten und unbezweifeltsten Ruhme an,

daß er so sehr den Frieden geschützt, daß er, sogar zum Kriege herausgefordert, dennoch desselben sich enthalten hat. Gewiß, kein Lob mag ersonnen werden, das einen Fürsten mehr verherrlichte! Aber auch himmlischen Ruhms ist er werth! Obgleich nämlich die Welt Thronen und Reiche meint mit Waffen und Gewalt schützen zu müssen; so preist Christus hingegen die Sanftmüthigen und Gelassenen selig und verheißt ihnen den Besitz des Erdreichs; und bald nachher nennt er die Friedfertigen Gottes Kinder. Doch waren ihm auch noch besondere herrliche Vorzüge eigenthümlich; so ein ganz vorzüglicher Eifer für die christliche Religion. Denn es war ihm der Gottesdienst während seines ganzen Lebens die heiligste Angelegenheit, und da in unsern Zeiten eine große Verschiedenheit in religiösen Meinungen Statt fand, so ergriff er doch stets das Beste und das Sicherste. Und wenn früher statt der Religion nur päpstliche Satzungen, und einige von Menschen geordnete Gebräuche in den Kirchen gelehrt wurden, so erfüllte er streng und sorgfältig die sittlichen Forderungen, und das gerade deute ich als das Zeichen einer frommen Gesinnung. Weil er aber auch jene Gebräuche selbst für dienlich hielt, die Gemüther des großen Haufens für das Streben nach religiöser Erkenntniß zu gewinnen und dafür empfänglich zu machen, so gründete er Kirchen, ordnete Ceremonieen an, und berief allenthalben her Religionslehrer. Es ist mir aber auch kund geworden, daß er damals, als er das Verlangen nach einer reinern Darstellung des Christenthums tief empfand, oft mit gelehrten Männern über das Wesen und die Kraft der Religion sich unterredete. Welch' eine hohe, edle Gesinnung! Denn wahrlich! nicht gemeine Geister waren es, die sich's zur Angelegenheit machten, ihre Betrachtung auf die Religion zu richten, und in das Wesen derselben einzudringen! Darin eben erkenn' ich die hohe Geisteskraft, die wahrhaft edle Gesinnung, die in ihm war, wenn ich erwäge, welch ein brennender Eifer ihn zur Erforschung der Religion getrieben. Und solch ein Eifer, fürwahr, ist eines Fürsten ganz vorzüglich würdig. Man erzählt, er sei oft unwillig geworden, wenn Jemand in Religionssachen menschliche Vernunftschlüsse geltend machen wollte; deßwegen, sprach er, weil kein so scharfsinniger Schluß aufgestellt werden könne, der nicht ebenfalls durch Spitzfindigkeit könne umgestoßen werden. Oft auch sagte er, daß er wünsche, Glaubenssachen möchten nur nach dem Worte Gottes beurtheilt werden. Solche Ansichten trug er schon damals in sich, als die Religion durch mönchische Träu-

mereien ganz verfinstert war. Als aber später die christliche Lehre geläutert zu werden begann, und gleichsam von Neuem auflebte, da richtete er seinen ganzen Geist darauf, sie vollkommner kennen zu lernen, um nicht ohne Grund Etwas anzunehmen, oder zu verdammen. Da er die Kraft der Religion kennen gelernt, ergriff er mit ganzer Seele das, was er zur Bildung des Herzens und zur Nahrung der Frömmigkeit für wirksam hielt. Mit den müßigen Streitigkeiten aber, welche die Erbauung nicht fördern, mochte er sich nicht befassen, und hütete sich sorgfältig, in Betreff öffentlicher Gebräuche, weil er sah, daß einige unlautere Menschen, alle öffentliche Zucht und Ordnung höhnend, unter dem Vorwande der evangelischen Freiheit gleichsam in wilde Thiere sich verwandelten, ohne Grund Etwas zu ändern, damit nicht die Einfältigen durch sein Beispiel zu sündigen verleitet würden. Denn er hatte die Ueberzeugung, daß, wie es sich in der That auch verhält, eine öffentliche Aenderung der allgemeinen Weise gefahrvoll sei.

Indem er nun so, wie ich eben erwähnte, von der Religion dachte, und in seinen Ländern die reine Verkündigung derselben gestattete, mein Gott! welche Beharrlichkeit galt es da, welche Geistesstärke, den Feindseligkeiten gegenüber zu treten, die im päpstlichen Reiche loderten, die Blitzstrahlen der Päpste und die Drohungen der mächtigsten Könige zu besiegen, die Schmähungen des Volks und des Pfaffenhaufens, der aus der Religion ein Gewerbe machte, mit Gleichmuth zu ertragen! Dort hat er genugsam bewiesen, daß er Christum wahrhaft und von Herzen liebte, indem er Sein Zeichen sich aufbrennen ließ, und Sein Malzeichen an seinem Leibe trug, d. h. indem er nach Christi Beispiel sich selbst zerfleischen ließ. Denn jene Angriffe seiner Feinde, was waren sie Anderes, als eine unaufhörliche Marter? Welches Eremiten Fastenübungen und Nachtwachen getraust du dich wohl mit solchen Anfechtungen zu vergleichen? Wahrlich, Hiskias selbst ist nicht heftiger bedrängt worden, obwohl die Feinde Jerusalems Mauern eingeschlossen hielten. Auch unser Fürst sah mehr als Einmal Kriegsrüstungen gegen sich betreiben, und sich das Schwert gleichsam an die Kehle setzen. Aber in der Ueberzeugung, daß die Sache der Religion durch menschliche Kraft nicht aufrecht erhalten, noch vertheidigt werden möge, unternahm er nichts dagegen, sondern empfahl seine und seines Volkes Wohlfahrt dem Schutz Gottes. Und wie ein wackerer Held bei dem Dichter sagt:

„Was dich auch dränget, besiege durch Dulden jegliches Schicksal,"

so hat er durch Geduld, Gelassenheit und edle Mäßigung die Feindseligkeiten seiner Gegner, so viel er immer konnte, beschwichtigt. Es ist mir nicht vergönnt, diese Vorzüge umständlicher darzustellen. Darum übergehe ich jetzt, was die von ihm begründete Hochschule fühlt, wie ersprießlich und heilsam für den Staat wissenschaftliche Bildung ist, welche der gewöhnliche Fürstenhause ärger als Gift und Pest flieht. Ich schweige von der Sorgsamkeit und Treue, mit welcher er Freunde sich verband, wie er sie zu schützen, und, was auf dem Throne so schwer ist, sich zu erhalten wußte. Ich übergehe, mit welcher Umsicht er Gefahren entgegen ging, wie standhaft er sie trug. Ich sage Nichts über seine außerordentliche Leutseligkeit im häuslichen Umgange, Nichts davon, wie fein und zierlich sein Ausdruck, wie scharfsinnig sein Geist gewesen. Ich erwähne Nichts von seiner bewunderungswürdigen Kunst in der Verwaltung des Staatsvermögens, durch welche er vor Kurzem noch die drückende Theurung milderte. Dieß Alles mögt Ihr nur Euch vergegenwärtigen, alle seine Vorzüge und Verdienste Euch in das Gedächtniß zurückrufen, um Euch bewußt zu werden, welchen Dank wir zuerst Gott für einen solchen Fürsten, welchen Dank wir auch den Manen desselben schuldig sind; ja keine Zeit müsse aus unsern Herzen die Erinnerung an seine herrlichen Eigenschaften und Wohlthaten verwischen. Denn, o wir Beklagenswerthen! es hat das Vaterland nicht nur einen wohlthätigen, segensreich waltenden Fürsten und Bewahrer eines langen Friedens, sondern den Vater hat es verloren, von dem es mit Allem, was nützlich und gut, ausgestattet worden ist. Es erwarben sich einst göttliche Ehre die, so zuerst den Ackerbau lehrten: er aber hat Ackerbau, Erziehungs- und Unterrichtswesen, Handel und Gewerbe treulich geschirmt, indem er eine so große Reihe von Jahren hindurch den Frieden uns erhielt. Auch unsere wissenschaftlichen Anstalten haben ihren Mäcen verloren; denn besser als er wußte kein Fürst geistige Vorzüge zu schätzen und zu ehren. Ganz Deutschland hat in ihm das Haupt des Reichsrathes verloren; da war er die sicherste Schutzwehr für alle Rechtlichen und Guten; ihm zunächst brachten in jener großen Krisis Deutschlands alle Stände die oberste Würde entgegen; seine Weisheit, sein Ansehn erachtete man als tüchtig zur Verwaltung des Reichs; ihn pflegte man in verwickelten Angelegenheiten als ein Orakel um Rath zu befragen. Und diesen haben wir zu einer Zeit verloren, wo, wie jener Dichter spricht (**Lucan. IV. 175.**):

„Nachbarstädte, zerreißend die Bande der heil'gen Verträge,
Schwingen die Waffen, und ringsum wüthet der blutige Kriegsgott.“

Wenn nun zur Wiederherstellung des Friedens, zu Verbesserungen in Beziehung auf Gesetze und Religion sein Ansehen, seine Weisheit, seine geistige Größe mehr als je Bedürfniß wäre, so mag ich zwar dem Vaterlande keine unglückliche Zukunft verkünden; ich fürchte jedoch, Gott habe ihn in Seinem Zorne diesen Ländern entrissen, damit wir keinen Beschützer des allgemeinen Friedens ferner hätten. Durch viele außerordentliche Erscheinungen hat Gott Seinen Zorn schon kund gethan; es sind Mißgestalten geboren worden; es haben sich mehrere Sonnen gezeigt; man hat Regenbogen in der Nacht gesehen, den Schall der Heerpauke in den Lüften vernommen, so daß man wohl entweder den Untergang aller Dinge, oder einen ganz besondern Schlag für Deutschland befürchten möchte! Dazu kam der Tod Friedrichs, des einzigen Fürsten, durch dessen Rath die allgemeinen Uebel geheilt werden konnten! Und wir sollten Deinen Tod, o Friedrich! nicht beweinen? Und wir müßten unser Loos nicht beklagen, da uns ja nicht der Herrscher, sondern der Vater in der ungünstigsten Zeit entrissen ist! Das Vaterland hat seine Augen auf Deinen Bruder gewendet; wohl ist es überzeugt, seinem Schutze sicher sich anvertrauen zu dürfen. Aber meint doch auch Er, einen Theil von seinem Selbst verloren zu haben, da Du verblichen, sehnt sich nach Deiner Geistesgegenwart, nach Deiner Kraft in jeder bedrängten Lage. Dieser Senat auch, vom Schmerz und der Trauer des Landes tief ergriffen, und gewohnt, Deinem Winke und Deiner Stimme zu folgen, vermißt, wie das Heer in einer bedenklichen Schlacht seinen Führer, so Dich, das Haupt der öffentlichen Berathung.

Doch ich gebe zu sehr dem Schmerze mich hin! Warum sammle ich mich nicht vielmehr, und fasse das auf, was meine Wehmuth etwas zu lindern vermöchte? Es haben weise Männer über die Kürze des menschlichen Lebens, und über das allgemeine Loos derer, die geboren werden, viel disputirt, um die Gemüther zu gewöhnen, gemeinsame Uebel leichter zu ertragen. Das will ich jetzt nicht berühren. Denn ich glaube, daß Friedrich, wiewohl Vernunft und eine vielseitige Erfahrung ihm eine große Kraft zur Ertragung irdischen Ungemachs angebildet hatte, doch ein anderer viel kräftigerer Grund bewog, mit Unerschrockenheit dem Tode entgegen zu gehn. Denn er wußte aus der christlichen

Lehre, daß der Tod von Gott dem Menschengeschlechte aufgelegt ist, nicht nur als Strafe der Sünde, was allerdings schmerzlich ist, sondern auch, und dieses ist der Frommen theuerste Hoffnung, um mit dem Tode die Sünde abzulegen, und die Reise nach der Ewigkeit zu beginnen. Ueberdieß ist auch sein zurückgelegtes Leben, und vor Allem jene Geistesgegenwart in seinen letzten Athemzügen, Beweis, daß er überzeugt war, Gott sorge für sein Heil. Denn außerdem, daß er sich in frommer Gesinnung durch das Mahl des Herrn und durch fromme Gebete gestärkt hat, so höre ich auch, er habe unmittelbar vor seinem Ende Einem, der ihm Trost zusprach, geantwortet: „Gott hat's gegeben; Gott hat's genommen: der Name des Herrn sei gepriesen!" Welch' ein herrliches Wort! welche vortreffliche Vorstellung von Gott bezeugt es! Denn gewiß, wer die Gesinnung hat, daß er den Genuß dieses Erdenlichts für ein Geschenk Gottes hält, und glaubt, daß wir nicht nach blindem Zufall sterben, sondern nach dem Willen Gottes diesen Leib ausziehen, daß wir dieses Leben nicht allein ablegen, sondern es auch Gott übergeben, — der preist dann auch im letzten Augenblicke den Namen Gottes; der empfindet ohne Zweifel dann die Nähe Gottes als eines Hafens und sichern Zufluchtsortes aller Bedrängten. Der ungläubige Sinn weiß nicht, daß er das Leben von Gott empfangen hat; er meint ohne Ursach zu unterliegen; er hat bei diesem so großen Uebel keinen Trost und keine Hilfe. Zuletzt, wenn er von Allem verlassen sich sieht, verwünscht er wohl gar alles Göttliche. Dieser aber, indem er Gott selbst um Hilfe anflehte, und bat, daß Andere ihn mit ihrem Gebete unterstützen möchten, hat nicht einmal nur ausgesprochen, was seine Hoffnung sei, wie er sich so ganz auf Christum geworfen habe, und pries immer zwischen durch in dem innigsten, süßesten Lobe seinen Gott. Und als Jemand erinnerte, Gott sei den Bedrängten gnädig, da rief er mit lauter, freudiger Stimme dazwischen: „gewiß, dessen halt' ich mich beharrlich von meinem lieben Gott versichert." Außerdem bat er noch sehr, man möchte ihm vergeben, so er Jemand beleidigt, nannte auch die namentlich, gegen welche er glaubte Groll gehegt zu haben, um zu zeigen, er habe allen Haß abgelegt. Er ordnete in Betreff des Staates und seiner eignen Angelegenheiten noch Vieles an, mit derselben Lebendigkeit des Geistes, welche ihm bei voller Gesundheit eigen war, las Einiges selbst, diktirte viel, wobei er die Worte und Gedanken so stellte, daß man darin die frühere Gewandtheit seines Geistes wieder erkannte. Als er

endlich Alles nach Wunsch in Ordnung gebracht hatte, verlosch er im sanftesten Tode, so daß es recht deutlich sich zeigte, wie seine Körperkraft durch Krankheiten schon längst gebrochen, sein Geist willig und gefaßt war, den letzten Akt seines Lebens zu schließen. —

Es hat ein ausgezeichneter Mann unter den Griechen geschrieben, die Philosophie sei die Vorbereitung zum Tode, und er setzt die höchste Weisheit darein, wenn man in der rechten Verfassung zum Tode und mit ihm vertraut sei. Doch ist wohl der in der besten Bereitschaft, welcher nach Christi Beispiel um des Evangelium willen, Vieles getragen hat. Wie oft und vielfach aber ist dieser unser Fürst um der Religion willen schon seit einigen Jahren angefochten und gemartert worden! Welche Bilder des Todes und des Verderbens mögen inzwischen seiner Seele vorgeschwebt haben! Weßhalb ich denn der Hoffnung bin, er sei auch zu diesem letzten Kampfe wohl vorbereitet gekommen. Darum aber, und weil er nur dabei gewonnen, indem er ein so mühevolles Leben abgelegt, wollen wir ihm vielmehr zu einem solchem Ende seines Lebens Glück wünschen, welches so viele Zeichen bietet, daß wir mit Recht glauben dürfen, er habe die Unsterblichkeit erlangt, und das Leben nicht verloren. Da er überdieß mit Ruhe und Ergebung abgeschieden ist, wollen auch wir dem Willen Gottes gelassen uns fügen, und vor Allem wünschen, daß, wenn wir einst abgerufen werden, eine ähnliche Todesweise auch uns zu Theil werde. — Laßt uns überzeugt sein, daß Friedrich glücklich gewesen, da er in seinem Leben eine so große Beständigkeit des Glücks erfahren, und seine Ruhe und Mäßigung bis zum letzten Athemzuge behauptet hat. Während seines ganzen Lebens hat der Himmel Frieden ihm verliehen, war sein Theil eine Gesinnung, welche bei der Staatsverwaltung, weil er stets sichere Maßregeln dem Kriege vorzog, nirgends vom Glück verlassen worden ist, und mit welcher er, wenn in Privatangelegenheiten etwas Widerwärtiges, wie ja alle menschliche Verhältnisse es bieten, ihm begegnete, durch Mäßigung und Beharrlichkeit dasselbe überwand. So war der Lauf seines Lebens so ruhig und glücklich, wie ihn andere Fürsten billig sich wünschen sollten. Laßt uns daher Gott danken, der ihm Schöpfer so vieles Glücks gewesen ist, und unserm Land' einen so segensreich waltenden, so glücklichen Fürsten geschenkt hat! Ich darf Euch nicht abhalten wollen, den schmerzlichen Schlag zu beklagen, welchen der Staat durch seinen Verlust erlitten. Aber dennoch for-

dere ich Euch auch bei dieser Trauer auf, daß Ihr Eurer Pflicht eingedenk, Euren Dank bezahlt für das reiche Maß von Segnungen, welches uns in diesem Fürsten zu Theil geworden ist; daß Ihr das Gedächtniß seiner Vorzüge tief in Eure Herzen prägt, und bedenkt, was Ihr für seine viele Arbeit und für so große, um Euretwillen ertragenen Mühseligkeiten auch seinen Manen schuldig seid! Ihr seid ihnen aber schuldig, vor Allem das Heil seiner Seele in frommen Gebeten Gott zu empfehlen; ferner, daß Ihr den edlen Fürsten, welche an seine Stelle treten, und bei diesem so bewegten Zustand ganz Europa's die Pflicht, die allgemeine Wohlfahrt und Ruhe zu schützen, übernehmen, gewissenhafte Treue und Gehorsam beweiset. Das dürfen Friedrichs Manen für seine herrlichen Verdienste mit Recht als Dank fordern, und wo Ihr denselben nicht in seinem ganzen Umfange bezahlt, möchtet Ihr keine leichte Schuld auf Euch laden! Dann werdet Ihr nicht nur als undankbar gegen den hoch verdienten Friedrich, sondern auch als sündhaft vor Gott, dem Geber so großer Wohlthaten, welche Ihr unter seiner Herrschaft empfangen, und dem Stifter dieser neuen Regierung, erscheinen. Und gewiß, wer die Dankbarkeit gegen Gott verletzt, sündigt nicht ungestraft. Ich bitte aber zu Gott, Er wolle Friedrichs Seele nach Seiner Barmherzigkeit in Seinen Schutz nehmen und sie bewahren; Er wolle auch die neue Regierung des Bruders segnen, unser Land in diesen traurigen Zeiten beschirmen, und Euch den, die öffentliche Ruhe liebenden Sinn verleihen, daß Ihr Eure Fürsten nach dem Gebote Gottes mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit verehret!

Rede bei der feierlichen Eröffnung einer neuen Schule, gehalten in Nürnberg vor einer Versammlung ausgezeichneter Gelehrter und fast des ganzen Senats. 1526.

Euch, erlauchte, weise Männer, Euren Kindern und dem ganzen Gemeinwesen zum Heil und Segen wollen diese Männer, welche Ihr nach öffentlicher Berathung hieher berufen, um die Wissenschaften zu lehren, die Schule eröffnen, und das soll Euch, ihrem Verlangen gemäß, meine Stimme anzeigen. Denn wie man im Schauspiele den Gebrauch beobachtet, daß vor der Handlung der Prolog sich über den Zweck des Dichters und über den Inhalt des Drama verbreitet; so haben sie, zu Folge der Ansprüche, welche ihnen unsere lange bestandene Freundschaft gibt, mich aufgefordert, gleichsam den Prolog zu dem Drama vorzustellen, welches sie aufführen wollen. Und wie ich auch den Vorwurf anmaßender Voreiligkeit auf mich lud, indem ich den Schein zuließ, als wollt' ich andern, an Beredtsamkeit hoch ausgezeichneten Männern den Vortritt auf der Rednerbühne entreißen, so stand es doch nicht ganz bei mir, ihre Aufforderung abzulehnen, sondern ich mußte, selbst mit Gefahr einigen Nachtheils für mich, diesen meinen werthesten Freunden zu Willen sein, und die Rolle übernehmen, welche ich mir nicht aus eigenem Antrieb angemaßt, sondern durch ihren vollgiltigen Auftrag erhalten habe.

Da es aber diese Stätte fordert, daß Euer Plan, den Ihr in Betreff der Gründung dieser Schule gefaßt habt, in seiner hohen Verdienstlichkeit dargestellt werde, so wünscht' ich wohl, diese Aufgabe möchte von Solchen behandelt werden, welche mit höherer Beredtsamkeit denselben nach Verdienst zu preisen, und in einer der Wichtigkeit dieses Gegenstandes völlig entsprechenden Rede ihn darzustellen vermöchten. Denn bei meiner schwachen

Beredtsamkeit muß ich besorgen, ich möchte aus Mangel an geistigem Scharfblick das Lob verringern, das Euch wegen Eurer ungewöhnlichen, ich möchte sagen, göttlichen Weisheit gebührt. Daß Ihr nämlich die Nothwendigkeit erkannt habt, die Kraft und den Nutzen der Wissenschaften, welcher insgemein verkannt wird, und weit außer dem Gesichtskreise der Menge liegt, zu erhalten; daß Ihr beschlossen, gerade in dieser Zeit, wo wir allenthalben gefährdet sind, sie dem Untergange zu entreißen, in der That, das verdient als ein Zeichen göttlicher Weisheit zu gelten. Denn was bringt dem ganzen Menschengeschlechte größere Vortheile, als die Wissenschaften? Keine Kunst, kein Gewerbe, und wahrlich, auch kein Produkt der Erde, ja die Sonne selbst, welche Viele für das Lebensprincip gehalten haben, ist nicht so unentbehrlich, als die Kenntniß der Wissenschaften. Denn wenn ohne Gesetze und Rechtspflege, wenn ohne Religion weder ein Staat aufrecht erhalten, noch ein gesellschaftlicher Verein von Menschen begründet und geregelt werden kann, so würde das Menschengeschlecht nach der Weise der wilden Thiere umher schweifen, wofern jene untergingen, aus denen heilsame Gesetze, Menschlichkeit und Sitte entsprossen, durch welche die Religion fortgepflanzt, und bis auf unsere Zeiten bewahrt worden ist. Sollte Jemand Zweifel in die Wahrheit meiner Aussage setzen, der betrachte nur die Sitten und die Lebensweise solcher Völker, welche keine Wissenschaften kennen, wie man von den Scythen erzählt. Diese haben für's Erste keine gesetzlich begründeten Staaten, keine Rechtspflege; als Recht gilt nur das, was die gethan, welche entweder durch Stärke oder durch Anhang die Andern überwiegen; da findet nach Außen kein Verkehr mit Nachbarn, kein Austausch der Güter Statt; das einzige Mittel gegen den Hunger ist für die Mehrzahl der Raub; ja die Sage läßt sie sogar das Fleisch der Fremdlinge verzehren. Im Innern aber gibt es nicht nur überhaupt weder Zucht noch Sitte, sondern die Empfindungen sogar, welche die Natur allen Menschenherzen gemeinsam eingepflanzt hat, eheliche Treue, Liebe zu den Kindern, Innigkeit zwischen Verwandten und Freunden, sind durch Rohheit und Barbarei erstickt. Da weiß man Nichts von Kinderzucht, ohne welche es doch keine guten Männer geben kann; da gibt's keine Bewunderung der Tugend, keinen Begriff von dem, was ehrbar und wohlanständig ist, da keine, durch heilige Pflichten verknüpfte Freundschaftsverhältnisse, da kein Gefühl für Menschlichkeit, da endlich keine richtige Vorstellung von Religion

und Gottes Gesinnung gegen die Menschen. So sind im Allgemeinen Völker ohne wissenschaftliche Bildung mehr oder weniger roh und wild, führen ein Cyklopen-Leben. Wenn nun die Sitten der Völker in eine ähnliche Barbarei ausarten müssen, wofern sie nicht durch die Wissenschaften zur Tugend, zur Menschlichkeit und Frömmigkeit erweckt, und darin gekräftigt werden: so habt Ihr eben darum rühmlich und weise gehandelt, daß Ihr die edlen Wissenschaften, die Ernährerinnen aller Tugenden, in Eure Stadt gerufen, und Euch beeifert, nach Vermögen sie zu wahren und zu schützen. Es verdient aber weiter Euer Entschluß ganz vorzüglich in dieser bedrängten Zeit gerühmt zu werden, wo bei den traurigen, politischen Bewegungen den Wissenschaften gänzlicher Untergang droht. Denn wegen einer Verblendung der Menge werden die Schulen verlassen. Manche thörichte Schreier nämlich ziehen von den Wissenschaften ab; ein großer Theil, für den Bauch besorgt, wirft sich auf gewinnbringende Künste, seitdem sie haben die Hoffnungen aufgeben müssen, die Priestereinkünfte zu schmausen, welche allein sie als Belohnung ihrer Anstrengungen betrachteten. Denn wie Viele schenken der Tugend so große Bewunderung, daß sie sich überzeugen, sie müsse uneigennützig geübt werden! Bei solcher Gefahr für die Wissenschaften kam es nun wohl allen Königen und Fürsten der Staaten zu, des gefährdeten Unterrichtswesens hilfreich sich anzunehmen. Aber unsere Herrchen sind zum Theil so plumper Art, daß sie den Werth der Wissenschaften nicht begreifen; theils so niederträchtig, daß sie es für ihre Tyrannei nur ersprießlich und förderlich achten, wenn einmal alle Gesetze, Religion und bürgerliche Zucht gänzlich vernichtet würden. Was soll ich von den Bischöfen sagen, welchen unsere Kaiser die Aufsicht über die wissenschaftlichen Bildungsanstalten nicht weniger, als über die kirchlichen Angelegenheiten übertragen haben? Es waren auch ursprünglich die Priestercollegien nichts Anderes, denn Schulen, und damit die Lernenden hinlänglich Muße und Unterhalt hätten, wurden für die Collegien die reichsten Einkünfte verordnet. Und es ist gewiß, daß einst von diesen Leuten, wie die übrigen, so vorzüglich die heiligen Wissenschaften nicht ohne Glück getrieben worden sind. Jetzt aber sehen wir, daß es nirgends unversöhnlichere Feinde der schönen Wissenschaften gibt, als in jenen Priesterzünften.

So habt Ihr denn gerade zur rechten Zeit den Entschluß gefaßt, die aus ihrem Wohnsitze verbannten Wissenschaften gast-

freundlich aufzunehmen, und gleichsam im eignen Hause zu bewirthen. Laßt es Euch nicht gereuen, zu den übrigen Zierathen noch diesen Schmuck Eurer Stadt hinzugefügt zu haben, welche schon zuvor durch Reichthum, Gebäude, Kunstsinn in solcher Blühte stand, daß sie mit jeder der gepriesensten Städte des Alterthums billig verglichen werden kann. Auch hat bis jetzt keine andere Stadt in Deutschland gelehrtere Bürger gehabt, welche, weil sie bei der Staatsverwaltung auch die Wissenschaften in Anwendung brachten, bewirkt haben, daß diese Stadt unter allen Städten Deutschlands bei weitem die angesehenste ist. Jetzt aber, da Ihr den Wissenschaften hier einen festen Wohnsitz begründet, gewinnt die Höhe Eures Ruhmes einen unglaublichen Zuwachs. Denn wenn Ihr fortfahrt, unter den Leuten den wissenschaftlichen Eifer anzuregen, werdet Ihr Euch herrliche Verdienste, zunächst um das Vaterland, zugleich auch um das Ausland erwerben. Unter Eurer Leitung wacker herangebildet, wird die Jugend dem Vaterlande zu Schutz und Zierde gereichen; denn weder Bollwerke noch Mauern sind dauerndere Schutzwehren der Städte, als Bürger mit Bildung, Besonnenheit und Klugheit und andern Tugenden geschmückt. Es sprach der Spartaner: „Die Mauern müssen von Eisen, nicht steinern sein!“ Ich aber setze den Schutz einer Stadt nicht sowohl in Waffen, als in Weisheit, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Hiernächst wird aber auch Euer wohlthätiges Unternehmen auf das übrige Deutschland sich erstrecken, welches, wenn nur Gott Gedeihen gibt, hieher wahrscheinlich seine Jugend zur Ausbildung und Unterweisung schicken, und für die Tüchtigsten zu Staatsgeschäften diejenigen achten wird, welche in dieser Stadt, als in einem öffentlichen Wettkampfe zur Tugend unterwiesen und in ihr gekräftigt worden. So wird der Name dieser Stadt, mit glänzendem Ruhme geschmückt, von Fremden den Ausländern zugeführt werden, und Ihr werdet Euch durch diese wohlthätige Stiftung die Gemüther der Menschen auf das Innigste verbinden. Solche Beurtheilung wird Euch, wofern ich nicht irre, mehr erfreuen, als Herrschergewalt.

Obgleich aber diese Stadt in Betracht ihrer vielen Vorzüge selbst mit Massilien und einigen andern Städten des Alterthums wetteifern könnte, so liegt es mir doch näher, Euch jetzt ein Beispiel der Städte vorzulegen, welche man in unserer Zeit als blühend rühmt. Am wohlthätigsten für ganz Europa ist kurz vor unserer Zeit Florenz geworden, indem es zuerst die aus

ihrem Vaterlande vertriebenen Lehrer der griechischen Wissenschaften bei sich einkehren hieß, und nicht nur gastfreundschaftlich unterstützte, sondern sie auch, nachdem es dieselben durch den ansehnlichsten Gehalt für das Unterrichtswesen gewonnen, ihren Studien wieder gab. Im übrigen Italien achtete Niemand auf diese aus ihrem Vaterlande geflüchteten Lehrer griechischer Wissenschaft, und wir würden vielleicht zugleich mit Griechenland auch die griechische Sprache und Wissenschaft verloren haben, wofern nicht Florenz diese gelehrten Männer in ihrem Elend unterstützt hätte. Hätten die Florentiner das nicht gethan, so würde auch die lateinische Sprache, durch Barbarismen verunstaltet und besudelt, gänzlich entartet, und von der griechischen Sprache würde jetzt nicht einmal eine Spur mehr vorhanden, mit ihr würden zugleich die Denkmäler unsrer Religion untergegangen sein; der griechischen Sprache verlustig, würden wir jetzt nicht einmal die Ueberschriften unsrer heiligen Bücher verstehen. Denn in Rom hungerten jene Flüchtlinge erbärmlich, da doch der päpstliche Schatz ganz vorzüglich theils Nothleidenden überhaupt, theils Solchen offen stehen sollte, welche durch wissenschaftliche Beschäftigung die Sache der Religion fördern.

Man erzählt von Theodor Gaza (und welch ein Mann war er!), er habe, als er die Bücher des Aristoteles und des Theophrast in's Latein übersetzt, dem*) Papst überreicht, in einer, mit großem Aufwande verzierten Pergamentsrolle ihm dieselben eingehändigt. Da habe der Papst gefragt, wie viel ihn die Verzierung gekostet, und ihm außer diesem Aufwande, Nichts vergütet, dem Schriftsteller für seine viele Mühe, welche er auf die Übersetzung dieser so schwierigen Werke verwendet, keine Belohnung gereicht. Hätte er doch schon um des fernern Beispiels willen selbst für ein minder nützliches Werk, als dieses war, eine ansehnlichere Belohnung bieten müssen! Aber nicht einmal die Nützlichkeit dieses Werkes vermochte den Papst, mit einem freigebigern Danke zu vergelten.

Nachdem aber durch die wohlthätige Vermittelung der Florentiner die Wissenschaft wieder aufzuleben begonnen, verbreiteten sich die hohen Vortheile derselben zu allen Völkern; viele

*) Sixtus IV., der gegen Wissenschaft und Kunst gleichgiltige Nachfolger Papsts Nikolaus V., der eigentlich dem Theodor Gaza jenen Auftrag ertheilt hatte. Theodor, entrüstet über die niedrige Denkart des Sixtus, warf die von ihm empfangenen 50 Ducati in die Tiber, und ging nach Ferrara zurück.

Geister wurden allenthalben zu den edlen, wissenschaftlichen Studien erweckt. Denn der Wetteifer der Griechen spornte auch die, so im Besitz der lateinischen Sprache sich befanden, an, ihre vaterländische Sprache, welche fast gänzlich verfallen war, zu erneuern. In den Städten wurden die öffentlichen Gesetze verbessert, ja zuletzt die Religion gereinigt, welche vorher unter mönchischen Träumereien vergraben und unterdrückt lag. Obgleich die Urtheile hierüber verschieden sind, so halte ich doch dafür, daß tüchtige Männer den Einfluß und das Wesen der Religion richtiger durchschauen, und daß den Gewissen kräftigerer Trost in unsrer Zeit zu Gebote stehe, als jene Mönche gaben. So hat sich denn Florenz ohne Zweifel um alle Völker ein ausgezeichnetes Verdienst erworben, indem es die Wissenschaften gleichsam aus dem Schiffbruche in den Hafen aufgenommen und gerettet hat.

So laßt denn auch Ihr, nach dem Beispiele dieser Stadt, in diesen traurigen Zeiten den Wissenschaften Euren Schutz angedeihen, wo die Bischöfe nicht für sie kämpfen, wo die übrigen Fürsten die Sorge für dieselben unter ihrer Würde halten, wo Deutschland hin und wieder in wilder Bewegung ist, und zu den Waffen ruft, wo, wie der Vers sagt:

„Fliehend verläßt uns die Weisheit; Gewalt nur leitet die Dinge!“

Und das ist diesen Studien ungemein hinderlich; denn wenn Cicero mit Recht sagt, daß im Waffengetös' die Gesetze schweigen; um wie viel mehr müssen denn nicht unsre Wissenschaften verstummen, die in stiller Muße geboren und gepflegt worden sind! Es drohet in diesen Unruhen allen freien Künsten und Wissenschaften der Untergang, wofern nicht Gott sie in Schutz nimmt, und den Machthabern Geneigtheit verleiht, wissenschaftliche Bestrebungen wieder zu erneuern. Ihr aber verfolgt beharrlich Euer eben so preiswürdiges, als heiliges Vorhaben. Denn Ihr könnt weder Gott einen angenehmern, noch Eurer Stadt einen nützlichern Dienst erweisen.

Da jedoch edle Thaten gewöhnlich der Neid verfolgt, so zweifle ich nicht, daß auch Ihr mit unbilligen Urtheilen Mancher werdet zu kämpfen haben. Aber es ist ja das Kennzeichen des wahrhaft muthigen Mannes, daß er den Neid, der seine edlen Thaten verfolgt, verachtet. Vielleicht, daß Euch auch mit andern Schwierigkeiten, welche Eure Absichten zur Förderung der Schule aufhalten zu wollen scheinen dürften, mancher Kampf er-

wachsen wird. Aber Ihr werdet sie besiegen, eingedenk, daß Ihr in dieser Angelegenheit Gottes Willen thut. Denn Religion und heilsame Gesetze, wofern Ihr sie nicht durch die Wissenschaften erhaltet, können nicht bestehen. Ueberdieß ja fordert Gott, daß Ihr Eure Kinder zur Tugend und Religiosität erziehen sollt. Es ist aber derjenige ein Frevler nicht nur gegen die Gottheit, sondern verbirgt unter menschlicher Hülle eine wahrhaft thierische Gesinnung, wer es sich nicht zur Angelegenheit macht, seine Kinder möglichst gut unterrichten zu lassen. Diesen Unterschied hat die Natur zwischen dem Menschen und dem Thiere gemacht, daß das Thier der Sorge für seine Jungen sich entzieht, so bald sie erwachsen; dem Menschen aber pflanzte sie ein, daß er, die er gezeugt, nicht nur in der ersten Kindheit ernähre, sondern vielmehr noch, wenn sie erwachsen, ihre Sitten zur Sittlichkeit bilde.

Daher bedarf es in einem wohlgeordneten Staate allermeist der Schulen, wo die Jugend, die Pflanzschule des Staates, gebildet werde; denn in einem großen Irrthum befangen ist, wer da wähnt, daß ohne Unterricht eine kräftige Tugend erworben werden könne, und Keiner ist den Staat zu verwalten tüchtig und geschickt, ohne Kenntniß der Wissenschaften, in welchen das Grundprinzip aller Staatsverwaltung enthalten ist. In Erwägung dessen werdet Ihr Euch weder durch gehässigen Neid, noch durch irgend andere Schwierigkeiten abhalten lassen, Eure Bürger zum Unterricht einzuladen.

In Betreff Eurer Professoren kann ich Euch so viel versprechen, daß sie, so wie ihre Gelehrsamkeit der übernommenen Bürde gewachsen ist, nicht minder in der Verwaltung Ihres Berufs Treue und Gewissenhaftigkeit beweisen werden. Ich flehe zu Christo, Er wolle Euer wichtiges Werk mit Seiner Gnade fördern und Euer Vorhaben, so wie den Fleiß der Lernenden mit Seinem Segen begleiten.

Rede über die Einnahme und Plünderung der Stadt Rom,

gehalten 1527.

Obgleich ich wußte, daß die, welche an dieser Stätte, dem Gebrauch der Schule gemäß, Themata aus dem Gebiete der Dichtung behandeln, eine weit weniger schwierige Aufgabe übernehmen, als die, welche Gegenstände aus dem wirklichen Leben darstellen: so drängte mich doch nicht das Vertrauen auf meine innere Fähigkeit, deren Unbedeutendheit ich wohl kenne, sondern die Größe meines Schmerzes, daß ich nicht ein erdichtetes, aus irgend einem alten Trauerspiele entlehntes Thema, sondern eine Geschichte, die nur zu wahr ist, auf diesen Rednerstuhl brachte. Ich will nämlich von der schrecklichen Plünderung Roms sprechen, und das schimpfliche Loos einer Stadt beklagen, welche unter allen als Königinn und Gebieterinn da steht. Denn da Niemand so rauh und aller menschlichen Empfindung so entfremdet ist, daß ihn nicht das unwürdige Schicksal des Vaterlandes, das ihn gezeugt und erzogen hat, mit tiefem Schmerz erfüllen sollte, mit welcher Empfindung werden wir da die Zerstörung und Verwüstung der Stadt Rom vernehmen müssen, da diese einzige Stadt das gemeinsame Vaterland aller Völker in allen Ländern gewesen ist? Ich wenigstens fühle mich von dem unglücklichen Loose dieser Stadt wahrlich nicht weniger ergriffen, als mich das Unglück der Stadt selbst, welche mich bei meiner Geburt aufgenommen, erschüttern würde! Da es nun, unserm Gebrauche gemäß, an mir war, an dieser Stätte zu reden, konnt' ich, indem mein Gemüth so sehr von Schmerz eingenommen war, keinem andern Gegenstande meine Rede widmen. „Wo es schmerzt," heißt es, „da hat er die Hand." Weil mir daher unabläßig vor Augen stand die Plünderung und der Brand jener Stadt, welche

uns Gesetze, Religion und alle edlen Wissenschaften mitgetheilt hat, und von der mit Einem Worte wir Alle mehr Wohlthaten, als selbst von dem Vaterlande, in dem Jeder geboren worden, empfangen haben, drang mich die Größe meines Schmerzes, meine Klagen über das Schicksal Roms und über unsre gar traurigen Zeiten, zumal in dieser Versammlung, auszusprechen, vor so gelehrten Männern, welche es einsehen, wie viel dieser Stadt, aus welcher Wissenschaft und Humanität zu uns gebracht worden sind, alle Völker schuldig sind. Was aber Virgil über die Eroberung Troja's sagt:

„Wer vermöchte das Morden in selbiger Nacht, und das Würgen
Ganz zu schildern? Wer fände für jene so blutigen Kämpfe
Thränen genug?"

das könnt' ich mit weit größerem Rechte anwenden. Denn keine Beredtsamkeit ist groß genug, um die furchtbaren Gräuel jener Begebenheit gehörig darstellen oder ausdrücken zu können, welch' einen großen Verlust in Allem, was edel und trefflich ist, die Verwüstung dieser einzigen Stadt mit sich führt. Was ist je in einem Jahrhunderte Unwürdigeres vorgefallen, als, daß gerade das Heer, welches vom Kaiser in Italien zum Wohl aller Guten, zur Beschützung Roms, der Hauptstadt des Reichs, aufgestellt worden war, gerade diese Stadt gegen den Willen des trefflichsten Fürsten Karl, gegen die Gesetze der Kriegsdisciplin, gegen das Commando, gegen das Beispiel der Vorfahren mit verruchter Gewaltthätigkeit überfallen hat? Denn der Kaiser ist freizusprechen von der Schuld, da er, obgleich er aus gerechten Ursachen gegen den römischen Bischof aufgebracht ist, doch an einem solchen Ausgang des Siegs keineswegs Vergnügen findet. Auch ist es ja bekannt, daß er von Natur zur Milde und Mäßigung sich neigt, und von Grausamkeit weit entfernt ist. Und es ist außer Zweifel, daß er, wenn er sieht, wie seine Ahnen den Namen und Titel des Reichs von der Rettung Roms auf dieses Volk übergetragen haben, auf ihre Beispiele schauend, sich überzeugt, alle Schätze und Kräfte des Reichs auf die Beschützung und Erhaltung dieser Stadt verwenden, und Gewaltthätigkeit und Verwüstung von ihr abwenden zu müssen. Wenn er seine Ahnenbilder betrachtet, wie viele Männer kann er aufzählen, welche in den unruhvollsten Zeiten die Stadt Rom von den größten Schrecknissen befreit haben, wie Viele, welche, ungeachtet sie in ihren eignen Ländern in die gefahrvollsten Kriege verwickelt waren, dennoch gleich als zur Vertheidigung des Va-

erlands mit hoher Tapferkeit hingeeilt sind, weil sie in dieser einzigen Stadt das Wohl aller Nationen gefährdet glaubten. Dazu kommt, daß von keinem Regentenhause, wenn man sie auch alle aufzählen wollte, mehr milde, fromme Thaten aufgestellt werden mögen, als von dem östreichischen, und Karl ist seinen Ahnen so wenig unähnlich, daß er in eben dem Grade, in welchem er hinsichtlich des Umfangs und der Größe seines Reichs über allen Fürsten steht, auch alle an Milde der Gesinnung übertrifft. Denn welche mildere Handlung ist in der ganzen Geschichte zu lesen, als daß er jenen König, seinen erbittertsten Feind, der, dem Völkerrecht zuwider, einen Krieg erregt hatte, nachdem er im Treffen gefangen genommen worden, nicht nur unangetastet entlassen, sondern ihn auch aus Rücksicht auf ihre Verwandtschaft wieder in die Regierung eingesetzt hat? Eine solche milde, edle Handlungsweise vermag keine menschliche Stimme so dazustellen und zu rühmen, wie sie es verdient.

Daher ist in großer Täuschung befangen, wer einen solchen Charakter eines so großen Jähzorns für fähig hält, als ob er irgend eine, wenn auch noch so große Beleidigung auf diese Weise habe rächen wollen. Gewiß, er würde, wie sehr er auch gezürnt, seinen eignen, besondern Schmerz, entweder zu Gunsten der Stadt selbst, von der er den Titel seiner Herrschaft führt, oder um so vieler heiliger Altäre willen, oder zum Vortheile anderer Völker, welche ihre Staaten ohne den Einfluß dieser Stadt nicht behaupten können, unterdrückt haben, wäre es ihm möglich gewesen, diesen so plötzlich und ganz unerwartet eingetretenen Vorfall durch seine Gegenwart zu leiten und zu regieren. Darum soll der Kaiser in dieser Rede durchaus nicht angeklagt werden, da er zur Sicherung der öffentlichen Ruhe in Italien ein Heer gehabt hat, nicht aber, um Raub zu üben, nicht um die Hauptstadt des Reichs zu verwüsten, nicht um die Tempel zu entweihen, nicht um die Bibliotheken zu plündern, nicht um die Geistlichen zu erwürgen, nicht um Jungfrauen und ehrbare Hausfrauen fort zu schleppen! Während nun der Kaiser wollte, daß Alles dieses durch den Schutz seiner Waffen und seines Heeres gesichert sein sollte, hat das Heer, wie es anderwärts oft geschah, ganz gegen die Kriegsdisciplin, gegen den dem Kaiser zugesagten Gehorsam, durch Habsucht zur Plünderung dieser so reichen Stadt, welche es ohne Besatzung wußte, verlockt, alles göttliche und menschliche Recht verletzt. Aber diese Räuber, welche gegen den Befehl des Kaisers, ohne rechtmäßige Führer, in die

Stadt Rom gedrungen sind, klage ich mit vollem Rechte an. Und gesetzt auch, sie hätten gerechte Ursache gehabt, in Rom einzudringen, so ist's doch Empörung, auf Jemand ohne rechtmäßigen Befehl einen Angriff machen. Ist aber wohl Etwas der Kriegsordnung so sehr entgegen gesetzt, als Empörung, da nur aus dem einzigen Grunde nach dem Völkerrechte Kriege geführt werden, um denjenigen, welche aufrührerischer Weise, ohne Berechtigung der Obrigkeit, die Waffen ergreifen, Einhalt zu thun? Darum, weil sie gegen den Befehl des Kaisers die Stadt eingenommen haben, verdienen sie gar nicht, Krieger zu heißen, sondern sind, da sie das gemeinschaftliche Völkerrecht gebrochen haben, als Feinde des Reichs nicht nur, sondern auch der ganzen menschlichen Gesellschaft zu betrachten. Es haben bei den Römern mehrere Feldherren, einige gegen ihre Söhne, andere gegen die vornehmsten Bürger das Todesurtheil ausgesprochen, weil sie dem Befehle des Feldherrn entgegen, von ihren rechtmäßigen Feinden herausgefordert, gegen dieselben gekämpft hatten, und die Disciplin war so streng, daß für einen Feind galt, wer der Feldherrnverordnung zuwider das Schwert gezogen! Mit wie viel größerem Rechte müssen wir jene Karier*) als Feinde betrachten, welche, ohne dazu befehligt zu sein, unerhörte Grausamkeit gegen Wehrlose verübt haben! Aber aus welchem Grunde ist denn eigentlich gegen die Stadt gewüthet worden? Weil sie dem habsüchtigen, grausamen Heere kein Geld gezahlt hat! Welchen andern Grund bringt der Räuber vor, warum er den Wanderer ermordet? Vor alten Zeiten führte einst ein sehr gerechter Zorn die Gallier vor Rom; denn ein römischer Legat hatte, dem Völkerrechte zuwider, gegen sie gekämpft. Dieses Raubgesindel hatte keinen andern Vorwand, als daß ihm das Geld nicht sei gegeben worden, welches es gefordert. Nicht etwa darum also ist die Stadt angegriffen worden, weil der Papst in ungünstiger Stimmung gegen den Kaiser gewesen wäre, weil er die Franken und Venetier begünstigt hätte. Nichts ist zu Gunsten Karls unternommen worden. Habsucht und Hoffnung auf reiche Beute haben sie angetrieben, daß sie über den Apennin gegangen, und in den größten Eilmärschen auf die Stadt losgestürzt sind. Weder mehrtägiger Mangel an Nahrung, noch der Feind im Rükken und zu beiden Seiten hat ihren Marsch aufgehalten, so sehr

*) Die Karier streiften, nach Strabo, bewaffnet in Kleinasien umher, und verkauften entweder ihre Kriegsdienste um Sold, oder trieben den Raubkrieg.

hatte Alle die Begierde nach Beute entflammt! Wenn das als ein gerechter Grund zu einem Angriffe angesehen werden kann, so sehe ich nicht ein, warum die Begierde nach Beute nicht alle Straßenräuber entschuldigt! Wenn das als eine gerechte Ursache, Krieg zu beginnen, in den Staaten gilt, so steht Nichts mehr im Wege, daß in den Städten Jeder, der nur Lust hat, in die Wohnungen der Reichen einfällt, wofern man annehmen muß, daß das Recht durch die Beute bedingt ist.

Aber ich will keine tiefe Untersuchung über diese Angelegenheit pflegen, und eben so wenig den Papst in Schutz nehmen, auf welchen die Schuld geschoben wird. Mußte man denn bei dem Siege nicht Mäßigung brauchen? Mußte man denn nicht einen Unterschied zwischen heiligen uud gemeinen Gegenständen machen? Wer ist jemals ein so grausamer Sieger selbst bei den Heiden gewesen, der nicht die Tempel verschont hätte? Augustin schreibt, die Gothen, als sie Rom erobert, hätten nicht nur die christlichen Gotteshäuser verschont, sondern auch den in dieselben Geflohenen das Leben geschenkt. So groß war die Ehrfurcht gegen das Christenthum bei jenen Barbaren, welche die christliche Wahrheit nicht kannten, nur den Namen Christen gehört hatten! Jene Gottesschänder hingegen, welchen Altar, welche Kapelle haben sie unangetastet gelassen? Haben wir es doch gehört, daß nicht nur alle Kirchen beraubt, und die kostbaren Denkmäler heiliger Männer nebst den zum allgemeinen Vortheil von ganz Italien dort verborgenen Schätzen geraubt, sondern auch durch Blutvergießen und andere Gräuelthaten entweiht worden sind! Sie haben spottweise heilige Gesänge dabei gesungen! Auf diese Weise ist der christlichen Religion alle erdenkliche Schmach angethan worden. Was thun die Türken Anderes, wenn sie eine Stadt erobert? O wie wahr ist der Ausspruch des Dichters, wenn er sagt:

„Nichts ist sicher und heilig dem Manne des Krieges.“ —

Dieser Ausspruch kann, wenn irgend einmal, vorzüglich jetzt angewendet werden. Denn niemals zuvor ward in eroberten Städten das Heilige auf ähnliche Weise befleckt und entweiht. Man hat nie zuvor am teutschen Krieger die Habsucht gerügt; nie hat er eine ähnliche Verachtung göttlicher und menschlicher Dinge gezeigt, sondern wie er bisher überhaupt genügsamer und enthaltsamer, als die Krieger anderer Nationen gewesen, so hat er namentlich stets mit besonderer Religiosität das Heilige ver-

schont. Aber, o großer Gott, wie unähnlich ist dieß Heer unsern Vorfahren! Wie weit ist es von der Mäßigung der Alten abgeartet! Unsre Vorfahren wünschten nichts, außer den Ruhm des Sieges heimzubringen. Deßhalb beraubten sie keinen Einzelnen seiner Habe; geschweige, daß sie an heiligen Dingen sich hätten vergreifen sollen! Man hat ja auch die Beispiele von Enthaltsamkeit gar nicht weit herzuholen. Wer hat gehört, daß im ganzen venetianischen Kriege vom Heere Maximilians eine Stadt geplündert worden! Gewiß Keiner! Und Maximilian selbst, wie gelind er auch in der Bestrafung von Verbrechen war, ahndete doch die Habsucht der Krieger mit äußerster Strenge. Denn als in jenem Kriege nach der Eroberung von Vincenz Einige gegen seinen Befehl in die Wohnungen einiger Bürger eingefallen waren, um Beute zu machen, so ließ er jene ganze Schar auf der Stelle festnehmen, und mehr als Zweihunderten die Köpfe abschlagen, um durch dieses Beispiel zu zeigen, daß dem Sieger gegen den Besiegten nicht Alles erlaubt sei.

Hier, Kaiser Karl, hast du ein Beispiel deiner Ahnen, wie du über das Heer urtheilen mußt, welches durch Habsucht geschändet, alles göttliche und menschliche Recht verletzt hat. Ich weiß nicht, ob nicht unsern Leuten die Berührung mit den Spaniern schadet. Diese haben, wie ich fürchte, Lehrer einer neuen Zucht! Von diesen lernen sie, wie von Vorfechtern, Habsucht und Grausamkeit! Aber Bibliotheken zu plündern, ist nicht minder ruchloser Frevel am Heiligen, als Tempelraub. Denn sind die goldenen Gefäße, deren wir uns bei den heiligen Handlungen bedienen, nicht unter die heiligen oder göttlichen Dinge zu rechnen? Und sind dahin nicht auch die Bücher zu rechnen, welche die himmlischen Offenbarungen, welche die Religionslehre, und andre hohe, von der Gottheit der Menschheit mitgetheilte Wissenschaften enthalten? Nirgends aber gibt es reichere Bibliotheken, als in Rom gewesen sind. Dorthin sind Schriftsteller jeder Gattung von der ganzen Erde mit großen Opfern wakkerer Päpste versammelt worden. Dorthin hat man sogar vor Kurzem nach Alles gebracht, was sich in ganz Griechenland von literarischen Schätzen noch vorgefunden. Diese Denkmäler nun, welchen man eine ewige Dauer sichern wollte, sind, wie man sagt, durch die Wuth der Soldaten zum Theil verstümmelt worden, und nur zu wahrscheinlich ist, daß der unheilvolle Brand, indem er fessellos sich durch die Straßen gewälzt, auch die Bibliotheken ergriffen hat! O ein Verlust, den kein Jahrhundert

je ersetzen kann! Wie viele Werke, die zur Aufhellung unserer Religion dienen, und nirgends weiter zu finden sind, wie viele, Schriftsteller in andern edlen Wissenschaften mögen da verloren gegangen sein! Wem möcht' es nicht schmerzlich wehe thun, wenn die Anstrengungen so vieler Jahrhunderte, wenn so viele, von gelehrten Männern zum Heil der Nachwelt unter mühsamem Fleiß durchwachte Nächte ein solches Loos gehabt haben! Der Verlust kunstreicher und geschmackvoller Bildsäulen oder Gemälde von großen Männern, welchen wir, sei es wegen ihres künstlerischen Werthes, oder wegen der Erinnerung an die, welche sie darstellen, wo möglich eine ewige Dauer wünschen möchten, ist uns sehr schmerzlich. Um wie viel schmerzlicher müssen wir den Untergang so vieler großer Geister empfinden, welche wir nicht nur wegen der Schönheit ihrer Schriften bewundern, sondern auch wegen ihres hohen Nutzens lieben und schätzen! Denn ohne die Kenntniß der edlen Wissenschaften und ohne Bücher kann kein Staat aufrecht erhalten werden. Wenn daher die Waffen zum Schutze aller Künste des Friedens geführt werden sollen, seht, wie schändlich hat da jenes Raubgesindel gehandelt, welches das, was vornehmlich mit den Waffen geschützt und vertheidigt werden mußte, in einem neuen, unerhörten Wahnsinn zersplittert und zerstört hat. Stets haben gute Feldherrn befohlen, daß in den eroberten Städten Bibliotheken gleichen Schutz, wie Tempel, heilige Symbole, Altäre erhalten sollen: Jene haben, ich muß glauben aus Haß gegen die christliche Religion, sich nicht gescheut, dieselben mit verruchter Hand zu zerfleischen und zu verderben! Es liegt aber am Tage, welchen Verlust das Gemeinwesen an jenen zerstreuten Bibliotheken erlitten hat, die man in kirchlichen Streitigkeiten gleich als Orakel zu befragen pflegte; nach welchen die Gesetzbücher, und überhaupt alle wissenschaftlichen Werke verbessert wurden. Es kann aber ohne Verbesserung der Wissenschaften und wissenschaftlicher Werke das wissenschaftliche Streben nicht blühen. Und ist dieses erloschen, welche Barbarei, welche Religionsverwirrung, welche politischen Zerrüttungen müssen dann bei allen Völkern eintreten! So berührt denn dieses Unglück nicht diese einzige Stadt nur, sondern alle Völker, welche ohne die römischen Bibliotheken weder die Religion, noch wissenschaftliches Leben aufrecht erhalten können. Doch es wird gewiß nicht ungestraft jenen Räubern hingehen, so viele Schandthaten bei der Einnahme dieser Stadt begangen zu haben. Das sieht Gott, der Beobachter und Richter aller

menschlichen Anschläge und Thaten. Dieser wird die den Tempeln, Büchern und ähnlichen Denkmälern der Religion zugefügte Schmach eben so rächen, wie er den assyrischen König bestraft hat, welcher die heiligen Gefäße aus Jerusalem weggeführt und entweiht hatte. Auch scheint die Stimme eines gewissen Baptista, von dem man erzählt, daß er in Rom sowohl den Bürgern vor ihrem unglücklichen Schicksale, als auch nachher den Siegern Drohungen verkündigt habe, nicht ohne den Wink des Himmels ergangen zu sein. Denn Ihr habt vermuthlich gelesen, jener Baptista habe verkündigt, es werde geschehen, daß sie in Kurzem den allenthalben zusammengerafften Raub wieder ausspeien würden. Denn Gott kann Verachtung seines Wesens, Uebermuth im Glück, und Grausamkeit gegen Hilflose nicht lange ertragen. Ich vermag es hier gar nicht, zu sagen, wie grausam Jene in der ganzen Stadt gewürgt und gemordet haben. Auch mag ich gar nicht die aus den Umarmungen ihrer Aeltern fortgeschleppten Jungfrauen, nicht die ihren Gatten entrissenen, ehrbaren Frauen, nicht die hingeschlachteten Greise und Priester erwähnen! Denn wie unbeschreiblich die Zügellosigkeit jener frechen Menschen in der Stadt gewesen, kann man daraus beurtheilen, daß das Heer zwölf Tage lang gar nicht unter gewöhnlicher Kriegszucht und Befehligung gestanden hat. In einem solchen mehrtägigen, gesetzlosen Zustande würde auch die übrigens ruhige Stadt allen Uebelthaten des städtischen Pöbels ausgesetzt gewesen sein. Eine wie weit schrecklichere Behandlung mußte sie erst von Bewaffneten, von ihren Siegern erfahren! Denn es ist sehr wahr, was im Euripides ein gewisser König sagt: „Der gesetzlose Zustand eines Heeres sei furchtbarer als jede Feuersbrunst!" Nirgends haben wir gehört oder gelesen, daß in einer eroberten Stadt das siegreiche Heer einer solchen ungezügelten Willkür überlassen gewesen, daß es so viele Tage lang von keiner Obrigkeit geleitet oder im Zaum gehalten worden wäre.

Wir wissen, daß Rom auch vorher eingenommen worden, zuerst von den Galliern, und viele Jahrhunderte hernach von den Gothen. Aber weit schwereres Ungemach scheint es dieß Mal erfahren zu haben. Denn die Gallier wütheten nur gegen die verlassenen Gebäude. Die Bürger hatten sich theils auf das Capitolium zurück gezogen, zum Theil waren sie zu den Vejern geflohen, wo sie der Gelegenheit zu einem glücklichen Unternehmen entgegen sahen. Rom verlor weder seine Burg, noch die Herrschaft und Obrigkeit, weder seine Heiligthümer, noch seine

übrigen Zierden. Von den Gothen aber lesen wir, daß sie, obgleich sie durch langwierige Belagerung heftig erzürnt waren, dennoch ihren Zorn im Siege so gemäßigt haben, daß sogar eine Verordnung erging, derer zu schonen, welche sich in die Kirchen der Christen geflüchtet hätten, und bei der Plünderung kein Blut zu vergießen. In unserer Zeit aber haben die Sieger, weit entfernt, das Heilige zu verschonen, vielmehr nirgends gieriger geraubt. In der ganzen Stadt sind unglückliche Bürger ermordet, ein großer Theil der Stadt ist durch Feuer verheert worden; die daselbst blühenden, wissenschaftlichen Anstalten jeder Art sind, durch die Waffen erschreckt, verstummt. Ja auch das, was, wenn es geblieben wäre, die zertrümmerte Stadt hätte wieder erneuern können, ist vernichtet worden, nämlich die alte bürgerliche Ordnung, Gesetze und Rechtspflege.

Mit mehrerem Recht möchte man also jenen Tag, den 6. Mai (denn an diesem Tage des vergangenen Jahres ist Rom eingenommen worden), unter die unglückseligen zählen, als den allischen,*) und ich fürchte, es wird die Nachwelt diesen Tag weit mehr, als irgend einen andern, als den allischen für Rom betrachten können. Denn von diesem so großen Unglück wird diese Stadt nicht leicht sich erholen. Sieh' aber, wie ganz verschieden die That dieses Heeres von den Beispielen der alten germanischen Vorfahren ist! Karl der Erste (der Große) hat durch die Vertreibung der Longobarden die Verwüstung von Rom und Italien abgewendet. Otto der Erste hat sie von der Tyrannei des Berengar befreit. Und mit welcher Klugheit hat, um Vieles nicht zu erwähnen, der tapferste und weiseste Fürst, Maximilian, dein Großvater, Kaiser Karl! den Frankenkönig, der von Haß gegen den Papst Julius entbrannt, ein gewaltiges, tapferes Heer gegen die Stadt führte, von Ravenna an, wo er in einer furchtbaren Schlacht das päpstliche Heer überwunden und in die Flucht geschlagen hatte, bis an die äußere Küste Frankreichs, nach Belgien zurück gezogen, damit Rom nicht etwa von dem erzürnten Sieger ein trauriges Schicksal erführe! Jetzt aber, o welch' eine tief gesunkene Zeit! hat gerade das Heer, welches der Kaiser zum Schutz für ganz Italien verordnet hatte, in der Hauptstadt von ganz Italien, ja der ganzen Erde, eine unerhörte Grausamkeit verübt! Weder die

*) Der 18. Julius 390 vor Christus, an welchem Tage die Römer an dem kleinen Flusse Allia, 11 Meilen von Rom, von den Galliern eine große Niederlage erlitten.

Beispiele ihrer deutschen Vorfahren, noch das Ansehen der Stadt, noch die unermeßlichen Wohlthaten, welche dieselbe über alle Nationen verbreitet hat, vermochten sie zu Schonung und Erbarmen zu bewegen.

Wer müßte es nicht schmerzlich beklagen, daß die Stadt so gräulich verunstaltet worden, welche einst, wie Virgil sagt: „das schönste unter den irdischen Dingen" gewesen, welche allein mehr Beispiele der Tugend, als alle andern Städte aller Orten aufgestellt hat, welche uns Gesetze, Wissenschaften, Humanität und alle edlen Künste, ja welche uns überhaupt Alles gegeben hat, was zu einem feinen Leben gehört, also, daß man diese Stadt zu allen Zeiten als die gemeinsame Vaterstadt aller Nationen verehrt hat! Hätte nicht um so vieler Verdienste willen Rom verschont werden müssen, auch wenn der Papst sich Etwas hätte zu Schulden kommen lassen? Und das wüthige Heer rächt jetzt die Vergehung des Papsts durch frevelhaftes Morden in der Vaterstadt, indem es die verruchten Hände an die Stadt legt, welche uns Allen als Vaterstadt gelten muß! Denn Jeder von uns hat weit mehr Wohlthaten von ihr erhalten, als von der Stätte, welche bei seiner Geburt ihn aufnahm. Vor diese Stadt sind alle Streitigkeiten aller Völker gebracht worden. Sie war gleichsam immer auf dem Wachtposten, um die Religion zu bewahren. Stets ist sie die Wohnstätte der gelehrtesten Männer gewesen. Sie hat alle edle Künste und Wissenschaften, als dieselben aus Griechenland verbannt worden, gastlich aufgenommen! In ihr sind vor Kurzem alle Zweige der Wissenschaft gleichsam wiedergeboren worden. Von dort aus sind sie in alle Länder verpflanzt worden, gleich wie einst von Triptolem das Gesäme der Früchte auf dem ganzen Erdboden ausgestreut ward. O der undankbaren Menschen, welche, wenn sie diese Wohlthaten erkennen, einer so hoch verdienten Stadt keinen Dank schuldig zu sein meinen! O der Unsinnigen, wenn sie dieselben nicht erkennen!

Einige stellen die Fehler und Nachtheile, welche von dort her zu andern Völkern gekommen, gehässig zusammen. So handelt der Schlaukopf, daß er nicht gern an das erinnert sein will, was er vergessen wissen möchte! Weit humaner wäre es gewesen, die Vortheile anzuerkennen, und um so vieler Wohlthaten willen die Nachtheile zu vergessen, welche man, welcher Art sie auch sein mögen, wenigstens durch solche Mittel nicht verbessern wird. Niemand zweifelt, daß der, welcher dem Vater, wenn er irgend eine Albernheit begangen, die Augen ausstäche, oder

die Hand abhackte, ein Vatermörder wäre. Und was ist es denn Anderes, als ein Vatermord, wenn am Vaterlande, wer mag wissen, wegen welches Vergehens, eine so schreckliche Strafe vollzogen wird? Nicht nur das Loos der Stadt schmerzt mich, sondern auch das anderer Völker. Denn dieses Schicksal Roms wird, wie ich fürchte, einen großen Verlust an den edelsten Gütern bei allen Nationen herbei führen, wofern nicht Gott, nach seiner hohen Güte, sich unsrer annehmen, und Mittel gegen die drohenden Uebel uns zeigen wird. Ich glaube, daß auch Euch sowohl der Untergang der berühmtesten Stadt schmerzt, als auch die Furcht vor den drohenden Uebeln erschüttert. Denn obgleich Rom von Allen als Vaterstadt in Ehren gehalten werden sollte, so muß dieses doch vornehmlich von uns geschehen, die wir uns der Sprache desselben bedienen, und mehr Wohlthaten, als die große Menge, von ihm empfangen haben. Das Recht haben wir mit der Menge gemein, nicht aber die Wissenschaften und Künste, welche hoch über allen menschlichen Dingen stehen. Ihr nun, die Ihr wahre Quiriten seid, erwägt, so oft Ihr an diese unglückliche, jammervolle Plünderung denkt, die Ansprüche, die in einer solchen Zeit an Euch ergehen! Ein großer Theil der Menge lacht böslich bei fremdem Mißgeschick, und triumphirt, als sei Alles so recht gekommen. Von der Denkart solcher Leute sollen wir weit entfernt sein; denn sie wissen es nicht, was sie jener Stadt zu verdanken haben, oder welchen Verlust das Gemeinwesen durch ihren Fall erlitten hat. Da ferner bei diesem unglücklichen Schicksale Roms auch die Wissenschaften scheinen gefährdet worden zu sein, so widmet Euch, wie es guten Bürgern geziemt, denselben um so eifriger; denn retten wir diese, dann darf man nicht zweifeln, daß auch jene Stadt zu ihrem frühern Stand und Ansehen wieder erhoben werden kann.

Rede über den Nutzen der Philosophie,
gehalten (bei der Magisterpromotion einiger Studirenden) 1536.

Ich hoffe, mein Betragen ist Euch Allen aus eigener Beobachtung hinlänglich bekannt, um Euch leicht zu überzeugen, daß ich nicht aus Unbescheidenheit, oder Einbildung auf meine Fähigkeiten, oder aus einer gewissen unberufenen Geschäftigkeit abermals dieses Rednergeschäft übernommen. Denn als der vortreffliche Dekan unsers Collegium, Jakob Milichius, der mir wegen seiner ausgezeichneten Rechtschaffenheit, so wie wegen unserer, durch die Wissenschaft und vielfachen Freundschaftsdienste vermittelten Verbindung besonders theuer ist, mir dasselbe übertrug, bestimmte mich einige Rücksicht auf meine Verbindlichkeit gegen ihn, daß ich dem Wunsche des Freundes glaubte Folge leisten zu müssen. Denn ich bin nicht so sehr ein Suffenus,*) noch besitz' ich eine solche lächerliche Selbstgefälligkeit, um zu verkennen, daß es in dieser Hochschule viele andere, sowohl von Natur zum Reden geschicktere, als auch mit Gelehrsamkeit trefflicher ausgestattete Männer gibt, als ich bin; und wahrlich, ich zolle ihnen reichlich den Ruhm der geistigen Fähigkeiten und der Gelehrsamkeit! Ich wollte aber nicht den Schein eigensinniger Weigerung auf mich laden, als mein werthester Freund diesen Dienst von mir erheischte. Doch keine weitere Rechtfertigung! Denn ich glaube von Seiten meines Betragens Euch hinlänglich bewährt zu sein. Und das ist's ja vornehmlich, worauf es nach jenem Verse ankommt, in welchem es heißt:

„Des Redners Wandel ist es, nicht die Rede, welche überzeugt."

Es ist aber in weiser Absicht die Einrichtung getroffen worden, daß bei diesen Feierlichkeiten entweder über die Wissenschaften, oder über den Ruhm der Tugenden gesprochen wird. Um daher ein dieser Stätte angemessenes Thema vorzulegen, und Etwas

*) Ein eitler römischer Dichterling.

über das Ansehen und den Nutzen der Wissenschaften zu sagen, welche die Philosophie sich zueignet, hab' ich mir in meiner Rede die Aufgabe gestellt, zu zeigen: Es sei der Kirche freie, gelehrte Bildung, und nicht nur die Kenntniß der Grammatik, sondern auch vieler anderer wissenschaftlicher Zweige, und namentlich Verständniß der Philosophie, Noth. Da wir nun überzeugt sind, daß dem so ist, so muß, wiewohl auch andre Gegenstände den Redner einladen, doch jeder Wohlgesinnte den Zweck vornehmlich, und zwar mit allem Eifer, im Auge haben, seine Bestrebungen der Förderung und Zierde der Kirche zu widmen; denn Nichts darf dem Edlen süßer sein, als der Ruhm der Kirche, Nichts darf ihm theurer sein, als sie. Dieser Grund muß uns ganz vorzüglich antreiben und erwecken, mit Aufbietung aller Geisteskräfte eine vollendete Gelehrsamkeit zu erstreben, aus welcher für den Staat, wie für die Kirche einiger Vortheil erwachsen könne. Wie es für uns Lehrer keinen würdigern Gegenstand einer Rede gibt, so ist auch für wohlgesinnte, aufstrebende Jünglinge Nichts nützlicher, als daß sie ein Ziel, und gleichsam eine Krone des ehrenvollsten Laufes im Geiste vor sich sehen, auf welche sie ihr Streben zu richten haben. Ueberdieß kann man auch den Werth der Wissenschaften selbst und ihren Einfluß nirgends mehr wahrnehmen, als wenn wir sehen, wie sehr sie der Kirche noth sind, unter welcher Finsterniß Unwissenheit die Religion vergräbt, welche Verwüstung, welche furchtbare Spaltungen der Kirchen, welche Barbarei und Verwirrung des ganzen Menschengeschlechts sie erzeugt. Will man dieß erwägen, so wird man erst beurtheilen können, wie groß der Einfluß und der Werth der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit seien.

Obgleich aber keine Rede ersonnen werden mag, die solchen wichtigen Sachen entspräche, so müssen doch, da von unwissenden Menschen oft nachtheilige Meinungen in Ansehung dieses Gegenstandes verbreitet werden, die Jünglinge erinnert und verwahrt werden. Wiewohl nun solches täglich in den Vorlesungen von den Lehrern geschieht, so muß doch eine von dieser Stätte herab im Namen Aller gesprochene Rede mehr Ansehen haben. Denn es ist das die gemeinsame Ueberzeugung aller dieser hochgelehrten Männer in diesem Kreise, welche zu verachten wahrlich die äußerste Anmaßung sein würde.

Da ich demnach über das, was dem Staate Bedürfniß und Euch selbst heilsam ist, sprechen, und diese meine Stimme die gemeinsame Überzeugung Aller Euch vortragen will, so bitte ich,

daß Ihr mich, nach Eurer gewohnten Humanität, aufmerksam höret, und nach vernommener Ermahnung, gleich wie die Gefährten des Ulysses mit verstopften Ohren vor den Sirenen vorüber fuhren, also auch Ihr nicht nur die albernen Urtheile derer, welche meinen, der Kirche sei freie, gelehrte Bildung nicht eben nöthig, flieht, sondern auch gegen solche Leute, wie gegen die furchtbarste Seuche und die scheußlichsten Ungeheuer, tiefen Abscheu hegt. Sodann soll auch der Umstand Euren Lerneifer schärfen und anfeuern, daß Eure Studien der Kirche, dem Staate angehören, und daß nicht der Einzelne nur für sich Vortheile und Vergnügen daraus schöpft.

Denn einmal ist überhaupt Theologie ohne Gelehrsamkeit Unglücks vollauf; denn sie ist dann eine Wissenschaft voll Verwirrung, in der wichtige Gegenstände nicht genau erklärt, das, was getrennt werden muß, unter einander geworfen, und hinwiederum das, was die Natur der Sache zu verbinden fordert, aus einander gezogen wird. Oft kommen widersprechende Behauptungen vor, das Aehnliche greift man statt des Wahren und Wesentlichen auf; die ganze Wissenschaft hat mit Einem Worte eine abenteuerliche Gestalt, ähnlich jenem Gemälde im Horaz:

„Wenn an ein menschliches Haupt der Maler den Hals eines Rosses
Fügen wollt', und zöge darüber ein buntes Gefieder."

Nichts hat darin Zusammenhang; man kann weder Anfang, noch Fortgang, noch Ende unterscheiden. Eine solche Wissenschaft muß nothwendig unabsehbare Irrthümer, endlose Zersplitterung erzeugen, weil bei einer solchen Verwirrung Jeder etwas Anderes versteht, und indem Jeder seine Träumereien vertheidigt, entstehen Kämpfe und Spaltungen. Indeß werden die Gewissen dem schwankenden Zweifel überlassen. Und weil keine Erynnen die Seele furchtbarer peinigen, als Religionszweifel, so wirft man dann in einer gewissen feindseligen Stimmung alle Religion von sich, und die Gemüther werden irreligiös, und epikurisch gesinnt.

Da nun die unwissenschaftliche Theologie so viel Nachtheiliges hat, so kann man leicht beurtheilen, daß die Kirche vielfacher, wichtiger Zweige der Gelehrsamkeit bedarf. Denn um zu prüfen, um verwickelte und dunkle Sachen richtig und klar zu entwickeln, ist's nicht genug, jene allgemeinen Regeln der Grammatik und Dialektik zu kennen, sondern es bedarf vielseitiger Gelehrsamkeit. Denn Vieles muß man aus der Physik entlehnen, Vieles aus der Moralphilosophie mit der christlichen Lehre zusammen stellen.

Sodann gibt es zwei Dinge, welche zu erwerben es großer und mannichfaltiger Gelehrsamkeit und langer Uebung in vielen Theilen der Wissenschaft bedarf; nämlich die Methode und die Form der Darstellung. Denn Niemand kann Meister einer geschickten Methode werden, wofern er nicht wohl und tüchtig in der Philosophie, und zwar einer solchen bewandert ist, die, weit verschieden von der Sophistik, die Wahrheit in strenger Ordnung und auf geradem Wege erforscht, und dieselbe mittheilt. Diejenigen, welche in diesem Studium wohl bewandert, die Geschicklichkeit sich erworben haben, Alles, was sie kennen lernen, oder was sie Andern mittheilen möchten, methodisch zu behandeln, wissen auch Untersuchungen über religiöse Gegenstände durch Methode zu regeln, verwickelte Materien zu entwickeln, aus einander gerissene zusammen zu ziehen, und über das, was dunkel und zweideutig, Licht zu verbreiten. Große und reichhaltige Gelehrsamkeit ist, wie Jeder weiß, der nur ein Wenig in der Wissenschaft bewandert ist, zu dem zweiten, nämlich zur Anordnung der Gedanken erforderlich. Um aber diese Geschicklichkeit zu erwerben, bedarf es nicht geringeren Eifers. Ja sie wird Keinem zu Theil, der nicht in mehrern Fächern der Philosophie heimisch geworden, ohne deren fleißige Uebung auch diejenigen, welche sich etwas mit der Dialektik beschäftigt haben, doch nur einen Schatten von Methode sich aneignen. Und Niemand greift öfter das Fehlerhafte und Sophistische auf, als gerade Solche, und ungeachtet sie sich dünken, geschickte Methodiker zu sein, so gehen sie dennoch fern vom rechten Wege, und sind, um mich des Homerischen Ausdrucks zu bedienen, „blinde Wächter.“ Ferner bedarf es nicht nur wegen der Methode, oder wegen der unerläßlichen Kunst, wie sie Plato nennt, die Gedanken schriftlich darzustellen, der Philosophie, sondern es muß auch der Theolog, wie schon gesagt worden, Vieles aus der Physik *) entlehnen, in welcher die einzelnen Theile in einem solchen Verhältnisse stehen, daß es für diejenigen, welche eine vollkommene Wissenschaft erstreben, nicht genug ist, einiges Wenige auszulesen, sondern man muß die Wissenschaft, so viel möglich, in ihrem ganzen Umfange lernen. Ein großer Vorrath ist dem Theologen verschlossen, der jene gelehrten und tiefen Untersuchungen, über die Seele, über die Sinne, über die Ursachen der Begierden und Neigungen,

*) Die Physik ward damals zu den drei Haupttheilen der Philosophie gerechnet, und umfaßte auch metaphysische, so wie psychologische Aufgaben.

über die Erkenntniß und über den Willen, nicht kennt. Und anmaßend handelt, wer sich für einen Dialektiker erklärt, wenn er nicht jene Theilungen der Materien kennt, die nur in der Physik gelehrt werden, und die man ohne Physik nicht verstehen kann. Ueberhaupt gibt es einen gewissen Kreis der Wissenschaften, in welchem alle eng unter einander verbunden und verknüpft sind, so daß man zu dem Verständniß Einzelner Vieles aus Andern aufnehmen muß. Darum bedarf die Kirche jenes ganzen Kreises der einzelnen Wissenschaften. Ich halte Niemand für so albern, daß er nicht einsehen sollte, daß diejenigen, welche mit Moralphilosophie ausgerüstet sind, auch viele Materien in der christlichen Religionswissenschaft glücklicher behandeln können. Denn da in beiden vieles Verwandte vorkommt, wie in Ansehung der Gesetze, der bürgerlichen Sitten, der Verträge und vieler Lebenspflichten, so kommt uns in der Philosophie nicht nur die Anordnung und Methode, sondern auch die tiefere Auffassung der Gegenstände selbst zu Statten; bei abweichenden Punkten aber bietet vergleichende Zusammenstellung wesentliches Licht. Ferner wie der Hinkende den Ball handhabt, so behandelt der die Moralphilosophie, dem die Kenntniß der Physik fehlt. Schon die Geschichte, genaue chronologische Berechnung, erfordert Mathematik. Aber auch dieser Zweig ist mit der Physik zu verbinden. Denn daraus geht, wie aus einer Quelle, fast Alles in der Physik hervor. So ist es auch, um nichts Schlimmeres zu sagen, eine gewisse Barbarei, jene herrliche Wissenschaft von der Bewegung der Himmelskörper, welche uns die Jahre und den Wechsel der Zeiten bezeichnen, und viele wichtige, zukünftige Ereignisse anzeigen, und uns heilsame Winke geben, zu verachten. Ich weiß recht wohl, daß eine andre Wissenschaft die Philosophie, eine andre die Theologie ist, und will keineswegs beide so vermischt wissen, wie der Koch viele Suppen zusammengießt, sondern der Theolog soll ein Hilfsmittel bei der methodischen Anordnung haben; auch wird er Vieles aus der Philosophie entlehnen müssen. Will Jemand dieser ausgesprochenen Ansicht nicht Glauben beimessen, der betrachte nur die Theologie unwissenschaftlicher Leute, und erwäge bei sich, ob er glauben kann, daß es für die Welt ersprießlich sei, wenn eine solche verwirrte Sophistik, eine solche zweideutig schwankende Theologie in die Kirche eingeführt wird. Unwissenschaftliche nenn' ich aber nicht bloß, die ohne alle wissenschaftliche Bildung sind, wie die Wiedertäufer, sondern auch jene Albernen, welche zwar in glänzender Sprache

einher traben, jedoch nichts Zuverlässiges vorbringen, sowohl weil sie an keine Methode gewöhnt sind, als auch, weil sie die Quellen der Materien nicht genug inne haben; deßwegen, weil sie, unbewandert in der Philosophie, nicht genug einsehen, theils was die Theologie in sich begreife, theils in wie fern sie mit der Philosophie übereinstimme.

Es ist nicht nöthig, hier jene Alten aufzuführen, welche die Lehre des Christenthums unter den abgeschmacktesten Spitzfündigkeiten gänzlich vergraben haben. Philosophische Durchbildung mach' ich zur Forderung, nicht jene eiteln Künste, hinter denen Nichts ist. Deßhalb sagte ich, man müsse sich ein bestimmtes, philosophisches System wählen, das so wenig als möglich Sophistik enthält, und eine strenge Methode bewährt. Ein solches ist das Aristotelische. Doch muß man zu diesem auch noch jenen herrlichen Zweig der Philosophie, die Wissenschaft von der Bewegung der Himmelskörper, hinzu fügen. Denn die übrigen philosophischen Secten sind voll Sophistik und abgeschmackter und falscher Meinungen, welche auch auf die Sittlichkeit nachtheilig wirken. Denn jene Uebertreibungen der Stoiker, daß Gesundheit, Reichthum und dergleichen nicht als Güter zu betrachten seien, sind rein sophistisch. Ihre kalte Indolenz ist eine Lüge, und ihr Wahn vom Schicksal ein falscher und verderblicher. Epikur philosophirt nicht, sondern schäkert, wenn er behauptet, durch Zufall sei Alles entstanden. Er hebt die erste Ursache auf, und ist mit der Wissenschaft der Physiker ganz und gar in Widerspruch. Auch vor der Akademie muß man sich hüten, die keine strenge Methode beobachtet, und sich eine ungezügelte Freiheit anmaßt, Alles umzustoßen; wer freilich diese Richtung verfolgt, muß Vieles sophistisch auffassen. Wiewohl es kann auch der, welcher vornehmlich dem Aristoteles als Führer folgt, und eine bestimmte, einfache und von Sophistik möglichst freie, philosophische Bildung erstrebt, bisweilen von andern Meistern Etwas aufnehmen. Denn gleich wie die Musen, nachdem sie mit den Sirenen um den Preis des Gesanges gekämpft und sie überwunden hatten, aus den Federn derselben sich Kronen machten, so mag man auch in Ansehung der philosophischen Secten, wenn auch die eine vorzugsweise unsern Beifall verdient, doch bisweilen auch aus den andern etwas Wahres entlehnen, um unsre Ueberzeugung damit zu schmücken.

Aber über die bestimmte Art der Philosophie und über die Verschiedenheit der Secten wird ein anderes Mal gesprochen werden

müssen. Es scheint mir auch für die Sittlichkeit ersprießlich, eine Secte sich zu wählen, welche nicht Zänkereien, sondern der Erforschung der Wahrheit ihr Streben widmet; ferner, welche gemäßigte Meinungen liebt, und nicht durch Gaukelkünste in Disputationen, oder durch abenteuerliche Behauptungen nach dem Beifall der Ungelehrten hascht. Die Gewöhnung an solche Dinge ist äußerst schädlich, und die, welche sie auf die heilige Wissenschaft anwenden, wahrlich, die erregen ungeheure Stürme. Ueberdieß hat die einfache Philosophie, von der ich rede, das Bestreben, Nichts ohne Beweisführung zu behaupten; auf diese Weise vermeidet sie leicht ungereimte Meinungen, weil diese keine Beweise haben, sondern nur durch sophistische Gaukelkünste vertheidigt werden. Endlich ist der Kirche im Allgemeinen auch aus dem Grunde Wissenschaftlichkeit förderlich, weil unwissenschaftliche Menschen eben so keck und anmaßend, als nachlässig sind. Die Gelehrsamkeit legt einen Zaum an, und gewöhnt an Genauigkeit. Denn auch den Wissenschaftlichen kommen viele Dinge in die Gedanken, welche der Materie, von der es sich handelt, ähnlich sind; sie sehen, wie leicht es ist, zu irren und sich zu täuschen, und sind in andern Wissenschaften gewöhnt worden, die Quellen der Gegenstände aufzusuchen und scheinbare Schwierigkeiten zu lösen. Es gehen sodann wissenschaftliche Bestrebungen auf die Sittlichkeit über, daher gerade jene Sorgfalt, welche bei der Forschung angewandt wird, Bescheidenheit erzeugt. Welche große Gefahr ferner anmaßende Keckheit, verbunden mit Nachlässigkeit, verursacht, das zeigen die Beispiele aller Zeiten, in allen Staaten und in der Kirche selbst, welche von solchen unwissenschaftlichen Leuten, die unbesonnen nur einreißen möchten, nicht nur in der Vorzeit oft zerfleischt worden ist, sondern auch in unserer Zeit gräulich zerfleischt wird.

Darum, sehr werthe Zuhörer, vermahn' ich Euch zuerst, zu bedenken, daß Euer wissenschaftliches Streben in Wahrheit auf den Staat, wie auf die Kirche Einfluß hat. Denn die Reinheit und Eintracht der Wissenschaft erhält das Wohl und die Eintracht der Menschen überhaupt, und vornehmlich der Kirche. Dann beschwör' ich Euch bei der Ehre Gottes, die wir allem Andern voranstellen müssen, und bei dem Heil der Kirche, die uns das Theuerste sein muß, daß Ihr Euch von Eurer Verpflichtung überzeugt, diese herrlichen Wissenschaften, welche die Philosophie in sich begreift, zu erhalten, und mit erhöhtem Eifer ihnen obzuliegen, damit Ihr Euch eine tüchtige und dem mensch-

lichen Geschlechte nützliche Gelehrsamkeit erwerben möget. Als Epaminondas gefragt wurde, was ihm das Angenehmste in seinem Leben sei, antwortete er, daraus hab' er sein größtes Vergnügen geschöpft, daß er bei Lebzeiten seiner Aeltern das Vaterland von der Knechtschaft befreit, indem er die Lakedämonier in einem gewaltigen Kampfe besiegt habe. Er bezeugte, Beides hab' ihm das höchste Vergnügen gewährt, sowohl die Rettung des Vaterlandes, als auch die Freude der Aeltern, die ihnen der Heldenmuth und der Ruhm des siegreichen Sohnes bereitet habe. O wären wir doch gegen die Kirche also gesinnt, daß wir es uns für unsre höchste Freude achteten, die Kirche, welche weit eigentlicher unser Vaterland, als jener Boden, und jener väterliche Herd ist, die uns bei unsrer Geburt aufnahm, blühend und ruhig zu sehen, und uns so zu bewähren, daß die Kirche, d. i. die himmlischen Engel und die gesammte Gemeinschaft der Frommen, die wir als die Aeltern achten und lieben sollen, aus unsern edlen Handlungen eine völlige Freude schöpfen könnten! Haltet aber auch keinen Schmerz für bitterer, als die Kirche zerrissen, und durch unsre Lüste die Engel und die Gemeinschaft der Frommen in Trauer und Schmerz versetzt zu sehen! Ich rede hier nicht von einem Lohne; denn die Tugend an sich soll uns ermuntern; auch muß die Liebe der Kirche und die Rücksicht auf den Gott schuldigen Dienst Etwas bei uns gelten. Jedoch werden auch Belohnungen nicht entgehen denen, die tüchtig lernen. Denn Gott spricht: „Wer Mich ehret, den will Ich auch ehren." *) Und wenn wir Christen sind, so müssen wir unsre Pflicht in dieser Hoffnung thun, daß wir überzeugt sind, Gott sorge für uns, auf daß wir und unsre Kinder nicht darben. Ja wisset, um unsertwillen, nicht wegen der Tyrannen, nicht wegen Solcher, welche fromme Studien hassen, wird diese gesammte Natur von Gott erhalten, geht die Sonne hervor, und bestimmt den Wechsel der Zeiten, und befruchtet die Aecker. Richtig sagten die Stoiker: Alles gehöre Gott an; alle Philosophen aber seien Gottes Freunde, und darum gehöre auch Alles den Philosophen. So laßt uns denn mit kräftigem Geiste diese Studien vertheidigen, und in der Ueberzeugung, von Gott auf diesen Posten gestellt zu sein, mit größerer Sorgfalt unsere Pflicht thun, und den Lohn unsrer Mühe von Gott erwarten!

*) 1. Sam. 2, 30.

Rede gegen die Modesucht in der Kleidung, gehalten 1536.

Wenn es auch Euch, meine werthesten Zuhörer, ohne Zweifel sehr wunderbar scheinen mag, daß ich gewagt habe, diesen Rednerstuhl der gelehrtesten Männer zu besteigen und eine so schwierige Aufgabe zu übernehmen, so zweifele ich doch nicht, daß Ihr, da Ihr ja den Gebrauch unsrer Hochschule kennt, wie Ihr Allen, die hier als Redner auftraten, habt Nachsicht und Schonung angedeihen lassen, auch mich schonend und freundlich anhören wollet. Aber nicht um über den trojanischen Krieg, oder ein ähnliches, bekanntes, geschichtliches Thema zu sprechen, bin ich aufgetreten, sondern weil keine andere Eigenschaft Jünglinge so sehr ziert, als die Bescheidenheit, hab' ich mir vorgenommen, über einen besondern Theil derselben zu sprechen. Und diesen Stoff gerade ergriff ich um so lieber, um, wenn ich auch nicht Ansprüche auf den Ruhm der Beredtsamkeit mir hier erwerben möchte, doch wenigstens, wie jener Kitharist sagt, mir selbst indeß Etwas vorzusingen, und mir selbst das Streben nach jener Tugend zu empfehlen. Ich habe aber meine Rede gegen die Sucht nach dem Neuen und nach andern Thorheiten in der Kleidertracht gerichtet, welcher Fehler, wiewohl er mehr, als man meint, verderblich, dennoch so allgemein ist, so sehr die jugendlichen Gemüther ergriffen hat, daß er weder durch obrigkeitliche Gesetze, noch durch Reden gelehrter Männer sich bessern läßt. Denn wie oft sind in unserer Zeit in dieser Beziehung Gesetze gegeben worden! Wie viele große Männer führen darüber täglich Klage! Aber so gewaltig ist dieses Uebel, daß es weder unterdrückt, noch geheilt werden kann. Täglich werden neue Moden ersonnen. Heute gefällt ein französischer Hut, morgen ein spanisches Barret; Andere gefallen sich in polnischen Aermeln, und wie verschieden werden diese wieder gestaltet! Ein ganzes Kleidungsstück gilt gar nicht als schick-

lich für einen Mann; zerfetzt und mit tausend Farben bemalt muß es sein, wie alte Gemälde die Tracht der sonstigen Possenreißer darstellen; dann erst erregt es die größte Bewunderung, und auch dieses wird in der Regel täglich gewechselt. Kein Proteus hat sich in so verschiedene Gestalten gehüllt, als unsre Jünglinge, die unaufhörlich ihre Tracht wechseln, gerade wie auf der Schaubühne die, welche mehrere Rollen spielen. Wiewohl nun dieser Fehler so tief gewurzelt ist, daß er nicht durch eine jugendliche Rede, welche kein durchdringendes Ansehen haben kann, nicht durch eine mittelmäßige Beredtsamkeit gehoben werden kann, so meinte ich doch, an einem so würdigen Gegenstande meine Kräfte versuchen zu dürfen. Ich bitte aber wiederholt, Ihr wollet mich, indem ich die ehrenvollste Sache vertrete, nach Eurer gewohnten Weise, geneigt und schonend hören. Das muß, wenn kein andrer Umstand, doch mein Alter von Euch erheischen, welches um seiner Schwachheit willen die übernommene Last nicht wird zu tragen vermögen, wofern Ihr nicht durch besondere Nachsicht mich ermuthigen wollt.

Es ist aber die Modesucht, wie sie an sich schon sehr schimpflich ist, so vorzüglich in der Hinsicht noch weit mehr zu fliehen, weil sie viele andre verderbliche Uebel aus sich erzeugt, und sehr viele Fehler hervorbringt und nährt. Die Beweise für meine Behauptung darf ich nicht weit herholen. Denn da vor Kurzem hier Einer meiner Amtsgenossen über die Bewahrung der alten Sitten sehr ernste Worte gesprochen, hoff' ich, um so leichter Euch von der Verpflichtung zu überzeugen, daß man herkömmliche Trachten beibehalten müsse. Denn wie bei andern allgemeinen Einrichtungen die Sucht nach dem Neuen und Ungewöhnlichen tadelnswerth ist, so muß sie auch in Bezug auf die Kleidung gemißbilligt werden.

Stets aber war es die Ansicht der weisesten Männer, daß man alte Gebräuche und Gewohnheiten der Staaten und Völker angelegentlichst zu erhalten suchen müsse, weil Nichts so sehr die allgemeine Ruhe störe, als häufige Aenderungen der Gesetze und Sitten, gleichwie auch häufiger Wechsel der Lebensweise die körperliche Gesundheit zu erschüttern pflegt.

Um Beispiele dieses Uebels aus alter Zeit zu übergehen, so hat die unsrige ein trauriges Beispiel davon gesehen. Denn nachdem nur erst einige wenige Kirchengebräuche, welche auf irgend eine Weise sollten verfälscht worden sein, abgeschafft waren, so erfolgte eine unglaubliche Verachtung alles göttlichen und

menschlichen Rechtes. Und nicht nur bürgerliche Zucht und Sitte und das Ansehen der Obrigkeiten wurde allmälig gefährdet, sondern alle Religion, Glauben und Treue, Eidschwur und alle Bande der menschlichen Gesellschaft wähnt das Volk aufgelöst. Wie nun daraus täglich die größten Unruhen in den Staaten hervorgehen, so habt ihr ja auch selbst gesehen, wie vor zwei Jahren unter unsern Mitbürgern in ganz Deutschland der traurigste Krieg entbrannte. Glaubt daher mit mir, daß kein Gift dem Staate verderblicher ist, als die Aenderung der bestehenden, allgemein angenommenen Sitte und Weise, was unter dem Volke Zügellosigkeit und Frechheit, Geringschätzung der Obrigkeit, kurz, jede Art von Uebeln erzeugt, die so oft Staaten dem Untergange nahe führen. Drum gilt billig jener Vers als classisch:

Roma's Herrschaft besteht durch ererbete Sitten und Männer *).

Da wir überdieß die Alten als den Göttern am nächsten uns denken, so ist kein Zweifel, daß die ältesten Sitten die besten sind, indem sie nämlich unsere Vorfahren, die Begründer der Staaten, von den Göttern selbst erlernet zu haben scheinen. Demnach verdienen nur unsern Tadel, welche die ehrwürdigen Gebräuche und Einrichtungen der Alten verachten, die alte gute Sitte auflösen, bald diese, bald jene Gebräuche in das Vaterland herein ziehen und nach Belieben Gesetze aufstellen und aufheben. Auch ist bekannt, daß sonst in den Republiken die ausgezeichnetsten Männer alte Einrichtungen und Sitten eifrigst verfochten. Denn wie oft wurde, um andere frühere Beispiele zu übergehen, in Rom das Gesetz, den Aufwand betreffend, erneuert, daß die Bürger nach der Weise der Vorfahren sich kleiden sollten! Mit welchem Eifer nimmt Cato im Livius **) das oppische Gesetz in Schutz, welches den Frauen Beschränkung im Aufwande vorschrieb! Als Augustus sah, daß die Römer an fremden Trachten Geschmack fanden, verwies er dieses, in der Ueberzeugung, wie verderblich es sei, in einer langen Rede seinen Bürgern nachdrücklichst, und ermahnte sie, zum Gebrauch der Toga zurück zu kehren, wobei er jenen Vers Virgils anführte:

„Unsere Römer, die Länderbeherrscher, das Volk mit der Toga.“ ***)

Wenn es auch keinen andern Grund gäbe, jene Ausschweifungen in der Kleidertracht zu mißbilligen, so muß es uns doch schon

*) Ennius nach Cicero de Republic. **) B. 34. Kap. 1. ***) Aen. I, 28.

ehrenvoll erscheinen, dem Beispiele ausgezeichneter Männer zu folgen, denen nicht beipflichten zu wollen, nur Wahnwitz verrathen würde. Und was Cato, was August hierüber geurtheilt, das hat, wir dürfen es sicher glauben, die Beistimmung edler großer Männer, über deren Urtheil nur die größte Unverschämtheit leichtsinnig sich hinweg setzen könnte.

Aber es könnte wohl Jemand sagen, solche Thorheiten in der Kleidung hätten weder auf das Verhalten im Einzelnen, noch auf den Staat Einfluß, und ich zöge in eifernder Rede gegen eine Sache los, die eben nicht fehlerhaft zu nennen sei. Aber möcht' ich doch in meiner Rede der Wichtigkeit dieses Gegenstandes entsprechen! Denn es liegt so viel Schimpfliches darin, daß keine alltägliche Beredtsamkeit hinreicht, dasselbe gebührend aus einander zu setzen. Wenn nämlich das Kleid nicht weniger, als die Rede, der Charakter und das Abbild des Innern ist, wie kann man zweifeln, daß die, welche in abenteuerlichen Trachten sich so sehr gefallen, auch eine abenteuerliche Denkungsart in sich tragen? Da schreitet Einer einher, bedeckt mit einem spanischen und zwar buntbemaltem Hute; das Wammes ist nach französischem Schnitt, und seine langen Aermel stehen so wenig im Verhältniß zu den Armen, daß sie gerade da, wo der Arm am schmächtigsten, unmäßig weit sind. Das Kleid soll doch der natürlichen Gestalt angepaßt sein; jene gefallen sich gerade im Entgegengesetzten. Und was weiter? Es ist eine gemeine Kleidung, wenn sie nicht recht bunt gefärbt ist, gleich einem Pfau; dazu muß sie durchlöchert sein, wie ein Bettlermantel; dann ist's recht hofmäßig! Ich komme zum Mantel. Der Mäntel und Oberkleider aber gibt's so viele und so verschiedene Formen, daß, wollt' ich sie alle einzeln aufzählen, dieser ganze Tag nicht hinreichen würde. Hierbei fällt mir eine deutsche Anekdote bei. Vermuthlich habt Ihr auch von Euren Vätern erzählen gehört, daß ein türkischer Großherr die Trachten aller Nationen sich habe malen lassen. Als nun der Maler vieler Völker Trachten dargestellt hatte, malte er zuletzt einen nackten Menschen, und daneben bunte Stückchen Tuch. Auf Befehl des Großherrn, das Gemälde zu deuten, sagte der Maler, nachdem er die übrigen Trachten erklärt hatte, jener Nackte sei ein Deutscher, für den eine bestimmte Tracht nicht gemalt werden könne, weil er täglich neue ersinne. Wie Leid thut es mir, daß diese einzige Nation, die übrigens auf den Ruhm des Ernstes und der Beständigkeit Anspruch macht, gerade in dieser Beziehung den Vorwurf des Leichtsinnes auf sich

ladet! Denn die Sache selbst nöthigt, einzugestehen, daß bei uns eine unglaubliche Mannichfaltigkeit in der Kleidung zu finden sei. Was soll ich über die Schuhe sagen? Sonst waren sie geschnäbelt; jetzt macht man sie in der Gestalt eines Triangels oder Deltoton. Kann man wohl Einen für etwas Anderes als eine abenteuerliche Phantasiegestalt halten, der in einer so verschrobenen Kleidung, so bunt geschmückt einherschreitend, sich ringsum beschaut, und gleich dem Vogel der Juno sich selbst bewundert? Ja wahrlich, hätte nicht die Gewöhnung an diesen Uebelstand uns die Verwunderung benommen, Viele würden glauben, vielmehr ein überseeisches Ungeheuer, als einen Menschen zu sehen. Wenn Ihr aber den weisesten Männern, ja wenn Ihr der heiligen Schrift glaubt, so müßt Ihr in einer solchen Kleidung ein deutliches Abbild des Gemüthes erkennen. Denn es heißt im Sirach (19, 27.):

„Seine Kleidung, Lachen und Gang zeigen den Mann an."

Aehnliche Unbeständigkeit, ähnliche Veränderlichkeit in den Neigungen, wie du sie in der Kleidung wahrnimmst, aber auch ähnliche Geringschätzung der vaterländischen Gesetze haftet im Charakter. Und wenn auch außerdem nichts Schimpfliches darin läge, so müßte doch das schon ernstlich gerügt werden, daß man gegen das Vaterland, welches uns erzeugt, uns erzogen hat, welches unser Leben durch die trefflichsten Gesetze beschützt, so undankbar sein kann, daß man jetzt nur das Ausländische schön findet! Denn was soll einem Jeden theurer und werther sein, als das Vaterland? Wenn nun aber diese Modesucht auch die Sittlichkeit schändet, wer möchte nicht glauben, sie ernstlich fliehen zu müssen? Schließt nicht Turnus da, wo er im Virgil den Trojanern den Vorwurf der Weichlichkeit macht, von der Kleidung aus, wenn er spricht: *)

„Unterkleider mit faltigen Aermeln, bebänderte Mützen."

Denn es haben gelehrte Männer bemerkt, daß Rede, Haltung, Gang und andere Bewegungen des Körpers gleichsam eine Aeußerung der Seele seien, so daß man darin, wie in einem Spiegel, den Charakter eines Jeden erkennen könne. Denn wie bei Pferden und Löwen Schwanz und Ohren die innern Bewegungen anzeigen, eben so spricht sich auch in der Rede nicht nur, sondern auch in der Kleidung, welche gleichsam ein

*) Aen. IX, 616.

stiller Ausdruck des Innern ist, die Gesinnung des Menschen aus. Darum sagten nicht ohne Grund die Griechen sprichwörtlich: „Das Kleid macht den Mann.“ Denn wie eine anständige Tracht dem Menschen Ansehen verschafft, und für sein Betragen ein empfehlendes Zeugniß gibt, eben so schadet eine abenteuerliche Kleidung, welche das Auge und das Urtheil vernünftiger Leute für abgeschmackt erklären muß, der Achtung sehr. Denn was Anderes bezeichnet eine solche, mannichfaltig zusammengesetzte, theils Franzosen, theils Spanier, theils Polen nachäffende Kleidung, als eine abenteuerliche Denkungsart? Welche Beständigkeit kann in einem Charakter vorhanden sein, der jeden Tag als sich selbst unähnlich geworden erscheint? Sokrates wollte nicht, seiner Gewohnheit entgegen, Schuhe aus Sikyon tragen, obgleich sie nach seinem eignen Geständniß den Füßen gut paßten. Meinet nicht, daß er in einer so geringfügen Sache pedantisch sich gezeigt habe; vielmehr war es eben ein Theil seines Ernstes und seiner Beständigkeit, daß er auch in kleinlichen Angelegenheiten sich gleich bleiben wollte. Eben so sagt Homer, daß eine anständige Kleidung die gute Meinung von Einem erhöhe, Ihr kennt ja den Vers:

„Denn ein ehrbares Kleid erhöhet die Zierde des Mannes.“

Es liegt das nicht etwa im Werthe des Kleides; denn weder Edelsteine, noch Gold, noch Purpur, deren Gebrauch in Staaten von guter Verfassung anständigen Leuten sogar verboten ist, zieren Männer sehr, sondern weil fast Jeder seiner Denkungsart und seinen Sitten gemäß auch seine Kleidung einrichtet, so dienet anständige Kleidung zu großer Empfehlung, weil man voraussetzt, daß wackere, vernünftige Leute dergleichen gern haben. Jeder also, der bei allen Vernünftigen eine gute Meinung sich zu erwerben strebt, richte nach ihrem Urtheile, wie seine Lebensweise überhaupt, so auch seine Kleidung ein; denn wie man in unsrer Zeit fürstliche Familien nach dem Schnitt der Kleidung unterscheidet: so beurtheilen vernünftige Männer das Betragen und die Bildung der Jünglinge nach der Tracht derselben. Es darf aber gerade dieses Alter kein Erbe, keine Reichthümer höher achten, als eine gute Meinung. Und eine solche kann sich zum großen Theil erwerben, wer das Urtheil Jener in Bezug auf Kleidung sorgfältig berücksichtigt. Wenn aber Manche so ganz Scham und Scheu verloren haben, daß sie auf eine gute Meinung keine Rücksicht nehmen, und über das Urtheil des Ver-

nünftigen sich hinweg setzen, von Solchen muß man annehmen, daß sie nicht sowohl Menschen sind, als vielmehr nur unter menschlicher Gestalt thierische Neigungen verbergen. Meine Rede gilt nur heilbaren Gemüthern, die Andern müssen durch öffentliche Strafen zur Vernunft gebracht und gezügelt werden.

Bisher hab' ich gezeigt, daß Thorheiten und Abgeschmacktheiten in der Kleidung für Kennzeichen einer verdorbenen Denkart zu halten sind. So wie aber Niemand, wär' er auch unschuldig, absichtlich das Brandmal sich zuziehen möchte, welches denen, die eines Verbrechens überführt sind, aufgebrennt zu werden pflegt, so, meine ich, müsse man auch, damit sie dem guten Namen nicht schaden, jene Zeichen einer verächtlichen Denkungsart fliehen. Aber solche abgeschmackte Possen thun nicht nur der guten Meinung Eintrag, sondern ein anderes, größeres Uebel ist damit verbunden; denn unter die Verirrungen, welche Staaten ihrem Verderben entgegen führen, muß namentlich auch die Sucht nach dem Neuen sowohl, als nach dem Ausländischen in Bezug auf Kleidung gerechnet werden. Ich erbitte mir, indem ich darüber mich erklären will, Eure besondere Aufmerksamkeit. Denn Ihr werdet einsehen, daß viele furchtbare Laster darin ihren Ursprung haben; denn gleich wie die Zinsen eines Capitals stufenweise anwachsen, eben so gewinnt aus kleinen Anfängen die Dreistigkeit allmälig Kraft, bis sie alle Scham und alle Furcht vor göttlichem und menschlichem Rechte aus dem Herzen gänzlich vertilgt. Keiner, sagt der Dichter, wird auf Einmal ein ganz schändlicher Mensch, sondern stufenweise sinken die Sitten zum Schlechtern herab. Es bedürfte bei einer Sache, die so klar vorliegt, keiner weitern Beispiele. Indessen, weil ich zu Jünglingen rede, welche dem Studium der christlichen Lehre sich widmen, so will ich Euch als Beispiel anführen, was Augustin in seinen Selbstbekenntnissen von seiner Mutter schreibt. Diese sei, erzählt er, von ihrer Amme in ihrer Kindheit mit ungewöhnlicher Sorgfalt zur Mäßigkeit erzogen worden, und habe, außer den gewöhnlichen Mahlzeiten, nicht einmal Wasser trinken dürfen. Als man die Amme gefragt, aus welcher Absicht sie dem Mädchen sogar das Wassertrinken verbiete, habe sie geantwortet: Lernen sie nicht in diesem Alter Durst ertragen, so werden sie später als Hausfrauen, wenn ihnen Wein vollauf zu Gebote steht, eben so unmäßig sich voll Wein füllen, als sie jetzt Wasser trinken. Es ist demnach eine besondere Klugheit, den Samen zu Fehlern voraussehen, und in Zeiten ihn ertödten.

Denn wie es zur Heilung körperlicher Krankheiten zu spät ist, dann erst Heilmittel zu suchen, wenn die Krankheit schon auf den höchsten Grad gestiegen ist, eben so wendet man gegen sittliche Gebrechen vergebens Heilmittel an, wenn sie sich ganz ausgebildet haben.

Welche Fehler erzeugt denn nun die Modesucht in der Kleidung? Außer vielen andern vorzüglich den allerverderblichsten, daß er die jugendlichen Gemüther zur Verachtung der Gesetze führt. Denn haben sie einmal in unbedeutenden Dingen von dem allgemeinen Gebrauche der Bessern und von öffentlichen Einrichtungen sich entfernt, dann wächst auch allmälig die Dreistigkeit so weit, daß sie auch in wichtigen Dingen das Urtheil vernünftiger Männer nicht nur, sondern alle Gesetze überhaupt verachten. Und der, welcher jetzt, indem er an solchen Kleiderpossen Geschmack findet, nur zu spielen scheint, wird bald gegen alle Gesetze und Obrigkeiten sich aufblähen. So verderbliche Folgen kann eine Sache haben, die man dem Anscheine nach für geringfügig halten möchte. Aber das Beispiel haben wir allenthalben vor uns; denn haben sie nur Einmal die Riegel des Gesetzes durchbrochen, dann werden sie auch kein Gesetz überhaupt mehr für fester, als das Gewebe einer Spinne halten, und, wie Ihr wißt, ist „der Anfang die halbe Ausführung schon." Wiewohl man nun dieses im täglichen Leben schon sehen kann, so wird es doch noch weit sichtbarer bei dem Verfalle der Staaten. Denn welcher Staat ist nicht eben darum verfallen, daß man Anfangs Zucht und Ordnung in geringfügigen Dingen vernachlässigte, wodurch Leichtfertigkeit und Muthwille bei der Menge genährt wurde, bis sie zuletzt auch in den wichtigsten Angelegenheiten den Gehorsam verweigerte! Weil ferner, wie ich eben gesagt, die Kleidung die innere Gesinnung nachahmt, so geschieht es dadurch auch, daß gerade den im Herzen verschlossenen Neigungen und Leidenschaften, welche gebändigt und unterdrückt werden müßten, der Zügel überlassen wird. Es gibt Leute, welche ihrer wilden rauhen Gesinnung zu Folge, in solcher Tracht sich gefallen, die denen, welche sie sehen, Schrecken einjagen soll. Bei Solchen nun wächst, eben weil sie ihrer Neigung nachgeben, die wilde Denkungsart. Andere putzen sich wegen eines weichlichen Charakters ganz nach Frauen Weise; Solche macht ihre Kleidung nur noch weibischer. Denn wie das Fieber genährt wird, wenn man ihm willfahret, und Alles trinkt, wonach die krankhafte Natur begehrt, so wachsen auch geistige Krankheiten, wenn man ihnen gewährt,

und ihnen keine Heilmittel entgegen setzt. Unter Allen aber schaden dem Gemeinwohl am meisten die, welche die Tracht irgend eines ausländischen Volks lieben. Denn so wie der Liebhaber die Farbe seiner Auserwählten nachahmt, so geben solche durch die Nachahmung fremder Moden zu erkennen, daß sie auch die Sitten, den Luxus oder andere Laster einer solchen Nation lieben, und die vaterländischen Gebräuche und Gesetze verachten. Welche Fürsten haben zuerst Diademe, und viele fremde Trachten in Rom eingeführt? Waren es nicht die, welche, nachdem sie alte Gesetze umgestürzt, von Außen her schändliche religiöse Feierlichkeiten, wie die Bakchanalien, außerdem die scheußlichsten Beispiele ausländischer Ueppigkeit nach Rom brachten? —

Wir sehen in unsrer Zeit gewisse Leute in türkischer Tracht sich brüsten, — ich kann mir keinen andern Grund denken, als weil sie unsrer Religion und unsrer Gesetze überdrüssig geworden sind, und solche, weil sie ihr Verlangen nach fremder Herrschaft, fremden Sitten und fremder Religion an den Tag legen, nenn' ich unbedenklich Feinde des Vaterlands. Denn nicht nur die, welche in andern Ländern gegen ihr Vaterland die Waffen ergreifen, sind als Feinde desselben zu betrachten, sondern weit mehr noch diejenigen, welche, in der Meinung, daß bürgerliche Ordnung und Einrichtungen der Väter sie nichts angehen, fremde Sitten von andern Völkern herein ziehen.

Es hießen die Lakedämonier einen milesischen Gastfreund, der außerdem, daß er mit allen Zeichen der Ueppigkeit sich umgab, auch nach spartanischer Sitte zu kostbar sich kleidete, ihre Stadt verlassen, um seine milesischen Künste zu Hause zu treiben. So verfuhren Jene gegen einen Gastfreund; um wie viel weniger sollte man Staatsbürgern gestatten, solche Beispiele dem Vaterlande zuzuführen, welche der alten heiligen Sitte Eintrag thun müssen! Denn es geht das durchaus nicht ohne öffentliches Sittenverderbniß ab, weil das Volk, wie es von Natur das Neue liebt, sogleich auch solche Thorheiten nachahmt, allmälig alle Scheu vor dem Gesetze ablegt, und auch die Liebe zu fremden Lastern annimmt; und man kann bei dem Untergange der größten Staaten sehen, daß immer von diesen Grundursachen aller Verfall und alle Zerrüttung ausging. Billiger Weise müßten daher gegen Alle die, welche solche Beispiele zur Nachahmung aufstellen, als gegen Vaterlandsfeinde, die härtesten Strafen festgesetzt werden.

Glaubt mir, das Vaterland wird bekriegt, es wird belagert,

zwar nicht von Außen, aber innerhalb seiner Mauern, wenn man die väterliche Tracht ablegt. Ja als solche betrachtet sie, die mit auswärtigen Feinden in heimliche Bündnisse getreten sind, und gegen Gesetz und Vaterland sich verschworen haben, welche Sitten und Gebräuche der Ausländer und Feinde mehr als die heimischen lieben. Denn wer also auftritt, beabsichtigt nichts Anderes, als durch Auflösung und Zerrüttung häuslicher und öffentlicher Zucht die Gemüther aller Bürger zur Annahme fremder Herrschaft, fremder Religion, und aller Arten von Abscheulichkeiten geneigt zu machen. Wie nun eine solche Neuheitssucht für alle Menschen überhaupt schimpflich ist, so sollte sie vornehmlich von den Sitten der Christen fern sein, denen es ziemt, in allen Lebensbeziehungen ganz besondern Ernst und Würde zu bewähren. Hören wir doch, daß die Türken und andere nichtchristliche Nationen mit besonderer Treue an den vaterländischen Trachten hangen. Da nun aber die Lehre des Christenthums vornehmlich Bescheidenheit, Sittsamkeit und Beharrlichkeit im Guten uns zur Pflicht macht, so gereicht es uns zum schimpflichen Vorwurf, daß wir in dieser Beziehung leichtsinniger uns bezeigen als die Völker, denen die Gebote des Christenthums fremd sind.

Seht nur auf David, wie sorgfältig er auch in solchen, obwohl geringfügig scheinenden Dingen den Wohlstand meinte beobachten zu müssen. Denn als ein benachbarter König den Gesandten aus seinem Volke zur Verhöhnung hatte die Röcke abschneiden und gegen ihre Sitte die Bärte ihnen abscheren lassen, befahl er ihnen, daß sie in der äußersten Stadt des Reichs sich verweilen, und nicht eher öffentlich sich zeigen sollten, als bis ihre Bärte wieder gewachsen wären. Welche andere Ueberzeugung, meint Ihr, leitete wohl darin jenen frommen König, als die, daß auch eine solche Sorgfalt und Rücksicht des edlen Mannes Pflicht sei, um nicht durch Kleidung oder Aehnliches in Jemandes Augen anstößig zu erscheinen? Ganz vorzüglich aber müßten wir Gelehrte eine solche Rücksicht beobachten. Aber du mein Gott! welcher Stand, welche Leute lieben solche Kinderthorheiten mehr, als gerade die, welche sich den Wissenschaften widmen? Die meisten gefallen sich in militärischer Tracht, die sie auf mannichfache Weise entstellen, und Jeder möglichst abenteuerlich gestaltet, und dann erst halten sie sich für tapfere Männer, dann für Bassa's, ja für die Glücklichsten unter der Sonne, wenn sie eine ganz neue, dem Anblick aller Vernünftigen mög-

lichst widerliche Tracht ersonnen haben. Einige Moden übergehe ich, weil ich sie anständiger Weise nicht erwähnen kann; denn es wäre zu wünschen, daß sie diejenigen Theile bedeckten und verbärgen, welche die Natur selbst verborgen wissen wollte, damit sie nicht dem Anblicke ausgesetzt wären, und nicht eitel zur Schau getragen würden. Diesen Gegenstand haben auch die weisesten Gesetzgeber in den griechischen Staaten nicht übergangen. Denn Xenophon schreibt in seiner Schilderung der lakedämonischen Verfassung *): Lykurg habe verordnet, daß die Knaben auf öffentlicher Straße die Hände unter den Kleidern haben, schweigsam ihres Weges gehen, und nicht umher gaffen, noch ihre Augen anders wohin richten sollten, als auf das, was vor ihren Füßen wäre. Und das gerade wurde als zur Grundlage der Erziehung zur Tugend gehörig betrachtet. Denn Xenophon sagt, diese Vorschrift habe beabsichtigt, die Knaben von frühster Kindheit an zu einem sittsamen, schamhaften, bescheidenen Betragen zu gewöhnes. Um wie vielmehr müßten wir, die wir in Schulen geschickt worden sind, um nicht nur die Wissenschaften zu erlernen, sondern auch in Allem, was zu einem gesitteten Betragen gehört, unterwiesen zu werden, diese Grundzüge der Sittsamkeit in Kleidung und äußerer Haltung ausdrücken!

Aber welch Wunder! es lautet die Sprache unsrer Akademiker anders, wenn sie über die Pflichten des Anstandes und der Sittlichkeit sprechen, etwas Anderes spricht ihre Kleidung aus, die gerade die größte Unverschämtheit an den Tag legt. Daher kann ich mich nicht genug wundern, was sie nur denken mögen, wenn sie überlegen, wie sehr sie mit sich selbst im Widerspruche stehen, wie ihre Tracht mit ihren Aeußerungen, mit ihren Studien so ganz und gar nicht übereinstimmt! Wenn Agamemnon auf der Bühne im Anzuge eines Possenreißers aufträte, würde Jedermann laut ausrufen, der Schauspieler habe keinen Geschmack; er verstehe, wie man sich ausdrückt, die Anforderung an die Bühne nicht zu befriedigen. So eigensinnig ist unser Urtheil in Bezug auf Schauspiele. Wie meint Ihr wohl, mögen Männer von Einsicht und Würde über solche wichtige Angelegenheiten urtheilen! Welche Ansprüche machen sie wohl an uns, den Anforderungen der Bühne zu genügen (denn es wird ja unsre Anstalt eben mit einem öffentlichen Spiele verglichen, wo wir nicht nur wissenschaftliche, sondern die Kenntniß alles Guten und Löb-

*) De republic. Laced. c. 3. §. 4.

lichen überhaupt erlernen sollen), auf welche wir gebracht worden sind, um von hier aus, in jeder Hinsicht tüchtig gebildet, dem Staate gute Sitten zuzuführen? Welche Sitten werden aber solche zum Staatsleben mitbringen, welche, gleich als hätten sie sich auf einer Anstalt, wo Schamlosigkeit gelehrt würde, befunden, sich gewöhnt haben, dem Urtheile aller Vernünftigen Hohn zu sprechen? Welche Scheu und Scham aus ihren Innern gänzlich verbannt, alle Ehrfürcht vor dem Gesetze abgelegt haben, und wähnen, ihnen sei Alles erlaubt? Denn, wie ich sagte, die Sucht, solche Abgeschmacktheiten nachzuahmen, nährt viele Laster.

Zu welchen Hoffnungen von sich berechtigt wohl derjenige, welcher schon in früher Jugend durch Gesetze sich weder zügeln, noch lenken ließ, sondern gleich als ein unumschränkter Machthaber, nur nach eigner Willkür sich kleiden, nach eigner Neigung leben wollte? Traun! Niemand wird ihm für irgend ein Lebensverhältniß die nöthige Bescheidenheit oder Achtung gegen die Gesetze zutrauen. Und dieser Vorwurf der Unverschämtheit trifft gerade die Meisten, welche später nicht nur um Staatsämter, sondern um das weit würdigere evangelische Lehramt sich bewerben, zu welchem man mit ganz besonderer Bescheidenheit sich nahen muß.

Ich habe gehört, es habe im Schwabenlande ein überaus verständiger frommer Fürst gelebt, Eberhard der Bärtige genannt. Zu diesem, erzählt man, kam ein junger Mann, mit der Bitte um ein Predigtamt. Zufällig schlug ihm der Wind den Rock aus einander, so daß der Fürst seine nach Soldatenweise ausgezackten Stiefel sah. Zu unsrer Zeit sucht das Niemand zu verbergen; so weit ist die Unverschämtheit vorgeschritten; bei diesem hatte es der Zufall aufgedeckt. Da wurde der Fürst, ein sehr strenger Beobachter, der sehr über das äußere Betragen wachte, so ergrimmt, daß; — obwohl er nie lateinisch zu sprechen pflegte, dennoch der Zorn die Worte ihm auspreßte: Vade! Ira! So befahl er ihm, weil er zornig auf ihn sei, von seinen Augen wegzugehen, und weit entfernt, ihm das Predigtamt zu geben, schickte er ihn vielmehr sogleich fort, und schalt ihn tüchtig, daß er sich unterstanden, im Aufzuge eines Possenreißers vor seinen Fürsten zu treten und um ein Pfarramt zu bitten, mit den Zeichen der Unverschämtheit, des Leichtsinnes, die bei einem Geistlichen am wenigsten gefunden werden dürfen.

Eine rühmenswerthe Strenge, und, meine werthen Zuhörer, Euer Aller Beachtung werth! Denn es muß das Urtheil eines

solchen Mannes, von dem bekannt ist, daß ihm im ganzen deutschen Reiche allgemein unbedingter Ruhm der Weisheit zugesprochen wird, Eindruck auf uns machen. Denn wenn in den deutschen Reichsversammlungen alle Völker und alle Stände in Betreff der wichtigsten Angelegenheiten seinem Urtheil beigestimmt haben, so wollen auch wir in dieser Beziehung ihm beistimmen, und der Ueberzeugung folgen, daß, wie es denn auch in Wahrheit ist, solche Abgeschmacktheiten für jeden Stand überhaupt, vorzüglich aber für Studierende unanständig sind. Aber nicht Dieser allein urtheilte also; es ist dieses auch jetzt noch die Ueberzeugung aller Vernünftigen, und alle anständige Leute treffen darin einstimmig zusammen. Denn wer ist unter Euch, der, wofern er überhaupt eine anständige Erziehung genossen, ohne ganz unverschämt zu sein, sich unterstehen würde, in einer ungewöhnlichen Tracht vor seinem Vater zu erscheinen? Und eben so dürft Ihr sicher glauben, daß solche Thorheiten der allgemeine Unwille aller Rechtlichen und Vernünftigen trifft.

Wiewohl nun das einstimmige Urtheil aller vernünftiger Männer billiger Weise gesetzliches Ansehen haben sollte, so laßt doch, wenn anders fremdes Ansehen Euch nicht so viel gilt, ein Jeder wenigstens das Ansehen seines Vaters Etwas gelten, welches ja die Pietät vor Allem hoch und heilig geachtet wissen will! Und wenn nun solche Thorheiten in der Kleidung Euren Aeltern mißfällig sind, und das müssen sie unbezweifelt sein, — so möge denn ihr Wille als Gesetz Euch gelten. Denn nicht das nur dürfen wir für Gesetz halten, was als solches öffentlich niedergeschrieben ist; es ist dieses Gesetz nicht in Erz geprägt, noch in steinerne Tafeln eingegraben, sondern von Gott in unsre Herzen geschrieben, daß wir den Willen unsrer Aeltern eben so achten sollen, als irgend eine obrigkeitliche Vorschrift. Und doch sind auch obrigkeitliche Verordnungen über diesen Gegenstand, und außer den Lehren einsichtsvoller Menschen, auch in der heiligen Schrift die nachdrücklichsten Ermahnungen vorhanden, daß wir sollen „ehrbarlich wandeln vor den Menschen" (Röm. 13, 13.) d. h. daß wir weder im Gange, noch in der Rede, noch in der Kleidung etwas Unanständiges uns erlauben sollen; und Paulus heißt uns „die Lüste der Jugend fliehen" (2. Tim. 2, 12.), womit er, nach der Erklärung der Gelehrten, eben auf jene Neigungen in Beziehung auf Kleidung und andre äußerliche Dinge deutete. Ist's aber etwas Anderes, als Wahnsinn, wenn man weder durch das Urtheil ehrbarer Männer, noch

durch das Ansehen der Aeltern, noch der Gesetze, noch der heiligen Schrift sich bestimmen lassen will? Es muß das auch wahrlich keine geringe Sünde sein, was alle ehrbare Männer einstimmig verdammen; sie sehen aber gar wohl, welches Unheil solche Anfänge nach sich ziehen; sie wissen, welche Zerrüttung aller Zucht daraus folgt.

Diese Gründe müssen uns denn bestimmen, meine werthesten Commilitonen, daß wir solche Modethorheiten förder gänzlich abthun, stets eingedenk, daß sie nicht weniger schimpfliche Zeichen sind, als die Brandmäler, welche man verurtheilten Verbrechern einbrennt; denn — „das Kleid macht den Mann." Ist es also unanständig, so schadet es der guten Meinung nicht weniger, als jene so genannten thrakischen Malzeichen. Aber in solchen Schandmälern seine Freude finden, das ist doch wahrlich der unerhörteste Wahnwitz! Dazu kommt, daß, indem Ihr diesen Neigungen, die scheinbar so gleichgiltig sind, zu sehr nachhängt, indeß viele andere Fehler, Verachtung der Gesetze, hochfahrender Sinn überhand nehmen; dann werden verderbliche Verbrüderungen geknüpft, aller wissenschaftliche Eifer geht unter, es tritt träge Gemächlichkeit ein, die zu allen Ausschweifungen einladet. Und welchen Ausgang, welche Wendung zuletzt das Alles nehme, sehen wir oft! So ist's denn wahrlich gar nicht gefahrlos, wenn Manche wähnen, in solchen so genannten Spielereien sich Etwas nachsehen zu dürfen. Nur zu wahr ist, daß solche Spielereien ernste Folgen haben. Ein alter Vers sagt, man könne Wichtiges nicht behaupten, wenn man des Geringen nicht sorgfältig wahrnehme:

„Wachst du über Geringeres nicht, so verlierst du das Größ're!"

Das sehen wir auch hier bestätigt. Denn wer nicht Festigkeit genug besitzt, den leichteren Neigungen zu widerstehen, den werden früher, als er's wähnt, andere schlimmere unterjochen. Vor Allem aber geziemt es uns, die wir Christi Dienst uns gewidmet haben, Sittsamkeit und Bescheidenheit in jeder Beziehung des Lebens zu üben, nicht nur, weil diese Tugenden vorzüglich Gott gefallen; sondern auch, um durch unser gutes Beispiel auch Andere gesitteter zu machen.

Rede von dem Ansehen der Gesetze, gehalten 1538.

Es gibt nichts Nützlicheres im Leben, als den Gemüthern eine gute und achtungsvolle Meinung von den Gesetzen einzupflanzen, und nichts Verderblicheres gibt's im Leben und im Tode, als wenn man die Gemüther zur Verachtung und Verhöhnung der Gesetze gewöhnt. Da es nun äußerst heilsam ist, daß dieß der Jugend öfters eingeprägt werde, so geschieht nach meiner Meinung sehr recht daran, wenn bei diesen öffentlichen Promotionen der nämliche Gegenstand: „von dem Ansehen der Gesetze," öfters behandelt wird. Und welches Geschäft ist auch rühmlicher, als die Geschenke der Gottheit zu preisen und zu verherrlichen, und die unerfahrne Jugend zu inniger Befreundung mit den Dingen, welche das Nützlichste im Leben sind, und zur Hochschätzung derselben zu ermuntern? Oder was verdient mehr, in gelehrten Kreisen zu ertönen, als solche Reden, welche auf die Verherrlichung Gottes, und die Zucht der Jugend berechnet sind, zumal da die Zusammenkünfte unwissender, lasterhafter Menschen von unmäßigen Schmähungen der Gesetze widerhallen? Es ist aber oft der Gedanke in mir aufgestiegen, daß solche Schmähungen nicht nur aus menschlicher Unwissenheit und Verkehrtheit entstehen, sondern daß sie vom Teufel gleich scharfen Stacheln in die rohen Gemüther, um sie zu zerfleischen, geworfen werden, damit die Achtung gegen die Gesetze erlösche, und Auflösung der Zucht und Ordnung erfolge, welche für die Religion sowohl, als für die gemeinsame Wohlfahrt und Sicherheit verderblich ist. Es fordert aber unsre Stellung und unser Amt uns auf, jene Stachel, d. h. jenen falschen Wahn, aus den menschlichen Gemüthern auszureißen, das hohe Ansehen der Gesetze und des Rechts durch Wort und Beispiel ins Licht zu setzen, und zu verherrlichen, und so viel an uns ist, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Zucht

Sorge zu tragen. Da nun an dieser Stätte ein anderer ausgezeichneter Mann, D. Hieronymus (Schurff), den ich nicht nur wegen sehr vieler besonderer Beweise seines Wohlwollens gegen mich, sondern auch um seiner ausgezeichneten Rechtlichkeit und Gelehrsamkeit willen, hochachte, und gleich einem Vater verehre, uns sämmtlich in kräftiger Rede zur Ehrfurcht gegen die Gesetze, und dann unsre Zuhörer insbesondere zu fleißigem Studium derselben ermahnt hat, will ich heut' ein anderes, wiewohl verwandtes Thema wählen, nämlich den für Studirende so fruchtbaren Satz will ich abhandeln: Daß die Christen zu den mosaischen Gesetzen nicht verbunden sind, sondern daß ihnen erlaubt ist, die Gesetze anzunehmen, welche dem Naturrecht gemäß sind, mögen sie auch von einer heidnischen Obrigkeit aufgestellt sein. Sodann will ich zeigen, daß das römische Recht vorzüglicher, als die Gesetze der übrigen Völker, ja daß es wahrhaft eine gewisse Philosophie ist. Denn ich weiß, daß vor einigen Jahren ein Jüdischgesinnter hier sogar öffentlich behauptet hat, Christen dürften sich nicht des heidnischen Rechts bedienen, weil die Christen durch das Wort Gottes sich müßten regieren lassen. Nachher erklärten seine Anhänger in öffentlichen Vorträgen die übliche Strafe des Diebstahls, und noch viele andere bürgerliche Verordnungen der jetzigen Rechtspflege für unstatthaft. Solche willkürliche Abschaffung der Gesetze ist nicht nur ungerecht, sondern erschüttert auch die Staaten, wie die Folgen der furchtbaren Volksunruhen vor dreizehn Jahren gezeigt haben. Auch heutiges Tages gibt es in den Staatsämtern nicht Wenige, deren Gewissen von abergläubischem Wahn gefoltert werden, weil sie in Betreff der politischen Verhältnisse nicht gründlich unterrichtet sind. Keineswegs aber kommen solche Irrungen jetzt zuerst zum Vorschein; es ist das alter mönchischer Wahnwitz, welchen der Teufel jetzt, wie ein gedämpftes Feuer, wieder anfacht, wie er ja die nämlichen Ketzereien auch von Zeit zu Zeit von Neuem aufzurühren pflegt. Darum wird es zweckdienlich sein, die Jünglinge zu erinnern, daß sie über diese Materie theils eine richtigere Ansicht sich verschaffen, theils bei Beurtheilung der Meinungen die Aussprüche der wahren Kirche zu Rathe ziehen. Vorerst nun will ich den Grund entkräften, den man gewöhnlich entgegen stellt: Christen nämlich müßten durch das Wort Gottes sich regieren lassen, weßhalb man die Nothwendigkeit des göttlichen Worts bei bürgerlichen Rechtsfällen behauptet. Entschieden und klar ist die Antwort in Bezug auf das äußerliche Leben, z. B. auf Speise, Arzneimittel, Bau-

kunst, daß nämlich die Christen in dieser Hinsicht auch durch das Wort Gottes, aber durch das allgemeine, bestimmt werden, in wiefern es nämlich den Gebrauch dieser Dinge, als von Gott gebilligt, ja diese Dinge selbst als Gottes Gaben, zu unserm Nutzen verordnet, darstellt. Wie übrigens weder der Arzt, noch der Baukünstler die Regeln ihrer Künste aus der Schrift entlehnen, so hat auch der Gesetzgeber in Bezug auf bürgerliche Angelegenheiten nicht nöthig, außer der allgemeinen Grundregel, sein System selbst aus der Schrift zu nehmen. Denn das Evangelium, da es eigentlich das ewige und geistige Leben verkündiget, verändert weder, noch erschüttert es die äußere Verwaltung oder die Staatsverfassung, welche, verglichen mit den inneren Bewegungen des Herzens, einem Hause ganz ähnlich ist. Denn so wie das Haus nach bestimmter Regel erbaut ist, nach welcher alle Theile zweckmäßig an einander gepaßt sind, damit es den Bewohner gegen das Ungemach der Witterung schütze; obgleich das Innere des Bewohners innerhalb dieser Wände nicht eingeschlossen ist, sondern in stillem Nachdenken über den Willen Gottes und die Ewigkeit in unbeschränkter Ferne gleichsam zum Himmel sich aufschwingt, denn er denkt den Veränderungen aller Zeiten nach, betrachtet den Ursprung und die Verschiedenheit der Religionen, den Wechsel der Weltreiche, die traurigen Schicksale, denen die menschliche Natur unterworfen ist, und im Gegensatz die Wohlthaten, die ihr durch Christus werden; richtet endlich seine Betrachtung auf das Haus selbst, bewundert seinen Baumeister, und wird sich bewußt, daß auch die Bequemlichkeiten des leiblichen Lebens Gottes Geschenke sind: eben so ist die gesammte Staatsverfassung gleichsam ein Haus, mit wunderbarer Kunst von Gott erbaut, durch obrigkeitliche Gesetze, äußere Ordnung, Verträge, Rechtspflege, Zucht, Strafen, Vertheidigungsmittel verwahrt und gesichert. Obgleich mit solchen Mauern umzäunt und umschirmt, können wir dennoch Gottes uns bewußt werden, und uns überzeugen, diese Staatsverfassung, zur Sicherung dieses Lebens bestimmt, sei gleichsam ein von Gott erbautes Haus, und es hängt in Bezug auf das geistige und ewige Leben Nichts davon ab, ob dieses Haus, d. i. die Staatsverfassung von Mose, oder andern Gesetzgebern, so zu sagen, aufgebaut sei, wenn sie nur mit dem Naturrecht übereinstimmt. Ich bekräftige das zuerst durch diesen Grund: Die Apostel sprechen Apostelgesch. 15. deutlich und bestimmt aus, man dürfe die Heiden nicht mit dem Gesetz Mose belasten; ja Petrus tritt denen,

welche die entgegen gesetzte Meinung haben, mit strengem Vorwurf entgegen, und erklärt, sie versuchten Gott; ein Vorwurf, der nicht härter hätte sein können; denn Gott versuchen heißt: desselben spotten, indem man Etwas unter dem Vorwande göttlicher Auctorität anordnet. Daher zeigt Petrus, daß die, welche die Kirche an das mosaische Gesetz banden, keine geringe Sünde begingen. Denn eben weil sie gótttliche Auctorität fälschlich vorwenden, spotten sie Gottes auf eine gräuliche Weise. Und eben so erklärt sich Petrus in Bezug auf die Ceremonieen und politischen Gesetze, wie die ganze Verhandlung der Apostel bezeugt, indem sie das Zeugniß des heiligen Geistes anführen, daß Gott gesprochen, die mosaische Verfassung habe für die Heiden keine Geltung, und endlich ausdrücklich verordnen, man dürfe den Heiden Nichts auflegen, außer dem, was in jenem Beschlusse enthalten ist, indem sie endlich auf die Schriftstellen sich beziehen, in welchen den Heiden die Seligkeit zugesprochen wird. Im eigentlichen Sinne aber werden Heiden die genannt, welche die mosaische Verfassung nicht haben. Darum war es nicht nöthig, den Heiden das mosaische Gesetz aufzubürden. Dazu füge ich noch ein anderes Zeugniß: Im Hebräer-Briefe heißt es: die Bestimmung des mosaischen Gesetzes reiche bis auf die Ankunft Christi. Es ist also jene Verfassung nach dieser Zeit nicht mehr nothwendig. Auch unterscheidet Christus sein Reich von einem leiblichen, wenn er spricht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ja gleich wie die Krieger Christum mit Dornen krönten und zerstachen, und in einem Purpurgewande aufführten, so krönen diejenigen Christum auf schmähliche Weise, welche, sein Ansehen fälschlich vorwendend, die bürgerliche Ordnung zerfleischen und untergraben, und eine neue zu gründen sich vermessen. Zugleich sündigen sie auch darin, daß sie die geistigen Wohlthaten und die Uebungen des Glaubens in Schatten stellen und verdunkeln, indem sie die Menschen durch den Wahn täuschen, als fordere Christus Nichts, als jene bürgerlichen Pflichten des Mose. Solche Verfinsterungen tilgen das Evangelium gänzlich aus. Es fordert endlich das Evangelium auch Gehorsam gegen die heidnischen Obrigkeiten; sonach muß man auch den Gesetzen derselben Folge leisten. Denn das Gesetz ist die Stimme der Obrigkeit selbst, und der Obrigkeit gehorchen ist nichts Anderes, als ihren Gesetzen und Verordnungen gehorchen. Noch könnt' ich viele andere Gründe hinzu fügen; jedoch da dieß einleuchtend und überzeugend ist, setz' ich Nichts weiter hinzu, zu-

mal da die heilige Schrift auch viele Beispiele frommer Leute außerhalb der mosaischen Verfassung aufstellt. Denn, um nicht zu sprechen von den Patriarchen vor der Zeit des Gesetzes, so hat es auch nachher unter den Heiden viele Fromme, und zwar auch Lenker großer Staaten gegeben, als Naäman, Nebukadnezar, Darius, Kyrus. Auch durfte Daniel bei den Persern die Erbschaften nicht nach den Gesetzen der Juden theilen. Werden ja auch römische Hauptleute und Krieger in der evangelischen Geschichte rühmlich erwähnt. Drum laßt uns keinen Zweifel hegen, daß auch die übrigen Staatsverfassungen, in sofern sie nur, wie gesagt, dem Naturrecht nicht widerstreiten, Gott wohlgefällig sind; und das eben meint Paulus, wenn er spricht: „Das göttliche Recht, von Gott in der Menschen Herzen geschrieben," damit sie eine Regel von Gott hätten, die Gesetze zu leiten und zu beurtheilen.

Nachdem ich nun gezeigt, daß auch die übrigen Staatsverfassungen Gott wohlgefallen, mögen redliche Gemüther das fleißig bedenken, daß auch diese, um mich so auszudrücken, Gottes Werk oder Gebäude sind. Denn auch Daniel sagt ausdrücklich, Gott gründe die Reiche, und Paulus: die Staatsverfassungen seien Gottes Ordnung. Drum ist's ein großes Verbrechen, durch Verletzung der Gesetze gleichsam das von Gott gewebte Gewebe zu zerreißen, was eben der Teufel auf ränkevolle Weise erstrebt. Denn was könnt' es Schöneres, was Anziehenderes geben, als Staatsverwaltung, — wenn die Harmonie der menschlichen Gesellschaft nicht unterbrochen und gestört würde! Wenn die Staatsoberhäupter für die Ausbreitung der wahren Religion und ihre Beschützung Sorge trügen! Wenn sie sorgfältig über den sittlichen Zustand der Bürger wachten; wenn sie die Streitigkeiten untersuchten, die Guten und Redlichen schützten und begünstigten, die Bösen aber hemmten und bestraften! Wenn die Bürger einträchtig unter einander mit bescheidenem Sinne Folge leisteten, wenn in den Kirchen Ruhe herrschte, und sie gut verwaltet würden! Wenn in den Schulen nützlicher Unterricht ertheilt, und strenge Zucht gehalten würde! Wäre nicht ein solcher Zustand jenes goldne Zeitalter, welches die Dichter schildern! Das ist die von Gott angeordnete Weise der Staatsverwaltung, und diese beschützt und erhält Gott, in sofern sie wohl besteht. Aber in seiner tollen Raserei bringt der Teufel in diesen Chor Verwirrung, regt Tyrannen auf, daß sie gleich jenen den Himmel befehdenden Giganten sich vermessen, die Religionen zu vertilgen,

mit unmenschlichem Morden gegen die Bürger wüthen, die ganze Natur durch ihre schändlichen Lüste beflecken, die ungestrafte Freiheit des Verbrechens bestätigen, edle Wissenschaften ausrotten, die Kirchen zerfleischen. Das war der Zustand Rom's zur Zeit Nero's und ähnlicher Tyrannen. So schändete der Teufel die Harmonie der göttlichen Ordnung. Indessen ließ Gott dieselbe nicht gänzlich vertilgt werden, sondern stellte sie bald darauf durch die Ausrottung des Tyrannen wieder her. Wie aber jener Tyrann das Werkzeug des die göttliche Ordnung erschütternden Satans war, gleicher Maßen müssen sich alle Verächter der Gesetze als Werkzeug des Satans empfinden, die der göttlichen Strafe noch anheim fallen müssen, wie Gott so oft androht, und wie die Beispiele aller Zeiten darthun. Denn Gott, der Weltrichter, sieht es, und übergibt verbrecherische Menschen entweder der Obrigkeit zur Bestrafung, oder züchtigt sie selbst mit besondern furchtbaren Strafen. Keine Obrigkeit konnte dem Clodius Einhalt thun; endlich setzte Milo ihm Schranken. Den Antonius konnten weder Gesetze, noch das Ansehen des Senats, noch die heiligsten Verträge abhalten, Bürgerkrieg zu erregen; so erwürgte denn dieser Tyrann, nachdem er seinen Sieger vergeblich um sein Leben gefleht, und in seinem Elende auch die Königin Cleopatra sich entleiben gesehen hatte, sich selbst in furchtbarem Schmerze. Wir wollen nicht meinen, ihr Jünglinge, daß Solches durch Zufall also gekommen, sondern daß es göttlicher Ordnung zu Folge geschehen ist, welche auf diese Weise das rasende Beginnen solcher Menschen rächet, die dem Gesetze Hohn sprechen, und die von ihm selbst gegründete Harmonie der menschlichen Gesellschaft stören. Darum haben wir nicht bloß in der Geschichte solche Beispiele aufzusuchen, sondern auch in der Gegenwart bietet das Leben unzählige dar. Laßt uns also lernen die Gesetze achten, und bürgerliche Zucht lieben und bewahren, in der Gewißheit, daß die, welche nicht gehorchen, nicht nur wider die Menschheit, sondern wider Gott kämpfen, und in der uns umschließenden bürgerlichen Verfassung gleichsam das von Gott erbaute Gebäude untergraben.

Doch ich will nun auch von dem andern Theile, nämlich vom römischen Rechte, warum der Staat gerade dieses angenommen hat, sprechen. Die jüdischen Gesetze waren für jene Nation ausschließend gegeben, und können nicht mehrern Völkern angemessen sein. Denn sie weisen bestimmten Familien bestimmte Wohnsitze an, und verbieten, dieselben zu vertauschen. Das kann

nur in einem beschränkten Gebiete Anwendung finden. Spartanische Gesetze theilen die Ländereien nicht, sondern verordnen, dieselben gemeinschaftlich zu bebauen, und den Ertrag zu vertheilen. Auch das kann nur bei einer geringen Volkszahl Statt finden. Ueberdieß enthalten sie unsittliche Verordnungen in Betreff der Ehe. Die atheniſchen Gesetze nähern sich den römischen mehr, doch haben diese eine größere Strenge in der Bestrafung der meisten Verbrechen. Auch bestimmen sie das Erbrecht genauer, unterscheiden zwischen Erbschaft, Fideicommiß und Vermächtnissen. Endlich sind auch die römischen Gesetze mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit abgefaßt. Denn oft wundre ich mich über die Verkehrtheit gewisser Leute, welche wähnen, was recht und billig sei, könne ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch ein gewisses natürliches Gefühl erkannt werden, so wie die Bienen ihrem künstlichen Bau ohne Gelehrsamkeit vorstehen. Aber sie sind ganz und gar in Irrthum. Denn allerdings gebe ich zwar zu, daß, wie bei andern Künsten, die Natur einige Grundzüge an die Hand gibt, wie die Wissenschaft durch staunenswerthe Messungen, dann durch künstliche Anordnung als solche allmälig sich gestaltet, so auch in Bezug auf Rechts= und Ordnungspflege die Grundregeln von der Natur dargeboten werden. Denn nothwendig müssen gewisse Principien vorhanden sein; aber aus diesen Quellen können ohne Gelehrsamkeit die besondern Regeln nicht abgeleitet werden. Wie oft täuscht den Menschen das Verwandte! Wie schmählich pflegt man auch in unserer Zeit durch unmäßige Zinsen ein vorgebliches Risico geltend zu machen! wie weiß man bald durch angebliche Geschäftsverbindung mit Anderen, bald durch erdichteten Kauf den gierigen Schlund des Wuchers zu verdecken! Solchen Sachen kann man ohne gelehrte Bildung und Wissenschaft weder auf die Spur kommen, noch Verbesserungen treffen. Welche Finsterniß würde in den Gerichtshöfen herrschen, welche Verwirrung, wenn der Unterschied der einzelnen Klagefälle nicht wissenschaftlich festgestellt wäre! Wer würde ohne gelehrte Kenntniß einsehen, warum vom rechtlichen Besitzthum der Besitzstand zu unterscheiden sei? *) Und dergleichen vieles Andere. Es nöthigt mithin die Sache selbst, zu gestehen, daß zur Bestimmung dessen, was recht und billig, höhere Gelehrsamkeit erforderlich,

*) Im Text steht publicanum, wofür wohl publicianum zu lesen, (vielleicht negotium zu suppliren) ist, in welchem Falle zu übersetzen wäre: warum zwischen der Eigenthumsklage und dem publicianischen Rechtsmittel ein Unterschied obwalte?

und daß eben das der hauptsächlichste Theil der Moralphilosophie sei. Nichts ist eines gelehrten Mannes unwürdiger, als wenn er das Ansehen seines besondern Fachs auf Kosten anderer gelehrter Fächer zu erheben sucht, denn alle sind ja vortreffliche Geschenke Gottes, und darum soll man Jedes achten und anerkennen. Wenn es nur das wunderbare Werk Gottes in der menschlichen Seele ist, daß wir Zahl, Ordnung und Verhältniß der Dinge kennen, woraus viele Wissenschaften, z. B. die Arithmetik und Dialektik, hervorgehen, warum bewundern wir nicht auch jene Kenntnisse, welche Recht und Unrecht unterscheiden, und die Rechtswissenschaft begründen? Diese Kenntnisse sind ein Theil des göttlichen Ebenbildes, und haben größern Einfluß auf das Leben, als andere Kenntnisse, oder wissenschaftliche Ideen. Die aus diesem wunderbaren Lichte und diesem Gottesbilde hervorgegangene Wissenschaft der Rechtsgelehrten ist nicht minder eine Wissenschaft, als die übrigen Fächer der Gelehrsamkeit. Wenn es daher der Wissenschaft bedarf, um genaue Kenntniß und Unterschied dessen, was Recht und Unrecht, zu finden, wem anders sollten wir folgen, als den durch Gelehrsamkeit und Erfahrung gleich achtbaren Männern, die in den weisesten Berathungen über die höchsten Angelegenheiten des Staats diese Unterscheidungen festgestellt haben? Mit Recht bedienen wir uns daher des römischen Rechts! Welcher Fleiß auf diese gelehrte Sammlung seit Augusts Zeiten bis auf Justinian verwendet worden, davon gibt's viele klare Zeugnisse. Wie viele von den Entscheidungen des Trebatius, Tubero, Labeo, Capito hat Augustus, der selbst auch ausgezeichnete Weisheit in gerichtlichen Verhandlungen kund gab, aufgenommen! Auch gab er oft dem Labeo nach, wenn dieser ihm freimüthig entgegnete. Aber wie so oft selbst milde und sanfte Fürsten bisweilen starren Eigensinn zeigen, so gab auch Augustus, wenn er auch dem Labeo nicht wehe that, doch zu verstehen, daß er sich durch seine Freimüthigkeit verletzt fühle, und gab dem jüngern Capito das Consulat. Die Weise Augustus behielten auch die ihm folgenden Kaiser bei, und ließen ohne Zuziehung von Rechtsgelehrten bei gerichtlichen Streitigkeiten keine Beschlüsse ergehen. Dem Tiber standen Nerva und Cassius, dieser auch dem Vespasian, dem Trajan und Hadrian, Celsus und viele Andere zur Seite. Doch wurde auch Keiner in den Rath aufgenommen, ohne durch Zeugnisse des Senats dem Kaiser empfohlen zu sein. Später hielten die Antoninen noch weit öftere Berathungen mit Rechtsgelehrten. Ale-

xander Severus, von dem im Codex sehr viele Gesetze befindlich sind, ließ kein Decret ergehen, ohne Zuziehung von zwanzig Rechtsgelehrten. Wenn ich diese Weise erwäge, kann ich nicht umhin, die Nachlässigkeit und Barbarei unsers Zeitalters zu rügen, mit der so viele mächtige Könige und Fürsten Entscheidungen geben, entweder ganz ohne Zuziehung gelehrter Männer, oder doch ohne zuvor mit einer hinlänglichen Zahl solcher sich reiflich berathen zu haben. Daher ergehen viele abgeschmackte und dem Rechte gänzlich widerstreitende Verordnungen und Entscheidungen, welche dem Ansehen der Fürsten gewiß nicht geringen Eintrag thun. Da nun jene ruhmwürdigen Männer ein gelehrtes Werk zusammen gestellt, und darin Alles mit sorgfältiger Unterscheidung umfaßt haben, was das Wohl und die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft bedingt: Personen- und Sachenrecht, die verschiedenen Erwerbsweisen, die Verträge, Erbfolge, Erbschaften, Oblasten, Klagen, Strafen ꝛc.: so sind wir in der That verpflichtet, Gott zu danken, daß er unserm Reiche solch ein Recht wieder geschenkt hat. Denn nicht ohne Gottes Fügung ist es geschehen, daß, obgleich nach dem Falle des Römerreichs auch der Gebrauch dieser Gesetze verloren gegangen, und eine fremde barbarische Rechtspflege an ihre Stelle getreten war, dennoch 500 Jahre nach Justinian die römischen Gesetze in die Gerichtshöfe, so wie in die Hochschulen, wieder zurück gerufen worden sind. Diese Erneuerung derselben hat viele, durch Barbarei herbei geführte Gebräuche in gerichtlichen Fällen sowohl als in den übrigen Beziehungen des bürgerlichen Lebens verbessert. Auch den Wissenschaften hat sie Dienste geleistet. Darum laßt uns über diesem hohen Gute um des gemeinsamen Bestens so vieler Völker willen treulich wachen. Denn das geschriebene Recht ist eine sichere Schutzwehr gegen die Tyrannei, und je wissenschaftlicher es abgefaßt ist, um so mehr Billigkeit spricht es aus. Durch diese Mauer ist die Volksfreiheit gegen die Willkür der Machthaber geschirmt. Ließen wir uns dieses Recht entreißen, — welche Tyrannei würde eintreten, wenn statt der Gesetze nur die Leidenschaften der Mächtigen gälten! Denn leicht ist's, Vorwände zu erdichten, und unter triegerischem Außenschein die innere Gesinnung zu verbergen! Sehr wahr sagt Cicero: „Wenn man vom Recht sich entfernt hat, ist Alles unsicher." *) Eine weit größere Unsicherheit würde Statt finden, wenn gar kein geschriebenes Recht

*) pro Caecin. c. 26.

vorhanden wäre. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß jene Unsicherheit und Herrscherwillkür wiederum Veranlassung sein würde, ein neues Recht zu schreiben; und wenn dieß geschähe, so würde doch nur ein rohes, unausgebildetes Werk geschrieben werden, wie es ja wohl jetzt in einigen Gegenden der Fall war, und jede einzelne Stadt würde etwas Anderes aufstellen. Unser Recht fördert nicht nur durch seine Billigkeit die allgemeine Sicherheit, sondern gewährt auch den Vortheil, daß viele Völker durch die Aehnlichkeit des Rechts unter einander verbunden sind. Drum wollen wir an diesem Rechte, das von so weisen Männern in einem so ausgezeichneten Staate geschrieben, das durch besondere Weisheit der angesehensten Männer wieder erneuert worden ist, das so gerechte Grundsätze ausspricht, und so sehr mit der Vernunft übereinstimmt, das uns schirmt gegen die Herrscherwillkür, das Zucht und Sittlichkeit fördert, festhalten, und es mit allem Eifer verfechten. Denn es offenbart so große Gerechtigkeit, daß es, wär' es auch nicht öffentlich und allgemein eingeführt, doch in den Schulen gelesen werden müßte, um das Wesen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu lernen. Denn nirgends ist das Bild der Gerechtigkeit vollständiger und deutlicher ausgedrückt, als in diesen Gesetzen. Deßhalb müssen wir auch zu Gott wünschen, daß Er diese Wissenschaft zu Ruh' und Frieden des Staates erhalten wolle.

Rede über den Apostel Paulus, gehalten 1543.

Die Kirche legt an diesem Tage die Geschichte des Paulus zur Betrachtung vor, und preist die Wohlthat Gottes, der sowohl in der Begnadigung dieses widerstrebenden Feindes den Uebrigen ein glänzendes Beispiel Seiner Barmherzigkeit aufgestellt, als auch einen Lehrer uns gegeben hat, der nicht nur während seines Lebens, fast sechs und dreißig Jahr hindurch, das Evangelium in einem großen Theile von Asien und Europa ausgebreitet hat, sondern auch, nachdem er von seinem Kampfe abgerufen worden, durch die von ihm hinterlassenen, äußerst nützlichen Denkmäler fortwährend die Kirche unterrichtet.

Nichts aber ziemt uns mehr, vornehmlich in diesen unsern Versammlungen, als daß unsre Stimme und Gesinnungen und Wünsche mit der Kirche Gottes im Einklange stehen. In Erwägung dieses, hielt ich keinen Gegenstand für so angemessen, als gerade von Paulus zu reden, zumal da seine Geschichte, in Bezug auf die Studien, mit welchen eben wir uns beschäftigen, wie in Bezug auf unsern ganzen Lebenswandel, gar manche nützliche Weisungen gibt. Denn welchen andern Schriftsteller haben wir, der die philosophische Lehre von der evangelischen mit mehr Genauigkeit unterschiede, der den Nutzen beider so klar und einleuchtend darthäte, der den Begriff unsers Gemeinwesens, d. i. die Kirche, uns besser verdeutlichte, und uns öfter daran erinnerte, über welche Sachen die Kirche Belehrung wesentlich bedürfe? Auch weiß ich, daß Ihr Alle den Namen des Paulus so sehr liebt, daß Ihr mein Vorhaben unbedingt billigen werdet. Aber ich will es nur unumwunden sagen, daß mich, obwohl ich bei keiner Sache mit größerem Vergnügen, als bei Betrachtung der Lehrweise und Wirksamkeit eines Paulus, und ähnlicher Männer verweile, dennoch der Umfang und die Wichtigkeit der Gegenstände bestimmte, nach einem andern Thema zu suchen.

Denn wie die Lehrvorträge und die Wirksamkeit des Paulus die gesammte Kirche umfaßt haben, so kann man auch nicht mit Klarheit über dieselben sprechen, ohne zugleich über den Anfang, das Wachsthum und die meisten Kämpfe der christlichen Religion sich zu verbreiten. Paulus selbst, so oft er von diesen wichtigen Sachen predigt, bekennt sich überwunden von ihrer Erhabenheit, und bezeugt, daß sie durch keine Beredtsamkeit genügend dargestellt werden könnten. Wenn aber dieser so große Mann also urtheilte, der weit mehr als Perikles ein donnernder und blitzender Redner war, und in den Gemüthern seiner Zuhörer scharfe Stachel zurück ließ, sintemal er von dem Antriebe und Athem der Gottheit entflammt war; was könnte ich in meiner Schwachheit aussprechen, das solcher erhabenen Gegenstände würdig wäre? Nun nennt sich Paulus zwar eine unzeitige und schwächliche Geburt, und den Geringsten unter den übrigen Aposteln. Dennoch aber war er unter glänzenden Zeugnissen zum Lehramt berufen, und von Gott zu diesem Kämpferberuf ausgerüstet worden. Um so mehr muß ich als eine unzeitige Geburt, d. i. als eine unausgebildete und mißgestaltete, durch eine Fehlgeburt an's Licht gebrachte, unreife, befleckte Masse mich betrachten.

Indem ich also mein Unvermögen erwog, beschloß ich, einen andern Gegenstand zu wählen. Aber meine Freunde riefen mich durch folgende Vorstellung zum Paulus zurück: Wiewohl diese schwache, sterbliche Natur weder in das Wesen Gottes, noch in Seine Wohlthaten vollkommen hinein schauen kann, so ist es doch Gottes Wille, daß dieselben unsrer Betrachtung vorgehalten, und einiger Maßen wenigstens von uns erkannt und angeschaut werden sollen. Unsre Augen vermögen nicht einmal den Glanz der Sonne zu ertragen, und dennoch fliehen wir deßhalb nicht das Licht. Hat doch Gott selbst befohlen, daß ihn die Stimme des Greises gleicher Maßen wie die der Kinder preisen soll! Endlich suchten sie noch geltend zu machen, einmal, daß das Beispiel den Uebrigen heilsam, sodann daß den Wohlgesinnten keine andere Rede, zumal an diesem Tage, angenehmer sein würde, als irgend eine Andeutung aus der Geschichte des Paulus.

Ihrem Urtheil, oder vielmehr ihrem Wunsche nachgebend, bin ich zu Paulus zurück gekehrt, und bitte Euch, daß Ihr, wenn auch meine Rede der Wichtigkeit des Gegenstandes keineswegs entsprechen wird, doch nach Eurer liebevollen, treuen Gesinnung diesen Versuch genehm halten wollet. Bei diesem so

reichhaltigen Gegenstande gereicht mir auch das zum Nachtheil, daß mir eine weit kürzere Zeit zum Reden zugemessen ist, als der Reichthum dieses Thema's erheischt. Daher will ich, um mit dem Dichter zu reden, „in der Kürze nur die Hauptmomente berühren." Hätte ich mir nun vorgenommen, die alten Lobredner nachzuahmen, so würde ich zuerst von dem Geschlechte, dem Vaterlande, der Kindheit des Paulus reden. Ich will aber von einem andern Punkte ausgehen. Zuerst muß die Jugend darauf aufmerksam gemacht werden, welchen Nutzen es habe, sich mit diesen Geschichten bekannt zu machen. Denn es sind vornehmlich drei Ursachen; die erste: damit wir bedenken, was die Kirche sei, und ihre Führer und Leiter als göttliche Gesandte anerkennen, und Gott von ganzem Herzen danken für die uns geschenkten ewigen Güter, und für die Diener, durch welche er sie den Menschen ertheilt. Der zweite Grund ist, damit die Betrachtung ihrer Wirksamkeit und ihrer Tugenden uns unterweise und belehre, auf daß wir besser einsehen und verstehen, was sie lehren, und damit zugleich ihre Beispiele einen Jeden an seinem Orte und nach seinem Verhältniß zur Nachahmung ihrer Tugenden erwecken. Endlich, damit wir Gott mit aufrichtigen und heißen Wünschen bitten, daß Er die Kirche erhalten und bewahren, und auch uns zu nützlichen Werkzeugen machen, unsre Mühen unterstützen und fördern wolle, auf daß sie im Allgemeinen der Kirche dienlich, allen Guten heilsam und segensreich seien, damit Er uns nicht als Schandflecke des menschlichen Geschlechts, oder als „Gefäße des Zorns," wie Paulus spricht, verwerfe, deren unheilvoller Wandel dem gemeinen Besten vielfach schädlich ist, wie zuletzt der Wandel des Saul und unzähliger Anderer gewesen.

Die Zwecke, welche Andere bei Lobschriften sich setzen, hier zu erwähnen, würde zu weit führen, sondern solche Lobreden auf unsere Helden, durch welche Gott nach Seinem wundervollen Rath und Seiner unermeßlichen Güte zur Gemeinschaft des himmlischen Lebens uns berufen hat, sollen sich vorzüglich auf die oben genannten Zwecke beschränken; und es wird diese ganze Rede mit der Erklärung dieser Zwecke sich beschäftigen.

Zuerst nun danke ich Gott, dem ewigen Vater unsers Erlösers, Jesu Christi, dem Schöpfer aller Dinge, und fordere Euch auf, mit mir von ganzem Herzen Ihm zu danken, daß Er eine fortdauernde Kirche Sich erbaut hat, und von Zeit zu Zeit Lehrer zur Erneuerung derselben erweckt. Die vornehmsten

unter denselben bis auf Noah zurück mögt Ihr selbst in Euren Seelen aufzählen. Denn was kann es für einen Wohlgesinnten Schöneres geben, als über die Tugenden und Kämpfe solcher Männer, ja über die Güte Gottes nachzudenken, der gerade durch die Wohlthat, daß Er fast durch alle Zeitalter hindurch Erneuerer der Kirche erweckt hat, bezeugt hat, wie sehr Er für die Kirche Sorge trage. Doch ich komme zum zweiten Gliede der angenommenen Eintheilung.

Wie vieles Andere, so bezeugt vorzüglich auch die Einrichtung und Folge der politischen Reiche, daß diese Welt von der Weisheit und Vorsehung Gottes regiert wird, und es liegt am Tage, daß in heroischen Volksführern, wie in Kyrus, Alexander, Scipio, Augustus, innere kräftige Triebe, weit über die gewöhnliche Menschennatur, flammen, und daß sich besondre glückliche Gaben dazu gesellen. Diese, durch eigene Tugenden sowohl, als durch glückliche Begabung vermittelte Vorzüglichkeit bewundern alle Vernünftigen, und verehren solche hohe Männer, welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Orten Staaten entweder gegründet, oder vertheidigt, oder erneuert haben.

Obgleich aber unsre Führer, welche die Kirche geleitet haben, über Jenen stehen, so werden doch die Vorzüge derselben nicht gleicher Weise von denen erkannt, welche mit den göttlichen Dingen unbekannt sind. Du bewunderst die Weisheit eines Solon, Augustus und ähnlicher Männer, deren Gesetze große Weltreiche und viele Nationen umfaßt haben Du preisest einen Scipio, dessen Tapferkeit und Glück Rom in den gefährlichsten Stürmen vertheidigt hat. Wohl sind das wichtige Dinge; aber wichtiger ist das Amt des Abraham, Elias, des Täufers, des Paulus und Anderer, nämlich vom Sohne Gottes und Seinen Wohlthaten zu predigen, und die geheimen Rathschlüsse Gottes, in Bezug auf ewige Dinge, unter zuverlässigen Zeugnissen zu offenbaren. Zu diesem erhabenen Amte hat Gott Seine Propheten und Apostel erwählt, zu diesem Posten hat Er auch den Paulus berufen. Diesen eigenthümlichen Beruf desselben wollen wir verstehen, und von politischen Geschäften unterscheiden lernen.

Viele, welche die Kirche nicht kennen, stellen einen Kyrus, Alexander, Augustus, weit über diese armen, umher ziehenden Apostel. Viele meinen, die Apostel hätten eine allgewöhnliche Wissenschaft, sittliche Vorschriften verbreitet, und vergleichen sie mit Phokylides, Theognis, Hesiod, oder doch wenigstens

mit Philosophen, wie Epiktet und Andern. Solche unwissenschaftliche Träume muß man ablegen, und einen Lehrer des Evangelium von politischen Führern und Gesetzgebern und Philosophen wohl unterscheiden.

Eine andere Art der Lehre ist den Propheten und Aposteln anvertraut worden; und wiewohl die Verkündigung und Lehre der Propheten und Apostel von Christus und Seinen Wohlthaten Eine und dieselbe ist, so ist doch die paulinische Darstellung deutlicher uud lichtvoller. Wie daher in andern Angelegenheiten besondere, glänzende Vorzüge der Einzelnen hervor treten, wie z. B. Elias den Baaldienst in Israel gestürzt, Jesaias die Assyrer von der Stadt Jerusalem zurück getrieben, Jeremias auf eine ganz neue Weise, gegen die Beispiele der Vorzeit, das Volk gerettet hat, indem er die Unterwerfung und das traurige und jammervolle Exil rieth; so hata uch Paulus seine eigenthümlichen Vorzüge. Er hat nicht nur das Evangelium weiter, als die übrigen Apostel, ausgebreitet, sondern auch bis zu seinem Ende für die künftige Kirche solche Denkmäler aufgestellt, welche das Evangelium vom Gesetz und bürgerlicher Weisheit weit lichtvoller, als die Schriften der übrigen Propheten und Apostel, unterscheiden. Wenn Manche dieses heilsame Werk für geringfügig halten, so geben sie entweder ihre Unwissenheit, oder ihren Unglauben kund. Denn es kommt in der That Viel darauf an, daß man die wahren Gränzen und den wahren Unterschied der Lehren des göttlichen Gesetzes, der Philosophie und des Evangelium kenne. Diese hat Paulus, gleichsam wie in einer gerichtlichen Entscheidung von Gränzangelegenheiten, durch deutliche Marken von einander geschieden, und den Nutzen einer jeden gezeigt. Diese Verschiedenheit vermengen wollen, ist trauriger, als wenn man aus der Welt die Sonne wegnähme. Denn welcher Unterschied findet zwischen dem Heidenthum und der Kirche Statt, wenn dieses Licht verloren ist, in welchem die Kirche die Ueberzeugung hat, daß sie Gott gewiß angenehm sei, und von Ihm um des Sohnes, unsers Mittlers willen berücksichtigt, erhört, erhalten werde?

Die Griechen und viele andere Völker hatten Belehrungen über ehrbare Sitten und äußere Zucht bewahrt. Wie viele, durch Weisheit und Tugend ausgezeichnete Männer bei den Heiden wußten, daß es einen Gott gebe, einen ewigen Geist, der Alles geschaffen, wie z. B. Plato eben so tief als richtig das Wesen Gottes bestimmt, wenn er spricht, Er sei die ewige Vernunft,

der Grund des Guten in der Natur! Was konnten Jesaias oder Paulus Treffenderes sagen?

Was war also für ein Unterschied zwischen den Unsern und den Heiden? Zwischen Plato und Paulus? Das Evangelium macht den Unterschied. Obgleich Plato wußte, daß ein Gott sei, daß derselbe die ewige Vernunft, der Grund des Guten in der Natur sei, so war er doch in Zweifel, ob Gott für ihn sorge; er erkannte, daß er strafwürdige Fehler an sich habe, darum floh er Gott, und vermochte nicht, Ihn wahrhaft anzurufen. Der Zweifel aber zieht großen Nachtheil nach sich, wie Paulus spricht, nämlich die Sünden, die durch das Gesetz entstehen. Zwar erkennt auch Paulus auf der andern Seite an, daß er manche strafwürdige Fehler an sich habe; aber er sieht, daß der Sohn Gottes gesandt worden, um das Opfer zu sein für das Menschengeschlecht. Er weiß gewiß, daß Gott befiehlt, wir sollen überzeugt sein, daß wir um desselben willen begnadigt, erhört und erhalten werden. Er weiß, daß die Kirche Gottes nirgends ist, außer wo diese Lehre vom Sohne leuchtet. Er weiß nun, daß er nicht mehr ohne Gott ist, sondern ruft in diesem Glauben Gott an, und bittet und erwartet von Ihm Leitung, Schutz und Heil. Indem solches die Frommen aus der den ersten Aeltern gegebenen Verheißung erkannten, vergaßen die Heiden die Verheißung, und verloren dieses Licht, welches jedoch Gott wiederum angezündet hat, indem Er das Evangelium durch die Apostel unter den Heiden ausbreiten ließ. Damit aber Paulus nun desto deutlicher bezeugen könnte, daß wir wegen des Sohnes Gottes, nicht wegen unserer Tugenden, begnadigt werden, so ist er damals berufen worden, als er der heftigste Feind Christi war, und in der Meinung stand, daß das Evangelium nicht nur eine Fackel zum Aufruhr und zur Spaltung der Kirche Gottes, sondern auch eine Lästerung Gottes wäre; da, als er von gewaltigem Hasse gegen das Evangelium entbrannt, sogar mit dem Blute der Heiligen bespritzt, und mordlustig ein noch traurigeres Blutbad anzurichten im Begriff war. Indem er dieß mit größtem Eifer betreibt, ruft ihn Christus, und Paulus selbst bezeugt, es werde durch das Beispiel seiner Berufung die gesammte Kirche erinnert, damit wir wissen sollen, daß gewißlich nicht um des Gesetzes, sondern um des Sohnes willen Gott, aus Gnaden, uns verzeihe. Diese Lehre treibt er mit großem Fleiße. Er lehrt, wie Gott angerufen werden müsse im Vertrauen auf den Mittler. Er lehrt, daß der

neue Gehorsam beginnen müsse, und wie er gefällig sei. Er zeigt den Frommen einen festen, gewissen Trost, welcher der Anfang des ewigen Lebens ist. Es wird das Nämliche auch in den Schriften der Propheten und der übrigen Apostel gelehrt. Denn die wahre Kirche hat in Ansehung der Wohlthaten des Sohnes Gottes eine ununterbrochene Verkündigung. Aber die Darstellung des Paulus, der ganz eigentlich der Ausleger der Propheten ist, fügt vieles Licht hinzu. Aber o! der bejammernswerthen Finsterniß in den menschlichen Herzen! Ungeachtet diese hochwichtigen Sachen im Paulus deutlich genug aus einander gesetzt sind, so gibt's doch manche, übrigens nicht ungelehrte Menschen, und hat deren gegeben, welche, wenn sie sahen, daß die im Paulus ausgesprochene Lehre von der Gerechtigkeit und dem Gesetze mit dem Urtheil der menschlichen Vernunft nicht zusammenstimmte, von den Worten des Paulus sich entfernten, und indem sie Verfälschungen in manchen Punkten erdichteten, Paulum in menschliche, philosophische Meinungen umbildeten. Wir sollen aber Zuhörer und Schüler, nicht Kritiker und Richter der himmlischen Weisheit sein; denn fände zwischen ihr und zwischen Philosophemen kein Unterschied Statt, wozu bedürft' es der Stimme des Evangelium, welches der Sohn Gottes aus dem Schoße des ewigen Vaters hervorgebracht hat? Denn wenn wir annehmen, daß die Apostel ihre Ueberzeugung eben so gewiß aussprechen wollten, als sie es konnten, so müssen wir ohne Zweifel aus ihrer Darstellung eben, vermittelst genauer Vergleichung der einzelnen Glieder, den Lehrbegriff gewinnen, und wie Basilius sagt, „den Stein nach der Richtschnur richten," nicht aber die Richtschnur nach menschlichen Meinungen verrücken!

Wir wollen aber Gott dafür danken, daß in unsern Kirchen die einfache, lautere Lehre wiederum leuchtet, und um dieselbe zu bewahren, lieben Jünglinge, sind zwei Stücke Noth: wahre Herzensfrömmigkeit und reger, eifriger Fleiß in allen edlen Wissenschaften. Wozu Paulus seinen Timotheus verpflichtet, daß er über dem, in seine Hände gelegten, seiner Treue empfohlenen Evangelium wachen, und dasselbe treu bewahren soll, dazu achtet auch Ihr Euch streng verpflichtet; denn Euch hat Er zur Gemeinschaft desselben Amtes berufen, welches Christus, die Propheten und Apostel verwaltet haben!

Oftmals, wenn ich diese Hochschule betrachte, die wir mit Recht lieben als die treue Amme, welche uns wie mit der himmlischen Lehre, so mit allen übrigen trefflichen Wissenschaften pflegt

und nährt, kommt mir das Schiff in die Gedanken, auf welchem Paulus von Judäa nach Melite segelt. Ungeachtet dasselbe dermaßen zwischen Felsenklippen umher geschleudert, und durch die Wuth der Stürme und Wogen so zerrüttet worden war, daß die zerrissenen, klaffenden Wände desselben das Ansehen gaben, als werde es nun die Schiffsleute versenken, dennoch ganz in den Hafen sich rettete, weil es den Paulus trug. Gleicher Weise hoff' ich, daß auch unsre Hochschule bestehen wird, so lang' sie Paulum tragen, d. h. ihn recht und treulich darstellen wird. Denn die Lehre des Paulus ist, wie ich schon oben gesagt, das Licht zu der prophetischen und apostolischen Predigt.

Die Gefahren unsrer Zeit ergreifen mich tief, und es ist kein Zweifel, daß Veränderungen der Staaten drohen, welche verhängnißvolle Strafen für die menschliche Lasterhaftigkeit mit sich führen. Dennoch aber wird Gott Seine Kirche bewahren, und über einigen Freistätten frommer Studien mit Seinem Schutze walten. So lange daher diese Hochschule den Paulus als Lehrer hören, und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen durch Fleiß in guten Sitten schmücken wird, so lange wird, wie ich hoffe, Gott auch diese Stätte und diese Versammlungen beschützen. Doch ich kehre zu meiner Lobrede zurück.

Es ist, wie ich schon gesagt, für die Kirche hauptsächlich die Vergleichung des Gesetzes und des Evangelium von großem Nutzen, welche in den Schriften des Paulus vollständiger und lichtvoller, als irgendwo dargelegt ist. Auch einige andere Materien könnte ich hinzufügen, welche von ihm deutlicher behandelt werden, wie der Unterschied zwischen der Gerechtigkeit des Geistes und der bürgerlichen Gerechtigkeit, der Unterschied zwischen Kirche und politischer Verfassung. Ferner verwirft er bestimmt und deutlich selbst erwählte Gottesdienste, um uns zu belehren, welchen Dienst Gott als Seine Verehrung ausdrückend betrachte. Auch verwahrt er den bürgerlichen Frieden, und schmückt bürgerliche Ordnung, Obrigkeit, gute Gesetze, Rechtspflege, Verträge, Kriegswesen, Ehe und wohlgeordneten Haushalt mit den ehrenvollsten Ausdrücken.

Die Aussprüche dieses Lehrers über diese Dinge stelle ich weit über die politischen Schriften des Plato und Aristoteles, obgleich auch diese mit Weisheit geschrieben sind. Paulus aber schließt eine heilsame Belehrung daran, indem er zeigt, daß diese Pflichten des äußern Lebens von Gott angeordnet, und daß die Menschen darum durch Zeugung, Erziehung, Verwaltung, Ver-

träge, so unter einander verbunden seien, damit wir in diesen löblichen Verhältnissen Andern unsere Gesinnung gegen Gott zeigen, Anrufung und gegenseitiges Wohlwollen üben sollen.

Diese Erklärungen des **Paulus** halten ohne Zweifel viele würdige Männer, welche es einsehen, welch' eine Last die Regierung ist, auf ihrem Posten fest. Wenigstens erhöhen sie in meinem Herzen die Liebe und Ehrfurcht gegen die Gesetze und bürgerlichen Pflichten gar sehr. Ihr wißt auch, daß in den letzt vergangenen Jahren durch paulinische Zeugnisse dieser Art viele fanatische Menschen widerlegt worden sind, welche sehr viele Pflichten der bürgerlichen Ordnung in ungestümer Raserei verdammten, wie auch vor Zeiten ähnlicher Wahnsinn des Marcion und der Manichäer die nämlichen Dinge betreffend, vorzüglich durch **paulinische** Zeugnisse unterdrückt worden sind.

Dazu kommt, daß er in den bürgerlichen Vorschriften mit ungewöhnlicher Klugheit einem nicht stumpfsinnigen oder rohen Regenten über hochwichtige Dinge, über die Nerven einer guten Verfassung, und über die Quellen der wichtigsten Veränderungen Unterricht und Weisung gibt.

In der Regel fehlen Regenten durch Trägheit; viele aber auch, die mit Weisheit und Lebhaftigkeit des Geistes ausgestattet sind, fehlen durch unberufene Vielthuerei. Daher erinnert er oftmals, daß man vor dieser krankhaften Richtung sich hüten müsse. Und weil dieselbe aus Ehrgeiz hervorgeht, stellt er sehr geschickt einen ganz entgegen gesetzten Ehrgeiz gegenüber; nach **dem** Ruhme nämlich empfiehlt er uns zu eifern, daß wir uns befleißigen, Jeder innerhalb der Schranken und Gränzen seines Berufs zu bleiben, oder, wie man sprichwörtlich sagt, Jeder sein Sparta zu verherrlichen.

Aber gemeine Geister halten für weit rühmlicher jene unberufene Vielthuerei, welche sich überall einmischt, Viele reizt und aufregt, friedliche Absichten stört, und überhaupt allenthalben Geschäfte herbei zieht, gleichwie Cäcias die Wolken an sich gezogen haben soll.

Daß es viele dergleichen Leute gegeben hat, lesen wir in der Geschichte, wie z. B. **Kleon**, von dem man sagte, er habe den einen Fuß auf dem Kriegsschauplatze, den andern in der Rathsversammlung. Wie Viele gibt's auch jetzt noch, welche den einen Fuß auf das Rathhaus, den andern an den Altar stellen, d. h. welche die Staaten nur nach ihren Rathschlägen regieren, und die Lehre in den Kirchen nur nach ihrem Urtheil gestaltet wissen

möchten! Dieses Uebel hat der Kirche oft geschadet. Doch ich übergehe die Beispiele von den Lehrern. Denn der Leser, der mit dem gewöhnlichen Gange des Lebens nicht unbekannt ist, wird, wenn er die paulinischen Ermahnungen erwägen will, bemerken, daß er auf Vieles aufmerksam macht, was ein weiser, geistvoller Regent wahrzunehmen hat.

Nun beachte die Jugend auch dieses, daß Paulus mit wissenschaftlicher Bildung und Gelehrsamkeit ausgerüstet gewesen, was seine lichtvolle Sprache und die Ordnung in seiner Darstellung beweist. Denn er gebraucht viele bedeutsame Worte, deren wichtiger Inhalt ohne gelehrte Bildung nicht verstanden wird. Er hätte wohl nichts Traurigeres und Härteres sagen können, um den bittern Haß zu bezeichnen, von dem die Heuchler gegen das Evangelium entflammt sind, als wenn er sprach: die Apostel würden „Auswürfe und Scheusale" genannt. Diese Worte mag man ohne Kenntniß der alten Geschichte nicht verstehen. Oft braucht er den Ausdruck συμβιβάζειν,*) wenn er von der gegenseitigen Liebe spricht. Aber auch die Bedeutung dieses Wortes wird durch die Geschichte aufgehellt. Paulus sieht, daß Viele recht geflissentlich darauf ausgehen, die Eintracht unter den Menschen zu zerreißen. Darum ermahnt er, daß wir bei unsern Handlungen Eintracht der wechselseitigen Bestrebungen bezwecken und gegenseitiges Wohlwollen unterhalten sollen, was nicht geschehen kann, wofern man nicht durch Mäßigung und philosophische Lebenskunst die innern Regungen leitet. So nennt die Geschichte diejenigen Maßregeln συμβιβαστικά, welche den bezeichneten Zweck beabsichtigen. Um diesen Eifer uns zu empfehlen, bedient er sich dieses bedeutungsvollen Ausdrucks der Geschichtsschreiber. Den Lehrern empfiehlt er „das Wort der Wahrheit recht zu theilen."**) Eine treffliche Metapher, von den Opfern hergenommen, bei welchen es eine besondere Kunst war, die Glieder zu theilen, von denen ein Theil verbrennt wurde, der andere den Priestern verordnet ward. Auch dieses Bild drückt Viel aus.

Ich könnte, wenn es die Zeit erlaubte, noch gar viele Beispiele anführen, welche zeigen, daß es dem Paulus weder an Gelehrsamkeit, noch an Genauigkeit gemangelt hat, und daß zum

*) Eigentlich: zusammenbringen, Einen mit dem Andern zur Versöhnung oder zum Bündniß, daher zusammenfügen, vereinigen.

**) 2. Timoth. 2, 15.

Verständniß seiner Sprache gelehrte Kenntniß erfordert wird. Das sage ich darum einmal, damit die Studirenden ihn um so aufmerksamer lesen, damit sie aber auch, um ihn richtiger auffassen zu können, mit wissenschaftlichen Kenntnissen daran gehen sollen.

Ich habe von denjenigen Lehren, welche Paulus am meisten in's Licht gesetzt hat, und von einigen andern Punkten der Lehre gesprochen. Denn bei dem Apostel kommt vorzüglich seine Lehrart in Betracht. Auch über seine Tugenden würde ich Einiges hinzu setzen. Aber wir werden in kurzer Zeit den hohen Glanz derselben schauen, wenn wir seine Nähe und seine Gemeinschaft genießen, wenn wir hören werden, wie Christus seine Thaten rühmt, wenn wir als seine Zuhörer noch Vieles von ihm werden erforschen können. Denn es mag keine, der Größe dieser Tugenden würdige Rede ersonnen werden. Jedoch darf auch das Beispiel nicht unbeachtet gelassen werden. Denn wenn wir auch denselben Grad seiner Tugenden nicht erreichen, so müssen doch bei Allen gleiche Anfänge gemacht werden. Unser Glaube müsse gestärkt werden, wenn er sagt, er sei in seinem feindlichen Wüthen deßhalb von Gott berufen worden, damit wir lernen sollen, daß Gott um Christi willen, wenn wir nur zu Ihm fliehen, uns gewißlich vergeben wolle. Laßt uns Hilfe und Schutz mit Zuversicht erwarten, wenn wir in demselben Berufe stehen, in welchem er gestanden. Zuletzt wollen wir, so viel an uns ist, uns hüten, daß wir nicht durch schlechte Sitten der himmlischen Güter uns verlustig machen, oder den heiligen Geist betrüben. Wie der Maler, wie der Baukünstler ein Ideal, ein Vorbild seines Werkes hat, auf das er stets schaut, so fordert auch diese Lebenskunst, daß wir im Geiste auf gefeierte Männer hinschauen, und uns beeifern, denselben nachzufolgen, und sie auf irgend eine Weise zu erreichen. So hatte Cicero den Lälius zum Vorbild sich erwählt, so Andere Andere; so wollen wir in der Kirche auf Paulus, Jeremias und Aehnliche als unsre Vorbilder schauen; durch die Beispiele derselben wollen wir unsern Glauben stärken, uns zum Gebet erwecken, und die Geduld, die Sanftmuth, den treuen Fleiß derselben in allen Verhältnissen nachahmen.

Bisher hab' ich, so viel es mir theils meine geringe Kraft, theils die Kürze der Zeit möglich machte, von Paulus geredet. Es ist noch der dritte Theil meiner Rede übrig.

Ein frommes Gemüth sieht sich aufgefordert, oft und fleißig darüber nachzudenken, auf welche Weise die Kirche erbaut wor-

den, wen sie zum Führer, welche Feinde sie hat; woher diese Schwachheit des menschlichen Geschlechts, woher diese furchtbare Verwirrung des Lebens, woher so viele Umwälzungen in den Völkern und Staaten kommen, und welchen Hafen die Kirche unter so großen Gefahren hat? Da menschliche Sorgfalt die Kirche nicht zu erhalten vermag, so wollen wir Gott mit aufrichtiger Gesinnung bitten, daß Er nach Seiner unermeßlichen Güte um des Sohnes willen die Kirche erhalte, und in einigen Ländern ihr eine geruhige Freistätte geben, daß Er die Studien, durch welche Er wahrhaft verherrlicht wird, beschütze und fördere, daß Er die Kenntniß Seines Evangelium unter den Menschen nicht verlöschen, noch das ganze Menschengeschlecht in das ewige Verderben stürzen lasse.

Wessen Brust ist so eisern, wer ist so roh und verwildert, daß er, wenn er erwägt, welch eine große Menge Menschen in offenbarer Raserei Gott verachtet, und das ewige Verderben sich zuzieht, das menschliche Elend nicht bejammern sollte? Darum, damit nicht die ganze Menschennatur völlig zu Grunde gehe, laßt uns beten, daß einige Ueberreste ausgehoben und gerettet werden!

Ferner denke auch Jeder über sich selbst nach, sehe auf die Beispiele aller Zeiten, und mache die zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, deren Wandel für das Menschengeschlecht segensreich gewesen, und trete in ihre Fußtapfen! Hingegen hüte er sich aber auch, daß er nicht unter die Scheusale der Menschheit geworfen werde, wie es deren Viele gegeben hat, z. B. Kain, Pharao, Judas, Marcion, Manes u. A.

Der einst auf der Bühne ausgesprochene Grundsatz, daß das Leben vom Glück, nicht von der Weisheit regiert werde, müsse aus der Kirche verbannt werden! Wir sollen wissen, daß nicht durch menschliche, sondern durch göttliche Weisheit das Leben regiert wird, welche zweierlei umfaßt. Sie heißt dich den Geboten Gottes gehorchen, und Seine Leitung und Regierung erflehen, wie der Psalm spricht: „Sei Gott ergeben, und hoffe Hilfe von Ihm!“. Werden wir dieser Weisheit als unsrer Führerinn folgen, so werden unsre Angelegenheiten glücklich von Statten gehen.

Wie groß ist die Zahl derer, welche, auf ihre Weisheit bauend und Gottes vergessend, sich und dem Vaterlande den Untergang bereitet haben! Ich will nicht von den Alten, von Pharao, Ahab, Zedekias, Alkibiades und Aehnlichen reden. Sehet unsre Zeiten an; Ihr erinnert Euch ja des Anfangs der münster'schen Unruhen, wie fanatische Menschen so keck falsche

Meinungen ausstreuten, wie die Raserei allmälig wuchs, weil auf Gottesverachtung Wahnsinn und Raserei zu folgen pflegt, und wie traurig und schrecklich der Ausgang war!

Doch nicht das allein ist zu beklagen, daß so viele arme Menschen durch Hunger und Schwert oder anderes Ungemach umgekommen sind, sondern weit trauriger ist, daß Gott dabei geschmäht worden, daß Viele der Irrwahn in das ewige Verderben gestürzt hat; daß der Teufel darob triumphirt hat, daß so viele Unglückliche von Gott weggerissen worden sind. Diese Scenen wollen wir unserm Geiste vorhalten, damit wir die Weisheit suchen, welche die Herzen also regiert, daß uns nicht blindlings solcher Fall erraffe.

Vergleichet hingegen die Staatsweisheit des Jeremias, die zwar armselig und gering erscheint, dennoch aber dem Volke segensreich und wahrhaft ruhmvoll ist. Länger als vierzig Jahre predigt er von dem Untergange des Staates, von der Zerstreuung des Volkes und der Rückkehr der Ueberreste desselben. Wie oft wird er in's Gefängniß geworfen, wie oft vor das Gericht geschleppt! Endlich wird er getödtet, entweder von seinen Mitbürgern, oder von einem übermüthigen afrikanischen Könige, dem er auch den Untergang geweissagt hatte! Aber wiewohl er in schweren Leiden geübt wird, ist er dennoch der Retter seines Landes. Denn auf seinen Rath entschloß sich die Blühte der Kirche, Zedekias, und einige tausend Bürger zur Uebergabe. Diese Reste waren die Pflanzschule, welche in der Folge den Staat wieder erneuerte. Nun erwäge bei dir, was dir wünschenswerther erscheint, ob die Aehnlichkeit mit Samuel, Jesaias, Jeremias, Paulus, oder ob mit Alkibiades, Kaiphas, Judas, Marcion, Rullius von Münster! Wenn das die Jünglinge fleißig beherzigten, gewiß, sie würden bescheidener sein, und nicht nur der heilsamen Wahrheit eifrigeres Streben widmen, sondern auch um die Leitung und Regierung Gottes flehen. Wie du Gott um die Erhaltung der Ueberreste Seiner Kirche bittest, eben so sollst du bitten, daß Er auch dich zu einem der Menschheit nützlichen Werkzeug erwähle, und dich nicht unter die menschlichen Scheusale, oder unter die Gefäße des Zorns verwerfe, wie sie Paulus nennt. Denn Gott will Sich Seiner Kirche nicht entziehen, sondern Er sichert denen, die Ihn bitten, so oft und feierlichst Seine Hilfe zu, und bestätigt durch einen Eid Seine Verheißungen. Warum eilen wir nicht zu Ihm, der sogar durch einen Schwur uns einladet? Laßt uns Fleiß thun

in unserm sittlichen Streben, und in unsern Studien! Laßt uns die Herzen zum Gebete anfeuern! Wahrlich, das wird nicht vergebens sein! Denn diese Versicherung gibt Paulus: „Gott ist's, der da wirkt Beides, das Wollen und das Vollbringen." *)

Gottesfürchtige Menschen sollen wissen, daß sie von Gott berufen werden, um heilsame Kenntnisse sich zu erwerben, und sich zur Leitung der Kirche geschickt zu machen. Diese Bestrebungen werden nicht fruchtlos sein, wenn du nur deinen Lauf beschleunigst, und den begonnenen Eifer nicht fallen läßt. Manche erschlaffen durch sinnliche Genüsse, Andere, weil sie zweifeln, Lohn dafür zu erhalten; der Eine wird durch diese, der Andere durch andere Gefahren zurückgeschreckt; denn das eben ist die große Schwäche der menschlichen Natur, daß man sich weder die Tüchtigkeit erwirbt, welche der Staat in Anspruch nimmt, noch Verlangen hegt, einen Theil der öffentlichen Arbeit zu übernehmen. Viele entmuthigt auch die Noth der jetzigen Zeit, wenn sie das Türkenheer vor sich sehen. Wozu, sprechen sie, wird es der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit bedürfen, wenn dieses Alles durch türkische Waffen verheert werden wird? Ich schaudere, wenn ich solche trübe Ahnungen aussprechen höre, oder daran denke! Aber, wackere Jünglinge, wir wollen mit aller Geisteskraft andere Schwierigkeiten sowohl, als auch namentlich diese Schrecknisse bekämpfen. Je größere Gefahr uns droht, um so eifriger wollen wir die Wissenschaften treiben, damit denen, die nach uns kommen werden, der Besitz der Wissenschaften, welche für das Leben nützlich sind, gesichert sei. Wenn auch verhängnißvolle Strafen die Welt wegen des epikurischen Wahnwitzes, wegen des Aberglaubens, der Wollust und wegen anderer Laster treffen sollten, so wissen wir doch gewiß, daß die Kirche Gottes bleiben wird, daß sie in diesem letzten schwachen Alter der Welt zwar hart bedrängt und mit Knechtschaft belastet werden, dennoch aber bleiben und bestehen wird. Drum mag unser Stand seine Kräfte und Zierden sich erhalten, und dazu eben ermuthigt Euch auch durch den Trost, daß die Wuth der Türken, wie weit sie auch jetzt um sich greift, dennoch das fünfte Weltreich nicht gründen wird! Diese Barbaren werden nicht alle Völker Europa's unterdrücken! Doch ich will nicht von politischen Angelegenheiten reden, sondern empfehle vielmehr Gott unser Germanien, das in diesen traurigen Zeiten schon leider zu wahr und mit Recht den Namen Almania (Alemannien) führt; denn Almana heißt in der hebräischen Sprache eine Witwe.

*) Philipp. 2, 13.

Doch ich sammle mich wieder. Wir wollen nur an die Kirche denken, und überzeugt sein, daß dieselbe, wenn auch politische Unruhen und Verwirrungen eintreten werden, dennoch bestehen wird. Ihr seien unsre Kämpfe gewidmet; um ihretwillen laßt uns im Bekenntniß der Wahrheit verharren, wie im babylonischen Exil Daniel, Haggai, Zacharias und viele ähnliche weise Männer gethan haben. Obgleich die Kirche in den Staaten keinen sichern Sitz hat, so kann ich doch frommen Fürsten so viel versichern, daß, so lange sie in diesem Nachen, d. i. in der Kirche, sein werden, auch ihre Herrschaft bestehen wird. Diejenigen aber, welche diesen Nachen vertreiben, und durch ihren Leichtsinn in ihrer Kirche Verwüstung verursachen werden, wie so Viele thun, welche wissenschaftliche Bestrebungen untergehen lassen, mögen diese Drohung hören: „Siehe, die Augen des Herrn sehen auf ein sündiges Königreich, und Er wird es ganz vertilgen!"*) Aber der Prophet fügt zugleich denselben Trost hinzu, den ich schon so oft angeführt: „Aber Jakob, spricht Er, will Ich nicht gar vertilgen, obgleich Ich es wie Weizen in einem Siebe sichten und reinigen will!" Welche wunderbaren Schilderungen und Bilder der Kirche, vornehmlich in unserer Zeit! Es ist kein Zweifel, daß sie deßwegen aufgestellt worden sind, um die Frommen im Voraus zu erinnern, und für die Gefahren zu stärken, welche schon vor Augen schweben. Die Kirche ist nicht ein träger, müßiger Haufe, sondern sie weiß, daß sie in diesem Leben Mühseligkeiten aller Art ausgesetzt ist, daß sie aber dennoch indeß das Bekenntniß der Wahrheit festhalten, und dasselbe, um politischer Zerrüttungen willen, nicht fallen lassen soll.

Stärkt denn also Eure Herzen durch göttliche Erinnerungen! Widmet Euch mit allem Fleiße den nützlichen Studien, und seid überzeugt, daß dieser edle Eifer nicht nur Gott wohlgefällt, sondern auch von Ihm gefördert und unterstützt wird! Werdet Ihr in dieser Hoffnung um Hilfe flehen, so werden Eure Mühen gewiß nicht vergeblich, sondern Euch und Andern heilsam sein; und was könnte dem Menschen Besseres oder Ehrenvolleres zu Theil werden, als eben dieses? Das soll man deßhalb bedenken, weil der Mensch ohne Zweifel verpflichtet ist, im Voraus mit Sorgfalt zu berechnen, nach welchem Ziel er sein Leben richten, und auf welche Weise er es bei so gar heftigen Bewegungen lenken soll.

*) Amos 9, 8. 9.

Rede über den Ausspruch des Paulus: „Halte an mit Lesen, mit Trösten und mit Lehren." (1. Timoth. 4, 13.)

Gehalten 1547.

„Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende," spricht Jeremias,*) nicht bloß in Bezug auf den jammervollen Zustand seiner Zeit, sondern auch in Bezug auf andere Zerrüttungen der Kirche. Denn auch in diesem höchst traurigen Kriege, der vor einem Jahre in diesen vorher so blühenden Gegenden ausgebrochen ist, würden wir wegen unsrer Sünden, die eben so zahlreich als groß sind, gänzlich umgekommen sein, wofern nicht Gott selbst in Seinem gerechtesten Zorne zugleich auch Seiner Barmherzigkeit gedacht, und die wohlverdienten Strafen durch Seine unermeßliche Güte gemildert hätte. Wir danken daher vor Allem von ganzem Herzen Gott, dem ewigen Vater unsers Herrn Jesu Christi, dem Schöpfer des Himmels, der Erde und Seiner Kirche, nebst Seinem Sohne, unserm Herrn Jesus Christus, und Seinem heiligen Geist, daß Er die Strafen gelindert, und uns eine ruhige Frist geschenkt hat, und die Ueberreste Seiner Kirche erhält. Auch flehen wir von ganzem Herzen, Er wolle ganz Deutschland einen gerechten, heilsamen Frieden wieder verleihen und unter uns das Licht Seines Evangelium nicht auslöschen, noch die wahre Anrufung vertilgen lassen. Diese Bitte laßt uns in unablässigem Flehen, in häuslicher Andacht sowohl, als in den öffentlichen Versammlungen wiederholen! Bevor ich aber jetzt im Vortrage weiter gehe, wollen wir zu diesen frommen Wünschen das Gebet des Herrn fügen, indem wir mit Glaubensinbrunst rufen: Abba! Unser Vater! u. s. w.

*) Klagl. 3, 22.

Da wir aber, verehrte Mitgeistliche! einer alten und höchst rühmlichen Gewohnheit gemäß, zur Berathung über unsre Verwaltung uns versammelt haben, und da unsre erste Angelegenheit die evangelische Lehre sein muß, so hielt ich mich gedrungen, wie ich früher oftmals gethan, Euch vor Allem zu eifriger Beschäftigung mit der evangelischen Lehre und zu anhaltendem Lesen zu ermahnen. Um nun dieß mit stärkerem Nachdruck thun zu können, beschloß ich, dasselbe Gebot, welches Paulus dem Timotheus stellt, Euch an dieser Stätte abermals zuzurufen und einzuschärfen. Denn Paulus hat dasselbe nicht sowohl wegen des Timotheus, dessen flammenden Eifer für das Evangelium er kannte, als vielmehr um der ganzen Nachwelt willen geschrieben. Es sind aber die Worte diese: „Halte an mit Lesen, mit Trösten, mit Lehren!"

Wenn diesen Ausspruch irreligiöse Menschen lesen, halten sie ihn für eine kindische Ermahnung, die nicht viel zu bedeuten habe; gleich, als wenn ein Schulmeister seine Schüler zum Lesen in der Grammatik ermahne. Wiewohl nun auch dieser Unterricht die Amme wichtiger Kenntnisse ist, so ist doch hier von weit wichtigeren Sachen die Rede, und nicht nur eine Belehrung enthält dieses wichtige Wort des Paulus, sondern auch einen gar süßen Trost für Alle die, welche um ihrer gelehrten Beschäftigungen willen, angefeindet, und durch große Mühseligkeiten geprüft worden. Mich wenigstens hat in diesen unsern Gefahren und Nöthen gar oft gerade diese Mahnung aufgerichtet, wenn ich mich zweifelnd fragte, warum ich dem Studium des Evangelium mich widme, welches die Anfeindung der Menschen erregt, da man doch, wenn man alle Wissenschaft von sich weise, in Ruhe und Ansehen leben könne? Wenn ich nun dieser Bedenklichkeit das Gebot Gottes entgegen stelle, welche die Schriften des Evangelium zu lesen, zu hören, in ihr Verständniß zu dringen, sich mit ihnen zu befreunden fordert, dann beruhige ich mich wiederum, und finde nicht nur Freude an meinem Studium, sondern bin unerschütterlich überzeugt, daß man dem Lesen der himmlischen Bücher und der gelehrten Forschung in denselben alles Menschliche nachstellen müsse.

Und ich empfehle dieses Wort des Paulus: „Halte an mit Lesen," und Aehnliches fordernde Aussprüche auch mir selbst, z. B.: „Dieser ist Mein lieber Sohn, den sollt ihr hören!"*) Ferner: „Wer aber nicht hören wird,

*) Mark. 9, 7.

von dem will Ich's fordern!" *) Ueberhaupt ist das Gebot, das Evangelium zu lernen, bekanntlich oftmals wiederholt.

Indem ich dieses erwäge, fühl' ich mich zugleich von der Undankbarkeit und Hartnäckigkeit des menschlichen Geschlechts schmerzlich ergriffen, da es ja ein ganz außerordentlicher, ja der höchste Beweis der Güte Gottes ist, daß Er aus Seinem Geheimniß herausgetreten ist, und sich uns offenbaret hat, freundlich uns anredet, und eine, aller Creatur unbekannte Weisheit an's Licht bringt, die allein ein sicheres und kräftiges Mittel gegen die unzuberechnenden Uebel des Menschengeschlechts ist. Was ist hier unwürdiger, als den zu uns redenden Gott nicht hören wollen, und so große Güte verschmähen, die eben darin sichtbar ist, daß Er so oft und unter so glänzenden Zeugnissen Sich geoffenbart hat? Wer müßte solche Undankbarkeit nicht der härtesten Strafen würdig achten? Vielfach aber äußert sich diese Undankbarkeit. Viele Gottesverächter behaupten keck, die prophetischen und apostolischen Bücher seien fabelhaft, und halten Andere ab, dieselben zu lesen. So hab' ich gehört, daß Politian auf die Frage, ob er die heilige Schrift lese, geantwortet habe: Einmal habe er sie gelesen, habe aber bei keiner Lektüre seine Zeit schlechter angewendet. Und ein Anderer, der nach der heiligen Schrift gefragt wurde, sagte: „Ich bekümmere mich nicht um die fünf Bücher Mose; meine Sorge ist die, wie ich zu meinen Gütern noch fünf Dörfer schlagen kann." Eine solche Verachtung ist nicht nur Undank, sondern Tollheit und Lästerung, und die vornehmste Ursache der allgemeinen Noth in diesem Leben; sie wird aber einst mit ewigen Strafen vergolten werden.

Aber nicht jene Epikurischgesinnten nur laßt uns anklagen, sondern auch unsern eignen Kaltsinn anerkennen. Auch nicht einmal wir sind von einem solchen Eifer zum Lesen, und einer solchen Sorgfalt im Nachdenken entflammt, wie es sein müßte. Selten wenden wir einige Blätter um, und lesen ohne Aufmerksamkeit, ohne Nachdenken über den göttlichen Willen, gleich wie träge, stumpfe Menschen Gedichte lesen.

Damit nun unsere Herzen zu eifrigem Forschen angefeuert werden, wollen wir das Wort des Paulus: „Halt' an mit Lesen!" uns tief einprägen, und um das Verständniß desselben zu erleichtern (denn es enthält eine sehr genaue Einthei-

*) 5. Mos. 17, 18.

lung), will ich eine Erklärung hinzufügen, die den Studirenden hoffentlich nicht unwillkommen sein wird.

Drei Glieder sind es; er empfiehlt zu lesen, zu lehren und zu trösten.

Warum beginnt er aber mit dem Lesen? Er unterscheidet hier die himmlische Lehre von der Philosophie, und erinnert zugleich, daß die Kirche an die prophetischen und apostolischen Schriften gebunden ist. Andere Wissenschaften, wie die Arithmetik und die Rechtswissenschaft, werden aus Grundsätzen, welche man auf natürlichem Wege findet, erbaut; sie gehen nicht vom Lesen aus. Aber die dem Evangelium eigenthümliche Verheißung war ein geheimer Rathschluß, weit über und außer dem Gesichtskreis aller Engel und Menschen gestellt. Diesen hat Gott den Vätern und Propheten durch Offenbarung mitgetheilt, und ihn schriftlich aufzeichnen lassen, und die Sorge für die Bewahrung der Schrift Seiner Kirche anvertraut. Ja Er erhält eben darum einige Staaten, daß sie gleichsam Bibliotheken der heiligen Bücher sein sollen. So ist die mosaische Verfassung aus diesem Grunde funfzehnhundert Jahr beschützt, erhalten, und durch göttliche Zeugnisse verherrlicht worden, um die Bibliothek der prophetischen Schriften zu sein, uns zu bezeugen, daß diese Lehre von Gott verliehen worden. Da nun die Lehre der Kirche nicht aus dem Lichte des menschlichen Geistes hervorgeht, sondern aus dem aufgezeichneten Gottesworte erkannt werden muß, so leuchtet die Nothwendigkeit des Lesens ein, und weislich stellt Paulus die Ermahnung zum Lesen voran. Wenn dem nun also ist, so wollen wir auch uns und die Unsrigen gewöhnen, die göttlichen Bücher fleißig zu lesen. Und da es hoch nöthig ist, daß diese Bücher erhalten und gelesen werden, so wollen wir auch wissenschaftliche Beschäftigungen lieben und uns aneignen. Und wie gehässig man auch unsre Bemühungen beurtheilen mag, wissen wir doch, daß sie Gott wohlgefällig und Seiner Aufsicht empfohlen sind. Diesen Trost muß man oft bedenken und wiederholen, weil in unserer Zeit, wo diese ehrenvollste Thätigkeit nicht nur aller äußern Aufmunterungen ermangelt, sondern auch durch die Urtheile Mächtiger und Weiser eingeengt und gehässig gemacht wird, indem sie die Wissenschaften als den Samen der Zwietracht verrufen, wissenschaftliche Bestrebungen immer mehr an Reiz verlieren. Gegen solche Urtheile wollen wir unsern Trost in den Geboten Gottes suchen, welche die heiligen Bücher zu lesen nicht nur, sondern auch in ihr Verständniß einzudringen, sehr ernstlich fordern.

Ich sagte oben, die Eintheilung sei mit besonderer Genauigkeit angeordnet, und habe kürzlich aus einander gesetzt, warum die Empfehlung des Lesens vorangestellt ist. Ich füge auch die übrigen Glieder hinzu. Es ist nicht genug, die heiligen Bücher zu lesen, sondern es soll auch „die Lehre" dazu kommen; d. h. durch das Lesen schöpfe man die Lehre, in ein zusammen hangendes Ganzes gebracht, und weise die Zeugnisse in den Büchern nach; man zeige den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, und stelle die Glaubensartikel in bestimmter Ordnung dar, erläutere sie mit Hilfe der Wissenschaft, und achte vorsichtig auf ihre Quellen, in welchen Stellen der prophetischen und apostolischen Schriften eine jede derselben vorgetragen werde. Man unterscheide die der Kirche eigenthümliche Belehrung über Gott von heidnischen und andern Meinungen. Denn man muß nothwendig die Vorstellung von Gott haben, wie Er sich selbst geoffenbart hat, indem Er uns auf drei Personen, den ewigen Vater, den Sohn und den heiligen Geist hingewiesen. Man stelle den wunderbaren Rathschluß Gottes heraus, daß Er, als der Gerechte, welcher über die Sünde schrecklich zürnt, Seinen gerechtesten Zorn nur dadurch hat versöhnen lassen, daß Sein Sohn an unsrer Statt Seine Erbarmung angefleht, auf Sich den Zorn übergetragen hat, und das Sühnopfer für uns geworden ist.

Auch sollen wir die Lehre von zwei Naturen in Christo nach jener Stelle festhalten: „Und das Wort ward Fleisch."*) Sodann müssen wir die Lehre von der freien Vergebung der Sünde wohl unterscheiden von dem heidnischen und pharisäischen Wahn, welcher dichtet, unsre guten Werke seien das Lösegeld oder die sühnende Genugthuung für unsre Sünden. Wir müssen unterscheiden die Gerechtigkeit des Glaubens von der äußerlichen Zucht, müssen lernen, was wahrer Gottesdienst sei; wir müssen die der Kirche eigenthümliche Anrufung Gottes von der heidnischen unterscheiden, und lernen, was die Kirche sei, und wie sie von politischem Gemeinwesen sich unterscheide. Dieß Alles muß im Symbol bei der Erklärung der Glaubenslehren in bestimmter Ordnung dargestellt werden.

Die Weisheit der Kirche ist nicht, wie viele Ununterrichtete wähnen, eine barbarische, unwissenschaftliche und grobe Lehre, dergleichen die Gesetze vieler Völker gewesen. Eben so wenig ist

*) Joh. 1, 14.

sie eine bloße Moralphilosophie, wie Viele meinen, und wie ich mich erinnere, von einem gewissen Doctor der Theologie gehört zu haben: „Wenn auch die Schriften der Propheten und Apostel verloren gingen, so liege doch in der Ethik des Aristoteles ein solcher Schatz von Weisheit, daß aus diesem einzigen Buche die Kirche hinlänglich belehrt werden könne." Ich könnte ähnliche Irrthümer vieler Anderer anführen, welche zu erwähnen immer den Nutzen hat, daß es uns eines Theils zu vorsichtiger Unterscheidung der verschiedenen Lehren auffordert, sodann aber auch zum Lernen uns ermahnt, damit das Licht des Evangelium nicht wiederum verlöscht, und die Wahrheit in neue Finsterniß gehüllt werde. Deßwegen fordert Paulus nicht nur im Lesen Fleiß und anhaltenden Eifer, sondern auch im Lernen. Denn es ist ein großes und schwieriges Werk, die Lehre der Kirche wahr, richtig, angemessen, genau und deutlich zu erklären, also, daß sowohl du selbst in deinem Gemüthe gleichsam die Idee eines vollständigen Gebäudes, eine Summa der Lehre, tragest, als auch den Gemüthern deiner Zuhörer eine ähnliche Idee einbilden könnest. Des Lehrenden Richtschnur aber sei das Lesen. Denn aus jenen Quellen, d. h. aus den prophetischen und apostolischen Büchern, muß die Erklärung entlehnt werden.

Es ist aber dieser Fleiß in rechter Lehre zuerst wesentlich erforderlich zu wahrer Erkenntniß Gottes, und zum Heil der Seelen. Sodann ist er auch zur Erhaltung der öffentlichen Eintracht nützlich. Denn gewöhnlich entspringen Uneinigkeiten daraus, wenn nachlässige Lehrer uneigentliche Ausdrücke einstreuen, welche widersprechende Meinungen, und so zu sagen, widersprechende Ideen in den Gemüthern der Hörer erzeugen. Es muß daher der Vortrag des Lehrers eigentlich, genau, bestimmt und klar, es muß Eine gleichlautende Stimme der Kirche sein, welche Gott recht und brünstig anruft.

Ich will nun von dem dritten Glied, nämlich von der Tröstung reden. Denn es ist nicht genug, die heilige Schrift zu lesen, nicht genug, die Lehre zu wissen, wie dieselbe ja auch viele Feinde Gottes wissen, sondern zum Lesen und zur Erforschung der Lehre muß auch jenes letzte Werk, nämlich die Tröstung hinzu kommen, damit wir, von der Sünde und dem Tode niedergebeugt, nicht verzagen. „Du hast nicht Lust, o Gott, an unserm Verderben!" stehet geschrieben,*) und Gott

*) Ezech. 18, 22.

selbst spricht: „So wahr Ich lebe, Ich habe keinen Gefallen am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!"*) Gott hat sich also geoffenbart, Er hat die Stimme des Evangelium uns gegeben; Er hat den Sohn gesandt nicht zu dem einen Werke nur, unsre Sünden uns aufzudecken, sondern vornehmlich zu dem Zweck, um uns durch die Stimme des Evangelium, und durch Seinen heiligen Geist zu trösten, und unsre Herzen aufzurichten, um Licht und Gerechtigkeit in uns zu entzünden, und nach der Vernichtung der Sünde und des Todes uns zu Erben des Lebens und der ewigen Seligkeit zu machen.

Wenn nun Paulus an das Lesen die Tröstung schließt, so deutet er damit an, Gott sei eben durch diese Stimme der Verheißungen, die wir in den Schriften der Propheten und Apostel lesen, wirksam. Mag dieses auch irreligiösen Menschen lächerlich scheinen, so wissen doch wir in der Kirche gewiß, daß Gott darum das Amt der evangelischen Predigt angeordnet hat, damit wir lesen, lernen, und die Stimme des Evangelium vernehmen sollen, auf daß durch dieselbe himmlisches Licht von dem heiligen Geiste Gottes in uns angezündet werde. Daß dieses so erfolgt, ist zuverlässig, wenn wir durch die Stimme der Verheißungen uns kräftigen, und dem Zweifel und der Verzagtheit entgegen kämpfen. Daher sind zu verwerfen alle Enthusiasten und Wiedertäufer, und Aehnliche, welche bei Verachtung der Schrift und Unterlassung des Lesens neue Eingebungen erwarten, wie ich denn einen Anabaptisten sogar habe sagen gehört, er möge nicht um einen Groschen alle Bücher der himmlischen Lehre, auf einen Haufen zusammen gebracht, kaufen. Bei diesem war es nun zwar offenbarer Wahnsinn; der Anfang solches Wahnsinnes jedoch geht aus dem Wahn hervor, daß das Lesen und die Betrachtung der göttlichen Verheißungen unnütz sei, wie denn solche, welche die Uebungen des Glaubens nicht kennen, nicht wissen, daß man gerade in jenen Verheißungen seine Beruhigung finden, und im Vertrauen auf die in den Verheißungen sich aussprechende Erbarmung Gottes Milderung der Uebel erwarten müsse. So halten sie es auch, ganz nach heidnischer Denkart, für genug, wenn sie ihren sittlichen Zustand nur einer gelinden Zucht unterwerfen, während die Herzen ohne Glauben und voll Zweifels sind. Was ich sagen will, verstehen redliche Gemüther, die mit

*) Ezech. 33, 11.

den Uebungen des Glaubens nicht ganz unbekannt sind, woh
Es soll daher das Lesen und die Lehre auf den Zweck geric
tet werden, daß in uns, wenn wir durch die Tröstung aufg
richtet werden, in wahrer Buße und in allen Gefahren de
Glaube angezündet, und neues Leben und ewige Gerechtigkeit an
gefangen werde, wie geschrieben steht: „Das ist das ewig
Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist
und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."*)

Ihr habt die Erklärung des paulinischen Ausspruchs vernom
men. Nun ermahne und beschwör' ich Euch, um der Ehre Got
tes und des Heils der Kirche willen, daß Ihr dieser Vorschrif
nachkommt, daß Ihr in Euren Studien diese Mahnung befolgt
daß Ihr die heiligen Bücher leset, und daraus die vollkommene
Lehre der Kirche nehmt, und dieselbe zu Eurer und Anderer
Tröstung anwenden lernt.

Keine andere Sorge, keine Mühe ist in diesem ganzen Leben nützlicher oder nothwendiger, als die ernste Beschäftigung mit dieser himmlischen Lehre. Ja sie ist eine sichere Verwahrung des gegenwärtigen Lebens, und der Zugang zur ewigen Seligkeit, wie Paulus spricht: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben."**)

Manche aber nehmen ihre Trägheit in Schutz und sagen, es sei genug, die heiligen Bücher Ein Mal und zwei Mal zu lesen; öfter dieselben zu lesen, erscheine als leeres Geplapper. Wollte Gott, es wären Viele, welche Ein Mal und zwei Mal alle prophetischen und apostolischen Bücher also läsen, daß sie den wahren, natürlichen und unverfälschten Sinn in den vorzüglichsten Stellen und Glaubenslehren faßten und behielten! Ich fordere nicht etwa ängstliche Genauigkeit in kleinlichen Dingen, ohne welche die Gewißheit der Glaubenssätze erkannt werden kann; es soll nur die Erklärung „dem Glauben gemäß sein," wie Paulus spricht,***) und diese Richtschnur vor Augen habend, sollen wir, mit Anwendung der nöthigen Geschicklichkeit, der Eigenthümlichkeit der Sprache folgen. Dabei muß Wahrheitsliebe und Lauterkeit sein, daß wir nicht darum ganze Vorträge der Propheten verwerfen, weil etwa hie und da die Grammatiker das eine oder das andere Wort nicht auf dieselbe Weise erklären, welcherlei Streitigkeiten für eine gewandte Urtheilskraft oft leicht zu entscheiden sind. Mag es immer einige wenige Worte in der alten

*) Joh. 17, 3. **) Röm. 1, 16. ***) Röm. 12, 7.

Sprache geben, deren Bedeutung wir nicht genug kennen; in ihnen ist das Heil der Kirche nicht gefährdet, wie Demosthenes spricht: „Es werde das Heil Griechenlands dadurch nicht in Gefahr gesetzt, ob er die Hand hierhin oder dorthin gewendet habe.“ Allerdings aber ist die Anmaßung derer tadelnswerth, welche eine solche Einbildung von ihrem Geiste haben, daß sie die Weisheit der göttlichen Bücher erschöpft zu haben meinen, nachdem sie dieselben zwei oder drei Mal durchgelesen.

Die Lehre der Kirche predigt von vielen wichtigen Sachen, welche nicht mit Einem Male gänzlich gefaßt werden können. Sodann muß man sich auch geschickt machen, um falsche Lehrsätze widerlegen zu können. Damit man aber die Waffen stets in Bereitschaft habe, ist eine vertraute Bekanntschaft mit den heiligen Büchern nöthig. Außerdem bedarf Jeder für sich, zur Stärkung seines Glaubens, öfterer Wiederholung derjenigen Zeugnisse, welche vorzüglich klar und überzeugend sind. Zu diesem Allen ist anhaltendes Lesen erforderlich. Und da die menschlichen Gemüther fast täglich neue Kämpfe erfahren, so müssen auch die Herzen oft durch neue Ermahnungen verwahrt und befestigt werden. Auch gehen die geistigen Bestrebungen auf die Sitten über, daher auch die Gemüther derer, welche durch anhaltendes Lesen angeregt werden, weit mehr zum Nachdenken über Gott und zur treuen Uebung aller Tugenden sich neigen.

Zuletzt wollen wir auch das Wort des Paulus auf uns wirken lassen, daß er hier Aufmerksamkeit sowohl, als auch anhaltenden Eifer fordert, wenn er spricht: „Halt' an mit Lesen!“ Und in einer andern Stelle: „Lasset das Wort Gottes unter Euch reichlich wohnen;“*) und macht Euch vertraut damit.

Auch die vielfache Noth dieses Jahres mög' uns erinnern, daß wir in der Führung des ganzen Lebens, und in unserm Berufe größeren Eifer bewähren. Oft haben wir in diesem Jahre am Altare mit Thränen und Gebet um Frieden gefleht, und Gott hat die Strafen gemildert! Aber der Friede wird dauernder sein, wenn unsere Sitten ehrbarer sein, und wenn wir durch fleißige Betrachtung des Evangelium unsere Herzen zu brünstigem Flehen erwecken werden. Denn ohne dieselbe ist alles Gebet matt und kraftlos. Werden wir hingegen im Rausche der Lust, oder vom Streben nach dem Irdischen eingenommen, das

*) Koloss. 3, 16.

fleißige Forschen im Evangelium vernachlässigen, so wird an uns in Erfüllung gehen, was in jener traurigen Drohung in Hoseas verkündigt ist: „Du verwirfst Gottes Wort; drum will Ich dich auch verwerfen, daß du nicht Mein Priester sein sollst!" *)

Alle Kriege hindern die wissenschaftlichen Bestrebungen, und entstellen die Kirche, wie das Elend eines einzigen Jahres uns zeigt. Welche Verödung aber, welche Finsterniß würde in der Kirche eintreten, wenn, was Gott gnädig abwenden wolle, auf's Neue der Krieg in diesen Gegenden auflodern sollte?

Wir wollen aber nicht zweifeln, daß unsre Seufzer und Thränen, unsre Wünsche und andre fromme Uebungen für uns und die gemeinsame Kirche wirksam sein, und Frieden und andere Geschenke Gottes uns sichern werden. Denn so spricht Gott: „Bekehret euch zu Mir, so will Ich Mich zu euch kehren!" **) d. h. Rufet Mich in wahrer Bekehrung an, — so will Ich euch erhören und eure Strafen mildern. Diese göttliche Verheißung erwecke uns denn, daß wir Ihn um Frieden anrufen, zugleich aber auch ehrbar wandeln und fleißiger und eifriger mit der himmlischen Lehre uns beschäftigen!

*) Hos. 4, 6. **) Maleach. 3, 7.

Rede von der Verschiedenheit der Kirche Gottes und der weltlichen Herrschaft; nach Jes. 59.

gehalten 1548.

Da man in dieser so traurigen Zeit und bei den Klagen dieser Länder, vorzüglich bei Gott Trost suchen muß, der eben darum Seinen Willen in Betreff der Kirche, der weltlichen Herrschaft, des ewigen Lebens kund gethan, um unsern Schmerz in harten Drangsalen dieses Lebens zu lindern, und uns einen Hafen zu zeigen: so pfleg' ich wohl auch vieles Andere in Bezug auf die Ursachen des menschlichen Elends, und auf die Mittel dagegen zu bedenken; immer aber finde ich vorzügliche Beruhigung in dem Troste, daß Gott so oft dieses Beides versichert; es werde zwar die Kirche durch die Anfechtungen der Bösen in diesem Leben heftig erschüttert werden; dennoch aber werde sie stets bis zur Auferweckung der Todten, und dann in alle Ewigkeit fort bestehen; auch werde die Predigt des Evangeliums nicht untergehen, wenn auch Weltreiche gewaltig zusammen stürzen sollten.

Denn es sammelt Sich Gott, nach Seinem bewundernswürdigen Rathe zu allen Zeiten, aus dieser elenden Masse des menschlichen Geschlechts, eine ewige Kirche, so wie unter den schwersten Kriegen Samuel, Elias, Elisa, Jesaias, Jeremias u. A. den Herrn verkündigten, und es heißt: „Sie gingen hin und weinten und streuten ihren Samen!" Auch will Gott nicht, daß die Stimme Seines Wortes, oder die Anrufung unter dem Menschengeschlecht jemals verstummen soll; ja Er läßt gerade darum die Kirche hart angefochten werden, um in uns die Sorgfalt für die evangelische Lehre, und die Anrufung zu erwecken.

Da dem also ist, hab' ich, obgleich ich wegen meines tiefen Schmerzes kaum auftreten kann, gleich wie ich bisher auch die übrigen Theile meines Amtes verwaltet, so auch mir vorgenom-

men, diese Rede an Euch zu halten, um Euch zu trösten, und ich hoffe, meine Worte werden kräftig zu Eurer Beruhigung wirken, nicht nur darum, weil mir diese höhere Stelle unter Euch angewiesen ist, sondern weit mehr noch, weil Ihr selbst meine Gesinnung gegen die Kirche, und meine tiefe Betrübniß kennt; sind ja doch Kranke immer geneigter, die Reden und Rathschläge Kranker anzuhören. Ich werde aber zu Euch ganz so, wie zu mir selbst sprechen, und Euren Schmerz durch dieselben Mittel zu lindern suchen, durch welche ich mich beruhige. Wenn ich diesen traurigen Krieg betrachte, der in Deutschland ausgebrochen ist, und wie eine Feuersbrunst allmälig verschiedene Länder ergreift, so erkenn' ich darin den furchtbaren Zorn Gottes, und beklage nicht nur das gegenwärtige Unglück, das Hinwürgen so vieler Menschen, die Zerrüttung aller Zucht und Ordnung, und die Verwüstung vieler Orte, sondern weit mehr noch bekümmert es mich, daß in Bürgerkriegen kein Ende zu ersehen ist. Bürgerliche Uneinigkeiten, wenn sie einmal zum Ausbruch gekommen, werden nur durch wunderbare göttliche Hilfe, oft nach vielen Jahrhunderten, gestillt. Sollten nun unterdessen auch Wissenschaften und geistige Bildung verschwinden, wie es hie und da zu geschehen pflegt, so würde die Kirche entweder gänzlich untergehen, oder doch gewiß in einen tiefern Verfall gerathen, und eine gräuliche Barbarei wird folgen. Wie ja auch nach der Apostel Zeiten bei dem Sturz des römischen Reichs und der Verwüstung der Städte, die im Besitz der Gelehrsamkeit waren, zugleich auch die Wissenschaften, und die Lehre der Kirche so sehr unterdrückt wurden, daß kaum ein Schatten der alten Lehre blieb! Wenn nun die Betrachtung solcher Uebel mich jetzt fast aufreibt und verzehrt, so zweifle ich nicht, daß auch Ihr schmerzlich davon ergriffen seid. Aber wir wollen bei diesem Schmerze, wie ich schon sagte, die Verheißung uns vorhalten, daß wir wissen, Gottes Kirche werde dennoch bleiben. Ich will aber von den vielen Weissagungen darüber, welche in der Propheten und Apostel Lehre zerstreut vorhanden sind, jetzt vorzugsweise die Euch vorlesen, welche im Jesaias Kap. 59. sich findet, was mir für diesen Ort um so passender scheint, weil sie nicht nur die Ewigkeit der Kirche verkündigt, sondern auch erklärt, welche Gemeinschaft die Kirche Gottes sei, und wo sie sich befinde; weil sie das Amt der evangelischen Predigt rühmt, und uns zur Lernbegierde ermuntert. Es ist aber der Ausspruch des Herrn im Jesaias dieser: „Das ist der Bund, den Ich mit ihnen mache,

spricht der Herr: Mein Geist, der bei dir ist, und Meine Worte, die Ich in deinen Mund gelegt habe, sollen von deinem Munde nicht weichen, noch von dem Munde deines Samens, spricht der Herr, von nun an bis in Ewigkeit!"

Es ist eine nützliche Regel für das ganze Leben, allgemeinen Uebeln und Mühseligkeiten das herrliche Zeugniß von der Güte Gottes entgegen zu stellen, daß Er nämlich aus Seinem geheimnißvollen Wesen heraus getreten ist, dem menschlichen Geschlechte Sich geoffenbaret, mit Seiner Stimme die Verheißung der Versöhnung und des ewigen Lebens ihm gegeben, und Seinen Sohn als Versöhner gesendet hat. Wenn wir auch in diesem Leben einige Zeit lang großen Mühseligkeiten unterworfen sind, so wollen wir dennoch der großen Wohlthat uns freuen, daß Gott vertraulich zu uns redet, und durch viele große Wunder bezeugt, daß Er die, welche zu Seinem Sohne ihre Zuflucht nehmen, gewißlich annehme, sie erhöre, und mit ewigen Gütern kröne. Laßt uns nicht also hart und eisern sein, daß wir uns durch diese so große Güte nicht bewegen ließen, und meinten: Gott kümmere Sich nicht um uns, da Er ja so vertraulich Sich gegen das Menschengeschlecht bewiesen hat. Wie Er aber die Verheißung unseres Heils und unserer Erlösung gegeben, eben so versichert Er, daß Er stets eine gewisse Gemeinschaft erhalten wolle, in welcher die Stimme des Evangelium ertöne, und daß Er die, welche jene Stimme ergreifen würden, zu Erben des ewigen Lebens machen wolle. Darum heißt es im Jesaias: „Dieser ist Mein Bund mit ihnen." Und welches das Regiment, und welche Wohlthaten in dieser Gemeinschaft seien, das zeigen die Worte selbst. Er versichert, es werde im Munde der Nachkommen stets das göttliche Wort bleiben, die den Propheten übergebene Verheißung; und durch diese Stimme des Evangelium entzündet der heilige Geist in den Hörern neues Licht, Weisheit und ewige Gerechtigkeit.

Es ist demnach die Kirche Gottes eine Gemeinschaft von Menschen, welche das Evangelium ergreift und festhält, in welcher Gemeinschaft Gott durch die evangelische Predigt wahrhaft wirksam ist, und denen, die Buße thun, und an die Verheißung von der Versöhnung glauben, den heiligen Geist gibt und ewiges Leben. Inzwischen sind ihr jedoch in diesem Leben viele Nichtwiedergeborne beigemischt, obwohl sie in der Lehre übereinstimmen. Wir wollen aber aus unseren Gedanken und aus

unseren Reden verbannen die Träume derer, welche sagen, die Kirche Gottes sei nirgends sichtbar, und sich außerhalb des ganzen menschlichen Geschlechts einen unsichtbaren Haufen, gleich einem platonischen Gedankenbilde malen. Gott will, daß Seine Kirche im ganzen menschlichen Geschlechte gehört werde, daß sie überall sichtbar sich darstelle. Nicht vergebens hat Er Sich geoffenbaret. Er will, daß Seine Verheißungen erkannt, gehört, angenommen werden sollen, wie es im Psalm heißt: „Ihre Stimme gehet aus in alle Lande!" *) und Paulus spricht: „Welche Er erwählt hat, die hat Er auch berufen." **). Es ist ein großer Trost, gerade dieß zu wissen, daß Niemand je zum ewigen Leben auserwählt sei, außer welche in dieser Menge der Berufenen die Lehre des Sohnes Gottes sowohl hören, als auch daran festhalten, und daß es in dieser Menge stets einige Erwählte gibt. Da dieser Trost einem frommen Gemüthe sehr theuer und werth sein muß, so laßt uns sehen, wo die Kirche ist, wo sie sichtbar ist, damit wir wissen, ob auch wir Bürger derselben sind. Laßt uns also festhalten, daß die Kirche Gottes da wahrhaft sei, wo die evangelische Predigt ist, d. h. wo die Lehre des Sohnes Gottes ertönt, wo die von Ihm angeordneten Gebräuche bewahrt werden, welche Er wollte, daß sie Zeugnisse Seiner Verheißungen, und Zeichen unsers Bekenntnisses sein sollten.

Es kann demnach die Kirche erkannt, gehört und gesehen werden, weil sie eine bestimmte Lehre hat, von Gott durch die Propheten, Christus und die Apostel uns gegeben, und Gebräuche, welche in die Augen fallen. Und durch Gottes Gnade ist es nun nicht mehr Noth, sie fern zu suchen. Ja, wisset, daß in dieser unsrer Versammlung, in Euren Familien, in Dörfern, Städten, die Kirche Gottes wahrhaft ist, weil da die Predigt des Evangelium ist, und zweifelt nicht, daß unter dieser Zahl Einige erwählt sind zum ewigen Leben, welche jetzt auch ein Theil der Nachkommenschaft sind, von welcher es heißt im Jesaias: „Mein Geist, der bei dir ist, und Meine Worte, welche in dir sind, sollen von dem Munde deiner Nachkommen nicht weichen!"

Laßt uns daher Gott Dank sagen, daß Er Sich geoffenbaret, daß Er Seine Verheißungen uns gegeben hat, daß Er durch die Stimme derselben stets eine ewige Kirche sich sammelt; ferner

*) Psalm 19, 5. **) Römer 8, 30.

daß Er anzeigt, wo diese Kirche ist, welche Er wahrhaft liebt und mit ewiger Herrlichkeit schmücken wird; daß Er auch uns zur Theilnahme an dieser Kirche berufen hat; endlich daß Er versichert, es werde stets eine solche Gemeinschaft, als Bewahrerinn des Wortes, in dieser Welt bestehen.

Diese unaussprechlichen Wohlthaten laßt uns den Mühseligkeiten gegenüber stellen, mit welcher nach Gottes Absichten die menschliche Natur in diesem Leben gemeinsam belastet ist; nicht unwillig murren wollen wir darob gegen Seinen Willen, sondern unsern Schmerz etwas mäßigen, und Seiner Linderung und Befreiung harren.

Aber wie, sagst du, mag bei so gewaltigen Veränderungen, ja unter den Trümmern weltlicher Reiche die Kirche ferner bestehen? Da wo sie einst am blühendsten war, in Syrien, Aegypten, Asien, herrscht jetzt eine rohe, dem Sohne Gottes feindselige Barbarei. Ich schaudere, wenn ich jene Beispiele betrachte, welche den großen Zorn Gottes kund thun. Allein das eben hat Gott oft vorher verkündigt, die Kirche werde keinen festen Sitz in irgend einem Reiche haben, und das hat Er darum vorher verkündigt, damit wir wüßten, etwas Anderes sei weltliche Herrschaft, etwas Anderes die Kirche Gottes, und damit wir die Ursachen dieser äußerlichen Uebel erwägen möchten.

Gott erhält Seine Kirche auch mitten unter den Trümmern weltlicher Reiche. Ueberall, wo du die unverfälschte Stimme des Evangelium vernimmst, glaube fest, daß du da in der Kirche dich befindest, mag nun ihr Sitz in einem ruhigen Staate, oder in einem zerrütteten, oder in einem unter Knechtschaft seufzenden Reiche sich befinden. Laßt uns aber als hauptsächliche Ursache solcher Wanderungen das betrachten: Wenn die Wissenschaften vernachlässigt werden, wenn die Bande der Zucht und Sitte sich auflösen; wenn das Verbrechen ungestraft bleibt, wenn Viele entweder das Evangelium zum Deckmantel schändlicher Leidenschaften gebrauchen, oder Abgötterei aufrichten, oder nach ungeschlachter Cyklopen Weise alle Religion wegwerfen, und Herrschaft und schändliche Lüste suchen. Der richtende Gott kündigt unter furchtbaren Strafen Seinen Zorn an, wie Er selbst spricht: „Dein Gott ist ein verzehrendes Feuer!"*) Darum wollen wir, ein Jeder an seinem Theile, über unser Betragen wachen, und mit größerer Genauigkeit Jeder seine Pflicht erfüllen. Jetzt aber

*) 5. Mos. 4, 24.

wird diese Rede vorzugsweise an unsern Stand gehalten, der das schwerste Amt im ganzen Menschenleben verwaltet, nämlich die Regierung und Leitung der Kirche, welche sowohl die Verkündigung des göttlichen Wortes, als auch die Zucht unter sich begreift.

Oft aber hat die Vernachlässigung des göttlichen Worts Verwirrungen und Streitigkeiten in der Religion erzeugt, woraus Kriege hervorgingen, welche ganzen Völkern verderblich wurden; wie es auch beim Propheten Hoseas heißt: *) „Du verwirfst Gottes Wort, darum will Ich dich auch verwerfen, daß du nicht mehr Mein Priester sein sollst!" Durch diese Androhung wie durch einen Blitz erinnert, wollen wir zu neuem Eifer der Forschung im göttlichen Worte, und zu Sorgfalt und Treue in der Verwaltung des ganzen Amtes uns erwecken lassen. Strafbeispiele sind in diesen und in andern Ländern uns vor Augen, und ich fürchte, es werden bald traurigere kommen. Doch wird Gott diese Noth lindern, wenn wir größere Sorgfalt für die Förderung der Sittlichkeit, und überhaupt treuen Pflichteifer zeigen werden. Glaubet nicht, daß ihr zu träger Ruhe und zur Wollust des Bauchs berufen seid, sondern Wächter seid ihr über das wichtigste aller Geschenke, die Gott je dem Menschengeschlechte verliehen hat, wie Maleachi schreibt: **) „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, und aus seinem Munde wird man das Gesetz fordern!" Es kann aber der reine Inhalt der Lehre nicht bewahrt werden ohne Lesen, Nachdenken und Umgang mit Gelehrten. Vor Allem aber muß dazu auch frommes Gebet kommen, daß Gott die Herzen und den Verstand regieren wolle, wie es oft in den Psalmen heißt: „Lehre mich Deine Rechte." ***) Damit müssen aber auch fromme Tugendübungen verbunden werden, welche das Licht der Lehre sind. Denn so erst werden wir Andere richtig unterweisen können, wenn wir uns selbst zuvor unterweisen, und unser eigenes Gewissen und Leben der Vorschrift des Evangelium gemäß bilden. Damit aber unsre Predigten die Stimme des Evangelium recht wiedertönen, und das Wort Gottes in unserm Munde sei, wie Jesaias sagt, so müssen wir die Propheten und Apostel fleißig lesen und auf die Erklärungen erfahrner Männer achten. Darum nämlich will Gott das Predigtamt durch die öffentliche Stimme der Lehrer verwaltet wissen, daß

*) Kap. 4. V. 6. **) Kap. 2. V. 7. ***) Psalm 119, 12. u. a. m.

Erklärung desselben Statt finde, jedoch die den Quellen gemäß sei, und damit auch die Ungebildeten dieselbe fassen können. Darüber rede ich oft, und da Gott durch die Stimme der Propheten, Christi und der Apostel das Nämliche oft befohlen, und denen, die es annehmen, Belohnungen, denen, die es verachten, Strafen verkündigt, so laßt uns solche Erinnerungen nicht verachten. „Ich werde Rächer sein, wenn Jemand den Propheten (nämlich den Sohn Gottes) nicht hören wird!“ Dieser Blitzstrahl müsse uns erinnern, das Evangelium zu hören und zu lernen.

Da aber ohne Deine Hilfe, Du ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, Du Schöpfer aller Dinge und auch Deiner Kirche selbst, das Licht des göttlichen Wortes nicht erhalten werden kann, so bitte ich Dich um Deines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi willen, daß Du in diesen Landen und an andern Orten stets eine Kirche sammeln wollest, die Dich in ewiger Freude sammt Deinem Sohn preise, daß Du das Licht des Evangelium schützest, gerechten und heilsamen Frieden diesem Volke schenkest, Zucht und Sitte leitest, und die Herzen der Fürsten und Unterthanen durch Deinen heiligen Geist zu wahrer Anbetung und wahrer Gottseligkeit leitest. Amen.

Rede von dem unter drei Scheffel Mehl gemischten Sauerteige, gehalten 1548.

Wenn wir es nicht gewiß wüßten, daß dieses mühevolle Leben die Reise zur süßesten Gemeinschaft der himmlischen Kirche ist, in welcher Gott unverhüllt Sich uns zeigen, und Sein Licht, Weisheit, Gerechtigkeit, Freude in alle Ewigkeit uns mittheilen wird, wer könnte oder wer wollte dann die unzähligen Schmerzen und Kämpfe dieses Lebens ertragen? —

Laßt uns aber jenen Hafen im Auge halten, auf welchen wir zusteuern und zugleich auch die Ueberzeugung hegen, daß wir in diesem Fahrzeuge, welches von wüthenden Stürmen hin und her geworfen wird, keineswegs verlassen und hilflos sind. Stets sitzt am Steuer Gottes Sohn, der Beschützer des Menschengeschlechts, der die menschliche Natur angenommen, damit dieses unser irdisches Wesen nicht gänzlichem Untergange Preis gegeben sein möchte. Dieser beschützt, wappnet, richtet uns auf, trägt und unterstützt uns, auf daß wir, von so großer Last des Elends niedergedrückt, nicht gänzlich vernichtet werden. So leben wir denn, nicht als die Lebenslustigen, als sei das Leben an sich süß, oder voll Freuden, sondern, um Gott unsern Gehorsam zu beweisen, und im Vertrauen auf den Helfer, Gottes Sohn, ertragen wir unaufhörliche Mühen, Sorgen und Schmerzen in der Kirche, in der Schule, im Kriegsleben, und in bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, und halten fest in dieser mühevollen Bahn die Richtung nach jener ewigen Burg. Diese Ansicht vom Zweck des Lebens, von dem Elende und den Hilfsmitteln desselben, muß man sich fleißig wiederholen, um die Herzen zu kräftigen, damit sie nothwendige Mühen nicht scheuen, noch denselben feig sich entziehen. Oft hält das göttliche Wort diese Ermahnung uns vor; es befiehlt, daß ein Jeder sein Geschäft aus-

richte, glücklichen Erfolg aber von Gott erflehe und erwarte. „Sei Gott ergeben," sagt der Psalm, „und bitte zu Ihm."

Darum, wenn gleich diese unsere Arbeit im Lehren und Lernen, und den ganzen wissenschaftlichen Beruf viele Beschwerden, Verachtung, Haß, Armuth, furchtbare Kämpfe, Schmähungen, Undankbarkeit, Verbannung, Todesurtheile begleiten; wir entziehen uns dennoch, in dem Bewußtsein, daß Gott sehr ernstlich das Geschäft des Lehrens sowohl als des Lernens anordnet, diesen Kämpfen nicht, und werfen nicht die Anstrengungen und Mühen dieses unsers Berufes ab. Wir bitten aber den Sohn Gottes, welcher das Wort des ewigen Vaters ist, daß Er selbst diesen „vernünftigen Gottesdienst" leiten und fördern wolle.

Menschliche Wachsamkeit und menschliche Weisheit ist unsern Gefahren und Kämpfen nicht gewachsen. Denn eines Theils fällt der Geist von Natur leicht in Erschlaffung, und die Teufel stellen den Lehrenden und Lernenden vielfältig nach, wie furchtbare Beispiele aus allen Jahrhunderten zeigen. Denn welcher Zeitraum war ohne abenteuerliche Meinungen, ohne Lästerungen, ohne Ränkeschmiederei, ohne Verfälschungen, ohne Zwietracht? Die Bücher sind vorhanden, welche Zeugniß geben vom ganzen Alterthum. In der Kirche jedoch läßt der Sohn Gottes das Licht der Wahrheit nicht gänzlich verlöschen, und wie Er das Wort des ewigen Vaters ist, so ist Er auch durch die Stimme Seiner Lehre wahrhaft wirksam, und unterweiset und kräftiget manche Gemüther, daß sie nicht von der Wahrheit abirren; wie Er denn auch fleht: „Heilige sie in der Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit!" *) Es wird aber dieses letzte und wahnwitzige Zeitalter der Welt um so mehr Irrthümer haben, weil die Zerfleischungen der Kirchen wie der Staaten allmälig steigen werden. Zugleich wird Haß und Feindseligkeit zunehmen, und der Wahnsinn ehrgeiziger Köpfe wird die Unterredungen und Berathschlagungen der Vernünftigen verhindern. Darum wollen wir unsere Gefahren erkennen, und den Sohn Gottes, unsern Herrn Jesus Christus, unablässig anflehen, uns zu leiten und stark zu machen, damit wir nicht von Ihm weichen.

Ich habe dieß, in Bezug auf die wissenschaftlichen Arbeiten gesprochen, um den Fleiß im Lernen sowohl, als im Gebet, anzuregen. Nun aber will ich, da es sich geziemt, vor dieser achtbaren Versammlung Euch in besonderer Beziehung der

*) Joh. 17, 17.

Wissenschaft Etwas zur Belehrung der Jugend vorzutragen, ein Thema nehmen, welches der Arzneiwissenschaft nahe verwandt ist. Unser Herr malt die Kirche in mehrern Bildern. Eines von denselben ist das, wenn Er sagt: „das Himmelreich sei einem Sauerteig gleich, den ein Weib unter drei Scheffel Mehl mische, bis es ganz durchsäuert werde." *) Eine kurze Erzählung, aber lieblich und anziehend, wenn man sie aufmerksam betrachtet, weil sie viele Belehrungen enthält über das evangelische Predigtamt, über die Sammlung der Kirche, über die Erneuerung des Menschen, über die Wiederherstellung der Gerechtigkeit und des ewigen Lebens. Die Beherzigung dieser Unterweisung kräftiget nicht nur, sondern tröstet auch redliche Gemüther. Wenigstens liegt es uns ob, die Worte solcher Erzählungen der Jugend wissenschaftlich zu deuten. Daher will ich zuerst von den einzelnen Worten reden. Das Wort *σάτον* (Scheffel) in unsrer Stelle ist hebräisch, ein Maß bezeichnend, welches den dritten Theil eines Medimnus **) beträgt. Es sind daher drei Scheffel ein ganzer Medimnus. Der attische Medimnus aber kommt, um den Umfang dieses Maßes gleichsam anschaulich zu machen, fast mit dem leipziger Maße überein, das man in Leipzig einen Scheffel nennt. Man kann dieß auch aus dem Werthe bei den Alten sehen. Denn der gesetzliche Preis eines Medimnus Weizen betrug in Athen fünf Drachmen, d. i. ungefähr einen halben Kronthaler, wie Demosthenes in der Rede gegen den Phormio erzählt. Diese Genauigkeit in der Untersuchung der Werthverhältnisse bei den Alten haltet nicht für unnütz. Denn es wird so nicht nur die Geschichte deutlicher, sondern wir bedürfen auch bei Heilmitteln die Kenntniß der alten Maße und Gewichte. Jetzt aber beschäftigen wir uns mit geschichtlichen Dingen.

Gott befahl zwölf neue Brote an jedem Sabbath auf den Altar zu legen, und nie durfte der Altar leer gelassen werden; denn Gott wollte andeuten, daß Er für den Unterhalt des Priestergeschlechts Sorge trage. Deßwegen sollten die Brote vor der kommenden Woche zur Schau ausgestellt sein. Er befahl aber, daß jedes Brot vom fünften Theil eines Epha d. i. eines Medimnus bereitet werden sollte. Da nun der Preis eines Medimnus fünf Drachmen beträgt, so galt jedes Brot eine Drachme. Und da der Priester zu seinem Bedarf zwölf solcher Brote, d. i. für 12 Drachmen Brot hatte, so konnte eine nicht zu zahlreiche

*) Matth. 13, 33.

**) Medimnus ist ein griechisches (attisches) Maß für trockne Früchte.

Familie damit sieben Tage sich unterhalten, indem sie für einen und einen halben Thaler Brot hatte.

Daß aber unser Herr namentlich von drei Scheffeln, und von Einem Weibe redet, da hat Er, meines Dafürhaltens, die Bewirthung des Abraham im Auge, an der Er selbst Theil genommen, und in welcher ein herrliches Gemälde aufgestellt ist: Es wird ein Kalb geschlachtet, welches auf den zu opfernden Messias hindeutet; und Sara, d. i. die Kirche, bereitet aus drei Scheffeln Mehl Brote, d. i. die Kirche empfängt die Stimme des Evangelium vom Sohn Gottes, und theilt sie den Hörern mit, bei welchen das Evangelium nicht ein leerer Schall, sondern in Wahrheit eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Durch diese Stimme eben ist der Sohn, das Wort, wirksam; Er ruft vom Tode und von der Qual der Hölle die zurück, welche in aufrichtiger Angst auf diesen Trost sich stützen. Indem aber unser Herr mit Vergnügen der Erinnerung an jenen so lieblichen Umgang mit Abraham und andern trefflichen Männern sich hingab, entlehnte Er gern von jener Mahlzeit Sein Gleichniß. Dieß that Er um so lieber, uns zu erklären, daß Sein Evangelium nicht neue politische Verfassungen gründen wolle, sondern vom Weibe, d. i. von der lehrenden Kirche, werde der Sauerteig d. i. das Evangelium in die Gemüther und Herzen der Hörer gemischt. Es wird also die Kirche gesammelt, indem die menschliche Stimme das Evangelium verkündigt, zugleich aber ist in dieser Stimme auch der Sohn, das Wort selbst wirksam. Drum laßt uns die Stimme der evangelischen Predigt werth achten, und den fanatischen Wahnwitz Stenkfelds verabscheuen, der die Gemüther vom Evangelium abzieht, und mit gräulichem Geschrei behauptet, Gott theile ohne die Betrachtung des Evangelium, den Gemüthern Sich mit.

Hier muß man auch die eigentliche Wirkung des Sauerteigs im Brote beachten. Sie ist nicht eine müßige, sondern macht die ganze Masse lockerer, und befördert das Gehen und die Gährung. Diejenigen werden des Evangelium nicht theilhaftig, welche aus Verstellung nur die äußern Gebehrden nachahmen, und dabei im Gemüthe Zweifel an der Gesinnung Gottes, und im Herzen Widerspenstigkeit gegen Gott, und Haß gegen die wahre Lehre und Mordlust gegen die Frommen behalten.

Aber warum nennt Er drei Maße oder drei Scheffel? Ich hab' einen frommen gelehrten Mann gehört, der sie auf die drei Zeitalter der Welt bezog, — auf die Kirche vor Mose, auf das

nachfolgende Zeitalter, und auf diese nach der Apostel Zeit erfolgte Vereinigung der Kirche aus Heiden und Juden. Diese Beziehung mißfiel mir nicht. Jedoch da von einer Umwandlung die Rede ist, so glaube ich, man kann die drei Scheffel Mehl füglich auf die drei Seelenvermögen — auf die Vernunft, den Willen, und das Herz beziehen. Welche Finsterniß herrschte von jeher, und wird, wie jetzt, zu allen Zeiten in der menschlichen Vernunft herrschen, wenn sie das Licht des Evangelium entbehrt! Wir lesen ja den Unsinn der Heiden und Philosophen, welche entweder, gleich den Cyklopen, ganz ohne Gott waren, oder abscheuliche Vorstellungen von der Gottheit sich bildeten, wie die Stoiker, welche auf eine gräuliche Weise Gott schmähen, indem sie die Meinung aufstellen, daß Er das Böse nicht nur wolle, sondern nothwendig wolle. Die übrige Menge dichtete sich eine zahllose Götterschar. Gleicher Weise welche Finsterniß der Vernunft finden wir jetzt noch bei den Muhamedanern, Papisten, und Wiedertäufern! Die Muhamedaner sind fern vom wahren Gott, indem sie nicht den als den wahren Gott anerkennen, der durch die Sendung des Sohnes Sich geoffenbaret hat. Auch läugnen sie, daß der Sohn gesendet worden, um das Opfer für uns zu werden. Die Papisten, wenn sie auch den Namen des Sohnes beibehalten, erklären doch weder, was das Wort (der Logos) sei, noch weisen sie auf Seine Wohlthaten hin, und unterdrücken die Anrufung offenbar, indem sie dich stets zweifeln heißen, ob Gott dich wieder angenommen habe und ob Er dein Gebet erhöre. Sodann verfallen sie auf Abgötterei, rufen verstorbene Menschen an, ungeachtet sie wissen, daß menschliche Macht das Seufzen der Herzen nicht richten könne. Viele rufen öffentlich Heiligenbilder an, und üben bei dem Herumtragen (der Monstranz) in unverhohlnem Frevel gegen Gott, die Artolatrie*). Vor Kurzem ist die östreichische Katechesis herausgegeben worden, in welcher außer vielen andern, aufs Neue bestätigten Irrthümern auch der Wahnwitz von den Mönchsgelübden wieder erneuert wird. Erheuchelte Armuth und einige andere äußere Gebehrden heißen darin evangelische Vollkommenheit. Unsere Verachtung verdient der Verfasser derselben, der ja weiß, daß die evangelische Vollkommenheit im Bewußtsein unsrer Schwachheit, im glaubensvollen Ergreifen des Mittlers, und in der Einwohnung Gottes in unsern Herzen besteht, die uns umwandelt zu

*) Abergläubige Verehrung des geweihten Abendmahlsbrotes.

dem Ebenbilde Gottes, welches ist das Wort des ewigen Vaters. Das ist jenem Verfasser nicht etwa unbekannt; aber um den Beifall der auf ihn schauenden Menge zu gewinnen, beginnt er aufs Neue jenes alte mönchische oder vielmehr kynische Lied. Vollkommenheit nennt er jene Tonne des Diogenes, und jenes Bettelwesen, das den Nerv des bürgerlichen Lebens, und die herrliche Ordnung des göttlichen Gesetzes befehdet, welches aus den weisesten Absichten den Unterschied im äußern Besitz festgestellt hat. Denn freilich sind in den Augen dieses Gaukelmannes ein Abraham, Joseph, David, Josaphat, Hesekias, keine Vollkommnen, die bei dem Besitz von Reichthum und Herrschaft, Gott auf die rechte Weise angerufen, die göttliche Lehre bewahrt, und die Anrufung in den täglichen Fährlichkeiten des Lebens geübt haben; jenen Kyniker jedoch nennt er vollkommen, weil er nämlich, als er nebst andern Philosophen von Demetrius Phalereus zu einem Gastmahl geladen war, das ihm vorgesetzte Gefäß voll des edelsten Weins ergriff, und dem Demetrius mit den Worten an den Kopf warf: „Für einen Kyniker passen Ergötzlichkeiten nicht!" Das ist die Vollkommenheit unsers Kynikers; denn vom Hunde hat ja jener Verfasser auch den Namen. *) Ich habe in aller Kürze von der Finsterniß in der Vernunft gesprochen. Welche Unordnung und Verwirrung der Begierden und Neigungen aber im Herzen und Willen ist, das zeigt das alte Bild des Platon, welcher sagt, der Mensch gleiche der Skylla, welche unten theils dem Löwen, theils dem Hunde ähnlich sei. Wir haben vor Augen die höchst traurigen allgemeinen Uebel, welche aus jenen Fehlern hervorgehen, von denen es heißt:

„Es stürzt die übrigen Reiche:
Hang zur Verschwendung durch Laster, und Stolz, durch feindliches Streben."

Daß diese Fehler im Begehrungsvermögen liegen, ist offenbar, und die Größe der allgemeinen Noth und die Noth Einzelner zeigt, daß sie in den meisten Menschen herrschen, und eine wahre Tyrannei ausüben. Gegen diese furchtbaren Uebel in diesen drei Beziehungen der menschlichen Natur zeigt uns der Sohn Gottes ein Gegengift, und zwar nicht das homerische Molykraut, sondern den Sauerteig, welchen Er selbst der Kirche, in der die Stimme des Evangelium ertönt, gebracht hat. Wer sollte aber die Kraft dieses Sauerteigs für so bedeutend halten, daß er

*) Peter Canisius.

solche furchtbare Uebel, Finsterniß im Geiste, den Brand sündlicher Leidenschaften im Herzen, Ehrgeiz, Feindseligkeit, Rachsucht, unstäte Begierden, unreine Lüste, ja sogar, daß er die Nachstellungen des Teufels vertreiben könne? Einer solchen Menge von Uebeln willst du eine unansehnliche Sauerteigmasse entgegen setzen, gleich als wolltest du mit dem Finger, oder einem zerbrechlichen Rohre den ganzen Alpenstock verschieben? Aber wir sollen wissen, daß der Sohn Gottes selbst mit diesem Sauerteig sich verbindet, und daß die Stimme des Evangelium nicht ein leerer Schall, sondern in Wahrheit eine Kraft Gottes ist, wie Paulus sagt, durch welche nicht nur jene Uebel in uns vertrieben, sondern auch in uns Leben, Weisheit, Gerechtigkeit und ewige Freude wieder hergestellt werden. Es leuchtet der Vernunft die wahre Gotteserkenntniß, indem durch die Stimme des Evangelium das Wort des ewigen Vaters selbst den Willen des ewigen Vaters kund thut, und dir das Leben wieder gibt. Derselbe entzündet auch durch Seinen Geist in deinem Herzen eine Freude, die in Gott ruht, die dich treibt, Ihm dich zu nähern, und dir Muth verleiht, Ihn anzurufen. Diese neuen Flammen im Herzen drängen die unstäten Triebe zurück. So wirst du vom Sauerteig nicht nur äußerlich berührt, sondern er durchdringt alle deine Kräfte; was auch der hebräische Ausdruck bezeichnet, indem es heißt: Du sollst drei Scheffel Mehl kneten. Dieses Kneten geschieht in den täglichen Mühen und Plagen, durch welche ein Jeder in seinem besondern Beruf oder Schmerz hart geprüft wird. Dieses Kneten geschah an David, als er durch den Frevel seines Sohnes aus dem Reiche vertrieben, und noch weit mehr in seinem Herzen durch die Erinnerung an seinen schimpflichen Fall gepeinigt wurde. Es hielt ihn jedoch das im Sauerteig verborgene lebendige Wort aufrecht. Laßt uns dabei die unermeßliche Güte Gottes, und die Liebe des Sohnes gegen uns erwägen, erkennen und dankbar preisen, und uns und Andere von der Gegenwart des Sohnes Gottes, der in der Kirche regiert und waltet, und sie erhält, richtig unterweisen, damit wahre Anrufung angeregt werde. Durch solche Betrachtungen wollen wir uns ermuntern, und so wir das thun werden, so wird der Sohn Gottes mit uns sein, und die Bahn unserer wissenschaftlichen Bestrebungen und unsers Lebens überhaupt leiten, und uns zu nützlichen Werkzeugen für uns und für die Kirche bilden. Kein größeres und herrlicheres Gut läßt sich denken als dieses! Wie groß sind die Arbeiten, wie groß die Kämpfe

eines Perikles, Demosthenes, Phokion, Cicero, Brutus und vieler Andern, deren Laufbahn ihnen selbst und den Staaten zum Unglück war! Laßt uns Gott Dank sagen, daß wir zur Gemeinschaft der ewigen Kirche und zu heilsamen Mühen berufen sind, und daß Gott verspricht, Er wolle Sein Gedeihen geben, daß die Arbeiten der ihn Anrufenden sollen gesegnet sein, wie geschrieben steht: *) „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoff' auf Ihn, Er wird's wohl machen." Ferner: **) „Eure Arbeit wird nicht vergebens sein im Herrn!" Zu Dir nun, Sohn Gottes, Jesus Christus, bete ich von ganzem Herzen, Du wollest die Kirchen dieser Länder erhalten und regieren, und schaffen, daß wir Eins seien in Gott! Amen.

*) Psalm 37, 5. **) 1. Korinth. 15, 58.

Ueber den Ausspruch Christi: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre!" Luk. 22, 32.

Gesprochen 1549.

Obgleich es eine unaussprechliche Wohlthat Gottes ist, daß Er das menschliche Geschlecht und diesen Wohnplatz desselben, dieses herrliche Gebäude des Himmels und der Erde geschaffen, und es durch das Zusammenwirken der Elemente zweckmäßig gestaltet, und mit Schönheit und Ordnung geschmückt hat: so ist es doch eine weit größere Wohlthat, daß Er aus Seiner geheimnißvollen Wohnung heraus getreten ist, und dem Menschengeschlechte sich geoffenbaret, und demselben unter herrlichen Zeugnissen eine gewisse Belehrung und eine Verheißung gegeben hat, welche nicht nur das Herz leiten und regieren, sondern auch in Noth und Ungemach wirksamen Trost ihm bieten, ja welche ein Zeugniß der Gegenwärtigkeit Gottes unter uns sein soll, der durch diese Stimme eben uns mit Ihm verbunden erhält, uns schirmt, und vom ewigen Elend befreit. Diese unermeßliche Wohlthat muß man ohne Unterlaß beherzigen, zu diesem herrlichen Trost in allen Nöthen seine Zuflucht nehmen.

Da nun nicht nur in der Gegenwart vielfaches Ungemach die Kirche hart bedrängt, sondern auch andere künftige Gefahren vor Augen sind, und der Zustand der Dinge zeigt, daß menschliche Hilfsmittel und menschliche Plane uns keine wahre Hilfe gewähren können, so laßt uns thun, was der König Josaphat spricht: „Zu Dir, o Herr, erheben wir unsre Augen, da wir nicht wissen, was wir thun sollen; auf Dich schauen wir, von Dir flehen wir Hilfe!" Laßt uns denn die Stimme Gottes hören, die uns den wahren Trost vorhält, und durch den Gedanken an die Gegenwärtigkeit und Hilfe Gottes uns aufrichten und kräftigen!

Ihr wißt aber, daß diese unsere Versammlungen in dieser dreifachen Absicht angeordnet worden sind: Einmal, um Prüfungen über die Lehre und Verwaltung der Kirchen zu halten; sodann, damit theils durch Ermahnungen der Fleiß angeregt, theils durch tröstende Zusprache in Manchen der Schmerz gemildert werde; endlich, um unser Seufzen und Wünschen im gemeinsamen Gebete zu vereinigen, und zu bitten, daß Gott die Kirche beschützen und die Strafen lindern wolle.

Um nun einen Trost und eine Ermahnung, wie Anderen, so mir selbst vorzuhalten, hab' ich den Ausspruch des Sohnes Gottes gewählt, in welchem Er dem Petrus vor dem Kampfe seine Gefahr verkündigt, und dann einen Trost und eine Weisung hinzufügt, indem Er spricht: „Simon, Simon! Siehe, der Satan hat Euch begehret, daß er Euch möchte sichten wie den Weizen! Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder!" *)

Diese Erzählung muß man oft betrachten, weil sie viele und wichtige Sachen enthält. Zuerst wird die Größe der Gefahr geschildert. Von welcher Art diese und wie bedeutend sie sei, das bedenken niemals solche Herzen, welche durch das Selbstvertrauen auf ihre Weisheit berauscht, muthwillig ihren Lüsten sich hingeben. Sie sind daher nachsichtig gegen sich, haschen nach äußern Gütern und Freuden, brennen entweder vor Ehrgeiz, oder spielen mit Meinungen, und verachten die von Gott gegebene Belehrung. Solchen Herzen, weil sie dem Teufel geöffnet sind, folgen endlose Verwirrungen im Leben, indem Einige frevelhafte Meinungen ausstreuen, Andere das Amt der evangelischen Predigt gänzlich vernachlässigen. Auf diese Weise entstehen in den Kirchen allmälig Trennungen; Finsterniß und viele gräuliche Laster nehmen zu.

Darum warnt uns der Sohn Gottes vor den Nachstellungen des Teufels, und empfiehlt uns, zu wachen, unsre Herzen durch Lesen und Betrachtung der evangelischen Lehre wohl zu verwahren, und durch brünstiges Gebet die Lockungen des Teufels abzuweisen. Und wenn wir solches thun, dann unterstützt der Sohn Gottes unser Streben, bittet den ewigen Vater, daß Er die Reste der Kirche erhalten wolle, vertreibt den Teufel und regiert durch Seinen heiligen Geist unsre Herzen, Gesinnungen und Handlungen.

*) Luk. 22, 31. 32.

Da aber unsre Gefahren jetzt so offenbar vor Augen stehen, so mag wohl die Erwägung derselben Vielen unter Euch sehr bange machen. Denn Ihr seht, daß hin und wieder in den Kirchen Verfälschungen der Lehre eingeführt werden, daß fromme Geistliche mit ihren armen schwachen Frauen und Kindlein, ohne Reisegeld, ohne Obdach, in der Verbannung umher irren. Hie und da erwarten manche in der Gefangenschaft ihr letztes Urtheil.

Da bei so großem Elende entweder gar keine menschliche Hilfe oder nur schwache vorhanden ist, an welchem Troste können wir uns aufrecht erhalten? Da müssen wir nun wissen, daß die Kirche nicht durch Zufall, nicht lediglich durch menschliche Anschläge gesammelt worden ist, sondern daß Gott dem menschlichen Geschlechte wahrhaftig sich geoffenbaret, und als glänzende Zeugnisse Seiner Offenbarung die Auferweckung Verstorbener und andere Wunder aufgestellt, und die gewisse Verheißung gegeben hat, Er wolle dieser Gemeinde, welche über dem Evangelium wacht, stets sich sorglich annehmen, und in dem menschlichen Geschlechte eine solche Gemeinde zu allen Zeiten sich erhalten; — Er wolle der Führer und Beschützer unsrer Familien sein, in Verbannung uns Schutz und Obdach gewähren, nach diesem Leben uns in die liebliche Gemeinschaft des ewigen Vaters und der himmlischen Kirche versetzen, und die Worte Seiner Verheißungen in unsere Herzen drücken. Denn so spricht Gott Jesaias 46. *): „Ich will Euch führen bis in's Alter. — Ich will Euch halten und tragen." Und abermals: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen!" **) Und der Sohn Gottes spricht: „Alle Haare auf dem Haupte sind gezählet." ***) Ferner: „Ich bin bei Euch bis an der Welt Ende;" †) und: „Wer Mich liebt, der wird Mein Wort halten, und Mein Vater wird ihn lieben; und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." ††)

Mögen nun auch epikurisch gesinnte Menschen über diese Tröstungen spotten, und sie für leere Worte erklären, so müsse doch der Glaube in uns leuchten. Durch unsre Standhaftigkeit wollen wir zu erkennen geben, daß wir wahrhaft an Gott glauben, von Ihm Hilfe bitten und erwarten. Behaupten wir ernstlich, daß die Lehre der Kirche nicht erlogen und erdichtet sei, so müssen wir auch von der Wahrheit und Zuverlässigkeit dieser

*) V. 4. **) Ps. 55, 23. ***) Matth. 10, 30. †) Matth. 28, 20.
††) Joh. 14, 23.

Verheißungen überzeugt sein. Ein Glaubensfunke entzünde sich in uns; von Gott wollen wir Hilfe bitten und erwarten, und, gestützt auf diese Hoffnung, stark sein im Bekenntniß der Wahrheit, und wenn es auch Etwas zu leiden geben sollte, so müsse unser Muth nicht brechen, so wollen wir nicht Gott und dem Evangelium zürnen; der Schmerz soll uns nicht besiegen, sondern der Gedanke der Gegenwärtigkeit Gottes uns aufrecht halten.

Das ist der eigentliche Kampf der Kirche, in welchem sie nicht nur lernt, was der Glaube ist, sondern auch Gott einen wohlgefälligen und „vernünftigen Gottesdienst" darbringt. Denn Gott beruft seine Kirche aus der vielfach gemischten Menge des menschlichen Geschlechts, und Er beruft sie, nicht zu Spiel und Lust, sondern damit sie im harten Streite von dem Willen und den Absichten Gottes, und von dem Mittler, unserm Herrn Jesus Christus, vor dem ganzen Menschengeschlecht Zeugniß ablege. Dieser Bezeugung widersetzt sich der Teufel, der Gott hasset, mit furchtbarer Wuth; darum übt er, wie Anfangs gesagt worden, seinen Grimm gegen die Kirche, und beißt uns in die Fersen, und treibt seine Werkzeuge an, daß sie sich erkühnen, die wahre Kirche zu vertilgen. Daher trifft den Einen dieses, den Anderen ein anderes Ungemach. Es gibt Haß und Feindseligkeit zu bestehen, Schmach zu ertragen, das Elend der Verbannung und Hinrichtung zu erdulden. Aber hier klagt unsere seufzende, und diese Leiden fliehende Schwachheit, daß solcher schweren Last unsre Kräfte nicht gewachsen seien. Und diese Klage ist eben so gegründet, als rühmlich. Denn seine Schwachheit anzuerkennen, ist fromm und heilsam, weil das antreibt, den Helfer zu suchen. Hier höre den Sohn Gottes, welcher die Versicherung gibt, Er sei unser Fürbitter, und wolle uns auch in diesen leiblichen Nöthen beistehen. „Ich will euch nicht Waisen lassen," spricht Er*), und Paulus: „Ich habe das Todesurtheil in mir selbst getragen, damit ich mein Vertrauen nicht auf mich selbst stellete, sondern auf Gott, der die Todten auferwecket, welcher mich von solchem Tode erlöset hat, und noch täglich erlöset."**) Und anderswo sagt er: „Gott sei Dank, der stets siegt durch den Sohn."***) Darum trägt die Kirche Lasten, die ihre Kräfte übersteigen, darum entbehrt sie menschliche Hilfe, damit die Gegenwärtigkeit Gottes sichtbar werde. Du irrest nicht einsam und verlassen in deiner Verbannung, sondern der Sohn Gottes geht vor dir her; du

*) Joh. 14, 18. **) 2. Kor. 9, 10. ***) 1. Kor. 15, 57.

bist von einer reinen Engelschar umschlossen. Der Sohn Gottes selbst will das Ziel deiner Wallfahrt abmessen, und dir die Herberge zeigen. Daß dieß wahr sei, deß macht der Glaube gewiß, und die Herzen, welche diesen Trost nicht annehmen, zeigen damit, daß in ihnen das Glaubenslicht nicht entzündet ist, weil sie die göttlichen Verheißungen für leeren Schall halten.

Wir aber, ob wir auch matt und schwach sind, wollen dennoch durch die Stimme Gottes uns aufrichten, und ihr kühnlich vertrauen, in der Ueberzeugung, daß solche Kühnheit von Gott unterstützt werde, wie Jener in der evangelischen Geschichte spricht: „Ich glaube, Herr, aber stärke meinen Unglauben." *)

Nachdem ich aber vom Troste geredet, komm' ich nun zu dem andern Theil, nämlich zu dem Worte: „Und wenn du einst dich bekehrt haben wirst, so stärke deine Brüder!" Dieses Wort empfiehlt Allen, und namentlich den Vorstehern, daß sie durch Lehren und Trösten die frommen, wankenden und zagenden Gemüther unterweisen und stärken sollen. Es sind Viele zu allen Zeiten getäuscht und hintergangen worden, weil die Irrthümer mit blendendem Scheine geschmückt, nicht von Allen können erkannt werden. Darum sollen die Einsichtsvollen mit Klugheit und Weisheit die Streitigkeiten richten, Täuschungen aufdecken, die Wahrheit unverhüllt vorlegen, nicht Parteisucht nähren, nicht den Beifall der Menge suchen, sondern sorgen, daß die Wahrheit offenbar und erkannt werde, damit die Ehre Gottes verherrlichet, und Gott durch wahre Anrufung verehrt werde, daß nicht die Gemüther vom wahren Gott abgeführet werden. Eine solche Darstellung der Dinge ist eben so schwierig und gefahrvoll, als nothwendig; aber die Gelehrten sollen wissen, daß sie diesen Dienst Gott schuldig sind, sollen der ernsten Mahnung sich erinnern: „Wer Mich bekennet vor den Menschen, den will Ich auch bekennen vor Meinem himmlischen Vater! **) Wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreut." ***) Und: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren." †) Und: „Verflucht sei, wer des Herrn Werk treulos thut;" ††) d. h. wer entweder wissentlich aus Schwäche des Herzens den Feinden des Evangelium weicht, oder, wer selbst durch sophistische Blendwerke die Wahrheit verwirrt, und die Irrthümer bekräftigt.

*) Mark. 9, 24. **) Matth. 10; 32. 33. ***) Luk. 11, 23.
†) Mal. 2, 7. ††) Jerem. 48, 10.

Drum wollen wir im Lehren und Lernen größeren Fleiß thun, und die jetzt in den Kirchen leuchtende Wahrheit nicht mit Finsterniß verhüllen lassen. Da dieß aber schwere Sachen sind, so laßt uns auch Sorge tragen, daß wir selbst nicht nur dieselben tüchtig lernen, sondern sie auch Andern wahr und redlich erläutern.

Einige Ungelehrte erheben ein thörichtes Geschrei über unverstandene Dinge, und beabsichtigen nicht, die Wahrheit und die Ehre Gottes in's Licht zu setzen, sondern schmeicheln den verkehrten Neigungen des gemeinen Volkes, stoßen Schähungen gegen die Obrigkeiten aus. Auf diese Weise werden die Einfältigen weder belehrt, noch gestärkt, aber die Mächtigen werden gereizt; und das ist nicht gut. Wo es gilt, zu belehren, sollen nicht Schimpf, nicht unsere Klaglieder oder Spöttereien siegen, sondern das göttliche Ansehen, das Wort Gottes und die klare Wahrheit selbst. Wenigstens wird, wer dem göttlichen Ansehen nicht glauben will, niemals ungereimten Schmähungen nachgeben, welche kluge und vernünftige Menschen, selbst wo sie mit gutem Grunde gebraucht werden, doch nie ohne Betrübniß anhören. Drum wollen wir beide Tugenden, die Wahrheit und die Bescheidenheit uns aneignen, und unsere Gelehrsamkeit mit Ernst und Bescheidenheit zieren.

Häufig geschieht es auch, daß Menschen ohne Gelehrsamkeit, weil ihnen die Beweise fehlen, statt der Gründe Schimpfreden häufen, durch ihr Geschrei ihre Unwissenheit zur Schau stellen und dadurch der guten Sache bei denen schaden, welche Gründe fordern. Verständige Männer wissen, daß man nicht leichthin, nicht ohne klare göttliche Zeugnisse irgend ein Dogma annehmen darf, weil wir sowohl über die Billigung, als über die Verwerfung der Dogmen Gott Rechenschaft zu geben haben. Sie wissen auch, daß, wer schnell glaubt, leichtsinnigen Herzens ist. Deßhalb dringt der verständige Hörer auf einen sichern Grund und auf göttliche Zeugnisse. Laßt uns daher unsere Predigten auf festem Grunde erbauen; unsre Beweise müssen so einleuchtend sein, daß alle Vernünftige und Alle, die ohne gehässige Schmähsucht urtheilen, sich in ihrem Innern überwunden erkennen. Sind sodann die Herzen in Ansehung der Lehre befestigt, so füge man auch Trost hinzu, weil auch Wohlunterrichtete dennoch im Bekenntniß oft zaghaft sind, und entweder für sich oder ihre Familie und Freunde Besorgniß hegen, oder größere Verwirrungen im Gemeinwesen fürchten, oder nicht gern als zu finster und streng, als Feinde der Eintracht und des Friedens erscheinen möchten,

und wie viele menschliche Gründe sonst noch die Gemüther schwächen. Auch hier erwäge man die Größe der göttlichen Güte. Der ewige Vater hat verheißen, Er wolle aus Seinem Herzen Seinen heiligen Geist über uns ausgießen, damit Er sowohl das Licht der Wahrheit in uns entzünde, als auch dem Herzen Kraft verleihe, und Antriebe in uns rege mache, damit es Muth gewinne, für die Wahrheit männlich zu zeugen, damit es weder durch Drohung noch durch Furcht sich abschrecken, ja damit es nicht in sophistischen Stricken sich fangen lasse. Denn es kämpft der Teufel auf mannichfache Weise, durch List, Lockung und Schrecken. Auch vermögen wir keineswegs seine Ränke lediglich durch menschliche Weisheit zu enthüllen, und zu vermeiden, oder einen Verlust mit menschlichem Muthe gering zu achten, sondern Gott hat uns einen Lehrer und Kräftiger, den heiligen Geist, an die Seite gestellt, der aus Seiner Brust ausgegossen ist.

Was Größeres aber und Besseres kann Gott uns geben, als daß Er den Sohn, und die Gemeinschaft Seines Wesens uns geschenkt, indem Er den heiligen Geist in unsre Herzen ausgießt? Und daß Er auch in Euch, wenn Ihr nur darum fleht, ausgegossen werde, daran zweifelt keineswegs; denn also steht geschrieben: „Wie vielmehr wird der himmlische Vater den heiligen Geist geben denen, die Ihn darum bitten?“ *) Durch diesen Trost wollen wir selbst auch jetzt uns stärken, und in diesen unsern Gefahren Schutz, Hilfe und Vertheidigung erbitten und erwarten.

So flehen wir denn zu Dir, Sohn Gottes, Jesus Christus, Du wollest nach Deiner Versicherung, daß Du für die Kirche gebeten habest, und noch bittest, auch unser Fürbitter sein, die wir, indem wir Dein Evangelium ehrfurchtsvoll hören und im Glauben festhalten, gewiß Glieder Deiner Kirche sind. Laß uns nicht als Waisen! Belehre, leite, schütze, stärke uns! Sammle auch in diesen Landen Dir eine Kirche, und beschütze sie, damit sie Dich preise durch wahre Frömmigkeit, Dankbarkeit und Freudigkeit in alle Ewigkeit! Amen.

*) Matth. 7, 11.

Rede über den Ausspruch Christi: „Vater, heilige sie in Deiner Wahrheit!“ (Joh. 17, 17.)

Gehalten 1550.

Dir, allmächtiger Gott, ewiger Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer des Himmels und der Erde, der Menschen und jeglicher Creatur, nebst Deinem Sohne, unserm Herrn Jesus Christus, und dem heiligen Geist sagen wir Dank, daß Du bis anher in diesen Landen Dir eine Kirche sammlest, und Frieden und andere Güter verleihest; und bitten Dich demüthig und mit heißem Flehen, Du wollest auch ferner stets mit uns sein, Deinem Sohne ein Erbtheil sammeln, und diese Länder, welche der Kirche Schutz und Pflege gewähren, in Deinen Schutz nehmen! —

Ihr wißt aber, daß es ein sehr alter und höchst nützlicher Gebrauch der Kirche ist, daß man sich zu gesetzlichen Synoden in der Absicht vereinigt, damit der Zustand der Lehre und Sitten untersucht, damit Uebereinstimmung in der wahren Lehre erhalten, und die Zucht mit Mäßigung geübt werde. Dieser Gebrauch ist mit Gottes Hilfe jedes Jahr von uns beobachtet worden, und ich hoffe, daß unsre Mühe dabei sowohl der Kirche ersprießlich, als auch Gott wohlgefällig gewesen. Nothwendig aber muß man bei diesen Zusammenkünften Einmal, Gott danken und Ihn um Erhaltung der Kirche anrufen, sodann aber auch irgend einen Ausspruch, der wie zum Trost, so zur Ermunterung sich eignet, öffentlich vortragen.

Da ich nun gar oft das brünstige Gebet des Sohnes Gottes, das Er kurz vor seinem Tode gesprochen, betrachte, so hab' ich daraus die Worte genommen: „Vater, heilige sie in Deiner Wahrheit, Dein Wort ist die Wahrheit!“

Heilsam ist's, dieses ganze Gebet, in welchem der Sohn Gottes, als Hoherpriester, in feierlichen Worten dem ewigen Va-

ter die Kirche empfiehlt, und das Opfer, welches Er im Begriff ist, darzubringen, ihr zueignet, stets vor Augen zu haben. Und zwar bittet Er mit erhabener Weisheit um die höchsten Güter: zuerst, daß Gott durch die Stimme des Evangelium aus dem Menschengeschlechte eine Kirche sammeln, und um dieses Opfers willen dieselbe gnädig annehmen wolle. Sodann, daß in dieser Kirche, durch die Vereinigung aller Herzen im Bekenntnisse einer Lehre, ununterbrochene Uebereinstimmung und feste Eintracht Statt finden möge. Drittens, daß Er dieselbe aus dem Kerker dieses Lebens herausgeführte Gemeinschaft mit ewigen Gütern, und der Gemeinschaft des Himmels, mit dem Genusse des unmittelbaren Anschauens Gottes, Seiner Weisheit und Güte beseligen wolle.

O betrachtet die Weisheit dieses unsers betenden Hohenpriesters! Die wichtigsten Gegenstände, die höchsten Bedürfnisse umfaßt Er in jenem festlichen Gebet, und es ist dasselbe aus vielen Ursachen aufgezeichnet worden. Einmal müssen wir wissen: diese höchsten Güter sind gleichsam als Erbtheil und Vermächtniß für uns vom ewigen Vater erfleht worden, und werden uns zuverlässig zu Theil. Denn dieses feierliche Gebet des Sohnes ist keinesweges ein unwirksames; — es wird ja hernach dieses Sein Testament auch durch Sein Blut bestätigt!

Er will aber auch in uns Fleiß und Sorgfalt erwecken, solche Güter zu erflehen und zu bewahren; Er will, daß wir unsre Wünsche, unser Seufzen an Sein Gebet unablässig anschließen, welches Er nicht dieses Eine Mal nur gesprochen hat, sondern es ist das Sein fortwährendes Gebet. Damals, als Er vor dem zürnenden Vater Sich beugte, und für Adam und Eva Fürsprecher war, hat Er dieß Gebet begonnen. Und auch jetzt noch wiederholt Er in jenem geheimnißvollen Rath, indem er zu Gunsten der kämpfenden Kirche den Zorn des ewigen Vaters sühnt, in diesem thörichten Alter der Welt, unablässig dieselbe Bitte.

So wollen wir mit diesem Deinen unablässigen Gebet, Du Gottessohn, Jesus Christus, Du Mittler und Hoherpriester, unsre Wünsche und unsre Thränen vereinigen, und bitten mit Dir den ewigen Vater, Er wolle um Deines Opfers willen allezeit die Kirche unter uns sammeln, und Aller Gesinnungen und Bestrebungen durch das Bekenntniß der wahren Lehre und durch wahre Anrufung vereinigen, auf daß wir wahrhaft Eins seien in Gott, und derselbe uns dermaleinst, wenn wir frei geworden, in Deine Gemeinschaft führe! Sol-

ches bitten wir keineswegs im Vertrauen auf einige unsrer Tugenden, sondern zu Dir flehen wir, und mit Zuversicht auf Deine Fürbitte nahen wir dem ewigen Vater; Dir empfehlen wir diese unsre Wünsche, um sie nebst den Deinigen vor den ewigen Vater zu bringen! Denn Du hast uns solches zu bitten befohlen. Du fügst aber auch in diesem Deinem festlichen Gebete die Worte hinzu: „Auf daß die Liebe, damit Du Mich liebest, sei in ihnen!" Du bittest, daß der ewige Vater mit derselben Liebe uns umfassen wolle, mit welcher Er den Sohn umfaßt! Was konnte Größeres erbeten werden? Oder welches glänzendere Zeugniß Deiner unendlichen Liebe gegen uns mag man sich denken, als diese Empfehlung eben, welche Du nachher auch mit Deinem Blute besiegelt hast?

Es übersteigt die Schilderung dieser hochwichtigen Dinge aller Engel und Menschen Beredtsamkeit. Haltet es mir darum zu Gute, daß ich so einfältig von so hohen Dingen rede. Es ist ja, wie jenes Weib im Trauerspiele spricht, fast meine einzige Beredtsamkeit die, daß ich bei der Erwägung der Noth der Kirche und der bekümmerten Liebe des Sohnes Gottes nur Thränen und Seufzen darbringe. Euch aber bitte und beschwör' ich, leset oft diesen Abschnitt in der Erzählung des Johannes, und stärket durch fleißige Wiederholung den Glauben in Euch, in welchem man die Wohlthaten des Sohnes Gottes empfangen muß, und laßt Euch zur Betrachtung dieser hochwichtigen Angelegenheiten und zur Anrufung ermuntern.

Ich gehe nun zu dem Theil über, über welchen ich gegenwärtig hauptsächlich sprechen wollte: „Vater, heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit!" Diese Worte sind entlehnt aus dem achten Kapitel des 4. Buchs Mose, wo Gott befiehlt, daß die Leviten durch den Hohenpriester Aaron abgesondert, geheiligt, und (dem Herrn) dargebracht werden sollen. Dieses Vorbild nun steht in Beziehung auf diese Handlung des Sohnes Gottes. Es bringt hier der Hohepriester zuerst sich selbst dem ewigen Vater dar; darauf empfiehlt Er demselben auch die Diener des Evangelium und die gesammte Kirche. Er bittet, daß diese geheiligt, d. h. abgesondert werde von dem Gemeinen, göttlichen Zwecken geweiht, und zu eigen angenommen, und mit göttlichem Lichte durchströmt, damit sie Gott recht erkennen, anrufen, und durch Lehre und Wandel Ihn verherrlichen möge, daß so die wahre Kenntniß desselben allenthalben verbreitet werde. Aber nicht durch die Schatten Aaronischer Ge-

bräuche, nicht durch Reinigungswasser, oder durch Abscheren des Haupthaars und Waschen der Kleider, nicht durch Schlachtung eines Stiers, oder durch Weihgaben und Kuchen bittet Er, daß sie geheiligt und gereinigt werden sollen. Nicht von diesen flüchtigen und leeren Schatten redet hier unser Hoherpriester, wo Er im Begriff ist, in den größten und furchtbarsten Kampf zu gehen, der je unter Menschen gekämpft worden; sondern Er bittet, daß die Kirche mit wahren, dauernden und ewigen Gütern, mit wahrem Lichte und mit der Weisheit beseligt werde, welche Gott wahr und richtig erkennt.

Auch fügt Er sogleich die Erklärung hinzu, um was Er bitte, und was weit vortrefflicher sei als Reinigungswasser: „Dein Wort ist die Wahrheit!“ Ein kurzer Ausspruch, aber keine Beredtsamkeit weder der Engel noch Menschen reicht hin, den erhabenen Inhalt desselben zu entwickeln. Ich will indeß zu unsrer Erweckung sagen, so viel ich vermag.

Zuerst behauptet Er, die Kirche werde durch das göttliche Wort erbaut. Es ist also Gott wirksam im Predigtamt, in welchem die Stimme Gottes ertönt. Durch diese Stimme gießt Er den heiligen Geist in die Herzen der Menschen aus, daß Er in ihnen Licht und Wahrheit, d. i. das Verständniß des göttlichen Wortes entzünde. Wie es denn auch in einer Stelle heißt: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben.“ *) Ferner: „Das Evangelium ist das Amt des Geistes.“ **) Wisset also, daß wir hier zuerst über die Wirkung des evangelischen Predigtamts belehrt werden.

Sodann ist auch diese Belehrung hier enthalten: Die Kirche ist also an das Wort Gottes geknüpft, daß keine außer diesem Worte angeordneten Gottesdienste, keine ohne dieses Wort vereinigten Gemeinschaften Gott gefallen mögen, sondern nur die Gemeinschaften, wo sie irgend sich befinden mögen, Gottes wahre Kirche sind, in welchen die Stimme des Evangelium unverfälscht ertönt. So sind denn unwissende Menschen, oder Feinde des Evangelium, wie sie immer Namen haben mögen, nicht die Kirche Gottes. Offenbare Feinde Christi sind die Muhamedaner, weil sie nicht durch das göttliche Wort geheiligt werden. In Ansehung dieser, da sie laut und offen für Feinde sich erklären, bedarf es keiner langen Rede. Schwerer mag man jene

*) Röm. 1, 16. **) 2. Kor. 3, 6.

Feinde erkennen, die in der Kirche herrschen, die sich groß rühmen, ihnen sei rechtmäßiger Weise das Amt der evangelischen Predigt übertragen, worin sie zwar wahr reden, nur verfälschen sie eben jene, dem evangelischen Lehramte anvertraute Stimme durch sophistische Gaukeleien, und begründen in der Kirche Irrthümer, falsche Anrufung und abergläubigen Gottesdienst, wie diejenigen thun, welche in unsrer Zeit täuschend aufgeputzte Bekräftigungen vieler alter Mißbräuche, wie der erdichteten Uebertragung des Abendmahls für Andere, der Anrufung Verstorbener, und mancherlei andern Aberglaubens aufstellen. Diese Leute sind, anstatt mit dem Reinigungswasser, mit verführerischer Ränkekunst besprengt, und besprengen mit dem nämlichen Reinigungswasser auch Andere. Sie wollen sich nicht heiligen lassen durch die Wahrheit oder das göttliche Wort, sondern mischen vielmehr mit verdammungswürdiger Keckheit sogar ihr Gift unter das göttliche Wort. Sollten dergleichen auch hier sich eindrängen, so wisset, daß ihr sie zu meiden habt; um sie aber meiden zu können, muß man mit den Quellen der Lehre sich recht bekannt machen. Denn auch dieß Gebot ist im Ausspruche Christi: „Dein Wort ist die Wahrheit,“ begriffen, daß wir dieses Wort lesen, hören, lernen sollen. Diese jugendlichen Mühen des Lesens und Lernens werden Euch hier geboten. Und gerade in dieser Hinsicht ist die Nachlässigkeit Vieler über die Maßen groß, welche, sei es aus Trägheit, sei es wegen häuslicher Sorgen, das Lesen unterlassen, und was das Albernste ist, träumen, die ganze Weisheit der prophetischen und apostolischen Schriften gänzlich erschöpft zu haben. Solcher anmaßender Dünkel ist äußerst schimpflich.

Sodann ist auch das zu erwägen, um wie vieler Ursachen willen das Lesen oder Hören nothwendig ist. Zum Ersten kann man den wesentlichen Inhalt der Lehre im Zusammenhange und vollständig weder lernen noch auffassen, wenn man nicht die Bücher, welche von Gott der Kirche gegeben worden, entweder liest oder hört. Keineswegs auch werden so wichtige Sachen mit Einem Male gefaßt. Auch reichbegabte Menschen verstehen das Gelesene oder Vorgetragene besser, wenn sie dasselbe öfters wiederholen, und mit Nachdenken dabei verweilen. Und es ist nicht etwa genug, gleichsam einen Lappen von der Lehre mit wegzunehmen, und ihn vor dem Volke zur Schau zu stellen; so wie Manche eins oder das andre ansprechende Sätzchen der Lehre annehmen, die übrigen Materien bei Seite schieben.

Zweitens ist eine sehr wichtige Ursache, warum man wie-

derholt lesen muß, die, damit die Lehre, wenn auch vielleicht richtig aufgefaßt, nicht durch Nachlässigkeit wieder verwischt werde. Wie man zarte Pflänzchen durch öfteres Begießen pflegen muß, so muß man durch häufiges Lesen, durch Unterhaltung und viele andere Uebungen die empfangene Lehre nähren und befestigen, wie 5. Mose 6, 6. geboten wird: „Und diese Worte, die Ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern widerholt einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegst oder aufstehest!" Er will, sie sollen wiederholt und fleißig eingeschärft werden, zu Hause und außerhalb, des Morgens und des Abends. Und Paulus spricht: „Halt' an mit Lesen!"*) Gewiß, durch solche Ermahnungen müssen Gemüther, die nicht eisern sind, gewonnen werden, daß sie Fleiß und Eifer im Lesen sich aneignen.

Die dritte Ursache, welche auch in den Worten: „Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit!" begriffen liegt, ist die wichtigste. Bei dem Lesen, Hören und Betrachten des göttlichen Wortes ist Gott wirksam, und wirkt durch den heiligen Geist in den Gemüthern angemessene Regungen. Denn man muß Solches mit der Ueberzeugung lesen: Gott redet mit Dir. Dir gilt das Wort: „Kommt zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!"**) Dich redet der Sohn Gottes an; du sollst glaubensvoll bitten und Hilfe erwarten, zu welcher Zeit du auch diesen Spruch lesen oder darüber nachdenken magst. Es ist nicht die Erzählung einer fremden Geschichte, wenn Aeneas zu den Gefährten spricht:

Duldet standhaft, Genossen; erhaltet euch glücklichern Zeiten."

Gott predigt dem ganzen Menschengeschlechte, und will, daß Jeder ergreife, was Er spricht. Auf diese Weise will Er uns sichtbar sein; Er will Hilfe leisten denen, welche, durch diese Stimme aufgerichtet, zu Ihm nahen. Darum spricht Paulus: „Was geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben."***) Wenn hier Paulus versichert, daß die prophetischen Schriften Trost bieten, so müssen nothwendig die Verheißungen, welche wir lesen, auch uns angehen. Daher wollen wir mit der Ueberzeugung lesen, daß Gott uns selbst

*) 1. Timoth. 4, 13. **) Matth. 11, 28. ***) Röm. 15, 4.

anrede, und uns durch diese Stimme belehren, prüfen, aufrichten, trösten wolle. Deßhalb leitet ausdrücklich zur Predigt des Evangelium, zum Lesen und Anhören dieser hochwichtige Ausspruch uns hin, den Paulus aus Mose aufgenommen hat*): „Du sollst nicht sagen: „„Wer will hinaufsteigen in den Himmel? Wer will über das Meer setzen?"" Denn es ist das Wort nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen!" Menschliche Gemüther, welche die Uebungen des Glaubens nicht kennen, fragen sich zweifelnd: Woher sollen wir den Willen Gottes wissen? Wer weiß, auf wen sich diese allgemeinen Aussprüche beziehen mögen? Von solchen glaubenslosen Gedanken ziehen Mose und Paulus uns ab, und sprechen: Das Wort ist sogar in deinem Munde und Herzen, und wenn du dieses Wort mit Beifall ergriffen, wirst du zuverlässig von Gott angenommen und erhört werden. Nur sei deine Seele Schülerinn dieser Stimme, und wähne nicht, daß sie dich nichts angehe. Ich rede von einer wichtigen Sache, und von den Uebungen eines nicht lässigen Glaubens.

Viele lesen deßhalb weniger, weil sie sich einbilden, die trostreichen Versicherungen in jenen alten Erzählungen oder Lehrvorträgen seien nicht für sie bestimmt. Aber sie sollen bei richtiger Unterweisung lernen, daß gerade diese Anwendung auf uns eine Uebung des Glaubens ist, und daß auf solche Weise eben der Glaube geweckt und befestigt werden muß. Du liesest die Worte:**) „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen." Hier bedenke: Mir bietet Gott diesen Trost; Er will, daß ich nicht im Schmerze unterliegen, sondern in Ihm ruhen, und von Ihm Hilfe erwarten soll. Als eine Ihm schuldige Verehrung fordert Er es, anerkannt zu werden, als der, welcher wahrhaftig erhört, welcher wahrhaft Helfer, und nicht eine müßige Gottheit ist, gleich dem gemalten Götterbilde.

Wie schwer aber dieser Kampf ist, das wissen die, welche in solchen Uebungen nicht ganz unerfahren sind. Und die es einmal erfahren haben, lesen dann um so begieriger.

Diese Gründe in Ansehung des Lesens, und diese ganze Ansicht von dem evangelischen Predigtamt oft und sorgfältig zu erwägen, ermahne und beschwör' ich Euch um Eures und des Heils der Kirche willen. Sodann müsse auch die Größe der Gefahr uns antreiben, in allen Dingen wachsam zu sein. Bei

*) 5. Mos. 30, 12. **) Ps. 55, 23.

dieser so feindseligen Aufregung der Gemüther kann kein sicherer und dauernder Friede bestehen. Es ist leicht möglich, daß einmal plötzliche und unvermuthete Unruhen ausbrechen werden. Außerdem aber, wenn auch Könige und Fürsten ruhen sollten, so werden doch die Heuchler nicht ruhen, welche auf vielfache Weise die Kirche verwirren. Einige vertreiben fromme Geistliche nebst ihren armen Familien von ihrem stillen Herde, Andere belasten dieselben mit ungerechtem Hasse des Volkes. Ueberhaupt ist die Noth und das Ungemach gar mannichfaltig, und das muß uns allerdings anregen, daß wir zu unserm Schirmherrn, dem Sohne Gottes, um Hilfe flehen, und mit Ihm in Seinem Evangelium reden. Und daß Ihr das mit frommem, eifrigem Sinne thun mögt, ist meine ernste Ermahnung. Auch flehe ich nochmals von ganzem Herzen zu Ihm, daß Er uns leite, und in diesen Landen allezeit eine Kirche Sich sammele! —

Rede über den Ausspruch Christi: „Niemand wird Meine Schafe aus Meiner Hand reißen.“ (Joh. 10, 28.)

Gehalten 1550.

Dir, allmächtiger und wahrhaftiger Gott, ewiger Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer des Himmels und der Erde und aller Creatur, nebst Deinem Sohne, unserm Herrn, Jesus Christus, und dem heiligen Geist, Dir, dem weisen, gütigen, wahrhaftigen, gerechten, erbarmenden, keuschen, gnadenreichen Gott, danken wir, daß Du bisher in diesen Landen die Kirche, und Schutz und Pflege derselben gnädig erhalten hast; und bitten Dich flehentlich, Du wollest immerfort unter uns Deinem Sohne ein Erbtheil sammeln, das Dich in alle Ewigkeit preise.

Ich habe aber in diesen unsern Versammlungen zum öftern theils Ermahnungen, theils Tadel ausgesprochen, und ich hoffe, die Meisten werden dessen eingedenk sein. Da ich aber annehmen darf, daß jetzt Aller Herzen von einer neuen Bekümmerniß und einem neuen Schmerze wegen des Krieges in der Nachbarschaft gefoltert werden, so erheischt diese Zeit ein Wort des Trostes. Und wie man gewöhnlich sagt: „Wo es wehe thut, da hat er die Hand,“ so konnte auch ich bei dieser so großen Niedergeschlagenheit mich nicht entschließen, meine Rede auf etwas Anderes zu richten. Wiewohl ich nun nicht zweifle, daß Ihr selbst auch in den göttlichen Aussprüchen Trostmittel suchet, so will dennoch auch ich einige daraus gesammelte Euch zurufen, weil ja auch das, woran wir selbst gedacht hatten, uns werther wird, wenn wir hören, das Nämliche bewähre sich auch an Andern als heilsam. Und weil lange Reden bei Schmerz und Traurigkeit lästig sind, will ich unverzüglich den Trost vorbringen, welcher der wirksamste ist.

Schmerzen werden ganz vornehmlich gemildert, wenn etwas Gutes und Heilsames, nämlich Hilfe, zu einem freudigen Ausgange uns entgegen tritt. Alle anderen Trostgründe, welche man von der Unvermeidlichkeit oder von Beispielen entlehnt, gewähren keine so große Erleichterung. Es bietet aber der Sohn Gottes, unser Herr, Jesus Christus, der für uns gekreuzigt und auferweckt ist, und zur Rechten des Vaters sitzt, Hilfe und Befreiung uns dar, und hat diese Gesinnung in vielen Aussprüchen ausgedruckt. Ich will aber jetzt über das Wort sprechen: „Niemand wird Meine Schafe aus Meiner Hand reißen."

Dieser Ausspruch hat mich oft in tiefster Trauer aufgerichtet und gleichsam aus der Hölle gezogen.

Es haben zu allen Zeiten die weisesten Menschen die Größe des menschlichen Elends beklagt, welches wir mit Augen sehen, bevor man in jene Ewigkeit übergeht; als Krankheiten, Tod, Mangel, unsre Verirrungen, durch welche wir uns Nachtheil und Strafen zuziehen, feindselige Menschen, Treulosigkeit von Seiten derer, mit denen wir eng verbunden sind, Verbannung, Beschimpfung, Verlassenheit, elende Kinder, öffentliche und häusliche Zwietracht, Kriege, Mord und Verwüstung. Und da solches Guten und Bösen ohne Unterschied zu widerfahren scheint, haben viele Weise gefragt, ob es eine Vorsehung gebe, oder ob unabhängig von göttlicher Absicht Alles der Zufall bringe? Aber wir in der Kirche wissen, daß die erste und hauptsächlichste Ursache menschlicher Noth die ist, daß der Mensch wegen der Sünde dem Tode und anderm Ungemach unterworfen ist, welches gerade in der Kirche um so heftiger ist, weil der Teufel aus Haß gegen Gott furchtbare Angriffe auf die Kirche macht, und sie gänzlich zu vertilgen strebt. Deßhalb steht geschrieben: „Ich will Feindschaft setzen zwischen der Schlange und dem Weibessamen." *) Und Petrus spricht: „Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge." **)

Gott hat aber nicht vergebens die Ursachen unsers Elends uns kund gemacht. Wir sollen nicht nur die Größe unsrer Noth selbst anschauen, sondern auch die Ursachen derselben einsehen, und seinen gerechtesten Zorn gegen die Sünde anerkennen, damit wir auf der andern Seite auch den Erlöser und die Größe Sei-

*) 1. Mos. 3, 15. **) 1. Petr. 5, 8.

ner Erbarmung anerkennen, und fügt zu diesen Seinen Erklärungen als Zeugnisse die Wiedererweckung Verstorbener und andre Wunder.

Wir wollen darum die ungläubigen Meinungen aus unsern Herzen weit verbannen, welche dichten, daß bloß aus Zufall oder physischen Ursachen Uebel uns treffen.

Wenn du aber die Wunden in deinen eignen Verhältnissen betrachtest, oder deinen Blick auf die öffentlichen Zerrüttungen in den Staaten richtest, welche zugleich die Einzelnen niederschlagen (wie Solon sagt: „Das allgemeine Verderben dringt auch in deine stille Behausung;“), so denke zuerst über deine eigenen und Anderer Sünden, und den gerechten Zorn Gottes nach; sodann erwäge auch die Wuth des Teufels, der seinen Grimm vornehmlich in der Kirche ausläßt.

In allen, auch den bessern Menschen herrscht große Finsterniß. Wir sehen nicht, welch' ein großes Uebel die Sünde ist, und achten uns selbst nicht für so gar schmählich befleckt. Wir schmeicheln uns selbst, namentlich damit, daß wir ja zu einer reinern Lehre von Gott uns bekennen. Indessen überlassen wir uns einem sorglosen Schlafe, schmeicheln ein Jeder seinen besondern Begierden; unsre Unreinigkeit, die Krankheiten der Kirche, die Noth der Brüder erfüllt uns nicht mit Schmerz; die Anrufung ist ohne Feuer und Inbrunst; es erkaltet der Eifer für Lehre und Zucht, und nicht wenige Sünden sind die meinigen und die deinigen und die vieler Anderer, um welcher willen solche Strafen auf uns gehäuft werden.

Laßt uns daher unsre Herzen zur Buße wenden, und unsern Blick auf den Sohn Gottes richten, in Ansehung Dessen wir die Versicherung haben, daß Er nach dem wunderbaren Rathe der Gottheit über das Menschengeschlecht gestellt ist, um der Beschützer und Erhalter Seiner Kirche zu sein.

Unser Elend sowohl als unsre Gefahren, und das Wüthen der Feinde sehen wir nicht eher vollkommen ein, als nach besonders traurigen Ereignissen. Dennoch aber sollen wir so denken: Es muß große Noth und eine furchtbare Macht und Wuth der Feinde vorhanden sein, da uns ein so mächtiger Beschützer, nämlich Gottes Sohn, gegeben worden ist. Wenn Derselbe spricht: „Niemand wird Meine Schafe aus Meiner Hand reißen,“ so deutet Er an, daß Er nicht ein müßiger Zuschauer bei unserm Elende ist, sondern daß gewaltige und unablässige Kämpfe Statt finden. Der Teufel hetzt einige seiner Werkzeuge an, die Kirche oder das politische Gemeinwesen zu zerrütten, da-

mit unabsehbare Verwirrung und darauf heidnische Verwüstung eintrete. Der Sohn Gottes aber, die Ihn anrufende Gemeinde gleichsam in Seinen Händen haltend, wirft die Teufel durch Seine unermeßliche Macht zurück, besiegt und jagt sie von dannen, und wird sie einst in den höllischen Kerker einschließen und in alle Ewigkeit mit furchtbaren Qualen bestrafen. Diesen Trost wollen wir in Ansehung der gesammten Kirche sowohl, als unser selbst, ein Jeder fest halten.

Wenn wir in dieser zerrissenen, kriegerischen Zeit Staaten auflodern und zusammen stürzen sehen, so schau' auf den Sohn Gottes, der im geheimen Rath der Gottheit steht, und Sein Häuflein schützt, und die schwachen Schäflein gleichsam auf Seinen Händen trägt. Sei überzeugt, daß von Diesem auch du beschützt und erhalten wirst.

Aber hier schreien einige nicht richtig Unterwiesene: Wohl wünschte ich, der Sorgfalt eines solchen Hüters empfohlen zu sein; aber Seine Schafe nur wahrt Er. Ob zu dieser Herde auch ich zu zählen bin, weiß ich nicht. Diesem Zweifel muß man auf's beharrlichste entgegen kämpfen. Denn der Herr selbst versichert in dem nämlichen Ausspruche, daß Alle, welche hören, und die Stimme des Evangelium im Glauben ergreifen, Seine Schafe heißen; wie Er auch ausdrücklich sagt: „Wer Mich liebet, der wird Mein Wort halten, und Mein Vater wird ihn lieben, und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." *) Diese unerschütterlichen Verheißungen des Sohnes Gottes muß man zuversichtlich sich aneignen. Auch sollst du nicht dich selbst durch deinen Zweifel von dieser seligen Herde ausschließen, welche aus der Gerechtigkeit des Evangelium hervorgeht. Diejenigen unterscheiden nicht richtig zwischen dem Gesetz und dem Evangelium, welche, weil sie unwürdig, sich nicht unter die Schafe zählen. Vielmehr ist dieser Trost uns geboten, daß wir wahrhaftig, um des Sohnes Gottes willen, ohne Verdienst, und nicht wegen unsrer Würdigkeit angenommen werden, allein durch den Glauben, weil wir unwürdig und unrein, und fern von der Erfüllung des Gesetzes sind. Es ist ferner diese Verheißung eine allgemeine, wie der Sohn Gottes spricht: „Kommt zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken!" **)

*) Joh. 14, 23. **) Matth. 11, 28.

Es gebietet gar ernstlich der ewige Vater, daß man den Sohn hören soll, und die größte unter allen Vergehungen ist's, wenn man Ihn verschmäht und Seiner Stimme nicht Beifall gibt. Das sollte Jeder oft und fleißig bedenken, und in dieser durch den Sohn geoffenbarten Gesinnung des Vaters sich beruhigen.

Wenn gleich bei so großen Zerrüttungen manches traurige Schauspiel dein Auge berührt, und die Kirche durch Zwietracht und Haß zerrüttet wird, und vielfache häusliche und öffentliche Noth dazu kommt, dennoch soll nicht Verzweifelung dich überwältigen, sondern wisse, daß du den Sohn Gottes zum Hüter und Beschützer hast, der nicht zulassen wird, daß weder die Kirche, noch du, noch deine Familie durch das Wüthen des Teufels aus Seiner Hand gerissen werde.

So flehe ich denn von ganzem Herzen zu dem Sohne Gottes, unserm Herrn, Jesus Christus, der für uns gekreuzigt und auferweckt, sitzt zur Rechten des Vaters, um die Menschen durch Seine Gaben zu beseligen, und bitte Ihn, daß Er diese Kirchlein und mich in derselben schütze und regiere. Einen andern sichern Trost seh' ich in diesem so großen Brande des ganzen Erdenrundes nirgends. Jeder hat seine besondern Hoffnungen, und Jeder sucht mit seinem Verstande in etwas Anderem Beruhigung; doch wie gut das Alles sein mag, so ist es doch ein weit besserer, unbezweifelt wirksamerer Trost, zu dem Sohne Gottes zu fliehen, und von Ihm Hilfe und Rettung zu erwarten.

Und solche Wünsche werden nicht vergeblich sein. Denn darum sind wir mit einer solchen Menge von Gefahren belastet, daß wir in Ereignissen und Begebenheiten, welche menschlicher Klugheit unauflösliche Räthsel sind, die unermeßliche Güte und Gegenwärtigkeit Gottes anerkennen sollen, der um des Sohnes willen, und durch den Sohn uns Beistand leistet. Gott will erkannt werden bei solcher Rettung, gleich wie bei der Rettung der ersten Aeltern, welche nach dem Fall, als sie von allen Geschöpfen verlassen waren, nur durch göttliche Hilfe erhalten wurden. So ward in der Sündfluth die Familie des Noah, so wurden die Israeliten, als sie im rothen Meere zwischen aufgethürmten Wellen standen, gerettet. Diese herrlichen Beispiele werden uns vorgehalten, damit wir wissen sollen, daß auf gleiche Weise die Kirche oft ohne irgend eine Hilfe erschaffener Wesen gerettet wird. Viele erfahren zu allen Zeiten in eignen Gefah-

ren solche göttliche Rettung und Erhaltung, wie David spricht: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!" *) Und in einer andern Stelle spricht David: „Er hat den Elenden errettet, der keinen Helfer hatte." **) Um aber dieser so großen Wohlthaten theilhaftig zu werden, muß zuvor der Glaube und die Anrufung in uns entflammt werden, wie geschrieben steht: „Wahrlich! Ich sage Euch." ***) Eben so muß der Glaube auch geübt werden, daß er vor der Rettung Hilfe erflehe und erwarte, mit einer gewissen Heiterkeit der Seele in Gott ruhe, und daß nicht fortwährendes Mißtrauen und verzagtes Murren im Herzen hafte, sondern stets die Mahnung Gottes uns vor Augen stehe: „Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne;" †) d. i. beruhigt euch in Gefahren also in Gott, daß Eure Herzen durch das Vertrauen auf die Erbarmung und Gegenwärtigkeit Gottes gekräftigt, gelassen Hilfe und Errettung erwarten, und die stille Heiterkeit behalten, welche der Anfang ist des ewigen Lebens, und ohne welche wahre Anrufung nicht geschehen kann.

Denn Mißtrauen und Zweifel bringt einen traurigen und schrecklichen Haß gegen Gott hervor, und das ist der Anfang der ewigen Qualen und eine der teufelischen ähnliche Wuth.

Diesen Wogen in den Gemüthern und diesen stürmischen Bewegungen müßt ihr nun vorbeugen, und durch die Betrachtung göttlicher Trostsprüche und durch unausgesetzte Anrufung eure Herzen verwahren und befestigen.

Wahrlich, diese Zeiten verstatten uns nicht die gewohnte Sicherheit und den gewohnten Taumel, sondern sie fordern, daß wir mit aufrichtigem Seufzen um Hilfe flehen, wie der Herr spricht ††): „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!" daß ihr nicht, von Verzweifelung übermannt, in das ewige Verderben stürzt. Es ist Weisheit nöthig, um die Gefahren der Seele sowohl, als auch die Hilfsmittel dagegen zu erkennen. Die Seelen gehen verloren, sowohl wenn sie in epikurischer Sicherheit den Zorn Gottes verachten, als auch, wenn sie, vom Zweifel überwältigt, durch ängstliche Bekümmerniß niedergedrückt werden. Und diese Vergehungen häufen die Strafen. Die Frommen hingegen, welche durch Glauben und Anrufung

*) Ps. 27, 10. **) Ps. 72, 12. ***) Joh. 16, 24. †) Philipp. 4, 7. ††) Luk. 22, 46.

das Herz aufrichten und zu Gott nahen, behalten den Anfang des ewigen Lebens, und erlangen Milderung der allgemeinen Noth.

Wir flehen darum zu Dir, Sohn Gottes, Herr, Jesus Christus, der Du für uns gekreuzigt und auferweckt, im geheimen Rathe der Gottheit stehst, und für uns bittest, und gesprochen: „Kommt zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will Euch erquicken!“ Ich rufe Dich an von ganzem Herzen, und bitte: vergib nach Deiner unermeßlichen Erbarmung uns unsre Sünden. Du weißt, daß wir in unsrer großen Schwachheit die Last unsers Elends nicht zu tragen vermögen. Darum leiste Du uns Beistand in besonderer und öffentlicher Noth. Sei Du unser Schatten, und schütze, erhalte in diesen Landen die Kirchen und Alles, was ihnen zu Schutz und Pflege dient.

Rede über den Kaiser Friedrich Barbarossa.

Obgleich ich das Bestreben und die Absicht derer, welche die Geschichte berühmter Männer, die unter den Griechen und Römern hervorgetreten sind, hier vorbringen, recht sehr billige; denn es kommt allerdings sehr Viel darauf an, daß wir so viel möglich mit der Kenntniß der Geschichte ausgestattet werden: so ist es doch, wie es mir wenigstens scheint, vielleicht noch nützlicher, der Aufhellung und Darstellung der einheimischen, vaterländischen Geschichte vor der ausländischen Fleiß zu widmen. Denn einmal wirken einheimische Muster kräftiger auf die Gemüther, weil es ja das Schimpflichste ist, als entartet zu erscheinen. Sodann müssen die meisten gegenwärtigen Verhältnisse mehr nach den Thaten unsrer Vorfahren, als nach der Geschichte derer beurtheilt werden, welche in andern Staaten, unter dem Einflusse anderer Verfassungen, sich hervorgethan haben. Da man daher in dieser Staatsform zum Behuf der Geschäftsführung Vieles aus der vaterländischen Geschichte entlehnen muß, so liegt es uns ob, nicht nur das Fremde mit unserer Wißbegier zu fassen, und, wie man zu sagen pflegt, außer dem Hause weise zu sein, sondern unsre eigne Geschichte müssen wir studiren und lernen, wie der Homerische Vers erinnert:

„Daß in Megara Gutes sowohl als Böses geschehen."

Ja es ist sogar eine gewisse Pietät, der Verherrlichung und Aufhellung der vaterländischen Geschichte seine Kraft zu widmen, und wie der Dichter spricht:

„Heilig ist das Geschäft, zu erzählen die Thaten der Väter."

Endlich wirkt dieser Stoff auch auf die Ausbildung der Sprache vortheilhafter, weil die fremde Geschichte in der Bearbeitung der beredtesten Schriftsteller vorhanden ist, aus denen man nicht nur in Ansehung der Thatsachen, sondern auch der schönen Darstellung leicht Manches entlehnen kann. Der ge-

schichtliche Vorrath Deutschlands aber entbehrt des wissenschaftlichen Lichts, und wir haben ihn nicht nur allenthalben her, aus verschiedenen Schriftstellern zusammen zu bringen, sondern müssen auch selbst die schöne Form ihm geben, und dieses Beides übt theils das Urtheil in Ansehung der Auffindung und der Eintheilung, theils die Gewandtheit des Geistes in der Darstellung auf mannichfache Weise. Eben darum wünsch' ich, daß auch die andern Gelehrten sich bestreben möchten, sich um die deutsche Geschichte durch eine edle Darstellung derselben Verdienste zu erwerben, weil ich sehe, daß unsre Fürsten den gefeiertsten Königen und Kaisern, bei den Griechen und Römern, an die Seite gestellt werden dürfen.

Ich habe daher Friedrich den Rothbart zum Gegenstand meiner Rede gemacht, und obgleich ich nicht aller Thaten desselben erwähnen kann, so will ich doch einige herausheben, aus welchen man die Größe seines Geistes, seine Treue, Standhaftigkeit und Frömmigkeit wird beurtheilen können, damit Ihr Euch überzeuget, daß ihm keine eines großen Mannes und guten Fürsten würdige Tugend gefehlt hat. Ich bitte aber, meine Rede gelassen anzuhören; denn auf diese Weise werdet auch Ihr das Lob der Pietät davon tragen, wenn Ihr werdet zu erkennen geben, daß das Bestreben derer, welche sich bemühen, das Vaterland zu schmücken, Euren Beifall hat. Obgleich nun viele Lobreden gewöhnlich damit beginnen, daß sie von dem Adel der Herkunft erzählen, weil man glaubt, daß die Keime der Tugend von guten Aeltern auf die Nachkommen fortgepflanzt werden, so werde ich doch hier kürzer sein, weil die edle Abstammung eines Mannes, der in einer kaiserlichen Familie geboren worden ist, nicht unbekannt sein kann. Denn Konrad, der Oheim Friedrichs, war Kaiser. Doch ein größerer Ruhm ist, daß er seinen edlen Ahnen nicht nur nicht unähnlich geworden, sondern vielmehr durch geistige Vorzüge und Tugend dieselben weit übertroffen hat. Seine trefflichen, erhabenen Eigenschaften bezeugt auch der Umstand, daß, ungeachtet Viele der mächtigsten Fürsten sich um den Kaiserthron bewarben, dennoch die Kurfürsten diesen Jüngling Allen vorzogen; was nicht geschehen sein würde, wenn nicht eine ganz besondere Fähigkeit dazu aus ihm hervor geleuchtet hätte, welche zu der Voraussetzung berechtigte, daß er der Regierung und Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten gewachsen sein würde. Und in der That, er hat diese Hoffnung der Kurfürsten nicht getäuscht; denn gleich bei dem Antritt der

Regierung bewirkte er durch Mäßigung und Tugend, daß Keinen diese Wahl gereute. Denn sobald er den Thron übernommen hatte, war es sein erstes Geschäft, seinem Reiche, mit Verhütung öffentlicher Bewegungen, und mehr durch kluge Maßregeln, als durch Waffen, einen festen Frieden zu geben. Der Baier nämlich und der Oestreicher, damals, so wie auch jetzt, die mächtigsten Fürsten Deutschlands, waren entzweit. Es betraf Gränzstreitigkeiten, und Jeder rüstete sich zum Kriege, und wäre derselbe nicht durch die Sorgfalt des Kaisers Friedrich unterdrückt worden, so würde er für ganz Deutschland verderblich geworden sein. Obgleich aber Friedrich mit Jedem von ihnen verwandt war, so stand er doch dem Oestreicher näher. Daher hat er hier ein seltenes Beispiel von seiner Mäßigung und Rechtlichkeit abgelegt. Denn er zog diesen nicht etwa dem Baier vor, und glaubte, die Sache des ihm näher Verwandten nicht mehr begünstigen zu dürfen, als er sich überhaupt verpflichtet hielt, für die Erhaltung des Friedens zu sorgen. Ja, da er wegen der Verwandtschaft größern Einfluß auf den Oestreicher hatte, redete er ihm zu, daß er in Ansehung seines Rechts lieber nachgeben und lieber zurück treten, als weiter gehen, und daß er dieses um des allgemeinen Friedens Deutschlands, und mit Rücksicht auf seine kaum angetretene Regierung thun möchte. Damit er aber diesen Verlust leichter verschmerzen könnte, erhöhte er die Familie der Oestreicher durch Ertheilung einer Würde; denn da sie zuvor Markgrafen gewesen, wurden sie damals mit dem Herzogentitel beschenkt. Auf diese Weise ward durch die Rechtlichkeit des Kaisers theils das Gebiet des Baiern erweitert, theils die Veranlassung zu einem furchtbaren Kriege aufgehoben. Wie sehr eine solche Mäßigung von einem solchen Fürsten gerühmt zu werden verdient, ist nicht schwer einzusehen. Denn keine Eigenschaft ist für Fürsten empfehlender, und für das Gemeinwesen nöthiger, als wenn sie ihren eigenen, besondern Neigungen und Vortheilen das allgemeine Wohl des Vaterlandes voranstellen. Kein Sieg ist rühmlicher, als sich selbst beherrschen, und um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen von seinem eigenen, besondern Rechte Etwas nachlassen. Von wie vielen Staaten lesen wir, daß sie durch Ehrgeiz und Hartnäckigkeit ihrer Fürsten zu Grunde gerichtet worden sind, welche lieber Alles in Verwirrung bringen, und auf's Spiel setzen, als den Schein geben wollten, daß sie auch nur um ein Haar breit den übrigen Bürgern nachgegeben hätten! Das war die einzige Ursache

er bürgerlichen Unruhen in Rom, bei Marius, Sylla und Pompejus. Doch ich habe nicht nöthig, mich auf das Alterthum zu berufen. Das ganze Leben ist voll von Beispielen dieser Art. Mit Recht verdient daher die Klugheit Friedrichs gepriesen zu werden, der, wie er selbst die höchste Mäßigung bewährte, so auch seinen fürstlichen Verwandten bewog, von seinem Rechte Etwas nachzugeben.

Auswärtige, zu sehr von sich eingenommene Menschen nennen unsere Kaiser Barbaren, und behaupten, sie hätten ihre Thaten mehr innern heftigen Antrieben folgend, als mit besonnener Ueberlegung vollbracht. Wie aber überhaupt unzählige, mit Weisheit und Mäßigung ausgeführte Thaten unserer Fürsten bezeugen, daß ihnen mit Unrecht der Vorwurf der Barbarei gemacht wird, so gibt vornehmlich diese Friedensvermittelung Friedrichs deutlichen Beweis, daß es ihm weder an Klugheit, die Gesinnung der Fürsten zu versöhnen, noch an ernster Besonnenheit gefehlt hat, indem er die öffentliche Ruhe jedem Privatinteresse vorzog. Dieser Anfang seiner Regierung hat sowohl ihm Ansehen und Wohlwollen erworben, als auch allen Völkern Hoffnung einer gerechten und gemäßigten Regierung gewährt; und wahrlich, für die Verständigen kann es nichts Wünschenswertheres, nichts Schöneres, noch Bewundernswürdigeres geben. Wiewohl er nun diese billige, gemäßigte Gesinnung selbst im Kriege nicht abgelegt hat, so leuchtet doch seine Tugend in seinen kriegerischen Thaten mehr, als in seinem friedlichen Wirken hervor. Und wie man, je nach der Verschiedenheit der Umstände, an einigen Feldherren das Zögern, an einem Alexander oder Julius die rasche Ausführung rühmt; so glich unser Friedrich als Feldherr mehr dem Alexander; kampflustig scheute er nie, auch an ungünstigen Orten eine Schlacht, hob fast nie eine Belagerung auf, hielt sich jedoch keineswegs im Lager müßig, sondern drängte die Feinde durch fortwährende Angriffe auf die Städte, so daß sie, indem ihnen nicht der erforderliche Zwischenraum zur Erholung vergönnt war, die Belagerung nicht lange ausdauern konnten. In der Schlacht focht er in den vordersten Reihen, erstieg bei Erstürmungen die Mauern zuerst, und pflegte überhaupt allen Geschäften eines ausgezeichneten Anführers, wie eines tapfern Kriegers sich zu unterziehen. Auf solche Weise hat er stets die bedeutendsten Kriege in der größten Schnelligkeit beendigt.

Den ersten Krieg führte er mit den Dänen, einem Volke,

von dem die Geschichte der Cimbern bezeugt, daß es auch in frühern Zeiten große Tapferkeit besaß; und wie furchtbar dieselben sich der Stadt Rom gemacht, wie oft sie römische Heere vernichtet haben, ist Euch bekannt. Auch in unserer Zeit noch ist die Tapferkeit des Dänenvolkes und seine Kriegskunst so groß, daß sie keineswegs aus der Art jener alten Cimbern geschlagen zu sein scheinen. Die Dänen hatten Lübeck eingenommen, und an jener ganzen Küste die stärksten Heere aufgestellt. Da es aber Friedrich für sehr vortheilhaft erachtete, zuerst den Feinden ihre Eroberung wieder zu entreißen, schloß er die Festung und die Stadt Lübeck selbst mit einem Heere ein, in der Hoffnung, daß die Feinde, um die Stadt von der Gefahr zu befreien, ihm Gelegenheit zu einer Schlacht geben würden. Und Friedrichs Absicht wurde nicht getäuscht. Nachdem er also in einigen Treffen, welche während der Belagerung vorgefallen waren, gesiegt, und Lübeck wieder erobert hatte, erlangte er es, da er sich nicht in einen langwierigen Krieg, zumal in jener Gegend, verwickeln lassen, sondern vielmehr jenes so tapfere Volk gewinnen, und unter sichern Bedingungen sich verbinden wollte, durch sein Ansehen leicht, daß der dänische König zu ihm in's Lager kam, um sich mit ihm wegen des Friedens zu besprechen. Dort setzte ihm der Kaiser aus einander, daß er, nicht um fremde Besitzungen zu erwerben, sondern um sein Gebiet zu schützen, diesen Krieg unternommen hätte. Würden die Dänen ein Gleiches thun, und sich mit ihrem Reiche begnügen, so wolle er nicht nur Frieden mit ihnen schließen, sondern bewerbe sich auch um ihre Freundschaft, weil er ungern mit einer Nation Krieg führe, die er der deutschen verwandt achte. Die Dänen nahmen, nicht sowohl durch die Waffen überzeugt (ungeachtet der Kaiser nicht nur mit ganz besonderer Klugheit und Tapferkeit, sondern auch mit großem Glück jenen Krieg geführt hatte), als vielmehr durch die Rechtlichkeit und Humanität des Kaisers gewonnen, die Friedensvorschläge an. So endigte er diesen beschwerlichen und gefährlichen Krieg nicht bloß durch die Waffen, sondern auch durch die Meinung von seiner Billigkeit, und verband sich einen Nachbarkönig. Dieses Bündniß der Fürsten, und eine lange Freundschaft zwischen ihnen, hat jenen Gegenden auch einen sichern Frieden verschafft.

Darauf zog er nach Italien, und wurde der Sitte gemäß in Rom gekrönt. Auf diesem Zuge beschwichtigte er die Mailänder, welche aus Herrschsucht einige Nachbarstädte un-

gerechter Weise in Besitz genommen hatten, nicht sowohl durch die Waffen, als durch sein Ansehen. Aber diese Gelindigkeit war nachmals Veranlassung zu einem furchtbaren Kriege. Nachdem der Kaiser nach Deutschland zurück gekehrt war, legten die Mailänder die Gelindigkeit des Kaisers entweder für Furcht, oder Weichlichkeit aus. Deßhalb versprachen sie sich schon die Herrschaft der Lombardei, und hetzten einige der mächtigsten Städte Italiens zum Kriege auf. Sie beklagten sich, daß ihnen ihr Recht auf einige Städte entrissen worden, und ermahnten sie, daß man mit vereinigter Macht die Freiheit Italiens vertheidigen müsse. Das war der Anfang eines sehr harten und langwierigen Krieges.

Da aber Friedrich erfuhr, daß ganz Italien unter Waffen wäre, führte er mit äußerster Schnelligkeit ein Heer nach Italien. Die Geschichte ist zu lang, als daß sie in einer Rede ganz erzählt werden könnte. Ich will nur einige Thatsachen heraus heben, welche zeigen, theils von welcher Geistesgröße Friedrich selbst gewesen, theils welche gewaltige Bewegungen, und mit welcher Schnelligkeit er sie unterdrückt hat.

Die Italer hatten ihre Armee am jenseitigen Ufer der Adda, der Deutsche am dießseitigen. Die Italer, weil sie sich durch den Fluß gesichert meinen, fordern die Deutschen ungestüm heraus, rufen höchst übermüthig selbst dem Kaiser Schimpfworte zu. Ungeachtet der Fluß angeschwollen war, so daß das Heer ohne Gefahr nicht übersetzen konnte, drang Friedrich, nicht fähig, die Schmach zu ertragen, doch darauf, überzusetzen, und stürzte sich zuerst in den Fluß. Dem Beispiel des Kaisers folgten zuerst die Ritter, dann auch das Heer. Die Italer hatten kein Lager verschanzt, kein Heer in Schlachtordnung, weil sie sich für sicher gehalten hatten. Friedrich machte nun auf die Ueberraschten einen plötzlichen Angriff, und schlug das ganze italische Heer, und trieb es in die Flucht. Dieser einzige Sieg setzte den Kaiser wieder in Besitz von beinahe ganz Italien, denn nach dieser Demüthigung der Feinde bemächtigte er sich nachher noch vieler Städte, verstärkte seine Bundesgenossen, und legte Besatzungen in gewisse Städte. Der Krieg hätte nun als beendigt betrachtet werden können, wenn nicht das kirchliche Schisma denselben auf's Neue entflammt hätte.

In Rom waren zwei Päpste gewählt worden, von denen der eine, Alexander, den Kaiser mit dem Bann belegte, darum, weil er den andern Papst mehr zu begünstigen schien.

Alexander regte ganz Italien, vornehmlich die Veneter gegen Friedrich auf. Zu allen Zeiten hat der Ehrgeiz der Päpste und der geistlichen Stände ungeheure Unruhen erzeugt. Friedrich war Anfangs allerdings nicht wenig bestürzt, als er vom Bann hörte; er schrieb an das Collegium der Cardinäle, daß die Sache gerichtlich untersucht werden sollte. Aber Alexander verbot die Untersuchung darum, weil er den größern Theil Italiens und Frankreich auf seiner Seite hatte, und zog sich, damit er vom Kaiser Nichts zu besorgen hätte, nach Frankreich zurück. Diese Beschimpfung reizte den Sueven, und dieser begann nun, ihn äußerst hitzig zu bekriegen, und rieb viele feindliche Heere auf, und weil Mailand die Hauptrolle bei dieser Verschwörung gespielt hatte, nahm er ihre Stadt im Sturm, plünderte und verwüstete sie, und machte sie dem Erdboden gleich. Nachdem er die übrige Lombardei wieder erobert hatte, führte er sein Heer nach Deutschland zurück, weil er, da Italien nun zur Ruhe gebracht war, die übrigen Beleidigungen nicht verfolgen wollte. Der Urheber des Kriegs aber, der Papst Alexander, kehrte aus Frankreich nach Italien zurück, als er sah, daß es ruhig war, und feuerte die Veneter an, den Krieg zu erneuern. Viele andere Städte fielen vom Kaiser ab, und traten ihnen bei. Diese Verschwörung (der lombardische Bund 1167.) rief den Kaiser auf's Neue nach Italien, und er brachte es abermals unter seine Gewalt. Der Papst, da er sich in Rom nicht für sicher hielt, floh in Schiffertracht, und begab sich nach Venedig. Nachdem endlich der eine Sohn des Kaisers bei Bologna in der Schlacht gefallen, der andere, und zwar der jüngere, von der venetischen Flotte gefangen worden war, vergaß er die Beleidigungen, und ließ nun Verhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens Statt finden, wozu ihn vornehmlich auch allgemeine Ursachen bewogen. Denn damals begleiteten die Unternehmungen des Fürsten Saladin in Asien solche glückliche Erfolge, daß, wie es schien, wenn nicht der Kaiser ihm entgegen trat, in Kurzem die Muhamedaner nicht nur in Syrien, sondern auch in ganz Asien herrschen würden. Das erschöpfte Italien verlangte überall nach Frieden. Es ist aber glaublich, daß außer diesen öffentlichen Ursachen auch der väterliche Schmerz großen Einfluß hatte. Denn da das häusliche Leben Friedrichs reich an Aeußerungen von Humanität und Pietät war, so ist er ohne Zweifel auch ein sehr zärtlicher Vater gewesen, wie er ja auch jetzt noch an den Deutschen eine weit

stärkere Liebe zu den Kindern, als bei andern Nationen wahrnehmen. Es bewog also, da der eine Sohn in der Schlacht gefallen, der andere gefangen genommen worden war, der väterliche Schmerz den Kaiser, daß er sich zum Frieden geneigt zeigte, zumal da er selbst immer den Krieg verabscheut, und nur durch die Ränke des Papstes gezwungen, die Waffen ergriffen hatte. So vereinigte man sich denn endlich dahin, daß Friedrich nach Venedig kommen, und daselbst sich zu den Füßen des Papstes werfen, und ihn um die Absolution bitten, sodann aber, wenn er den Frieden in Italien gesichert hätte, ein Heer nach Asien führen sollte. Friedrich, ungeachtet er bis jetzt im Kriege die Oberhand gehabt hatte, nahm dennoch diese Bedingungen an, fiel dem Papst in Venedig zu Füßen, und bat ihn um Vergebung. Mit dieser Selbstdemüthigung des Kaisers, der als Bittender vor ihm gekniet hatte, war der Papst noch nicht zufrieden, sondern fügte noch eine merkwürdige Beschimpfung hinzu. Er setzte seinen Fuß auf den Hals des Kaisers, und ließ dabei ausrufen: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen!" *) Welch unerhörter Stolz und Tyrannei! Die heidnischen Könige und Heerführer haben aus Ehrfurcht gegen den königlichen Namen auch Könige, die sie gefangen genommen, oft ehrenvoll behandelt. Wenigstens hat einen ähnlichen Stolz gegen einen König bei einem Friedensschluß Niemand jemals bewiesen. Daher zeigte sich auch jenes adelige Gemüth bei diesem Schauspiel durch solche entwürdigende Behandlung verletzt. Denn Friedrich unterbrach den Papst öffentlich mit den Worten: „Nicht vor Dir, sondern vor Petrus!" Er wollte nämlich ausdrücken, daß er nicht vor diesem Tyrannen, sondern vor dem apostolischen Ansehen sich gedemüthigt hätte. Der Papst rief herrisch und gebieterisch: „Sowohl vor mir, als vor Petrus!" Nach erlangter Absolution nahm sich Friedrich, bevor er das Heer nach Asien überführte, noch einige Zeit, um den Frieden durch Gesetze zu sichern, traf Anstalten zur Wiederherstellung Mailands, und gab die Gesetze, welche de pace constantiae heißen, und denen noch heute die Staaten eine bessere Regierungsweise verdanken. Denn sie sind in die Rechtssammlung aufgenommen, und ihr Ansehen hat ein vorzügliches Gewicht.

Diese Geschichte enthält viele erwähnenswerthe Beispiele, denn

*) Ps. 91, 13.

sie macht darauf aufmerksam, wie ungemein verderblich für die Staaten der Ehrgeiz der kirchlichen Oberhäupter ist; welch' eine große Tugend es ist, Beleidigungen zu verzeihen, und zu Gunsten des Gemeinwesens sie ungeahndet zu lassen; außerdem, durch welche Beispiele die päpstliche Tyrannei gewachsen ist. Doch ich will nicht dieß Alles verfolgen. Nur möchte sich Mancher darüber wundern, wie der so gewaltige Geist Friedrichs habe so gebrochen werden können, daß er, obgleich er die gute Sache gehabt, nicht nur sich gedemüthigt, sondern in seiner Demüthigung noch obendrein eine so große Beschimpfung sich habe anthun lassen? Denn bis jetzt war er doch Sieger gewesen, und behauptete den größen Theil Italiens. Auch war die Macht Venedigs dazumal keineswegs so groß, wie in unserer Zeit, und sie sind nicht einmal jetzt unsern Fürsten gewachsen. Ueberdieß verzweifelte Friedrich, wenn auch seine Feldherren in einem oder dem andern Treffen geschlagen worden waren, da er selbst doch ein erfahrner, glücklicher Kaiser und kampflustig war, darum noch keineswegs an einem glücklichen Ausgange. Nach meinem Urtheil wurde er, da ihm ohnehin öffentliche und allgemeine Ursachen zum Frieden riethen, und er eine feste Eintracht in Europa zu begründen wünschte, durch Ehrfurcht vor dem Apostel und durch religiöse Triebfedern bewogen, daß er sich nicht weigerte, diese Demüthigung zu übernehmen. Er hatte gehört, daß auch Theodosius in früherer Zeit den Ambrosius um Erlaß wegen eines Vergehens*) gebeten hatte. Die Religion aber hat, wie bei allen guten Männern überhaupt, so vornehmlich bei den Deutschen, großen Einfluß, und bei den Letztern bezeugen viele Beispiele, daß sie der Religion mit großer Standhaftigkeit nicht allein Leben und Eigenthum, sondern auch Ehre und Ansehen nachsetzen. Daher verläugnete er nicht, durch Furcht, oder durch innere Schwäche gebrochen, sondern durch religiöse Rücksichten, welche bei allen Wohlgesinnten das Meiste gelten müssen, bestimmt, sein Recht. Ferner gab er auch des allgemeinen Besten wegen nach, damit, wenn in Europa die Eintracht befestigt

*) Theodosius d. Gr. hatte, die Ermordung seines Militärpräfects bei einem Volksaufstand zu Thessalonich 390 zu rächen, im ersten Grimm die Stadt plündern, und 7000 Einwohner niederhauen lassen. Da wies ihn darauf der Bischof Ambrosius in Mailand von den Thüren der Kirche zurück, und ertheilte ihm erst nach achtmonatlichem Bann, und nachdem er öffentlich Kirchenbuße gethan hatte, die Absolution.

wäre, die räuberischen Unternehmungen der Muhamedaner beschränkt werden könnten. Wenn daher irgend mit Recht angeführt werden kann, was Ennius vom Fabius sagt:

— „er setzte den Beifall nicht über die Wohlfahrt.“

so verdient auch Friedrich diesen Ruhm, da er um des gemeinen Besten willen den Verlust der Ehre mit Gleichmuth ertragen hat. Ueberdieß glaub' ich doch, daß, obgleich er kein Bedenken getragen, um die Absolution zu erlangen, sich dem Papst zu Füßen zu werfen, die übrige Schmach ihm ganz unerwartet gekommen ist. Der deutsche Mann — arglos und ohne Verdacht — erwartete nicht, daß der Papst mit solchem Uebermuth, und solcher Grausamkeit gegen einen sich demüthigenden König sich benehmen würde, dassen Absichten alle dahin gerichtet waren, den ganzen Christennamen zu vertheidigen. Er glaubte nicht, daß er eine Verhöhnung und Mißhandlung, wie Jugurtha, würde erfahren müssen. Es kam, wie ich glaube, dem deutschen Manne eine solche Unmenschlichkeit gar nicht in den Sinn, daß jemals ein Priester, der das Muster der Demuth sein soll, seine Füße auf den Nacken eines Kaisers setzen, und die beschimpfendsten Aeußerungen hinzufügen würde. Hätte er dieß vorausgesehen, so würde er sich, wie wenigstens ich schließe, zu jenem Schauspiele nicht haben ziehen lassen. Oder wenn er es so kommen sah, so hat ohne Zweifel nichts Anderes, als hohe Achtung gegen die Religion seinen wahrhaft Achilleischen Sinn gebeugt.

Doch was rechtfertige ich den Kaiser? Denn wenn er auch seine Würde nicht kräftig genug behauptet zu haben scheint, so fällt die Schuld doch mehr auf den Papst, von dem die Beleidigung ausgegangen war. Daher muß vielmehr der stolze Uebermuth und die Grausamkeit des Papstes angeklagt werden. Denn wie viel Bosheit und Schande auf dieser Begebenheit ruht, kann man auch daraus abnehmen, daß kein ähnliches Beispiel in der Geschichte irgend eines Volks, nicht einmal in der Geschichte der Päpste gefunden wird. Zuerst war schon die Ursach des Bannspruchs ungerecht. Gesetzt aber, sie wäre gerecht gewesen, so hätte doch der Papst dem Bittenden Verzeihung gewähren müssen. Sodann durfte der Papst seinem Herrn keine Beschimpfung anthun. Doch ich will nicht auf diese subtile Meinung über die christliche Demuth eingehen, welche schon in früherer Zeit zu Rom laut widerlegt und allgemein für nichtig erklärt worden ist, und auf die Fürsten nicht anwendbarer zu sein scheint, als jene

lächerlichen Aussprüche der Stoiker, nach welchen nur die Weisen schön und reich sein sollen. Laßt uns das allgemeine Völkerrecht ansehen, welches alle Könige, wofern sie nicht lieber Tyrannen sein wollen, beobachten. Für eine Verletzung des Völkerrechts gilt es, wenn ein König, der in der Absicht kommt, Frieden zu bieten, mit Hohn und Schimpf behandelt wird. Aber Friedrich, der ja Sieger war, kam nicht in der Absicht, um Frieden, sondern um Absolution zu bitten, und dieser Umstand eben verstärkt noch die Schuld. Dieser Papst behandelt den zu einer Unterredung und Berathschlagung über das gemeinsame Beste des ganzen Reichs gekommenen Sieger nicht anders, als Polyphem den in der Höhle eingeschlossenen Ulysses. Zu der Absolution fügt er gegen göttliches und menschliches Recht eine wahre kyklopische Rohheit. Aber durch solche Beispiele eben haben die Päpste ihre zügellose Gewalt und Tyrannei zu befestigen gestrebt; und da dieselbe schon so lange das Verderben der Kirche ist: so ist zu wünschen, daß doch endlich einmal das Ansehen der Synoden die Kirche von dieser so ungerechten und gräulichen Knechtschaft befreien möchte. Die Könige hätten um ihrer Würde willen diese Knechtschaft sich nicht gefallen lassen und die Beleidigungen gegen Könige ahnden sollen. Wenn jedoch dieser Grund sie nicht bestimmte, so mußten sie doch das Beste der Kirche wahrnehmen, und solcher zügellosen Gewalt Schranken setzen. Denn nichts ist der Kirche feindseliger und widerstrebender als Tyrannei. Jedoch diese Untersuchung wollen wir auf die bevorstehende Synode verweisen, wenn nämlich wahre Berathschlagungen dort Statt finden werden!

Ich kehre nun zu Friedrich zurück, der, nachdem er Alles, was zur Aufrechterhaltung des Friedens während seiner Abwesenheit in Deutschland und Italien erforderlich war, mit weiser Ueberlegung berechnet und angeordnet, ferner die trefflichsten Gesetze gegeben hatte, ein ungeheures Heer zusammenzog, und dasselbe in großer Schnelligkeit nach Konstantinopel führte, um von da nach Asien überzusetzen. Meint nicht, daß er diesen Zug etwa aus Ehrgeiz oder aus Aberglauben unternommen. Denn Saladin war, nachdem er Jerusalem eingenommen, und fast ganz Syriens sich bemächtigt hatte, schon in Kilikien und Armenien, welche Provinzen bis dahin die Kaiser von Konstantinopel besessen hatten, eingefallen, und hatte sogar den griechischen Kaiser Emanuel gefangen genommen. Kein muhamedanischer Heerführer vor ihm war so tapfer, kei-

nem war das Glück in solchem Grade günstig gewesen. Er hatte viele christliche Heere in verschiedenen Gegenden aufgerieben. Wenn man ihn daher nicht zurück drängte, schien es, daß er sich mit leichter Mühe ganz Asiens bemächtigen würde. Diese große Gefahr nun, und wie ich glaube, auch ein edler, heldenmüthiger Unwille spornte den hohen Geist Friedrichs. Er erkannte es als seine Pflicht, einen so grausamen Raubzug, wo er nur immer könnte, vom christlichen Gebiete zu vertreiben. Auch glaubte er, daß es für ihn, einen so großen Krieger, schimpflich wäre, müßig zu Hause zu sitzen und zuzusehen, wie der Feind in seinen Siegen über den christlichen Namen immer größere Fortschritte machte. Einen gerechten und heiligen Krieg beschloß also sein hoher Geist. Auch bewog er den König von England, Richard, ein Heer nach Asien zu führen, um sich der Küstenländer wieder zu bemächtigen. Friedrich drang mit seinem Heere mitten in Asien ein, und Gott begünstigte sein edles Unternehmen. Denn es wurde plötzlich eine so große Veränderung der Dinge in Asien und Syrien bewirkt, daß Saladin, der vorher viele Christenheere vernichtet hatte, und in dem größern Theile von Asien weit umher gestreift war, das, was er inne hatte, nicht behaupten konnte; Friedrich entriß ihm Kilikien, nachdem er Saladin's Heer zerstreut und vernichtet hatte. Auf der andern Seite nahm ihm der engländische König an der Küste viele Städte weg, und indem also Saladin mitten im Siegeslaufe zurück geworfen ward, war Asien von der Furcht der Knechtschaft befreit. Welch' ein hoher, wahrer Ruhm hierbei Friedrich gebührt, das vermag ich nicht nach Verdienst darzustellen. Zuerst war seine Absicht die beste, weil er sich verpflichtet hielt, dem Saladin sich entgegen zu stellen, damit die Christen nicht in die Knechtschaft gerathen, die Muhamedaner aber nicht mit vergrößerter Macht ihre Gräuel weiter ausbreiten möchten. Sodann, wie sehr gereicht ihm die Geistesgröße zur Zierde, daß er wagte, den Feind fern in Asien aufzusuchen, daß er den schwierigsten Theil des Kriegs auf sich nahm, und durch Saladins Waffenglück sich nicht zurück schrecken ließ! Glaubt also nicht, daß Friedrich nur ein mittelmäßiger Feldherr war! Seine seltene Tapferkeit und sein Waffenglück beweisen hinlänglich, daß in ihm der Geist eines Achilles war! Denn Friedrich hat die Tapferkeit und das Glück Saladin's dermaßen erschüttert, daß nicht nur der Muth Saladin's alsbald zu erschlaffen begann, sondern daß auch die Christen noch lange Zeit die Oberhand in

Syrien behielten. Die Muhamedaner und Türken, deren Name erst damals bekannt wurde, hätten damals gänzlich vertilgt, oder wenigstens aus Syrien und Aegypten verjagt werden können, wenn Friedrich länger am Leben geblieben wäre. Aber Asien war, wie ich es mir wenigstens erkläre, von seinem Verhängniß ereilt worden, und Gott wollte die Strafe wohl einige Zeit aufschieben, aber nicht ganz erlassen. Als nun Friedrich, nach der Wiedereroberung Kilikiens das Heer Saladin's aus Kleinarmenien vertrieben hatte, und einmal, von Anstrengung und Hitze, welche die Deutschen nicht gut ertragen können, ermattet, in einen Fluß gestiegen war, um sich zu baden, kam er, nach der Erzählung Einiger im Flusse um's Leben, indem er von einem Strudel hinab gezogen wurde. Andere erzählen, er habe beim Heraussteigen aus dem Wasser seine Leber angegriffen gefühlt, wie das öfters geschieht. Denn Ihr erinnert Euch, daß er in Kilikien nach einem Flußbade in eine tödtliche Krankheit gefallen ist. So soll nun Friedrich nach wenig Tagen an einer Leberkrankheit gestorben sein.

Das war das dem Reiche so schmerzliche Ende Friedrichs. Es erinnert mich unwillkürlich an das Schicksal vieler ruhmvoller Krieger, die, obgleich sie die höchste Tapferkeit besaßen, dennoch deng eringfügigsten Zufällen unterlagen. Achilles wird bei den Vorbereitungen zur Hochzeit von einem feigherzigen Menschen meuchlings getödtet. Die übrigen Aeakiden, Ajax, Pyrrhus und zuletzt Alexander sind alle eines plötzlichen und unwürdigen Todes gestorben, des Simson und vieler Anderer gar nicht zu gedenken, deren Ende ihrer Tapferkeit ganz unwürdig gewesen ist. Daher darf man dem Ruhme der Tapferkeit Friedrichs um seiner Todesart willen Nichts entziehen, sondern es soll uns auch diese ein Beispiel sein, das uns an das menschliche Elend erinnert, daß die heldenmüthigsten, tapfersten Männer von unbedeutenden Dingen niedergeworfen, eines unwürdigen Todes sterben. Seinem Glücke aber wollen wir es zuschreiben, daß er nicht früher sein Leben geendet hat, als bis Saladin gedemüthigt, und Asien von der Gefahr befreit war. Auch war die Ruhe in seinem Reiche gesichert. Denn er hatte seinen Sohn zum Nachfolger ernannt, damit nach seinem Tode keine Unruhen durch eine Wahl veranlaßt werden sollten. Da nun Friedrich ungemeine Tapferkeit und Kriegskunst besessen, und ungeachtet der verschiedensten Schicksale, denen er ausgesetzt gewesen, dennoch auch glückliche Kriege geführt, und durch Beilegung des Krieges

Deutschland und Italien einen langen Frieden und die trefflichste Verfassung bereitet, da er endlich den Saladin gedemüthigt hat, so dürfen wir mit Recht Friedrich den guten und durch edle heroische Eigenschaften ausgezeichneten Fürsten beizählen.

Ich müßte nun auch von seinem häuslichen Leben und seinen häuslichen Sitten reden, welche Ligurinus außerordentlich rühmt. Es sind aber seine großen Thaten Zeugniß, daß er weder der Schwelgerei noch der Wollust ergeben gewesen ist, und seinen hohen religiösen Eifer beurkunden viele Denkmäler. Denn er hat viele sogenannte **collegia Regularium** *) gestiftet, in welchen die Religionswissenschaften getrieben werden sollten, weil er sah, daß sie in jenen ältern und reichern Collegien und Klosterschulen vernachlässigt wurden. Ich erinnere mich drei solcher von ihm gestifteten Collegien, zu Adelburg, Hanau und Gelnhausen. Auf die übrigen kann ich mich nicht besinnen. Seine eifrigste Sorge für Gesetze und öffentliche Zucht bezeugen sowohl seine Gesetze, als einige Beispiele. Einen der Pfalzgrafen, der sich in seiner Abwesenheit einiger Orte im Erzbisthum Worms bemächtigt hatte, bestrafte er streng; er mußte nach der alten Sitte einen Hund auf den Schultern, bei den Vorderfüßen ihn haltend, durch ganz Worms tragen. Er besaß eine ziemliche Kenntniß der lateinischen Literatur, welche er nach dem Zeugnisse des Otto von Freisingen und Ligurinus liebte und förderte. Denn der Erzbischof Otto von Freisingen, der mit ihm verwandt war, sagt, Friedrich hätte ihn aufgefordert, ein geschichtliches Werk zu schreiben, und der Dichter Ligurinus bezeugt, Friedrich habe nicht nur die Wissenschaften und gelehrte Männer begünstigt, sondern auch dafür gesorgt, daß sein Sohn einen tüchtigen wissenschaftlichen Unterricht erhielt. Denn das sind seine Worte:

„Heil! daß solch' einen König uns gab die mächtige Gottheit,
Der mit der Wissenschaft Schmuck, so reichlich geziert, den Gelehrten
Auszuzeichnen versteht vor der ungebildeten Menge,
Und die Camönen, die lange schon stumm, sich gewöhnt zu schweigen,
Weckt zum alten Beruf, der würdig des herrlichsten Lohn's ist."

*) Hofschulen.

Philipp Melanchthon's Werke.

Sechster Theil.

Philipp Melanchthon's Werke.

Sechster Theil.

Philipp Melanchthon's
Werke,

in einer

auf den allgemeinen Gebrauch berechneten
Auswahl.

Herausgegeben
von
Dr. Friedrich August Koethe.

In sechs Theilen.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

Vorrede.

Die letzte Lieferung der Auswahl aus Melanchthon's Werken erscheint später, als die Ankündigung erwarten ließ; der Herausgeber, durch amtliche und andre Verhältnisse gebunden, konnte in der Arbeit nicht so schnell fortschreiten, als er selbst, und noch mehr die Verlagshandlung wünschte; er wollte aber lieber seine Aufgabe mit Sorgfalt, als flüchtig lösen.

In den fünften Theil ward noch eine Streitschrift, nämlich die wider den Cölner Klerus, aufgenommen, weil sie ein Muster christlicher Polemik, sowohl die milde, versöhnliche Gesinnung, als die scharfsinnige Methode des Verfassers bewährend, und ein wichtiges, den sehr ungleichen Geist der beiden Parteien klar bezeichnendes Actenstück der Reformationsgeschichte ist; zwei Hauptpunkte des Zwiespalts, die Messe und der Cölibat, werden darin ins hellste Licht gesetzt. — Der Brief an den Grafen Weda enthält neben einer sinnigen Dichtung, eine so weise und kräftige Ermahnung an

einen vornehmen Jüngling, daß man den reichen Inhalt auch in unsrer Zeit gern recht Vielen an's Herz legen möchte. — Das Gutachten über den Krieg wider den Kaiser hatte im dritten Theil keinen Raum gefunden, schien aber in mehr, als Einer Hinsicht, der Aufnahme sehr werth zu sein. — Die über Luther's Leiche gehaltene Parentation mag fast matt und kalt erscheinen; man kann aber den mühsam zurückgehaltenen Schmerz, welcher die ganze Größe des Verlustes auszusprechen sich scheut, um nicht von Kummer und Trauer überwältigt zu werden, so wie das Festhalten an dem Einen, was Noth ist, und das wahrhafte Zeugniß für den Entschlafenen, welches, obwohl der Redner nicht darauf ausgeht, ihn zu loben, sich mächtig hervorgedrängt, nicht ohne Theilnahme, und die gegen Ende der Rede ausgesprochene Verkündigung der bevorstehenden Streitigkeiten nur mit Rührung lesen. — Die Historie vom Leben Luther's enthält zwar nichts Unbekanntes; aber der treuherzige Bericht hat an sich, und um des Gegenstandes, wie um des Verfassers willen, viel Anziehendes.

In der Auswahl der Reden ward nicht bloß auf Mannichfaltigkeit, sondern auch auf Gemeinnützigkeit gesehen, damit der Leser, welcher Erbauung, und der, welcher auch anderweite Belehrung sucht, einige Befriedigung finde.

Bei Anordnung des sechsten Theils fühlte der Herausgeber sich um so mehr beengt, als die versprochene und im Verhältniß zu dem Subscriptionspreise ohnehin sehr bedeutende Bogenzahl der ganzen Sammlung nicht allzu sehr überschritten werden durfte. Es war daher von den reichhaltigen exegetischen Werken nur sehr wenig aufzunehmen, und es

schien desto rathsamer, um doch etwas in sich Geschlossenes zu geben, das Meiste aus der so genannten Postille zu entlehnen, woran sich noch einige Psalmenerklärungen anschließen mochten. Man mußte aber dabei von dem früheren Plane, nicht Auszüge, sondern ganze Stücke vorzulegen, etwas abweichen, wenn man nicht bei der Weitläufigkeit in Behandlung der Perikopen auf eine noch kleinere Zahl von Proben der Melanchthon'schen Auslegungsweise sich beschränken wollte.

Bei den vorliegenden Auszügen ist aber nichts Wesentliches, nichts Unentbehrliches weggelassen worden, sondern überall nur Solches, was unbedenklich wegbleiben konnte, ohne den Zusammenhang aufzulösen, oder den Leser zu beeinträchtigen. Selbst wenn jede mögliche Raumersparniß minder streng geboten gewesen wäre, mußten Auszüge am zweckmäßigsten scheinen, weil zunächst nicht das Bedürfniß der Gelehrten, denen die ganzen Werke in der Urschrift zugänglich sind, zu berücksichtigen war, weil ferner manche Erörterungen für unsre Zeit weniger brauchbar oder nöthig sind, und weil Melanchthon's Schrifterklärungen, ungeachtet ihrer Gediegenheit, doch auch viele Wiederholungen und immer wiederkehrende Entwickelungen dogmatischer Gegenstände, mit Rücksicht auf die damaligen Streitfragen, enthalten.

So wünschenswerth es war, den ganzen sechsten Theil den Schriften zu widmen, in welchen der Geist, die Gelehrsamkeit, die Gesinnung des Verfassers vornehmlich klar sich ausspricht, so mußte doch der Schluß der Biographie, da diese nun einmal für nöthig befunden worden, den Platz behaupten, und konnte nicht kürzer gefaßt werden, wenn man

den Zweck erreichen wollte. Möge nur das Ende dem günstig beurtheilten Anfang entsprechen!

Mit Dank gedenkt der Herausgeber noch des thätigen Beistandes, welchen ihm sein werther Hausgenoß, der Candidat des Predigtamts, C. G. W. Köhler (aus Thierfeld im Schönburg'schen), besonders bei den letzten beiden Theilen leistete; demselben gehört größtentheils die Uebersetzung der Reden und der exegetischen Bruchstücke an.

Sollte eine zweite Auflage dieser Sammlung nöthig werden, so wird sowohl in der Auswahl als in der Anordnung sich Manches bessern lassen, zumal wenn gründliche Beurtheiler dazu Winke und Anleitung ertheilen wollen. Schon jetzt leuchtet ein, daß vornehmlich der Inhalt des zweiten Theiles, über welchen mehr fremde als eigne Meinung entschied, zweckmäßiger ausgewählt werden konnte.

Es bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß des trefflichen Melanchthon's fruchtbare Werke in dieser verjüngten Gestalt weithin einen segensreichen Einfluß gewinnen mögen!

Allstädt am 21. December 1830.

Inhalt des sechsten Theils.

Aus Melanchthon's Postille.

Aus Melanchthons Postille.

Einleitung in die Adventsfeier.

Der Zeitabschnitt, den die alte Kirche Advent, d. h. Zeit der Ankunft nannte, sollte vorbereiten auf das Geburtsfest des Herrn. Es läßt sich aber ein mehrfaches Kommen Christi unterscheiden. Darum sind auch verschiedene evangelische Abschnitte für diese Sonntage verordnet, welche nach dem Advent benannt sind.

Der Text am ersten Adventsonntage handelt von der Ankunft oder dem Einzuge Christi in die Stadt Jerusalem, um zu leiden. Darauf folgt der Abschnitt vom Kommen des Herrn zum jüngsten Gericht. An den beiden folgenden Sonntagen wird von dem Kommen des Herrn zum Lehramte gehandelt, wobei zugleich Johannes des Täufers Erwähnung geschieht, welcher Christi Vorläufer im Amte des neuen Bundes war. Zuletzt wird am Feste der Geburt des Herrn die Geschichte seines Kommens ins Fleisch vorgelegt. — Hierbei will ich darauf aufmerksam machen, daß der Sohn Gottes vom Anbeginn an die Kirche gesendet worden ist, um das Evangelium zu offenbaren; und wiewohl die Geburt Christi, seine Predigt im Fleische und sein Leiden in verschiedene Jahre und Zeitabschnitte fallen: so können doch alle diese einzelnen Theile seines Wirkens füglich unter der Benennung des Advents oder der Sendung Christi in den Stand der Niedrigkeit zusammengefaßt werden. Das Kommen Christi zum jüngsten Gerichte aber wird erfolgen, um die Herrlichkeit des Sohnes Gottes und die endliche Befreiung der in alle Ewigkeit zu verherrlichenden Kirche vor Augen zu stellen. So pflegen auch die Propheten das Kommen Christi zu unterscheiden, indem sie jetzt von dem erniedrigten und leidenden, jetzt von dem nach seiner Verklärung oder Auferweckung von den Todten in göttlicher Allmacht regierenden Messias reden. — Diese fortwährende Sendung des Sohnes Gottes an seine Kirche vom Anbeginn muß man wohl betrachten, und oft sich an die unablässige Gegenwär-

tigkeit des Sohnes Gottes erinnern, welche in ihrer allgemeinsten Bedeutung sich auf die Kirche in allen Zeiten erstreckt. Denn davon gilt der Ausspruch: „Wo zween oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen" (Matth. 18, 20.), und: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt." (Matth. 28, 20.) Dieser seiner Gegenwärtigkeit wollen auch wir uns getrösten, eingedenk, daß der Sohn Gottes auch jetzt bei uns weilt, und wollen das Evangelium vernehmen, durch welches Er in uns will wirksam sein.

Am dritten Adventssonntage.

Evangelium Matth. 11, 2 — 10.

Der Hauptgegenstand dieses Vortrags soll die Lehre vom Messias und Seinem Reiche und der daraus hervorgehende Trost, im Gegensatze gegen menschliche Einbildungen davon sein. Die Juden träumten, es werde der Messias ein weltlicher König sein. Auch wir mögen wohl dem Traum von einem blühenden Zustande der Länder und Staaten uns hingeben, wofern wir nur das Evangelium von Christus festhalten. Es war auch die Veranlassung zu der von den Jüngern des Täufers hier vorgelegten Frage keine andere, als weil sie, bei dem Anblick der niedrigen Erscheinung Christi, den sie gleich einem Arzte und Synagogenlehrer umher ziehen sahen, schwankten, ob sie Ihn wirklich für den Messias zu halten hätten. Aber nicht bloß zur Widerlegung politischer Träume jener Zeiten ist dieser Text bestimmt, sondern er soll, seiner allgemeinen Bestimmung nach, uns Trost gewähren bei dem kampfvollen, traurigen Bilde, welches die Kirche zu allen Zeiten darbot und noch jetzt darbietet, und auch fernerhin, so lange die Welt bestehen wird, darbieten wird.

Im Anfange des Textes geschieht des Gefängnisses Johannis Erwähnung. Johannes hatte das Lehramt, zu dem er besonders berufen worden war, ungefähr zwei Jahre lang öffentlich verwaltet. Ins Gefängniß aber wurde er geworfen, weil er dem

Herodes Antipas Vorwürfe gemacht hatte, daß er die Gemahlinn seines Bruders Philippus widerrechtlich an sich gezogen, und mit ihr in blutschänderischem Umgange lebte. In diesem Gefängnisse wurde er einige Zeit verwahrt, und seine Schüler konnten ihn besuchen und sich mit ihm unterreden. Denn die gebildeten Völker vergruben die Menschen nicht in unterirdische Thurmverließe, wie es bei uns geschieht. Nur verwahrt wurden die Gefangenen in Oertern, welche für Andere zugänglich waren. So das Gefängniß des Joseph in Aegypten und des Apostels Paulus in Rom. Da saßen Mehrere beisammen und unterredeten sich. Andere näherten sich von Außen und verkehrten mit den Gefangenen. Im Demosthenes wird erwähnt, daß Aeschines, als er im Gefängnisse gewesen, von den übrigen Gefangenen ausgeschlossen worden sei, so daß Keiner mit ihm gegessen, Keiner ihm Licht gereicht habe. Woraus erhellt, daß auch die Gefangenen ordnungsmäßige Verfassung im Gefängnisse hatten. Es waren mit Einem Worte die Gefängnisse sonst nur Verwahrungsörter, wie auch die Rechtsgelehrten sagen, ein Gefängniß dürfe nur ein Verwahrungsplatz, nicht ein peinlicher Aufenthalt sein.

Weiter heißt es im Texte: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Das Wort „Evangelium“ braucht aber die göttliche Offenbarung, um einen deutlichen Unterschied zwischen den Lehren und Verheißungen des Evangeliums und denen des Gesetzes fest zu stellen. Denn das Wort Evangelium bedeutet eigentlich eine gute, frohe Botschaft; bei Homer metonymisch den Lohn für eine solche, und Isokrates, Cicero und Livius bezeichnen mit diesem Worte elliptisch die Opferfestlichkeiten, welche man bei dem Empfange freudiger Nachrichten anstellte.

Es folgen im Texte die Worte: „Selig ist, der sich nicht an Mir ärgert.“ Der Sinn ist: Selig ist, wer an Meiner armseligen, niedrigen Erscheinung nicht irre wird, an ihr keinen Anstoß, kein Aergerniß nimmt. — — Ohne Zweifel entlehnte Christus diesen Ausdruck aus dem Jesaias, der in einer Weissagung vom Messias spricht: „Er wird sein ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß den zweien Häusern Israels, zum Strick und Falle den Bürgern zu Jerusalem, daß ihrer Viel sich daran stoßen, fallen, zerschellen, verstrickt und gefangen werden.“ (Kap. 8, 14. 15.) Hier könnte man fragen, wie das auf Christum passe, da ja Aergerniß etwas Böses, d. h. Etwas sei, was Andere täuscht und ihnen Schaden zufügt, Christus

aber weder die Menschen täusche, noch ihnen Schaden zufüge, mithin nicht ein Aergerniß sei, Keinem ein Aergerniß gebe? Da ist nur in Beziehung auf die erstere Annahme zu antworten, daß ein Aergerniß doppelter Art sein kann: genommenes Aergerniß ist das pharisäische, wenn schlecht gesinnte Menschen an etwas Gutem Anstoß nehmen. Gegebenes Aergerniß aber ist das eigentlich so genannte Aergerniß, wenn Andere entweder durch schlechte Grundsätze oder durch böses Beispiel verderbt werden. Von diesem redet Christus Matth. 18, 7.: „Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt." Wollte man nun obigen Schluß von dieser Art des Aergernisses verstehen, so kann man zugeben, daß Christus nicht ein Aergerniß, nämlich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes sei. Wenn aber nicht nur Jesaias, sondern auch Christus Sich selbst ein Aergerniß nennet, so ist das eine zufällige Benennung. Denn Er kommt, um Heil und Glück zu bringen; aber die Bösen widerstreben durch Wahn und Lasterhaftigkeit. Wollte man daher also folgern: Aergerniß ist etwas Böses, Christus ist ein Aergerniß, folglich ist Er etwas Böses, d. h. etwas Schädliches und Verderbliches: so läugne ich die zweite Behauptung, weil es oft der Fall ist, daß Böse an etwas Gutem Aergerniß finden. Es ist daher nicht immer der Gegenstand, woran ein Anderer sich ärgert, etwas Böses; sondern vielmehr ist der Wahn Solcher, die an etwas Gutem Aergerniß nehmen, etwas Böses. So ist das Evangelium etwas Gutes, denn es ist die göttliche Stimme, die das ewige Leben verkündet, es ist die sanfte Gewalt, mit welcher der heilige Geist uns zieht, es ist die Gotteskraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Aber es wird zum Aergerniß den Bösen in einer zufälligen Beziehung, d. h. böse Menschen widerstreben durch ihren Wahn und ungöttlichen Sinn, durch ihre Verstockung und Verachtung des Evangelium, und in ihnen ist der böse Wille an sich Ursache des Aergernisses.

Aber auch bei dem genommenen oder uneigentlich so genannten Aergerniß gibt es Grade. So nimmt man z. B. Aergerniß aus Schwachheit, wie damals auch viele Schwache an der niedrigen Erscheinung Christi sich ärgerten; und auch jetzt noch nehmen Viele an der Armuth und am Kreuze, an den Kämpfen und Zerrüttungen der Kirche Anstoß. Kommt aber hartnäckige Selbstverblendung hinzu, so entsteht das pharisäische Aergerniß, wie wenn jene Heuchler ihr Mißvergnügen ausdrücken,

daß man ihre irrigen Meinungen antastet, ihrer Gewinnsucht entgegen tritt, und nun halsstarrig der Wahrheit sich widersetzen.

Man könnte jenen Schluß auch so bilden: Wer Ursache zum Aergerniß gibt, handelt böse; Christus gibt Ursache zum Aergerniß, folglich handelt er böse. Wahr ist der Obersatz, bezogen auf gegebenes Aergerniß, weil es etwas an sich Schlechtes ist, nämlich böse Grundsätze, böses Beispiel. Wiewohl es kann auch manchmal etwas Gutes, wenn es zur Unzeit geschieht, ein gegebenes Aergerniß sein, z. B. manche zu freie Aeußerungen oder Handlungen, die man sich nicht eben gegen Hartnäckige und Widerspenstige, sondern gegen Schwache und noch nicht hinlänglich Unterrichtete erlaubt. Davon redet Paulus Röm. 14, 20., wo er unter Anderm sagt: „Es ist zwar Alles rein, aber es ist nicht gut dem, der es isset mit einem Anstoß seines Gewissens.“ Es ist demnach das gegebene Aergerniß Etwas, was an sich oder seinem Wesen nach schädlich und verderblich ist. Hiervon gilt der Ausspruch Christi: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!“ Wehe einem Arius, wehe einem Muhamed, durch den schädliche Lehre kam! Wehe dem David, durch den ein böses Beispiel, nämlich des Ehebruchs, gegeben wird!

Der zweite Satz aber in jenem Schlusse handelt vom genommenen Aergerniß, welches man ohne einen lauteren Grund nimmt, wie z. B. Vielen die Reden und Aussprüche Christi ärgerlich sind, weil sie über die Vernunft hinaus gehen, und sich nicht mit den vorgefaßten Meinungen, die von den Meisten hartnäckig vertheidigt werden, vertragen. Vielen ist der leidende Christus ein Anstoß und Aergerniß, gleichwie selbst Petrus es nicht begreifen konnte, daß der Messias sterben müsse. Deßhalb sprach er auch, als er vernahm, daß Christus leiden werde: „Herr, schone Dein selbst!“ Aber er muß das harte Wort vernehmen: „Hebe dich, Satan, von Mir!“ (Matth. 16, 22 f.) Nie ist ein strengerer Ausdruck des Tadels im Evangelium an ein Glied der Kirche gerichtet worden, als dieser an Petrus gerichtete ist. — — Bei vielen Andern aber ist es nicht Schwachheit, sondern Hartnäckigkeit und Bosheit, welche Anstoß oder pharisäisches Aergerniß erzeugt. So, wenn bei Streithändeln die Wahrheit an den Tag gefördert wird, murren Viele, ereifern sich, und fassen einen wahren Kainsgroll. Um solcher Aergernisse willen wird die gute Sache nicht schlecht. — Wenn uns auch die Papisten vorwerfen, daß wir Lutheraner

durch unsere Trennung von der römischen Kirche Aergernisse veranlaßt, und mithin übel gehandelt: so ist ihnen zu entgegnen, daß man allerdings vermeiden muß, durch eine Handlung Aergerniß zu geben, aber nur, in wie fern man sich dieselbe überhaupt niemals erlauben darf. Deßgleichen ist: Andern Schaden zufügen, oder durch verwerfliche Mittel, als falsche Lehrsätze, böses Beispiel, Unordnung und Zerrüttung anrichten. Anderer Art hingegen sind die pharisäischen Aergernisse, wenn nämlich Pharisäer und ihnen Gleichgesinnte an dem, was gut und nothwendig ist, Aergerniß nehmen. Solches kann man weder vermeiden, noch darf man hindern wollen, daß geschehe, was gut und recht ist, wofern man nicht Gott selbst und alle Religion von sich werfen will. — So kann Spaltung in der Kirche allerdings Entschuldigung für sich haben, nie aber Aberglaube, — und obgleich Paulus spricht: „Thut Alles zur Ehre Gottes, und seid der Kirche nicht ärgerlich" (1. Kor. 10, 31.): so trifft doch jener Vorwurf der Papisten wegen unserer Trennung von der römischen Kirche unsre Kirche nicht; es ist ein pharisäisches Aergerniß! Bei einem Solchen aber muß man unterscheiden, was nothwendig, was Befehl Gottes ist. Und das ist jenes Gebot: „So Jemand ein anderes Evangelium predigt, der sei verflucht." (Galat. 1, 19.) Und die Papisten predigen allerdings dem Evangelium entgegen. Denn sie lehren nicht richtig in Ansehung des Gesetzes, der Sünde, des Evangelium, der Sündenvergebung, und vertheidigen hartnäckig jene Irrthümer. Ihre Heiligenanrufung und Verehrung ist offenbare Abgötterei; sie hindern die Ehe, und das Mahl des Herrn verkehren sie in schmählichen Götzendienst. — Können wir auch, indem wir von jenen Irrthümern und Mißbräuchen uns lossagen, pharisäisches Aergerniß nicht vermeiden, so gehorchen wir doch darin dem Gebote Gottes: „Fliehet die Abgötterei!" Auch ist grundlos, wenn die Papisten behaupten, daß, wer Anlaß zu Aergerniß gebe, seinen guten Namen Preis gebe, folglich nicht recht handle. Wohl muß man einen guten Namen erstreben; aber freilich nur in seiner Ordnung, und vor Allem dadurch, daß man die Gebote Gottes beobachte, und namentlich von diesem Ersten und Höchsten nicht weiche: „Fliehet die Abgötterei!" Wer diesem Gebote folgsam, Abgötterei und Aberglauben meidet, der hat allerdings einen guten Namen, in der wahren Kirche nämlich, und bei Allen, die ein vernünftiges Urtheil anwenden. Freilich gibt es auch viele Schmäher, welche

auch die redliche That schänden. Wiewohl es nun wahr ist, was Salomo sagt: „Die Worte des Verleumders sind wie Schläge und gehen durchs Herz," (Sprichw. 26, 22.) und es überall Menschen gibt, welche von Natur schmähsüchtig, den Splitter im Auge des Nächsten wahrnehmen, den Balken im eigenen Auge aber nicht achten: so darf man jedoch auch die Lästerungen solcher Leute nicht so sehr fürchten, daß man das Nothwendige dabei vernachlässigte. Denn wir sollen unsre Absichten, Handlungen und Unternehmungen dem Gebote Gottes gemäß einrichten, wir sollen richtig lehren und eifrig beflissen sein, die wahre Lehre aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Also werden wir vor Gott eines guten Gewissens uns erfreuen, und bei allen Wohlgesinnten in der Kirche eines guten Namens versichert sein dürfen. —

Weiter sagt Christus: „Johannes sei nicht ein Rohr, das vom Winde hin und her gewehet werde." Dieses Bild bezeichnet einen Menschen, der aus bloßer Sucht nach dem Neuen Etwas unternimmt. Denn alle menschliche Einrichtungen und Unternehmungen außer dem göttlichen Worte sind dem Schilfrohre gleich, das vom Winde hin und her gewehet wird, und es zeigt zuletzt der Erfolg, daß jener Ausspruch Christi wahr sei: „Alle Pflanzen, welche Mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, die werden ausgerottet" Matth. 15, 13., und: „Was nicht aus Gott ist, wird vergehen." Johannes hingegen ist nicht ein von dem Winde hin und her gewehtes Rohr, d. h., der aus bloßem Streben nach Neuerungen ein neues Institut gegründet.

Zugleich aber stellt jenes Bild die Unbeständigkeit Derer vor Augen, welche ihre Absichten oder Lehre ihren Leidenschaften oder dem Beifall der Menge und der Mächtigen anbequemen. Wiewohl dieser Fehler richtiger auf das folgende Glied zu beziehen ist, wo Christus sagt: „Johannes sei nicht Einer, der in weichen Kleidern einher gehe." Er will nämlich ausdrücken, Johannes gleiche nicht jenen Schmeichlern an den Höfen der Fürsten, welche sich nach den Launen und Neigungen der Könige und Fürsten beugen. Es haben aber nicht nur die Mächtigen der Erde gern Schmeichler um sich, sondern auch dem thörichten Haufen ist Nichts lieber, als sie. Doch reden wir nun von den Höfen, welche Christus ausdrücklich erwähnt. Ein Mensch in weichen Kleidern ist also ein Hofschranz und Schmarotzer, der gegen seinen Herrn nicht rauh und stachlicht ist.

Aesop soll dem Solon auf die Frage, wie er mit dem Krösus reden solle, geantwortet haben: Entweder möglichst wenig, oder möglichst schmeichlerisch! Und ein in italischer Sprache geschriebenes Büchlein: vom Hofleben, betitelt, in welchem Viel von den Hofkünsten gesprochen wird, enthält unter Anderm auch diese Worte:

Gib, nimm an, frage, sehr Viel, Wenig, Nichts;

welche also zu verbinden sind: Gib möglichst Viel, nimm Wenig an, frage und bekümmere dich um Nichts; oder: „Wer zu Hof Viel fragen und reformiren will, der läuft scheußlich an," und nicht ohne Grund hat man gesagt: „Wer fromm sein will, meide den Hof."

Wohl beruft Gott auch Fürsten und andere fromme Menschen, welche mit ihnen an den Höfen leben, zur Gemeinschaft der Kirche. Solche halten an Gott, und gewähren der Kirche Schutz und Pflege. Jedoch sind diese zu einer Zeit die Mehrern, zur andern die Wenigern. Jedoch schenkt Gott nach Seiner Güte immer Einige, wie geschrieben steht: „Die Könige der Heiden werden Ihn anbeten" (Psalm 72, 11.); und: „Wenn die Völker zusammen kommen, und die Königreiche, dem Herrn zu dienen" (Psalm 102, 23.). Es enthielt dieser Ausspruch eine Schilderung des vollkommensten Zustandes im Menschengeschlechte; denn da nur blüht wahrhaft ein Staat, wo König und Volk einträchtig sind, und in der Kirche zur wahren Verehrung Gottes sich vereinigen, wo die reine Lehre nicht durch Zwiespalt und Verfolgung gefährdet ist, wo jeder Einzelne seiner Pflicht lebt, sei es im Lehren oder im Regieren, in der Bestrafung, wie in der Abwendung öffentlichen Aergernisses. — —

Ein solcher Zustand ist in diesem geistesschwachen, unkräftigen Weltalter selten; und findet er sich auch hie und da: so hat er doch immer seine Unvollkommenheiten. Wir reden aber hier im Allgemeinen von den Höfen der Fürsten. Denn auch an guten Höfen findet ein großer Zusammenfluß schlechter Menschen Statt, und sehr wahr sagt Juvenal: „Wenn Einer ein Stalljunge zu Hofe ist, so ist er stolzer denn ein Anderer." Ein Ausspruch des Menander bringt die Hofleute in drei Klassen. Der ersten gehört der Schmeichler an, die zweite enthält die Sykophanten (Ränkeschmiede), in der dritten steht der Neidische, Eifersüchtige, der die schlauesten Künste, Andern zu schaden, in seiner Gewalt hat. — Johannes nun, spricht Christus, ist

nicht ein Solcher, nicht weichlich und schmiegsam war er, sondern rauh und stachlicht vor seinem König Herodes, wie vor den Pharisäern.

Was die Worte betrifft: „Das Himmelreich leidet Gewalt, — so sind sie eigentlich so zu erklären: Das Himmelreich bricht mit Macht hervor, schreitet kräftig vorwärts, erweitert mit Gewalt seinen Umfang, und zwar nicht mit Hilfe physischer oder politischer, sondern geistiger und göttlicher Gewalt; „es dringet mit Macht oder gewaltig durch, daß man's nicht hindern kann." Weder die Macht des Teufels, noch der Welt vermag es aufzuhalten. Als Trost stehen also diese Worte da in Ansehung der Sammlung und Erhaltung der Kirche, gegen welche die Macht der Welt und die Pforten der Hölle toben und vergebens ankämpfen. Der einfältige Sinn jener Worte ist: Die Kirche wird durch göttliche Macht vermehrt und beschirmt. Gott sammelt die Kirche aus dem ganzen menschlichen Geschlechte, regiert und schirmt sie gegen das Wüthen des Satans und der Welt, und die Kirche wird bleiben, mag auch der Teufel und die Welt mit aller Macht und Bosheit sich dagegen auflehnen.

Bisher hat Er vom Himmelreich, d. i. vom Sohne Gottes selbst und von der Stimme des Evangelium geredet, durch welche die Kirche gesammelt wird, wie denn der Sohn Gottes selbst das Haupt der Kirche ist, der in göttlicher Gewalt dieselbe sammelt und beschirmt. Nun fügt Er die Worte hinzu: „Und die Gewalt thun, reißen es zu sich." Das sind nämlich alle die, welche sich nicht durch die Schrecknisse der Welt, durch Aergernisse, durch Widerstreit der Meinungen und durch andere Hindernisse entmuthigen und entkräften lassen. Sie werden vom Sohne Gottes gekräftiget zum Siege, und darum eben als Solche bezeichnet, „die Gewalt thun", nämlich theils in Beziehung auf die Feinde, welche zurückgeschlagen und überwunden werden müssen, theils in Ansehung der Hindernisse und Hemmungen, welche allenthalben her der Teufel in den Weg legt. Es sind daher nicht Solche darunter zu verstehen, die von schwärmerischen Gefühlen fortgerissen werden, oder willenlos gewissen gewaltigen Eindrücken weichen. Eben so wenig ist jene Gewalt auf das Bestreben zu deuten, das Evangelium durch äußere Gewalt auszubreiten, sondern gilt nur von den Uebungen der wahren Buße, des Glaubens, des Gebetes, des Bekenntnisses. Denn das ist eben die Gewalt, mit der man unablässig gegen den Teufel und die Macht der Welt ankämpfen muß.

Es liegt demnach zugleich die Aufforderung in diesen Worten, daß fromme Christen wacker und beharrlich fortfahren sollen, die Wahrheit des Evangelium zu behaupten, zu reinigen, zu schützen, keinen Drohungen oder Schrecknissen der Feinde zu weichen, keinen Kampf, keine Gefahr zu fliehen, welche das Bekenntniß nothwendig herbeiführt. Denen, welche solches thun, ist die Verheißung gegeben, daß sie einst ewige Bürger des Reiches Gottes sein sollen, nach dem Ausspruche: „Gott, der das Wollen gibt, wird auch das Vollbringen geben" (Philipp. 2, 13.). Es läßt sich nicht mit Worten sagen, wie wohlthuend der Inhalt beider Glieder dieses Ausspruches, auf diese Weise gefaßt, dem Herzen ist. Der Sohn Gottes selbst und die Stimme des Evangelium dringen mit Macht hindurch und machen sich kräftig Bahn. Wie die Sonne am Horizont, durch kein Hinderniß aufgehalten, die Wolken durchbricht, so bringt das Himmelreich mächtig herein, und keine Gewalt widerstrebender Feinde mag es aufhalten. Es kommt nun die Zeit, spricht Christus, daß Ich die Stimme des Evangelium ertönen lassen und durch den ganzen Erdkreis verbreiten will. Niemand vermag Solches zu hindern, wie sehr auch der Teufel nicht nur, sondern auch die Macht der Welt, sich dagegen setzen wird. Durch Beispiele wird das anschaulicher. Die Synagoge leistete Anfangs den erbittertsten Widerstand, aber umsonst. Die Juden räumten Jesum hinweg; und ungeachtet sie wußten, daß Er Todte wieder belebt hatte: so war doch ihre feindselige Wuth und Verstockung so groß, daß sie Ihn hinwürgten. So wähnten sie ihre Macht wohl befestigt. Doch Christus erstand vom Tode, und das Grab mochte Ihn nicht zurückhalten. Nach Seiner Auferweckung predigten die Apostel. Auch diese begannen die Juden zu verfolgen, und noch immer träumten sie von der Aufrechterhaltung ihres Reiches; doch die Predigt der Apostel drang mächtig durch, und die jüdische Verfassung ward zuletzt gestürzt. Darauf, als das Evangelium unter den Heiden ausgebreitet worden, gedachten Nero, Diokletian und Julian den Christennamen zu vertilgen, und alle ihre Absichten und Unternehmungen waren darauf gerichtet, das Evangelium auszurotten; aber sie vermochten's nicht. So drang auch in den übrigen Zeiten der Sohn Gottes und die Stimme des Evangelium gewaltig durch, und machte sich mit Gewalt Raum in der Welt, trotz des Tobens und Gegenkampfes des Teufels und aller weltlichen Mächte, und die Gewalt keiner Kreatur vermag sie aufzuhalten.

Das ist eine weit stärkere Macht, als wenn weltliche Herrscher Heere zusammen ziehen, um ihre Feinde zu durchbrechen; und durch dieselbe mächtige Gewalt schirmt und behütet Gott auf wunderbare Weise auch die einzelnen Frommen, daß sie ihre Wallfahrt vollenden mitten unter dem Toben des Teufels und der Welt. Christus selbst verwaltet Sein Amt bis zur Vollendung Seines Laufes, und Paulus erfüllt mit dem Evangelium Asien, Italien, Illyrien, bis auch er am Ziele seiner Wallfahrt ist. Gott sammelt durch ihn die Kirche troß dem, daß der Teufel, Fürsten und Irrlehrer ihm entgegen kämpfen.

Es erinnert uns aber auch jenes Wort: „Und die Gewalt thun, reißen es zu sich," an unsere Pflicht, daß wir nicht träge noch müßig, nicht schläfrig noch verzagt seien, sondern der Widerwärtigkeiten und Hindernisse, welche unserm Glauben, unserm Bekenntniß und unserer Anrufung entgegen stehen, stets eingedenk sein sollen. — Ja dem Allen sollst du kühnlich entgegen treten und durch den Trost dich kräftigen, daß, wofern du nur bei deiner Schwachheit den redlichen Eifer, gut zu handeln, besitzest, und dich nicht von der Bahn der Frömmigkeit abziehen lässest, die Kraft Gottes in dir wirksam sein werde.

Von einem Zwange, einer Nothwendigkeit, als ob dich Gott mit Gewalt und ohne Rücksicht auf die Theilnahme deines Willens zum Glauben ziehe, wie Einige den Sinn dieses Ausspruchs entstellen, ist hier nicht die Rede, und es wird solcher Wahn durch die geistige Erfahrung selbst widerlegt. Wir müssen dem gehörten Worte Beifall geben. Es gibt aber das Herz Beifall und wird bekehrt durch Antrieb des heiligen Geistes, und auch die guten Werke, welche darauf erfolgen, geschehen nicht mit unserm Widerstreben, sondern nur in wiefern wir wollen, und die Wiedergeburt des Willens in uns begonnen hat. Denn so lange der Mensch noch völlig widerstrebt, so lange ist noch keine Bekehrung erfolgt.

Immer reißen es also die, so Gewalt thun, zu sich, d. h., in welchen nicht ohne Kampf und Ringen die ersten Funken des Glaubens entzündet worden sind, die fahren auch unter göttlicher Mitwirkung fort, und lassen sich nicht hindern. Wende solches Jeder auf sich besonders an! Gott hat dir Gnade verliehen, daß du nicht ein epikurisch gesinnter Verächter des göttlichen Wortes bist; du hast schon ein Fünklein des Glaubens, du vernimmst die Stimme des Evangelium, und möchtest doch gern, daß dein Glaube lichte Flamme werde; du fühlst deine

Schwachheit; dieser darfst du nicht gewähren, sondern mußt in Kraft des Geistes sie bekämpfen und im aufrichtigen Seufzen und Gebet flehen, daß der heilige Geist je mehr und mehr dich kräftigen wolle. So wirst du gewiß gerettet werden, wie sehr auch der Teufel sich dagegen setze. — —

So viel zum Verständniß der Worte: Es wird daraus einleuchtend, wie viel auf Sprachkenntniß und wissenschaftliche Genauigkeit ankomme, um die Eigenthümlichkeiten der biblischen Sprachweise zu verstehen, und gegen fanatischen Wahn gerüstet zu sein, zumal da in unserer Zeit gar Viele durch Herabsetzung der Wissenschaft bei der Menge Ansehen zu erlangen suchen. Aber solche Leute gefallen sich meistens in ihren vorgefaßten Meinungen, und weil sie selbst gelehrter Bildung ermangeln, wollen sie unter dem großen Haufen derer, die ihnen ähnlich sind, ihr verstecktes Spiel treiben. — —

Laßt uns noch auf einige Hauptpunkte in unserer Erzählung aufmerksam machen. Der erste ist: das Beispiel der Befestigung schwacher Gemüther, welche Wunsch und Verlangen zu lernen, haben, gleichwie die Jünger des Johannes hier zu Christo gesandt werden, um sich von ihm befestigen und in der Erkenntniß der Wahrheit fördern zu lassen. Laßt uns beherzigen, daß in der Kirche, d. h. eben in der Gesellschaft der zu Gott bekehrten Christen zu allen Zeiten große Schwachheit herrschte. Ja in den Heiligen selbst wohnt noch große Dunkelheit.

Wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten wir bei der Beurtheilung der Dinge zu kämpfen haben, welche die menschliche Vernunft einiger Maßen begreifen kann. Um wie viel größer ist unsere Schwachheit, wenn es gilt, die evangelische Lehre uns fest anzueignen, welche über und außer der menschlichen Weisheit liegt und nur mit Hilfe göttlichen Lichts klar erkannt wird!

Gar schwach ist Anfangs das Fünklein des Glaubens in uns. Es will jedoch Gott, daß wir allmälig fortschreiten sollen, denn es heißt: „Wer da hat, dem wird gegeben werden!" (Matth. 25, 29.) und ein altes Wort sagt: „Der Mensch schreitet entweder fort, oder er geht zurück. Dieß gilt von jeder Kunst schon, wo man bei unterlassener Uebung leicht einrostet. Weit mehr aber fordert es die Sache bei den Uebungen unsers Glaubens, daß wir nach Fortschritt streben. Denn die menschliche Natur ist im Allgemeinen so beschaffen, daß sie nicht in demselben Zustande verharrt, und wo wir nicht vorwärts schreiten, da werden wir je mehr und mehr unsern Rückschritt inne. —

Was die Frage betrifft, ob Johannes in Christus Zweifel gesetzt, so behaupte ich, daß er eben so wenig gezweifelt habe, als ihm die Person Christi unbekannt war. Er sandte daher nicht um seinetwillen, sondern seiner Schüler wegen dieselben an Ihn, da er in ihnen viele Schwachheit und Zweifel bemerkte. Sie sollten darum Christum selbst hören, und selbst sehen, worauf in allen Fällen gar Viel ankommt. Denn was man mit eigenen Ohren vernimmt, das dringt tiefer ins Herz, als was man von Andern erzählen hörte. Vorzugsweise aber sind Augenzeugen die sichersten, und es gilt auch ein Solcher mehr, als zehn Ohrenzeugen.

Mild und freundlich aber nimmt sie Christus auf, ganz übereinstimmend mit dem Ausspruche des Paulus: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, und verwirret die Gewissen nicht.“ (Röm. 14, 1.) Die Schwachen aber sind es eben, welche gelehrig sind, und nach Fortschritt streben. Die Andern, die sich nicht mögen belehren lassen, und der erkannten Wahrheit widerstreben, sind nicht als Schwache zu betrachten, sondern als Hartnäckige, Verstockte, wie die unbiegsamen Pharisäer. Und Solche sind insgemein dünkelhafte, eingebildete Bewunderer ihrer selbst, voll Eigenliebe, und aufgeblasen durch eine hohe Meinung von ihrer Weisheit. Sie wollen den Himmel erklimmen, und stürzen am Ende tief herab, und werden von Gott zur Strafe gezogen. —

Der zweite Hauptpunkt enthält die Zeugnisse, welche Christus in Seiner Antwort anführt, um die Jünger des Johannes zu befestigen: Einmal, daß Er der gesendete Messias sei, daß Er aber auch der nämliche Messias sei, von dem die den Vätern gegebenen Verheißungen reden, und daß kein anderer Messias zu erwarten sei. Er bedient sich aber auch solcher göttlicher Zeugnisse, welche in den prophetischen Weissagungen vorher verkündigt worden waren, denn Er legt ihnen diesen Vernunftschluß vor: Es ist vorher verkündigt worden, daß der Messias bei seinem öffentlichen Auftreten mit diesen Wundergaben ausgerüstet sein werde: „Die Lahmen werden gehen, die Blinden sehen, die Todten werden auferstehen.“ Ihr seht nun, daß Gott Meine Berufung durch solche Zeugnisse bestätigt; darum sollt ihr also wissen, daß Der der Messias ist, Den ihr sehet. Hierher gehört die Lehre von den Wundern. Gott will in Seinen Werken erkannt werden, nicht nur in denen, welche Er an die Gesetze der Natur gebunden, sondern auch in denen,

welche Er aus ihrem Zusammenhange heraus gestellt hat. Die ersteren bilden die gesammte Naturordnung. Die außerordentlichen Werke aber sind die Wunder, welche uns zeigen, daß Gott nicht an Mittelursachen gebunden, sondern ein durchaus frei waltendes Wesen ist, und diese Naturordnung abändern kann. Solche Werke verbindet Gott mit Seinem Worte, weil es der Vernunft unbekannt ist.

Solche Werke führt nun Christus auch von Sich an, und auch wir sollen jene Zeugnisse unablässig beherzigen und uns alle die vorhalten, welche vom Anbeginn der Kirche an ergangen sind, und uns durch das Wort Gottes und die von Gott beigefügten Zeugnisse befestigen. —

Christus schließt hier an die übrigen Wunder die Bemerkung an: „daß den Armen das Evangelium gepredigt wird.“ Er drückt damit aus, daß die Predigt des Evangelium an die Armen nicht nur an sich das größte Wunder sei, sondern auch, daß die übrigen Wunder zu dem Zwecke geschehen, damit die Kirche gesammelt und das menschliche Geschlecht zu Gott bekehrt werde. Solche Güte Gottes nun, der Seinen Sohn zur Sammlung der Kirche sendet, wollen wir zu Herzen nehmen, und die Ueberzeugung fest halten, daß der Sohn Gottes das „Wort“ und das „Leben“ sei, und daß das Menschengeschlecht gänzlich untergegangen sein würde, wofern nicht wäre beschlossen worden, daß der Sohn Gottes unsere menschliche Natur annehmen, sich zu uns gesellen und uns das Leben erwerben sollte. Dieser Rathschluß in Ansehung unserer Rettung aber wird durch die Predigt des Evangelium kund gethan, durch welche auch die Kirche, wie auch die Macht der Welt und des Teufels sich dagegen setze, gesammelt, und nicht nur gesammelt, sondern auch erhalten wird, wenn ihr auch kein menschlicher Schutz zu Gebote stände. Nicht ohne Grund zählt also Christus dieses Wunder den übrigen bei. Unter den „Armen“ sind zu verstehen die Armen am Geiste, d. h. die, welche um ihrer Sünden willen in tiefem Schmerz gebeugt sind, von denen es auch bei dem Propheten heißt: „Wo wird der Herr wohnen, außer bei denen, so zerschlagenen, demüthigen Geistes sind und sich fürchten vor Meinem Worte?“ (Jesai. 57, 15. vergl. 66, 2.)

Sodann mag man diese Benennung der Armen auch auf den Zustand der Kirche anwenden, welche keinen Schutz und Vertheidigung von äußerer Herrschaft und weltlicher Macht zu er-

warten hat. Ein treffliches Bild davon ist im Zacharias, das uns unablässig vor Augen stehen sollte. Das Volk war aus Babylon heimgekehrt, eine große Menge von Greisen, Kindern und Frauen, unter denen viele schwangere und säugende Mütter waren. Sie hatten keine festen Oerter, kein Heer, das sie gegen die Nachbarvölker und andere Raubhorden geschützt hätte. Da ertheilte ihnen Gott den Trost, der zu der Erwähnung dieses Wunders von der Sammlung und Erhaltung der Kirche in unserer so großen Schwachheit paßt: „Nicht durch Heere oder Kraft, sondern durch Meinen Geist will Ich euch erhalten; Ich will eine feurige Mauer um euch her sein" (Sacharja 4, 6. vergl. 2, 5.). Aber auch das wollen wir bedenken, daß Christus durch die Erwähnung der Armen die Verschiedenheit der Kirche oder des Messiasreiches von weltlicher Herrschaft habe anzeigen wollen. Und weil die Welt nicht nur an der Niedrigkeit Christi, sondern auch an der kläglichen Verfassung und Erscheinung der Kirche sich ärgert, so fügt Er alsbald die Erinnerung hinzu: „Und selig ist, der sich nicht an Mir ärgert."

Der dritte Hauptpunkt betrifft das Amt des Johannes, von dem hier Christus sagt: „Unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes." Er redet aber von der Wichtigkeit und Erhabenheit seines Berufes, weßhalb Er auch hinzu setzt: „Der auch mehr ist, denn ein Prophet." Denn die alttestamentlichen Propheten lehrten nicht bloß, sondern leiteten auch, die Angeseheneren wenigstens, wie Elias, Jesaias u. s. w., die Staatsangelegenheiten. Johannes aber ist nicht ein Solcher; er ist weder ein Diener in der levitischen Ordnung, noch beschäftigen ihn die politischen Angelegenheiten. Christus nennt ihn aber größer, als die Propheten, weil das Amt des Johannes der Beginn der Verkündigung des neuen Bundes, d. i. das Zeugniß von der Gegenwart des Messias, der Anfang der Taufe und der Sammlung der neuen Kirche aus Juden und Heiden ist, und zwar nicht, wie zuvor unter dem Volke des Gesetzes geschah, durch den levitischen Dienst, sondern durch die Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden um jenes Lammes willen, auf welches Johannes mit dem Finger zeigte. (Joh. 1, 29.) Es haben aber die Apostel und die ihrer Lehre folgen, ein und dasselbe Amt mit Johannes, nur daß der Täufer der Anfänger dieses Amtes war, und zwar den gegenwär-

tigen Messias, jedoch aber als Den verkündigte, der noch leiden und auferweckt werden sollte. Die Apostel hingegen und wir bis heute predigen Christum als Den, der schon gelitten hat und auferweckt ist. Außerdem ist es dasselbe Wort des Amtes, dieselbe Wirkung. Alle, welche die Stimme des Johannes gläubig hörten, empfingen Vergebung der Sünden, und wurden durch den heiligen Geist geheiliget, gleichwie in der Folge die, welche der Stimme der Apostel glaubten. Man darf also nicht wähnen, die Lehre des Johannes sei nur eine Predigt der Buße, ohne die Predigt der Vergebung der Sünden gewesen. Denn die Predigt der Buße ohne die Predigt der Vergebung der Sünden ist nichts mehr, als eine tragische Declamation des Sophokles oder Euripides. Gerade darin aber unterscheidet sich die Lehre der Kirche von der Weisheit der Heiden. Die Heiden sehen wohl, daß schwere Strafen den Sünden folgen; sie predigen Buße, und fordern die Menschen zur Zügelung ihrer Leidenschaften auf; aber von Vergebung der Sünden sagen sie Nichts. Die göttliche Stimme in der Kirche prediget Beides, Buße und Vergebung. Sie mahnt an die Schuld, und weist zugleich auf den Sohn Gottes hin. Hätte Johannes nur Buße, nicht auch Vergebung gepredigt, was hätte er Anderes gelehrt, als daß die Menschen in Zweifel und Murren gegen Gott bleiben sollten? Aber bei der Taufe zur Buße wies er zugleich auf die Wohlthaten des nun erschienenen Messias hin, „von Dessen Fülle wir Alle nehmen Gnade um Gnade." (Joh. 1, 16.) Gnade, d. h. Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott. Ferner wenn er spricht: „Das Gesetz ist durch Moses gegeben," d. h., durch das Gesetz werden wir nicht gerecht, und die mosaische Verfassung wird untergehen, wie sie auch keineswegs jenes hohe, den Vätern verheißene Gut ist; „die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden;" d. h., wir müssen in Christus etwas Höheres und Herrlicheres anerkennen, als das Gesetz ist. Das ist aber die Gnade, nämlich die Vergebung der Sünden, und Wahrheit, d. i. nicht Schattenbilder, nicht vergängliche Güter dieses Lebens, sondern wahre, dauernde Güter, Weisheit, Gerechtigkeit, ewiges Leben und unvergängliche Freude. Solches muß man erwägen, um die Größe und Bedeutung des Amtes einzusehen, welches der Täufer verwaltet hat.

Aber warum setzt Christus hinzu: „Der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn Johan-

nes?" Wiewohl man noch andere Erklärungen aufstellen könnte, so glaube ich doch, daß Christus von Sich selbst und Seiner Person redet, welche Meinung, wie ich mich erinnere, auch von Luther gebilligt worden ist. Er nennt Sich aber den Kleinsten, weil Er Sich vor dem Vater und allen Engeln und Menschen erniedrigte. Denn Er kennt den Vater vollkommen; je besser man aber den Werth, die Vorzüge einer Sache kennt, desto mehr verehrt man dieselbe, und je weiser Einer ist, desto demüthiger ist er. Vielleicht daß der Sohn Gottes gerade darum von den Teufeln verachtet worden ist, weil sie in Ihm eine größere Demuth wahrnahmen, als in irgend einer Kreatur sein kann. Auch widerstreitet es einander keineswegs, daß der Sohn dem Vater gleich ist, und doch den Vater verehrt. Denn die Gleichheit bezieht sich auf das Wesen und die Macht, die Verehrung und Erniedrigung deutet die Folge, das Verhältniß der Personen an; denn es sind verschiedene Personen, und der Sohn hat sein Sein vom Vater.

Am meisten aber hat der Sohn Gottes Seine Demuth gezeigt, als Er die menschliche Natur annahm, und Sich unter alle Kreaturen erniedrigte, und unsere Strafe auf Sich nahm, gleich als ob Er selbst Sich mit meinen und deinen und aller Menschen Sünde befleckt hätte. Von dieser Erniedrigung des Sohnes Gottes reden folgende Aussprüche: „Ich ehre Meinen Vater!" (Joh. 8, 49.) Ferner: „Er ist für uns zur Sünde, zum Fluch geworden!" (2. Kor. 5, 21, vergl. Gal. 3, 13.) und jener herrliche Spruch des Paulus (Phil. 2, 6 ff.): „Ob Er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt Er's nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein;" d. h. ob Er gleich wahrhaftiger Gott war, und gleiche Weisheit, Gerechtigkeit und Macht besaß, wie der Vater selbst hat: so wollte Er doch jene Gleichheit mit Gott nicht als einen Raub festhalten, nämlich entgegen der Berufung, nach welcher Er zu einer bestimmten Zeit in die Erniedrigung gesandt ward. Welches aber diese Erniedrigung sei, lehrt Paulus in derselben Stelle: „Er äußerte Sich selbst und nahm Knechtsgestalt, d. h. die menschliche Natur an, und war in dieser einem wehrlosen Knechte gleich, und ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebehrden als ein Mensch erfunden;" d. i. Er empfand Schmerz und Betrübniß, litt und starb, gleich als ein Mensch. —

Aus der Betrachtung dieser Stelle ergibt sich, daß Christus etwas Besonderes ausdrücken wollte, wenn Er Sich „den

Kleinsten im Himmelreiche" nannte, und wenn auch dieß weit über menschliche Fassungskraft hinaus liegt, so muß es uns doch antreiben, dem Sohn Gottes brünstig zu danken, daß Er Sich auch um unsertwillen so tief erniedrigt hat. Zugleich wollen auch wir aus diesem Bilde der vollkommensten Demuth ein klein wenig Geduld, ich will nicht einmal sagen Demuth, lernen, und unsern abscheulichen, schmählichen Stolz nach jenem Gebote Christi selbst ablegen, wo Er sagt: „Lernet von Mir; denn Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig!" (Matth. 11, 29.)

Der letzte Hauptpunkt betrifft das Wort: „Das Gesetz und die Propheten haben geweissagt bis auf Johannes;" worin Christus lehren will, das Reich des Messias beginne nun, und das Ende der mosaischen Verfassung, die Erfüllung Dessen, was im mosaischen Gesetze angedeutet worden und der prophetischen Verheißungen, so wie des ganzen levitischen Amtes sei nun da, und ein neues Amt, nämlich das des Neuen Bundes, werde nun beginnen.

Hier muß man das Wesentliche der Lehre von den Theilen des Gesetzes wiederholen, um folgendem Einwurf begegnen zu können: Was ewig und unveränderlich ist, kann nicht aufhören; das göttliche Gesetz ist ewig und unveränderlich, weil es die Weisheit und die Norm der Gerechtigkeit in Gott selber ist, welche eben so gewiß nicht kann geändert werden, als Gott selbst unveränderlich ist: folglich hört mit Johannes das Gesetz nicht auf.

Was nun die erste Behauptung betrifft, so ist es wahr, daß das Ewige nicht aufhört, nämlich das, was in Gott selbst ist; denn das ist unveränderlich. Was aber außer Ihm ist, betreffe es nun bürgerliche oder kirchliche Einrichtungen, das ist veränderlich. Es redet aber Christus in diesem Ausspruche nicht von jener Weisheit und Norm der Gerechtigkeit in Gott, welche das Sittengesetz ist, in wie fern es Gleichförmigkeit der vernünftigen Geschöpfe mit Gott fordert, sondern von dem Cerimonial- und gerichtlichen Gesetze, welches sich auf die äußerliche Verfassung dieses Volkes bezieht. Denn Er stellt diesen Ausspruch der thörichten Einbildung der Juden entgegen, daß die mosaische Verfassung sich über die ganze Welt verbreiten müsse. Diesem Wahn entgegen versichert hier Christus, mit der Ankunft Christi werde jene Verfassung aufhören, und weil Johannes schon predige, will Er sagen, so seien nun die prophetischen Weissagungen erfüllt, und Christus gesendet. —

Eben so reichen auch die Propheten bis auf Johannes, d. h. die Propheten haben von der Ankunft des Messias geweissagt. Diese Weissagungen sind jetzt erfüllt, und gleichermaßen wird auch was die Propheten von der Bedeutung des Gesetzes gelehrt haben, im Reiche des Messias erfüllt werden. Ja es wird endlich das Ende des ganzen levitischen Amtes eintreten, nicht nur in Ansehung der Cerimonieen, sondern auch der Belehrung über die äußere bürgerliche Zucht, in so fern sie sich auf die mosaische Verfassung bezieht, weil die Heiligen im neuen Bunde das haben werden, was das Gesetz vorschreibt, und was nach der Lehre der Propheten im Gesetze wesentlich angedeutet worden ist. Jetzt ist Christus unser Gesetz, d. h. das erfüllte Gesetz, und wir, die wir Christum haben, wir haben auch das, was durch das Gesetz angedeutet worden; denn die geschlachteten Opfer deuteten auf das Verdienst Christi und die Vergebung der Sünden, deßgleichen das Sittengesetz auf die durch Christus zu erhaltende Gerechtigkeit hin, in welchem wir nun zugerechnete Gerechtigkeit, Heiligung und ein ewiges Leben haben. Mit der Hinwegnahme des Schattens des Gesetzes wird nun die Hindeutung erfüllt, und Das in den Heiligen erneuert, was in Gott ewig ist; denn es wird den Heiligen die göttliche Gerechtigkeit mitgetheilt, damit sie Gott ähnlich werden. Doch hier drängt sich die Frage auf, die auch im Irenäus aufgestellt wird: Haben denn nicht Alles, was im Evangelium gelehrt, im neuen Bunde dargeboten wird, auch schon früher die heiligen Väter im alten Bunde gehabt? Haben nicht Adam, Abraham rc. Christum gekannt, die Segnungen des neuen Bundes besessen und empfunden, daß sie durch den heiligen Geist dem Tode entrissen wurden? Was hat denn also Christus Neues gebracht? Wir antworten am besten mit Irenäus: „Sich selbst hat Er gebracht;" Er hat jenes Opfer erfüllt, um dessenwillen jene Väter mit Gott versöhnt und geheiligt worden sind, und hat in Seiner Auferstehung das voraus verkündigte neue, ewige Reich begonnen; denn Er ist der Erstling geworden unter denen, die vom Tode erstehen. Ueberdieß hat Er die Lehre des Evangelium unter den Heiden verbreitet, was vorher nicht geschah. Doch ich kehre zurück zur Unterscheidung der Theile des Gesetzes, welches in das Sittengesetz, Cerimonialgesetz und bürgerliche Gesetz zerfällt. Eine kindische Benennung ist's, wenn das Sittengesetz nur in so fern so heißen soll, weil es lehre, wie unsre Sitten beschaffen sein sollen. Vielmehr muß unter der Sittlichkeit die ganze Gleichförmigkeit unsrer Natur

mit der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes begriffen, und das Sittengesetz als dasjenige aufgefaßt werden, in welchem dargestellt wird, wie Gott ist, und wie wir werden müssen. Denn die Lehren desselben haben das zum Gegenstand, was in Gott und in uns bleibend ist.

Das Cerimonialgesetz handelt nicht von Dem, was in uns ist, sondern von äußern Gebräuchen, weil alle Cerimonieen nur Handlungen der äußern Zucht, äußere Schatten waren, die auf etwas Anderes hindeuteten. Ferner beziehen sie sich nur auf eine bestimmte Zeit, und sind nichts Bleibendes, nur äußere Handlungen, die für den Menschen keinen beharrlichen Werth haben; darin liegt der klare Unterschied des Moral- und des Cerimonialgesetzes. Darum müssen wir uns gewöhnen, bei der Betrachtung des Sittengesetzes die Quelle desselben, d. h. die Weisheit und Gerechtigkeit in Gott, uns vor Augen zu stellen. Denn auf diese Weise wird die hohe Wichtigkeit dieser Dinge richtiger aufgefaßt, und es ist das Sittengesetz unbezweifelt darum bei der Schöpfung dem menschlichen Herzen eingepflanzt worden, damit es ein Zeugniß von Gott wäre.

Das bürgerliche Gesetz ist die zum Frieden unentbehrliche äußerliche Zucht eines äußerlichen Vereins. Auch dieses bezieht sich auf äußerliche Handlungen, im bürgerlichen Leben nämlich, gleichwie sich das Cerimonialgesetz auf den äußerlichen Cultus im kirchlichen Leben jenes Volks bezog. Auch die bürgerlichen Gesetze sind ein Ausdruck des göttlichen Willens, weil Alles, was die Förderung äußerer Zucht betrifft, Zeugniß ist, daß Gott die Sünden haßt und straft; denn Gott will, daß die bürgerliche Gerechtigkeit von Seiner eigenen Gerechtigkeit zeugen soll, und straft, nach den Lehren der Geschichte, da, wo die Obrigkeit Verbrechen nicht straft, die Obrigkeiten und ihre Untergebenen selbst. — —

Wiewohl aber die bürgerliche Gerechtigkeit ein Zeugniß von Gott ist, so ist doch die bürgerliche Zucht selbst noch nicht jenes Ewige, was das Sittengesetz als wesentlich fordert. Der Wille Gottes hat den Cerimonieendienst, wie die bürgerlichen Gesetze verordnet, um die Verfassung jenes Volkes zu stützen, und mit derselben zu fallen, wenn Christus kommen, und Sein Reich auf der ganzen Erde ausgebreitet werden würde. Die Ankunft Christi war daher das Ende jener Schatten und jener Verfassung, welche hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet worden war, damit ein bestimmter Ort vorhanden wäre, wo Chri-

stus geboren würde, von Sich Zeugniß gäbe und das Leiden erduldete.

Aber redet Paulus nicht auch vom Sittengesetz, oder den zehn Geboten, wenn er spricht: „Ihr seid nicht unter dem Gesetze?“ (Röm. 6, 14.) und sind damit nicht auch die zehn Gebote aufgehoben? — Allerdings für den Gläubigen, der in Christus ist, was die Anklage, den Fluch, nicht aber, was den Gehorsam betrifft. Das Gesetz Gottes klagt die Gläubigen nicht an, es verdammt sie nicht, und es findet in Ansehung aller der Gläubigen, denen um Christi willen die Sünden vergeben werden, eine ganz besondere, der Vernunft unbekannte Freisprechung Statt. Weder Adam noch die Weisheit eines Engels vermochte diesen Schluß zu entkräften: Gott ist unveränderlich gerecht; die Gerechtigkeit Gottes muß den, der gesündigt hat, verstoßen: folglich ist Adam von Gott verstoßen; — aber der Sohn Gottes hat es vermocht durch die geoffenbarte Verheißung des Evangelium. Nun lautet der zweite Theil jenes Schlusses also: Die Gerechtigkeit Gottes muß den, der gesündigt hat, verstoßen, nämlich: „wo fern nicht der göttlichen Gerechtigkeit dadurch Genugthuung geschieht, daß die Strafe auf den Mittler übergetragen wird, durch Den das Lösegeld dargebracht wird.“

Auch folgt daraus, daß Gott die Sünden vergibt, keineswegs, daß falsch sei, was in Maleachi (3, 6) gesagt wird: „Ich bin der Herr, der Unveränderliche!“ Gott wendet Sein Mißfallen von denen, die an Seinen Sohn glauben; jedoch verändert Er Sich darum nicht, weil Er ja beschlossen hat, denen, welche Buße thun und an den Sohn glauben würden, die Sünde zu vergeben. So bleibt auch das Sittengesetz ewig und unveränderlich, obgleich in Ansehung der Gläubigen die deutliche Bestimmung des Evangelium dazu kommt. Und eben so bleibt in alle Ewigkeit der Wille Gottes, und die Verpflichtung, was den Gehorsam betrifft. Die Gläubigen, obwohl sie befreit sind vom Fluch des Gesetzes, sind sie doch nicht von der Verbindlichkeit des Gehorsams frei gemacht, und der Satz muß auch im Himmel wahr bleiben: Das Gesetz ist, was den Gehorsam betrifft, nicht aufgehoben, selbst nicht in Ansehung der Engel und seligen Menschen, und es bestehet für alle Zeiten diese ewige Ordnung, daß die vernünftige Kreatur zum Gehorsam gegen Gott verpflichtet ist. Die Antinomer (Gesetzesfeinde) wenden ein: „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben“ (1. Tim. 1, 9). Hier verstehe man die Benennung „Gerecht“ so: in wie fern

Einer gerecht ist; und die Worte: „ist — gegeben“ sind auf die Anklage und Verdammung des Gesetzes, gleichwie auf den Zwang zu beziehen.

Dieß Alles ist auch in dem Ausspruche Christi enthalten: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Matth. 5, 17.) Er erfüllt aber das Gesetz nicht nur durch Seinen eigenen Gehorsam und durch die Uebernahme unsrer Strafe, auf daß um Seinetwillen uns Vergebung der Sünde und die Zurechnung Seiner Gerechtigkeit geschenkt werde, sondern auch dadurch, daß Er in uns eine neue, mit dem Gesetze übereinstimmende Gesinnung bewirkt, die jedoch in diesem Leben nur ein kleiner Anfang ist, bis sie sich in einem andern Leben gänzlich vervollkommnen wird. Dasselbe sagt auch der paulinische Ausspruch: „Christus ist des Gesetzes Ende“ (Röm. 10, 4), d. h. des Gesetzes Erfüllung. Aber auch diese verleihet Er uns theils durch Zurechnung, theils durch Seine Wirksamkeit in uns.

Richtig wird auch gesagt: „Christus erfülle das Gesetz,“ außer der schon abgehandelten Weise auch dadurch, daß Er das Gesetz lehre, es einschärfe und erkläre, weil Er nicht nur selbst das Gesetz wiederholt und dargestellt hat, sondern dasselbe auch durch das Amt das Evangelium unablässig wiederholt und dargestellt wissen will. Da nun dieses die Predigt der Buße und der Vergebung der Sünde ist, so wiederholt Er eben dadurch das Gesetz und verdeutlicht dasselbe.

Der Ausspruch des Jeremias aber: „Ich will kein Gesetz in ihr Herz geben, und wird Keiner mehr den Andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn, sondern sie werden Alle von Gott gelehrt sein“ (Jer. 31, 33. 34), worauf die Wiedertäufer den Wahn bauen, als dürfe es im neuen Bunde kein Lehramt geben, und so weder Buße, noch Evangelium gepredigt werden, redet von der Vollendung des neuen Bundes im ewigen Leben. Diese wird jedoch hier durch die Stimme des Evangelium begonnen, durch welche der heilige Geist wirkt. Wahr aber bleibt jene Behauptung, daß Keiner vom Andern solle belehrt werden, einmal darum, weil die Stimme des evangelischen Amtes nicht die eines Menschen, sondern des heiligen Geistes ist; sodann, weil die Bekehrung des Menschen durch das Evangelium nicht eine solche Erziehungsweise ist, wie wenn der Lehrer einen ungerathenen Schüler durch Schläge zwingt, oder die Obrigkeit

die Verbrecher ins Gefängniß setzt, oder den Dieb aufhängen läßt. Sondern von Innen regt der heilige Geist das Herz an, daß es durch Erkenntniß belebt, in Regungen der Furcht und Liebe Gottes flamme, die Vollendung wird aber erst im ewigen Leben erfolgen, wo kein Lehramt mehr nöthig sein wird, weil dann Gott Alles in Allem sein, d. h. unmittelbar Sich und Seine Güter uns mittheilen wird.

Aber auch der Grund der Gesetzesfeinde gilt nicht, welche, indem sie den Ausspruch Christi: „das Gesetz reichet bis Johannes," auch auf die zehn Gebote anwenden, nun weiter schließen, das Gesetz dürfe nicht ferner gepredigt werden. Wollte man auch jenen Zänkern zugeben, daß die zehn Gebote zugleich mit der mosaischen Verfassung fielen, in wie fern man sie nämlich als ein äußeres Zuchtmittel für die Bürger jener Verfassung oder das Volk des Gesetzes betrachtet, so gilt doch das geistige Amt, welches innere und äußere Sünden straft, für alle Zeiten bis zum ewigen Leben. Denn die Stimme Gottes bleibt, welche die Sünden straft, und die zehn Gebote werden im Amte des Evangelium wiederholt und erklärt, welches Johannes beginnt, damit nicht nur die Sünde aufgedeckt, sondern auch die dem Evangelium eigenthümliche Verheißung von der Vergebung der Sünden hinzu gefügt werde.

Am Tage Johannes des Evangelisten.

Text Evangel. Joh. 21.

(Einige Andeutungen aus der Lebensgeschichte des Johannes.)

Der Evangelist Johannes gehörte zum Stamme Juda. Sein Vater war Zebedäus, seine Mutter Salome, die Schwester Josephs, des Verlobten der Maria. — Er war demnach mit Christus im dritten Grade verwandt. — Er erreichte ein hohes Alter, was wenigen Andern widerfuhr; denn er wurde gegen 90 Jahr alt; zur Leidenszeit Christi betrug sein Alter etwas über

20 Jahre. Nach alten Schriftstellern besaß er ein Haus zu Jerusalem, in welchem Maria mit ihm nach der Auferstehung des Herrn zusammen wohnte, weil ihm Christus im Augenblicke seines Todes am Kreuze Seine Mutter ganz besonders empfohlen hatte. Nach Maria's Tod soll er sich aus Jerusalem wegbegeben haben. Er lehrte aber vornehmlich in Ephesus. Unter Domitian wurde er nach Pathmos verwiesen, welche eine der cykladischen Inseln ist. Er predigte demnach nach der Auferstehung Christi bis zu seiner Verbannung 63 Jahre. — Trajan gestattete in der Folge den Verbannten Rückkehr. Da kehrte auch Johannes nach Ephesus zurück. Er starb im dritten Regierungsjahre Trajans, ungefähr im fünften Jahre von der Zeit seiner Verbannung an gerechnet, weil Sophronius ausdrücklich schreibt, er sei im 68. Jahr nach der Auferstehung Christi gestorben, da die übrigen Apostel und Paulus längst zuvor gestorben waren.

Gott weist den Lehrern der Kirche gar verschiedene Lebensbahnen an, und erhält Manche wunderbarlich, um Zeugen und Wächter des Evangelium zu sein; und vielleicht wurde das dem Johannes von Christus, als Er ihm Seine Mutter übergab, angedeutet, daß er am längsten unter den Aposteln Seine Kirche verwalten würde. Diese Mutter wollte Christus seiner Pflege und Sorgfalt ganz vorzüglich empfohlen wissen. In Ephesus lehrte er nicht nur das Volk, sondern hatte auch eine Schule, wie denn überhaupt damals die Bischöfe nicht bloß in öffentlicher Versammlung lehrten, sondern auch besonders noch Einige unterrichteten. Er hatte daher viele Zuhörer, die nach seinem Tode die Lehre ausbreiteten. Unter ihnen war Ignatius, später Bischof zu Antiochien, der Bischof von Smyrna, Polykarpus und Papias, Bischof von Hierapolis. Die Zeugnisse dieser Männer waren für die Kirche von großem Vortheil und die Bekanntschaft mit ihnen wird zu allen Zeiten ersprießlich bleiben. — Die Schriften des Johannes muß man mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit lesen. Er schrieb seine evangelische Geschichte zuletzt unter Allen, und hat ausgezeichnete Reden und Wunderthaten Christi darin aufgenommen, welche die übrigen Evangelisten nicht erzählen. Den Artikel von der Gottheit des Sohnes hat er ganz besonders ins Licht gesetzt. Er hat aber auch Vieles übergangen, was von den Uebrigen schon früher geschrieben war; denn es war ihm eigenthümlicher Zweck, Das aufzuschreiben, was die Uebrigen übergangen hatten. Seine Sprache ist sehr edel, gleich anziehend wegen ihrer Reinheit, Eigenthüm-

lichkeit und Lieblichkeit. — Eusebius erzählt, er habe sein Evangelium zur Widerlegung des Ebion und des Cerinth geschrieben, welche in Christo nur eine menschliche Natur annahmen. Ohne Zweifel mußten ihm jene unseligen Spaltungen, zumal in Ansehung des wichtigsten Glaubensartikels, sehr schmerzlich sein; obgleich es auch viele andere Secten in jener Zeit gab, deren traurige Irrthümer er nicht ohne den tiefsten Seelenschmerz betrachten konnte. Auch mußte er Zeuge von dem Fall Jerusalems und von den ununterbrochenen Unruhen seines Volkes vor und nach demselben sein, bei welchen täglich viele Menschen umgebracht wurden. Bei diesem Falle seines Vaterlandes und dem Untergange seines Volks belehrte ihn die Sache selbst, daß das Los der Kirche in diesem Leben fortwährende Kämpfe und Mühseligkeiten sind, und er gewann die Ueberzeugung, daß einst der Glanz der Kirche ein anderer sein werde; er lernte, daß auch in diesem Leben Gott Seine Gerichte in der Züchtigung der Gottlosen offenbare.

Gott hat die Lehre des Johannes auch durch Wunder bestätigt. Die Geschichte der alten Kirche zählt Mehrere namentlich auf, welche er vom Tode erweckt; er selbst entging, sowohl als man ihm Gift gereicht, als auch, da er in ein Gefäß voll siedenden Oels geworfen worden war, unversehrt dem Tode. —

Eusebius erzählt noch zwei Geschichten, welche Erwähnung verdienen. Die eine betrifft den Tod des Cerinth. Als Johannes erfuhr, daß Cerinth, im Bade sitzend, unter seinen Genossen seine Lästerungen (gegen Christus) ausstoße, ermahnte er seine Zuhörer, mit welchen er zu dem nämlichen Badehause gekommen war, schnell mit ihm umzukehren, „denn Gott" sprach er, „wird solche Lästerungen nicht dulden;" und sobald sie herausgegangen waren, brach das Gebäude zusammen und begrub den Cerinth nebst den Seinigen unter seinen Trümmern.

Die andere Erzählung hat einen Jüngling zum Gegenstand, der von Johannes zur Buße zurück gerufen worden. Johannes hatte einen Jüngling von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten einem gewissen Bischof in einer Nachbarstadt von Ephesus empfohlen. Nachdem er die Hauptlehren des Christenthums gelernt und die Taufe erhalten hatte, verließ er in der Folge die Schule des Bischofs, und schloß sich schlechter Gesellschaft an. Als Johannes seinen Aufenthalt erfuhr, begab er sich selbst zu dem Raubgesindel, in dessen Gemeinschaft Jener sich befand, und ließ nicht eher ab, als bis er ihn von Jenen abgezogen hatte. Ungeachtet der Jüng-

ling Anfangs den Anblick des Johannes floh, so kehrte er doch, nachdem ihm von demselben Verzeihung zugesichert worden war, mit ihm zur Kirche zurück. Ein deutliches Beispiel, daß auch Gefallene zu bußfertiger Gesinnung zurück kehren können, und wenn sie aufrichtige Zeichen der Buße geben, in der Kirche aufgenommen werden müssen.

So viel von der Geschichte des Johannes, der fast allein unter den Aposteln einen ruhigen Tod gestorben ist, während die meisten Uebrigen gewaltsam hingerichtet worden sind.

Wir wollen nun einige Hauptpunkte aus dem heutigen evangelischen Abschnitte ausheben. Es sind aber vornehmlich zwei, welche im täglichen Leben die vielfachste Anwendung finden; der erste: vom Unterschied der äußern Zucht und des Kreuzes, der zweite: von der eigenthümlichen Berufung eines Jeden, und von der Verpflichtung, sich vor unnützer Vielthuerei, vor Neugierde und Mißgunst zu verwahren.

Zuerst spricht Christus zu Petro: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst; wenn du aber alt wirst, wird ein Anderer dich gürten." Hier wird eine doppelte Umgürtung beschrieben; die erstere bedeutet die äußerliche Zucht, d. i. die Leitung der Vernunft, nach welcher wir unser äußeres Betragen den göttlichen Geboten gemäß einrichten. Das kann der menschliche Wille einiger Maßen leisten. Die andere Umgürtung ist etwas viel Wichtigeres, sie bedeutet nämlich, dem Kreuze sich unterwerfen und Anfechtungen ertragen, die man sich nicht durch seinen eigenen Willen zugezogen. Indem bei Ertragung derselben die Heiligen Geduld und Standhaftigkeit bewähren, beginnt die Ertödtung, und die geistige Gottesverehrung lebt in ihnen auf.

Christus stellt beide zusammen, um dem Petrus die Einbildung zu benehmen, das Reich Christi werde in süßer Ruhe bestehen, und die Apostel würden in demselben Macht und Reichthum besitzen, Länder beherrschen, und alle Gemächlichkeit und Ergötzlichkeiten dieses Lebens genießen. Diesen süßen Traum greift Christus an und will, daß Petrus sich auf das Kreuz vorbereite und sich überzeuge, Gott wolle, daß er Ihm diene, nicht allein in äußerlicher Zucht, sondern auch durch geistigen Gehorsam, von dem ein Theil Geduld in Anfechtung ist.

Ich will nun die Gründe angeben, um deren willen alle Menschen zu äußerlicher Zucht verpflichtet sind.

Der erste Grund ist: Die Nothwendigkeit, dem Gebote Got=

tes Folge zu leisten; ein hochwichtiger Grund, weil alle Kreatur ihrem Schöpfer gehorchen soll. Darum ist der Mensch, als vernünftiges Geschöpf, verpflichtet, folgende göttliche Gebote auch in Ansehung der äußerlichen Zucht zu befolgen: „Du sollst keine andern Götter neben Mir haben; du sollst kein Götzenbild verehren; du sollst den Namen des Herrn nicht mißbrauchen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen, u. s. w. (2. Mos. 20, 3 ff.) — Das Wort: „du sollst" bedeutet hier allerdings nicht einen Zwang, sondern vielmehr die göttliche Ordnung, nach welcher das vernünftige Geschöpf verbunden ist, Gott folgsam zu sein, und schließt also die freie Selbstbestimmung zum Gehorsam nicht aus. —

Der zweite Grund ist: die Nothwendigkeit, Strafe zu vermeiden. Er wird einleuchtend nicht nur an obrigkeitlichen Strafen, sondern auch an allen göttlichen Strafgerichten. Viele wähnen, wenn sie nur nicht von der Obrigkeit zu öffentlicher Strafe gezogen würden, so hätten sie Nichts zu befürchten, wie sehr sie sich auch ihren Lastern überließen. Es weist uns aber die Schrift auf die göttliche Ahndung hin, wie Hiob spricht: „Ich fürchte mich vor Ihm wegen meines Thuns; denn Er vergilt dem Menschen, nach dem er's verdient hat, und schonet die Uebertreter nicht!" (Hiob 23, 15. vergl. 34, 11.) Es ist daher gar nicht anders anzunehmen, als daß unausbleiblich die Strafe folgen werde, so oft wir die Zucht verletzen. So gewiß der Satz ist: Gott ist; eben so gewiß ist der: Gott ist ein gerechter Bestrafer der Sünde. So gewiß das Feuer brennt, so gewiß ist es göttliche Ordnung, daß schwere Vergehungen durch schwere Strafen geahndet werden. Darum heißt es: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen!" (Matth. 26, 51.) „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut!" (Habak. 3, 6.) „Die Hurer und die Ehebrecher wird Gott richten!" (Hebr. 13, 4.) „Gott wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht!" (2. Mos. 20, 7.) und: „Verflucht sei, wer Vater oder Mutter verachtet!" (Sirach 3, 18.)

Beispiele zu diesen Aussprüchen finden sich allenthalben, in der heiligen, wie in der Profangeschichte, und die tägliche Erfahrung nöthigt selbst den Heiden das Geständniß ab, daß die Menschen nicht ungestraft sündigen. Daher die Aussprüche:

„Ein vergeltendes Auge hat Gott!“
„Auf die Sterblichen schau'n mit richtendem Auge die Götter.“
„Wie die That, die er schuf, so ist das Ende des Mannes.“

Und treffend sagt Pindar:

„Süß ist der Raub, doch herb der Nachgenuß.“ —

An solche Aussprüche muß man sich erinnern, auf die Beispiele im täglichen Leben achten, und mit allem Ernst solche Gedanken fern von sich halten, mit denen so Viele sich schmeicheln: Ich will meinen Begierden folgen, so lange ich es Alters halber kann, und werde doch durchkommen. Aber du wirst es dennoch nicht, wie sehr wahr Salomo sagt: „das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht; und ob auch ein Sünder lebet, und nicht bald geschieht ein Urtheil über seine bösen Werke, so wird es doch zuletzt ihm nicht wohl gehen.“ (Pred. Sal. 8, 8. 12. 13.) Damit stimmt auch der Ausspruch jenes heidnischen Dichters zusammen:

„Armer! und wenn auch zuerst du künstlich verbirgest den Meineid,
„Spät holt, leisesten Schritt's, dennoch die Rache dich ein.“

Wir sehen, daß Räuber und Diebe zuletzt doch noch von der Strafe ereilt werden, und Vielen geschieht's, daß sie sich von selbst dem Gerichte stellen. Gott will Seine Gerechtigkeit kund machen; darum straft Er die Uebelthäter. Und Er ist nicht etwa langsam in der Vollziehung Seiner Strafgerichte. Das geschieht in diesem Leben nach fester Regel, und zwar wird der Mensch gemeiniglich durch Das bestraft, wodurch er gesündigt.

Obgleich Gott bei Bußfertigen die Strafen mildert, so ahndet Er doch auch an Heiligen die Vergehungen; und wir wollen es nur nicht verkennen, daß nur darum so viel Noth und Unheil in der Welt verbreitet, so vielfältige Strafe über sie verhängt ist, weil die Welt Sünden häuft, und göttliche und menschliche Rechte verachtet. Jeder maßt sich Willkür an, zu thun, was ihm beliebt, daher kann es nicht anders kommen, als daß wir besondere und allgemeine Züchtigungen erfahren.

Der dritte Grund ist: die Nothwendigkeit, das Glück Anderer nicht zu stören. In dieser Beziehung heißt es: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ (Matth. 22, 39.) und: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht!“ (Tob. 4, 16.) Wir sollen nicht so rücksichtslos sein, zu meinen, wir ständen

allein da im menschlichen Geschlechte, sondern uns im Zaume halten, damit auch Andere geruhig leben können. Wer das nicht thun, und die Ruhe und Zufriedenheit Anderer nicht berücksichtigen will, ist jenem Brudermörder Kain nicht unähnlich, der auf die Frage des Herrn: „Wo ist dein Bruder Abel?“ sich durch den Einwand rechtfertigen will: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (1. Mos. 4, 9.) Aber er kann mit dieser Ausflucht weder Gott, noch seinem Gewissen genug thun. — —

Hierher gehört noch, daß die Verletzung der äußern Zucht auch durch das Aergerniß Andern schadet, weil, was Andere dich thun sehn, bald auch selbst nachzuahmen versuchen. —

Noch ist übrig der vierte Grund, in Ansehung dessen Paulus spricht: „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen bis auf Christum.“ (Gal. 3, 24.) Es ist daher äußerliche Zucht auch darum nothwendig, damit die Menschen von Christus können belehrt werden, und damit Christus in ihren Herzen wirksam sein kann. Denn diejenigen, welche ihren verbrecherischen Wandel verfolgen, und hartnäckig fortfahren, die Zucht zu verletzen, stoßen Christum von sich, und der heilige Geist kann in ihnen nicht wirken. Auch kann unmöglich Glaube entstehen in dem, der sein Gewissen freventlich verletzt. Darum steht geschrieben: „Irret euch nicht; kein Hurer oder Ehebrecher hat Erbe am Reiche Gottes, und darum kommt Gottes Zorn über die Kinder des Ungehorsams.“ (Ephes. 5, 5. 6.) Wer ein Ehebrecher, Hurer, oder überhaupt ein lasterhafter Mensch bleiben, wer in irgend welchem bösen Vorsatz verharren will, der soll wissen, daß er keine Vergebung seiner Sünden erlangen kann, weil jener eidlich bekräftigte Ausspruch Gottes als nothwendig die Bekehrung fordert: „So wahr Ich lebe, Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ (Ezech. 33, 11.) Und Jesaias ruft aus: „Lasset ab vom Bösen; lernet Gutes thun!“ (K. 1, 16. 17.) Nothwendig ist es daher, die Sünden wider das Gewissen abzulegen. — —

Diese Gründe, welche uns zur Beobachtung der Zucht verpflichten, müssen Allen bekannt sein, weil sie, je fleißiger wir sie beherzigen, desto mehr uns zu einem wohlgeregelten Betragen ermuntern. Wenigstens ist Unwissenheit und ein rohes Cyklopenleben mit nichten, wie Manche meinen, Tugend. Oft, wenn ich unsere Zeit betrachte, erfaßt mich ein so gewaltiger Schmerz im

Innern, daß er mich fast aufreibt, zumal wenn ich wahrnehme, wie aller Orten die wahnsinnigste Feindschaft gegen das Gesetz überhand nimmt. — —

Nachdem ich nun von den Verpflichtungsgründen äußerer Zucht gehandelt, will ich das Bild, dessen sich der Herr in dem Worte: „gürten" bedient, auf die Erklärung des Begriffes „Zucht" anwenden. Im Menschen sind zweierlei Kräfte, welche bestimmungsfähig sind: das Herz, und die Kraft äußerlicher Bewegung; sie werden aber auf verschiedene Weise geleitet. Im Allgemeinen ist eine andere Leitung die bürgerliche, welche durch Ueberzeugung, eine andere die streng gebietende, welche durch Befehl den zu leitenden Gegenstand bestimmt. Das Herz nur wird durch bürgerliche Leitung, d. i. durch Ueberzeugung, bestimmt; die Kraft äußerer Bewegung aber wird durch das gebietende Machtwort geleitet, weil die äußern Glieder gezwungen werden können, nach dieser oder jener Richtung sich zu bewegen. Ich kann die Augen abwenden, damit sie nicht sehen; ich kann mich auch im Durste des Trinkens enthalten; ich kann den Händen gebieten, daß sie nicht stehlen, oder einen Andern nicht schlagen sollen. Von dieser Leitung und Bestimmung der äußern Bewegungsfähigkeit nun redet der Herr, wenn Er spricht: „gürtetest du dich." Und diese Bestimmung hat die natürliche Vernunft in ihrer Gewalt, und es ist Nichts gesagt, wenn du sprechen wolltest: Ich kann mich dieses oder jenes Vergehens nicht enthalten! Vielmehr hat Gott diese Freiheit im Menschen gelassen, daß er seine äußern Gliedmaßen zügeln kann.

Die innere Regierung des Herzens ist schlaffer, da hingegen die Bestimmung unserer äußern Bewegungen mehr in unsrer Gewalt ist, und diese gewährte uns Gott, damit wir eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen Freiheit und Unfreiheit oder Gebundenheit haben, und erkennen sollen, Gott selbst sei ein freies Wesen, damit aber auch die menschliche Gesellschaft durch eine wohl geordnete Zucht erhalten werden könne. Es ist daher eines Jeden Pflicht, daß er diese Freiheit, d. h. diese Fähigkeit, sein Betragen im Aeußern zu zügeln, übe, und wir, die wir in der Kirche sind, sollen zugleich Gott anrufen, daß Er uns durch den heiligen Geist regiere, nicht nur in Ansehung äußerlicher Zucht, sondern auch in Beziehung auf die Beherrschung der Leidenschaften und Begierden, wie jener Psalm (51, 12.) fleht: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz." Die Geheiligten aber, die vom heiligen Geiste unterstützt werden, be-

obachten sicherer die äußerliche Zucht, und empfinden in ihrem Innern selbst geistige Regungen und Antriebe.

Es ist dieß eine gar große Gnade Gottes, daß Er die Kirche zu einer Wohnung des heiligen Geistes bestimmt hat, und durch denselben in uns wohnen will. Diese unermeßliche Güte Gottes müsse uns ermuntern, daß wir uns selbst Zaum und Gebiß anlegen, oder, wie Christus hier sagt, „uns gürten," „und wandeln nicht als die Unweisen, sondern mit großem Ernst," wie Paulus empfiehlt (Ephes. 5, 15), indem er Unweise die nennt, welche weder weise in der Wahl ihrer Zwecke sind, noch ihre Leidenschaften und Begierden im Zaum halten mögen.

Vom Kreuz und von der Geduld.

Wiewohl aber der Fleiß der Wiedergeborenen in äußerer Zucht Gottesdienst ist und seine Belohnungen hat, so meint doch Christus eine viel höhere Weisheit, welche die Vernunft nicht kennt, wenn Er in Ansehung der andern Umgürtung spricht: „Ein Anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst." Er deutet nämlich darauf hin, daß die Kirche dem Kreuz unterworfen, und daß Gehorsam gegen Gott in Anfechtungen ein viel höherer Gottesdienst ist, welchen das Bekenntniß der Lehre, standhafter Glaube, Gebet, Hoffnung auf Hilfe und Rettung begleiten. Diese Weisheit kannten Petrus und die übrigen Apostel noch nicht, da sie nicht allein vor dem Leiden Christi, sondern auch nach der Auferstehung des Herrn noch in Träumen von einem süßen Genuß dieses Lebens und von einem politischen Messiasreiche befangen waren. Diese Träume widerlegt hier der Herr mit den Worten: „Ein Anderer wird dich binden," gleich als wollte Er sagen: die Kirche ist dem Kreuze unterworfen, vor Allen aber sind es die, welche lehren und das Amt führen; denn diesen kündigt auch Moses in dem Segen, den er dem Stamme Levi ertheilt, vornehmlich das Kreuz an, wenn er sagt: „Wer zu seinem Vater oder Mutter spricht: Ich sehe euch nicht" u s. w. (5. B. Mose 33, 9.) —

Einen heftigern Eindruck aber macht auf die Menschen äußeres Ungemach, wenn sie in das Alter treten, und doch begegnet es Vielen, daß sie gerade im Alter ihre Noth erfahren; weßhalb es auch heißt: „Fürchte das Alter, denn es kommt nicht allein." Die Jugend trägt widrige Schicksale leichter, theils weil sie mehr Frische des Körpers und Geistes besitzt, theils weil sie in ihrem

leichten Sinne sich weniger um ernste Angelegenheiten kümmert; schwerer hingegen wird es alten Leuten, zu ertragen, was ihnen zustößt, weil ihre Kraft abnimmt, und Schwäche eintritt. Sie pflegen sich weit mehr mit Sorgen über gegenwärtige oder bevorstehende Uebel zu peinigen, oft auch sind die Umstände an sich so beschaffen, daß sie auf bejahrte Leute einen tiefern Eindruck machen, sie schmerzlicher berühren müssen. Isokrates sagt: „Wie man im Unwetter einer Bedeckung bedarf, also im Alter der Ruhe der Seele;" d. h. es darf Nichts vorhanden sein, was die Seele schmerzlich erregt, dergleichen Sorgen und Ursachen zu Sorgen sind.

Es gehört dieß zur Schilderung der menschlichen Natur, wie wir sie aus Erfahrung kennen lernen. Ein anderer Ausspruch sagt von den Greisen bei Thukydides: „Nahrung für Greise ist die Ehre." Bejahrten Menschen thut es am wehesten, wenn sie sich verächtlich behandelt sehen, und doch ist es ein allgemeiner Fehler, daß die, so in des Lebens Blühte stehen, das Alter verachten, und schon Jesaias zählt es zu den großen, schmählichen Uebeln in der Welt, daß die Ehrerbietung gegen das Alter untergegangen sei.

Darum sagt Christus Petro nicht allein vorher: „Du wirst Leiden zu erdulden haben;" sondern fügt hinzu: „wenn du alt sein wirst." Er will ihn vorbereiten auf künftige Noth, und zwar, die ihn in dem Alter treffen werde, in welchem er, dem Fleische nach, eine viel herbere Empfindung des Schmerzes haben werde. Wir sollen aber wissen, daß auch wir bereit sein sollen, das Kreuz zu tragen, dann nämlich, wenn es Noth sein wird, wie Petrus spricht: „Niemand aber unter euch leide als ein Uebelthäter, sondern wo es Noth ist." (1. Petr. 4, 15.) d. h., wenn es das Bekenntniß der Wahrheit fordert, welches hier mit dem süßen Lobspruch geziert wird, daß es Gott preise. Denn Johannes sagt, Christus habe Solches gesprochen, „zu deuten, mit welchem Tode Er Gott preisen würde." Gottesdienst ist es demnach, ob dem Bekenntniß leiden, oder durch sein Leiden bezeugen, daß man wahrhaft dieser Ueberzeugung sei, durch solches Zeugniß die Wahrheit ausbreiten und Viele zur Erkenntniß und zum Preise Gottes führen.

Klemens von Alexandrien erzählt, daß Petrus seine Gattinn, als er sie zur Hinrichtung führen gesehen, angeredet, und ihr diese Trostworte zugerufen habe: „Gedenke des Herrn, mein theures Weib; das ist die Ehe der Heiligen!" Diese Erzählung bezeugt, daß dem Petrus in seinem Alter widerfahren ist, was

ihm der Herr vorher verkündigt hatte; ja er selbst wurde später in Rom auf Befehl des Nero hingerichtet.

Mit Recht aber wird diese Erzählung gegen den fanatischen Wahn von jener stoischen Unempfindlichkeit (das menschliche Gefühl unterdrückenden Resignation) angeführt, welche zu allen Zeiten unter vielen Secten verbreitet war; wie denn auch in unserer Zeit Münzer (Thomas) bei dem traurigen Ende seines Sohnes sagte, „er würde durch Nichts berührt, weil er das Gefühl der Kreaturen ausgetilgt habe; er wäre den Kreaturen entrissen." Da er aber später, nachdem er die Menge zur Empörung aufgeregt hatte, gefangen genommen wurde und enthauptet werden sollte, bemächtigte sich seiner eine so große Seelenangst, daß er Einen von unsern Hofleuten, der zugegen war, um einen Trunk bat, und als man diesen brachte, eine große Kanne in Einem Zuge austrank; eine solche schmerzliche Angst empfand er im Gefühl der drohenden Todesnähe; und vielleicht ging er ohne Trost aus dieser Welt. Die wahrhaft Geheiligten hingegen sind keineswegs gegen Gefühle stumpf, deßhalb leiden sie auch nicht ohne Kampf; jedoch überwinden sie ihre Schmerzen durch Gebet und Geduld.

Es ist aber die philosophische Geduld zu unterscheiden von der Geduld des Christen. Philosophische Geduld ist's, in Noth und Ungemach streng der Vernunft folgen, damit man nicht aus Seelenschmerz Etwas thue, was dem Schicklichen oder der Gerechtigkeit entgegen wäre. Diese Geduld bewährt Cato nicht, indem er sich selbst mordet; denn er handelt gegen die Gerechtigkeit, d. i., gegen das Gebot: „Du sollst nicht tödten!" Auch Cicero ist in der Verbannung nicht geduldig; denn er handelt der Mäßigung entgegen, indem er, wegen seiner Verbannung aus dem, noch dazu so unruhigem Staate, sogar weibische Klagen erhebt, da er doch an seinem damaligen Aufenthaltsorte weit angenehmer lebte. Aristides beweist diese philosophische Geduld einigermaßen, denn er freut sich in der Verbannung, daß er den Unruhen der Stadt Athen entgangen, er preist sich glücklich, daß er frei ist von den öffentlichen Angelegenheiten; aber er beachtet nicht den Willen Gottes, er betet nicht zu Ihm; er ist ohne Glaube und Hoffnung.

* Etwas weit Größeres ist daher die christliche Geduld, welche darin besteht, daß man Gott gehorsam ist, und Nichts thut aus Schmerz, was Gott oder Seinen Geboten entgegen ist, und darin, daß man ein Vertrauen auf die Gegenwärtigkeit Got-

tes von Ihm Milderung oder Befreiung erfleht und hofft. Das findet sich bei den Heiden nicht. Cato murrt wider Gott, Cicero ruft aus: Alle Götter haben mich verworfen. David hingegen ist geduldig, nicht als ob kein Schmerz in ihm wäre; aber er lindert ihn, indem er über den Willen Gottes nachdenkt, Gott die Ehre gibt, und festhält am Glauben, am Gebet, an der Hoffnung auf Hilfe und Linderung. Solche Geduld bewies der Kaiser Mauritius, als er vom Phokas gefangen worden, der ihm den Thron und das Leben raubte, und bevor er ihn tödten ließ, dessen Kinder vor ihn führen und Angesichts des Vaters hinwürgen ließ. Das Alles sah der Kaiser Mauritius ruhig und gelassen, gleichsam betäubt an; als aber der Schlag auf seine Gemahlin geführt ward, blickte er auf gen Himmel, und sprach die Worte: „Du bist gerecht, o Herr, und gerecht sind Deine Gerichte!" Das sind große erhabene Beispiele, und wenn wir auch nicht ein Gleiches zu leisten vermögen, so wollen wir uns doch vorbereiten zur geduldigen Ertragung, und Gott bitten, daß Er selbst unsere Geduld befestigen, unsere Noth mildern und schaffen wolle, daß sie zu Seiner Ehre diene. So viel über den ersten Hauptpunkt. Gehen wir nun zu dem zweiten fort.

Ueber das Wort: „Folge Mir nach!"

Als Petrus jene Ankündigung Christi und die hinzugefügte Aufforderung: „Folge Mir nach!" vernimmt, blickt er den Johannes an, und fragt, was denn mit diesem werden solle. Er erfährt aber den Vorwurf von Christus: „So Ich will, daß er bleibe, bis Ich komme, was geht es dich an? Folge Du Mir nach!" Seine Jünger fassen das irriger Weise so auf, als ob Christus gesagt habe, Johannes werde nicht sterben. — Dieser Vorwurf, den Christus Petro macht, und das zwei Mal ihm wiederholte Gebot: „Folge Mir nach!" enthält aber viele Lehren in sich.

Zuerst werden wir auf die Verschiedenheit des Berufes und auf die Ungleichheit der Begabung und der Schicksale aufmerksam gemacht, welche die Gemüther vielfach beunruhigt. Denn wenn die Menschen sehen, daß der Eine zu Dem, der Andere zu etwas Anderem berufen wird, wenn sie Andere sich vorgezogen sehen, welche sie entweder für geringer achteten als sich, oder denen sie gleichgestellt zu werden hofften; wenn sie ferner ungleiche Gaben, ungleiche Schicksale, ungleiche Anfechtungen und

Versuchungen bemerken, dann werden sie entweder verzagt und ungeduldig, oder sie entbrennen in Eifersucht und Mißgunst gegen Andere.

Wenn du siehst, daß die dir verliehenen Gaben denen den Propheten und Aposteln ertheilten nicht gleich sind, und daß du ihre erhabenen Tugenden oder die erfolgreichen Thaten Anderer nicht nachahmen kannst, so bekümmerst du dich, und zweifelst, ob du Gott gefällst, ob Er auf deiner Laufbahn mit dir sein wolle. Oder es wird ein wackerer Seelsorger nebst seiner Familie von seinem stillen Herde vertrieben. Dieser denkt: Ich habe mich um die Kirche so verdient gemacht, und werde dennoch verworfen? Warum schickt Gott mir, der ich mir solche Verdienste erworben, der ich schon das Alter angetreten habe, solche Anfechtungen, während Andere, weniger Verdiente, Wohlleben, Ehre, Gemächlichkeit genießen?

So wundern wir uns, wenn wir die Geschichte lesen, warum Gott das Königreich dem David, und nicht vielmehr dem Jonathan gibt, der doch noch bei Lebzeiten seines Vaters wirklich König, und zwar nicht dem Namen nach, sondern in der That war. Und dennoch wird er des Reichs beraubt, und kommt in der Schlacht um. So nimmt es uns gleichfalls Wunder, warum David sein ganzes Leben hindurch unausgesetzt mit Mühseligkeiten und Anfechtungen zu kämpfen hat, da er doch bekanntlich Gott wohlgefällig war; warum man nicht vielmehr meinen müsse, der Tyrann Tiberius sei von Gott mehr geliebt worden, da ihn gemächliche Ruhe bis ans Ende seiner Regierung und seines Lebens begleitet hat?

Diese Untersuchung füllt den ganzen Prediger Salomo's aus; denn er klagt, daß durch die Ungleichheit der menschlichen Schicksale epikurischer Wahn bestätigt werde, und wenn Guten und Bösen gleiches Glück widerfahre, ja wenn den Bessern oft mehr Ungemach treffe, den Schlechtern mehr Glück zu Theil werde, so frage zweifelnd die menschliche Vernunft, ob eine göttliche Vorsehung sei?

Gegen diese Schwachheit und Verzagtheit der Seele nun soll man die Regel festhalten: „So Ich will, daß er bleibe, bis Ich komme, was gehet es dich an?“ Laß dich nicht irre machen durch die Ungleichheit der Berufung, der Gaben, der Schicksale, der Anfechtungen Anderer! „Folge du Mir nach!“ Wir wollen daher den Glauben, der uns gewiß macht, daß wir Gott wohlgefällig, ein Gegenstand seiner Fürsorge sind, von allem

dem unterscheiden lernen, was dem Menschen äußerlich begegnen kann. Das gläubige Vertrauen soll in allen wahrhaft Geheiligten gleich sein. Wir sollen glauben, daß wir um des Sohnes willen Gott wohlgefällig, und jeder Einzelne Ihm angenehm ist. In diesem Glauben sollen wir zu Ihm beten, mögen wir nun reich oder gering begabt, möge unsere äußere Lage günstig oder ungünstig sein. Auch wollen wir uns nicht daran stoßen, daß Andere über uns stehen, daß Beruf und Schicksale ungleich vertheilt sind. Das wollen wir dem Rathschlusse und dem Willen Gottes überlassen, wie es hier heißt: „So Ich will, daß er bleibe." Wir wollen es anerkennen, daß, wie der Beruf der Menschen verschieden ist, so auch der Eine diese, der Andere andere Gaben besitzt, der Eine so, der Andere auf eine andere Weise angefochten wird. Seinen Beruf soll ein Jeder ausfüllen, zufrieden sein mit den ihm gewordenen Gaben, und tragen sein Kreuz. Jeder soll Gott seinen Gehorsam bewähren, sowohl in seinem Berufe, als in seinen Anfechtungen, da beide nicht vom Zufall, sondern vom Willen Gottes ihm kommen. Folge treu deiner Berufung, beherzige, welche Gaben dir verliehen worden, erwäge, welche Leiden Gott dich treffen lassen will! Frage nicht zweifelsvoll, was Gott in Ansehung Anderer beschlossen habe! Gott will, daß wir uns durch das von Ihm uns gegebene Wort sollen leiten lassen; Er will, daß wir in dem Berufe, zu dem wir berufen sind, Ihm dienen, nicht aber, daß wir wegen der ungleich vertheilten Gaben den Glauben wegwerfen sollen.

Auf diese Weise müssen wir unsern Mangel an geduldiger Ergebung und Vertrauen heilen.

Oft aber erzeugt in leidenschaftlichen Naturen die Ungleichheit des Berufes, der Gaben und des Schicksals Neid und Eifersucht. Diese Uebel herrschen in der Kirche nicht nur, sondern auch in andern geselligen Verhältnissen des Menschenlebens. Kain beneidet seinen Bruder, und wird ein Brudermörder, und wird dadurch für sich, wie für seine Aeltern und Nachkommen, die Ursache großer Trübsale. Esau sieht voll Mißgunst den Bruder Jakob sich vorgezogen. Deßhalb stellt er ihm nach, und droht ihm selbst den Tod. Saul ergrimmt über Davids Ruhm. Er sieht, daß er vom Volke weit mehr gefeiert, von Gott mit den glänzendsten Siegen beglückt wird, und sucht deßhalb ihn zu vernichten. So sind auch in der Kirche aus Neid und Eifersucht oft Streitigkeiten erregt, neue Dogmen aufgestellt, falsche Meinun-

gen verfochten, große Trennungen herbeigeführt worden. Arius, durch den Vorzug des Alexander in der Bischofswahl verletzt, erregte den Streit über den Sohn Gottes. So hat auch unsere Zeit die Beispiele Vieler gesehen, welche nur aus Neid und Schelsucht irrigen Wahn auf die Bahn brachten oder verfochten, nur um das Ansehen derer zu erschüttern, welche ihnen überlegen zu sein schienen. Ja auch die Bürgerkriege, welche die Macht der römischen Republik brachen, gingen aus keiner andern Ursache, als aus Eifersucht hervor. Marius beneidete den Sylla. Deßwegen erregte er Krieg, um ihn aus seiner Stellung zu werfen und von seiner Höhe herab zu stürzen. Aber er war für sich, für den Staat und für seine Kinder die Ursache großen Ungemachs. Als das Haupt des Sohnes des Marius dem Sylla gebracht wurde, sprach er: „Das Ruder muß von dem geführt werden, der es gelernt hat.“ Den Pompejus schmerzte das wachsende Ansehen des Julius Cäsar; und dieser hinwiederum mochte nicht die untergeordnete Rolle spielen, und so entzündete sich jener Bürgerkrieg. — Ueberhaupt ist Eifersucht ein sehr allgemeines Uebel in der Menschheit, aus welcher gräuliche Verwüstungen der Kirche und der Staaten hervorgehen.

Es ist aber schwer, diesen Hang in heftigen Naturen zu zügeln. Darum handelt Christus von einem hochwichtigen Gegenstande, wenn Er hier den Petrus vom Neid und von der Eifersucht ablenkt. Wenn Gott den David auszeichnen will, so sei Saul damit zufrieden, und überlasse es Gott, daß Er nach Seinem Rathe Gaben und Erfolge vertheile. Er erkenne, daß auch er von Gott aus niedrigem Stande erhoben worden; er danke Gott, daß Er mehrere Räthe zum Heile des Volkes erweckt, und bitte Ihn, solche Wohlthaten zu verdoppeln. Was ist unwürdiger, als mit Gott um Wohlthaten willen hadern? „Oder hab' Ich nicht Macht, zu thun, was Ich will mit dem Meinigen?“ spricht der Herr. „Siehest du darum schel, daß Ich so gütig bin?“ (Matth. 20, 15. 16.) Moses tadelt den Josua, welcher verlangte, daß er diejenigen, welche nicht zur Zahl der 70 Aeltesten gehörten, nicht weissagen lassen möchte, mit den ernsten Worten: „Bist du der Eiferer für mich? Wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte und der Herr Seinen Geist über sie gäbe!“ (4. B. Mos. 11, 29.)

So soll ein Jeder unter uns, wenn er sieht, daß ein Anderer mit Vorzügen vor den Uebrigen ausgestattet ist, für solche

Gabe Gott danken, den Staat glücklich preisen und Gott bitten, daß Er viele tüchtige Förderer Seines Reichs ausrüsten wolle. So benimmt sich Jonathan gegen David. Er weiß, daß kein Mensch das Reich des Volkes Gottes an sich reißen dürfe, sondern daß Der es erhalten werde, dem es Gott nach Seinem Rathschlusse übergeben werde. Da er nun sieht, daß David von Gott zur Regierung dieses Reichs berufen ist, weicht er ihm mit Freude, und dankt Gott, daß Er den Würdigern und Geschicktern gewählt hat. Ja, er unterwirft sich sogar dem David, hängt mit Liebe an ihm, und nimmt ihn gegen den tyrannischen Vater in Schutz. Ein ähnliches Beispiel hat die Geschichte kaum aufzuweisen. Denn in der Regel ist es wohl, wie jener Vers sagt, daß:

„Gold und köstliche Habe wohl schenkt der Freund seinem Freunde,
„Doch ist selten der Freund, der willig ihm weiche am Geiste,
„Und in der Herrschaft Besitz."

Ihr seht es in den evangelischen Kirchen, wie selten da, ungeachtet sie mit vielen und mannichfachen Gefahren umringt sind, Beispiele ähnlicher Tugend selbst unter den Genossen des nämlichen Berufes sich finden; wie wenig Städte es gibt, in denen eine solche Einstimmigkeit der Lehrer besteht, daß nicht Spuren des Neides sich zeigten. Weit mehr Oerter gibt's, wo offenbarer Haß, Feindschaft, Verkleinerung, Schmähsucht, Beleidigungen hervortreten, und nirgends fehlt es an Solchen, die stets bereit sind, ihre Klauen in die wunden Stellen Anderer zu schlagen und die Gemüther zu erbittern, auf welche jener Vers des Lukanus anzuwenden ist:

„Lauernd umschleicht er das Herz, und fügt zum glimmenden Grolle
„Lodernde Flamm'." —

Das ist aber nicht christlich. Wahrhaft fromme Christen sollen weder mit Andern an gehässiger Gesinnung wetteifern, noch den Haß Anderer entflammen. Vielmehr sollen wir stets geneigt sein, Friede und Versöhnung zu stiften, entzweite Gemüther fest vereinigen, und gegenseitiges Wohlwollen unter den Menschen nähren. Denn wer Zwietracht unter Brüder säet, ist dem Herrn ein Gräuel.

Von dem Vorwitz.

Aber reden wir nun auch vom Vorwitz, welchen Christus gleichfalls tadelt, und mit den Worten zurückweist: „Was gehet das dich an? Folge du Mir nach!"

Plutarch hat ein für Jünglinge empfehlenswerthes Buch über diesen Fehler geschrieben. — Wir verstehen unter einem Vorwitzigen einen „Hans in allen Gassen, der Viel zu thun haben will, und ist ihm doch Wenig befohlen." Dergleichen sind Alle, die nach Dingen fragen, welche sie nichts angehen, und von denen es heißt: „Viel Fragen macht Einen verhaßt."

„Meide den lästigen Frager, denn Solcher ist stets auch ein Schwätzer."

Weit mehr aber sind Vorwitzige die, welche thun, was ihnen nicht befohlen ist. Petrus nennt „vorwitzige Bischöfe" die, „so in ein fremd Amt greifen," wie wenn Prediger politische Geschäfte an Höfen oder in Städten leiten, oder weltliche Machthaber ihre Macht auf die Kirche ausdehnen und die Religion nach ihren Urtheilen gestalten wollen. Im Aristophanes heißt es vom Kleon, er habe gewöhnlich den einen Fuß in der Rathsversammlung, den andern im Feldlager. Diesen Ausspruch pflege ich immer auf die Prediger überzutragen, welche zugleich auch Hofangelegenheiten oder Rathssitzungen leiten wollen. Denn Solche setzen in Wahrheit den einen Fuß auf die Kanzel, den andern auf das Rathhaus. Von dem nämlichen Kleon sagt Aristophanes:

„Immer ist er geschäftig, berathschlagt, ficht mit der Zunge."

Dasselbe thun gewisse unruhige Prediger; sie reizen Parteien auf, erregen Händel, schmieden Anschläge, verkleinern, schmähen Andere, und zwar dieses oft in Angelegenheiten, welche ihrem eigenthümlichen Berufe gänzlich fremd sind.

Im gemeinen Leben nennt man Vorwitzige auch Solche, die, indem sie das Nothwendige unterlassen, mit unnöthigen Dingen sich abgeben, wie der Mensch gewöhnlich das Nothwendige versäumt, wenn er Unnöthiges treibt. — Eigentliche Geschäfte sind die nothwendigen Werke, welche die Hauptsache sein sollen. Nebengeschäfte, die nicht nothwendigen, welche nicht dem wesentlichen Berufe angehören. — — Seneka schildert diesen Fehler, wenn er sagt: „Ein großer Theil des Lebens geht uns durch Nichtsthun, ein größerer durch Uebelthun, der größte durch Geschäfte verloren, die unsern wahren Zwecken fremd sind." —

Es ist aber dieser Fehler entgegengesetzt der geordneten, nützlichen Thätigkeit, welche Tugend darin besteht, daß man die eigenthümlichen Geschäfte seines Berufes getreulich verrichtet, denselben nicht überschreitet (gleichwie das emsige Bienlein die ihm

angewiesenen Arbeiten zur Bereitung des Honigs verrichtet), und überall seinen Platz ausfüllt. Aristoteles macht die Gerechtigkeit zur Regentinn des geselligen Menschenlebens. Ein Theil derselben ist jene nützliche Geschäftigkeit, wo Jeder das Seine thut, und wahrnimmt, was seines Ortes und seines Amtes ist. Dasselbe meint Plato, wenn er sagt, die Erhaltung der Gleichmäßigkeit sei die Erhaltung des Lebens. — Derselbe erklärt auch die Gerechtigkeit für die Tugend, wenn man thue, was Einem zukomme, und sich nicht vorwitzig in fremde Geschäfte einmische. So besitzt denn nützliche Geschäftigkeit Der, welcher weiß, wozu er berufen ist, und mit seiner Stellung zufrieden Das sorgfältig verrichtet, was sein Beruf ihm auflegt, Das hingegen meidet, was seines Amtes nicht ist. —

Diese Tugend aber ist es, welche uns in den Worten Christi empfohlen wird: „Folge du Mir nach!" Und in den Worten des Paulus: „Ein Jeglicher bleibe in dem Berufe, darin er berufen ist!" (1. Kor. 7, 20.) Wir sollen wissen, daß wir unser ganzes Leben durch das Wort Gottes regieren sollen, gemäß dem Spruche: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte." (Psalm 119, 105.) Eben so wenig aber dürfen wir vergessen, daß wir unter den übrigen Vorschriften des göttlichen Wortes auch die von der Sorgfalt in unserm Berufe und von der geordneten Thätigkeit in demselben zu befolgen haben. Diese Tugend kann auf mehrere der zehn Gebote bezogen werden. Aber Grade des Berufes werden vorzugsweise in dem Gebote: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!" unterschieden. Der Vater hat seinen Beruf, und der Sohn ebenfalls den seinigen. Hieraus lassen sich die übrigen Verhältnisse ableiten. —

Der nützlichen geordneten Geschäftigkeit streng entgegengesetzt sind: träge Unlust zum Handeln und Vielthuerei. Erstere mag gar Nichts thun. Solche träge Naturen sind viele Schulmänner, Bürger, Fürsten, thun ihre Pflicht nicht, scheuen die Arbeit, sind die (vom Nichtsthun benannten) Margiten des Homer, die weder graben noch betteln mögen, wie vom Ninyas geschrieben steht: „Er ißt und trinkt; gegen alles Andere ist er unempfindlich."

Vielthuerei hingegen ist's, wenn man zu viel thun will, in fremde Angelegenheiten sich unberufen mischt. Diese entspringt bisweilen aus Unstetigkeit des Charakters, aus Geistesleerheit, und aus jener Gedankenlosigkeit, von der es heißt: „Gedanken-

lose Menschen fassen auch unbedachte Entschließungen, wie gerade die Neigung sie treibt."

Bisweilen geht sie aber auch aus schlechter Nachahmung der Beispiele Anderer hervor; so möchten in unserer Zeit Viele Luthern gleichen. Sie tragen einen Eifer zur Schau, der ohne Einsicht ist, sie erregen Lärm über Dinge, die sie nicht verstehen, und wissen die Sachen nicht bis auf den Grund zu verfolgen. Sie ahmen das Unwesentliche nach, das Wesentliche verfehlen sie. Von Solchen sagt Polybius: „Viele, die großen Männern gleich erscheinen wollen, ahmen, weil sie dieselben in der Hauptsache nicht erreichen können, Nebensachen nach, und stellen so ihre eigene Thorheit zur Schau."

Die Fabel erzählt, es habe das Wachs die Ziegelsteine nachahmen wollen und sich ins Feuer geworfen. Da sei es von demselben verzehrt worden. Dieses Gleichniß schildert trefflich jenes unglückliche Streben, Andere nachzuahmen, wenn der Mensch Das thun will, was weder seinen Kräften angemessen, noch seines Berufes ist. So sehen Manche, daß Andere an Höfen sich emporschwingen. Nun stürzen sie sich auch in die Höfe, und mengen sich in Geschäfte, zu denen sie nicht passend, denen sie nicht gewachsen sind.

Franz Petrarka erzählt von einem Hirten, der an den Hof kam. Da schenkte ihm Jemand einen Spiegel, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Nachdem er sich nun in demselben beschaut hatte, ging er, im Vertrauen auf seine Schönheit, in das Gemach der Hofdamen. Als er nun daselbst gar übel empfangen und die Treppe hinunter geworfen wurde, rief er aus:

„Ewig seufze der Wicht, der zuerst den Hirten des Hofes
„Schlimme Geschenke gereicht."

Da sieht Mancher, daß Einige durch Bücherschreiben oder durch irgend ein Geschäft Ansehen und Berühmtheit erlangt haben, und glaubt nun, er müsse ein Gleiches thun. Aber ihn verleitet die Vielthuerei, hervorgegangen aus dem unglücklichen Bestreben, das Beispiel Anderer nachzuahmen.

Am gewöhnlichsten aber hat die Vielthuerei im Ehrgeiz ihren Grund, der gar Viele antreibt, mit fremdartigen Dingen sich zu befassen und außer den Schranken zu laufen. Antonius, nicht zufrieden, daß er die Herrschaft mit dem Octavius theilen soll, beginnt einen unnöthigen Krieg. Bellerophon spornt den Pegasus, um zu schauen, was Zeus im Himmel thue. Alkibiades

führt lediglich aus eitler Ruhmbegier das Heer nach Sicilien. Pyrrhus schifft, um sich neuen Ruhm zu bereiten, nach Italien über, und wird dort durch einen Steinwurf getödtet. Woher sie aber auch immer entstehen mag, diese Vielthuerei, sie ist eine sehr gemeine Untugend unter den Menschen, und es gibt fast unzählige Aussprüche, welche dieselbe rügen. Seneka sagt: „Es ist schwer, einen Menschen seine Bahn zu treiben;" d. h. es ist schwer, daß ein Mensch innerhalb seines Berufes und der ihm abgesteckten Gränzen bleibe. Oft aber verwickelt auch Ein Vielthuer viele Andere mit sich; deßhalb sagen die Verse des Stobäus;

„Geschäftlos leben ist ein süßes, hohes Gut,
„Wenn unberührt man bleibt von andrer Leute Thun,
„Denn welcher unter Bestien, unter Affen lebt,
„Muß Affe sein — o welch' ein unglücksel'ges Los!"

Trefflich ist auch jener Ausspruch Gregors von Nazianz: „Was nicht ein nothwendig Geschäft ist, nenne ich gar nicht ein Geschäft; denn verächtlich sind unnütze Nebengeschäfte." Das trefflichste Wort aber spricht Paulus, da, wo er unnütze Vielthuerei meiden heißt: „Wir ermahnen euch aber, lieben Brüder, daß ihr darin völliger werdet und darnach ringet (nach dem Texte: und darein eure Ehre setzt), daß ihr stille seid und das Eure schaffet." Er bedient sich des sehr bezeichnenden Ausdrucks: „daß ihr eine Ehre darein setzt," d. h. mit einem gewissen Ehrgeiz, durch eine ruhige und geordnete, auf den eignen Beruf beschränkte Thätigkeit euch auszuzeichnen sucht. Weltlichgesinnte Menschen spornt der Ehrgeiz, daß sie ihren Beruf voreilig überschreiten. Das ist ein fehlerhafter Ehrgeiz, eine fehlerhafte Ruhmbegier, die nicht auf ordentlichem Wege Ehre erstrebt, sondern den Beifall des Ersten Besten sucht, wobei man Handlungen, die das verliehene Maß von Kräften übersteigen, ohne Beruf dazu, im Vertrauen entweder auf eigne Weisheit oder auf eigne Kraft unternimmt. Diesem stellt nun Paulus einen andern Ehrgeiz, oder eine andere Weise, Ehre zu suchen, entgegen. Wenn ihr Ehre erlangen wollt, spricht er, wie denn Alle die Ehre als etwas Treffliches betrachten, und Viele die Ehrbegier sogar mit Seelengröße verwechseln: so unternehmt Nichts, was über eure Kräfte oder über euren Beruf hinaus liegt, sondern „seid stille," regt nichts Unnöthiges an „und schaffet das Eure," d. h. erfülle Jeder die Pflichten seines Berufs!

Wollte man klügelnd einwenden: Ehrgeiz ist ein Fehler; daher ist's nicht recht, daß uns Paulus ehrgeizig sein heißt: so ist zu erwiedern, daß das von ihm in dieser Beziehung gebrauchte griechische Wort im guten und im übeln Sinne, sowohl von der Tugend, als vom Fehler gebraucht wird. Aber Paulus braucht hier dasselbe vom rechtmäßigen Streben nach Ehre, wobei wir ein gutes Gewissen zu behalten streben, und den Beifall guter Menschen, welche die Tugend richtig beurtheilen, uns zu sichern bemüht sind. Der lateinische Ausdruck dafür (ambitio) wird gewöhnlich im edlen Sinne gebraucht. Paulus aber behielt mit besonderer Absicht jenes Wort bei, weil es Ehrgeizige beifälliger und lieber hörten, und weil die Uebrigen, welche ehrgeizig sind, dadurch Ehre zu gewinnen suchen, daß sie Vielerlei anregen, was außer ihrem Berufe liegt; darum empfiehlt er uns das entgegengesetzte Streben, nämlich, daß wir Ruhe lieben und nicht voreilig unsern Beruf überschreiten sollen.

Auch ein Augustus, wenn er diesen Ausspruch des Paulus gelesen hätte, würde ihn für das Wort eines weisen Mannes erklärt haben. —

Im Cicero findet sich das von den Griechen entlehnte Sprichwort: „Du hast Sparta überkommen; schmücke es." Sparta ist hier figürlich für jedwedes Amt, oder Auftrag, oder ehrlichen Posten zu nehmen, dessen Besorgung oder Verwaltung Einem übertragen ist, und der Sinn ist: Hast du eine ehrliche Stellung, so benutze sie zur Ausübung der Tugend! — So soll ein Jeder denken, Gott und dem Vaterlande dienen, welche Stellung ihm auch angewiesen sein mag, und sich bestreben, daß er in seinem Berufe, sei nun das ihm übertragene Amt ein hohes oder ein niedriges, tüchtig und wacker erfunden werde. Gegen unnütze Vielthuerei sind auch die Aussprüche gerichtet:

„Reiten lernte der Reiter, der Sänger die Kunst des Gesanges."

und:

„Ein Jeder treibe nur die Kunst, die er versteht."

Phalaris sagte zum Simonides: „Ich höre, daß du viel über meine Regierungsweise sprichst; möge jedoch der Dichter um seine Musen nur sich kümmern." Aristoteles behauptet, dann würden die Staaten glücklich sein, wenn die Künstler nur über ihre Künste urtheilen würden. Der Kaiser Hadrian berathschlagte sich über den Bau eines Tempels in Rom, und wollte den Schein haben, Alles zu wissen, und übergab daher auch den Baukünst=

lern einen Riß des Gebäudes; aber einer derselben wies ihn mit den Worten zurecht: „Geh, male deine Kürbisse!“ Beleidigt durch diese Freimüthigkeit, ließ er denselben hinrichten.

Der ägyptische König Patientius nahm folgende Zurechtweisung eines Tonkünstlers an: „Etwas Anderes ist das Scepter; etwas Anderes das Plektrum“ *); d. h. verrichte du, was dein Reich angeht, mich laß die Musik treiben. — —

Schon in geringfügigen Dingen bringt die unnütze Vielthuerei manche Nachtheile; gefährlicher aber ist sie in wichtigen Angelegenheiten, bei Erregung von Glaubensstreitigkeiten, bei Veränderungen des Lehrbegriffs, bei Anordnung kirchlicher Verhältnisse, bei der Staatsverwaltung, bei ausbrechenden Kriegen. — Aber auch im wissenschaftlichen Leben empfindet man zuweilen die Nachtheile, welche jene Vielthuerei begleiten, wenn man von der Ordnung abweicht, die man beim Lernen beobachten sollte. Denn gar oft geschieht uns, was Seneka sagt: „Das Wesentliche wissen wir nicht, weil wir das Unwesentliche gelernt haben.“

Größere Nachtheile aber begleiten die Vielthuerei in öffentlichen Geschäften. Viele verlieren, was sie vorher besaßen, weil sie, von jenem Fehler hingerissen, Kriege erregten. — Die Mehrzahl aber geht in unglücklichen Unternehmungen zu Grunde. — — Ein gewisser moskowitischer Fürst führte mit einem Andern Krieg. Er bekam ihn gefangen, ließ ihn hinrichten, und aus seinem Hirnschädel einen Becher fertigen, mit der Inschrift: „Dieser verlor, indem er nach fremdem Gute trachtete, sein Eigenthum.“ Auf solche Beispiele laßt uns achten, und bedenken, daß Gott, wie Er denen, welche Ihm in ihrem Berufe dienen, Seinen Beistand verheißen hat, so auch im Gegentheil Sich von denen wendet, welche ihrem Berufe entgegen fremde Dinge unternehmen.

*) Der Griffel, dessen man sich beim Citherspiel bediente.

Am Sonntage Reminiscere.

Evangelium Matth. 15.

(Einige Andeutungen über die Zeit und den Ort, in welche diese Erzählung fällt.)

Diese Erzählung enthält ein sehr merkwürdiges Beispiel des wahren und lebendigen Glaubens, welches wir, so oft wir beten, vor Augen haben sollten. Vor Allem aber verdienen die nähern Umstände, in Ansehung der Zeit und des Orts, so wie einige sehr anziehende Gemüthsäußerungen, welche in dieser Geschichte bemerkbar gemacht werden, unsere Beachtung.

Der Evangelist hat kurz vorher der Entweichung Christi aus Galiläa in die Wüste, jenseits des nördlichen Ufers des Jordan, Erwähnung gethan. Dieß fiel vor, nicht lange, nachdem der Tetrarch von Galiläa, Herodes, den Johannes hatte hinrichten lassen. Christus kehrt also jetzt zurück, und durchwandert, nachdem Er über den See Genezareth gesetzt, Galiläa, und begibt sich an die äußersten Gränzen von Palästina, oder, wie es hier heißt, in die Umgegend von Tyrus und Sidon, welches Seestädte in Phönizien waren. Denn Christus wollte, weil Herodes Ihm nachstellte, sich den Oertern nähern, welche unmittelbar unter römischer Botmäßigkeit standen, und wo Herodes Nichts zu befehlen hatte. Als Elias aus dem Reiche Israel floh, zog er sich auch in die Küstengegenden um Tyrus und Sidon zurück, um der Gefahr weniger ausgesetzt zu sein, die ihm von den Königen zu Samaria drohte. Denn in der Nähe von Sidon lag Sarepta, wo jene Witwe wohnte, welche den Elias zur Zeit der Hungersnoth gastfreundlich aufnahm, und es ist wohl möglich, daß Christus wegen der Erinnerung an Elias sich lieber in diese Gegend begeben wollte, wo vieles Große geschehen war, und wo höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel der Prophetenschulen sich erhalten hatten. Der Name „Sarepta" bedeutet: eine Schmelzhütte oder Seigerhütte, weil dort die Erze geschmol-

zen wurden, die man in der Umgegend gewann. — Zugleich war in der Nähe dieser Stadt jene Masse sehr häufig, aus welcher das Glas geschmolzen wird, dessen Bereitung auch in jener Gegend zuerst entdeckt worden ist. — Sidon ist älter als Tyrus. Es hat den Namen vom ältesten Sohne des Kanaan, der ein Sohn des Ham, des jüngsten der Söhne Noah war, über welchen Noah den Fluch ausgesprochen hatte., weil er die Blöße seines Vaters frevelhaft enthüllt hatte. Dieser Fluch drückte zuletzt seine Nachkommen darnieder, gemäß jenem Verse im Theokrit, der ohne Zweifel von den heiligen Altvätern entlehnt ist, weil die Heiden viele schöne Aussprüche gleichsam wie von Hand zu Hand von den Vätern empfangen, und dieselben, weil sie mit ihren Gesetzen übereinstimmten, aufbewahrt haben. Der Vers ist dieser:

„Glück wird den Kindern der Frommen zu Theil, nicht denen der Bösen."

Er sagt Dasselbe, was der Psalm (37, 26.): „Der Same des Gerechten wird gesegnet sein;" d. h., Gott segnet die Nachkommen derer, die Ihn fürchten, ehren und recht anrufen. Hingegen erstreckt sich auch die Strafe für die Gottlosigkeit der Aeltern über ihre ganze Nachkommenschaft.

Ein anderer merkwürdiger Vers, der dem Orpheus zugeschrieben wird, lautet:

„Furchtbar verfolgt auf der ganzen Erde der Fluch der Erzeuger."

— — Die traurigen Beispiele, wie schrecklich oft Aelternfluch die Kinder trifft, mögen die Aeltern vor übereilten Verwünschungen ihrer Kinder, zumal bei geringfügigen Veranlassungen, warnen, aber auch die Kinder, daß sie nicht durch hartnäckigen, boshaften Sinn den Zorn der Aeltern reizen. Oft verzieht die Wirkung des göttlichen Fluchs. Ham war dazu verflucht, daß er der Knecht seiner Brüder sein sollte, und dennoch erfreuten sich seine Nachkommen, nachdem sie sich in den Besitz von dem schönsten, fruchtbarsten Theil der Erde, nämlich von Aegypten, Kyrenaika, Libyen, Palästina und Phönizien gesetzt, eine Zeit lang eines blühenden Zustandes. Der Name Kanaan bedeutet einen Kaufmann, der Name Sidon einen Jäger. Sie bemächtigten sich also des Landes, welches Kanaan genannt wurde, von dem ein Küstenstrich später den Namen Phönizien, sowie das Land Kanaan selbst den Namen Palästina erhielt. Der Name Phönizien ist abzuleiten von dem Worte Phönix, die Dattel-

palme; Palästina aber ist nach einem von den Söhnen des Kanaan, Namens Philistin, benannt worden. Galiläa bildete die Gränze von Palästina nach Phönizien hin, und der Name selbst bedeutet eine Gränze, „eine Mark." —

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß an der phönizischen Küste der erste Handel getrieben wurde, oder daß er wenigstens, wegen der Nähe des mittelländischen Meeres, daselbst vorzüglich blühend war. Denn von jener Küste aus schifften sie nach Aegypten und holten die Waren, welche sie nach Syrien, Assyrien und Chaldäa schafften, und auf dem mittelländischen Meere stand ihnen die Schifffahrt nach Afrika, Kleinasien und Europa offen. Diese günstige Lage war es auch, warum jene phönizischen Städte, unter denen Tyrus und Sidon die vornehmsten waren, durch Handel sich so sehr bereicherten. Es war aber Tyrus, welcher Name Empörung bedeutet, eine Kolonie von Sidon. Vermuthlich hatten sich einige reiche Bürger bei einem Aufstande von Sidon weggewendet und ihren Wohnsitz in der Gegend aufgeschlagen, wo später Tyrus von ihnen gegründet ward. —

Einige Bemerkungen über das Weib im Evangelium.

Das Weib, das in der heutigen Erzählung erwähnt wird, nennen einige Evangelisten eine Kananäerinn, Andere ein griechisches oder syrophönizisches Weib. Diese verschiedenen Benennungen zeigen, daß sie ein heidnisches Weib war, und das deutet auch Christus an, wenn Er, scheinbar dieselbe abweisend, sagt: „Er sei nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel." Als das Volk Israel in das Land Kanaan eingeführt worden war, vertilgte es die Nachkommenschaft des Ham größtentheils, und es wurde dort die Wirkung jenes über Ham ausgesprochenen Fluches recht sichtbar, als sie das Land wegen ihrer aufs Höchste gesteigerten Lasterhaftigkeit ausspie. Es blieben jedoch einige Ueberreste von den Nachkommen des Ham.

Griechen aber nennen die Evangelisten alle Nichtjuden, d. h. Alle, welche nicht abrahamitischer, sondern heidnischer Abstammung sind. Und eine Syrophönizierinn wird jenes Weib genannt, weil es in demjenigen Theile Syriens geboren, oder wenigstens wohnhaft war, welcher Phönizien hieß; oder vielleicht auch deßhalb, weil sie in dem, Syrien zunächst gelegenen Theile Phöniziens wohnte. Herodot nennt oft jene ganze Länderstrecke von

Arabien an, Syrien, und begreift unter diesem Namen auch das eigentliche Phönizien und Palästina mit. —

Auch die Meinung, daß jenes Weib eine Kananäerinn darum genannt werde, weil ihr Vaterland Groß-Kana gewesen, mißfällt mir keineswegs. Es gab nämlich zwei Städte unter dem Namen Cana, nämlich Klein-Kana, welche in Galiläa, und Groß-Kana, welches unweit Sarepta, zwischen Tyrus und Sidon lag.

Welches der damalige Zustand der Kirche gewesen.

Diese Schilderung der Gegend und die Bemerkung, daß jenes Weib eine Heidinn gewesen, gibt uns Veranlassung, über den wunderbaren Rathschluß Gottes nachzudenken, nach welchem Er, vermittels Seines Wortes, aus den verschiedenartigsten, ja aus unwürdigen Menschen eine Gemeinde sammelt. Christus wandelt umher, und nimmt nicht nur Elende, Hilfsbedürftige, und von den Pharisäern verachtete Menschen aus dem jüdischen Volke, sondern auch diejenigen, welche von den Heiden zu Ihm ihre Zuflucht nehmen, bald einen Hauptmann, bald einen Zollpächter, bald einen samaritanischen Aussätzigen, und hier das heidnische Weib an, gewährt ihnen nicht nur körperliche Heilung, sondern macht auch ihr Inneres von der Sünde frei, und tröstet ihr Gewissen, und erwirbt so der Kirche wahre Glieder.

Wir sollen daher wissen, daß die Kirche, als eine Gesellschaft elender, schwacher, hilfsbedürftiger Menschen, nicht an einen bestimmten Ort gebunden oder eingeschlossen, sondern in den verschiedensten Gegenden zerstreut ist. Darauf beziehen sich jene Schilderungen der Kirche: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern was thöricht und schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet." (1. Kor. 1, 26, 27.) Ferner: „Ich preise Dich, Vater, daß Du Solches den Unmündigen offenbaret;" (Matth. 11, 25.) und: „Ich will in dir lassen übrig bleiben ein armes, geringes Volk, die werden auf des Herrn Namen trauen!" (Zephanja 3, 12.)

Die Pharisäer und Sadducäer, und die entartete Menge im jüdischen Volke besaßen damals zwar den Namen der Kirche, aber sie waren mit nichten die wahre Kirche, weil sie nicht nur die Lehre von der Person und dem Amte Christi entstellt hatten, sondern auch gegen die von Christo wieder gereinigte Lehre of-

fenbares Widerstreben bewiesen, und dadurch zeigten, daß sie nicht Glieder der wahren Kirche waren. Indessen gibt es doch unter jenem Volke auch noch einzelne wenige Elende, die zu Christus fliehen, und außer ihnen werden auch aus Heiden, Kananitern, Samaritern, römischen Zollbeamten Einzelne zur Kirche versammelt, um lebendige und wahre Glieder derselben zu sein. So kommt auch dieses heidnische Weib zu Christus, und hat einige Kenntniß der Lehre vom wahren Gott und von den in Bezug auf den Messias ertheilten Verheißungen. Sie weiß, daß es nur Einen Gott gibt, und daß dieser Jesus der vom Vater gesendete Sohn ist; denn sie nennt Ihn Sohn Davids, d. i. den verheißenen Messias, und traut Ihm Thaten zu, die nur von Gott geschehen können. Diese einzelnen Grundwahrheiten verdankte sie höchst wahrscheinlich dem allgemeinen Rufe, der damals von Christus verbreitet war; denn Markus schreibt: „Sie hatte von Seinen Thaten gehört;" weil ja der Glaube durch das Hören, das Hören durch das Wort Gottes kommt. Auch kann man wohl annehmen, daß unter den in der Nachbarschaft der Juden wohnenden Heiden eine allgemeine Kenntniß des Messias verbreitet gewesen sei; denn auch das samaritische Weib spricht: „Ich weiß, daß der Messias kommt; wenn Derselbige kommen wird, so wird Er uns Alles verkündigen." (Joh. 4, 25.) Ja Gott hat darum eben die Juden mehrmals in alle Theile der Welt zerstreut, damit durch diese Gelegenheit Viele von den Heiden Kenntniß der prophetischen Lehre erhalten möchten. Vielleicht hatte sich auch das Andenken an Elias, der bei der Witwe zu Sarepta gelebt hatte, noch bei den folgenden Geschlechtern erhalten.

Aber nicht nur das Licht der prophetischen Lehre und der Kenntniß des Messias, sondern auch eine mächtige Glaubensflamme leuchtet in diesem Weibe. Deßhalb ruft hernach Christus ihr zu: „O Weib, dein Glaube ist groß!" Dieser Glaube hätte nicht in ihr sein können, hätte sie nicht einige Bekanntschaft mit der Lehre des Volkes Gottes schon, bevor sie zu Christus lief, besessen, da sie Ihn nicht auf heidnische, irdische oder abergläubische Weise, sondern mit wahrem Glauben und im heißen Drange des heiligen Geistes anruft.

Stets aber muß der Regung des Glaubens im Herzen die Kenntniß oder Belehrung vorangehen. Denn Gott hat diese Ordnung getroffen, um durch die Stimme des Evangelium die

Kirche zu sammeln. Daraus geht aber die Nothwendigkeit des Predigtamts in der Kirche und die Pflicht hervor, das Studium der christlichen Lehre für etwas Wichtiges zu achten; und es ist dieß wohl zu beherzigen, damit wir auch dieß mit Dankbarkeit erkennen, daß Gott zu allen Zeiten in der Welt, in einigen Theilen mehr, in andern weniger, die Kenntniß des Evangelium erhält, und damit wir wissen, daß man das Studium desselben nicht vernachlässigen darf. Fern sei also von uns der Wahn der Schwärmer und Wiedertäufer, welche die Gelehrsamkeit verachten, und auf neue besondere Erleuchtungen sich berufen, und dann in die schrecklichsten Gräuel verfallen. Laßt es uns wohl bedenken, daß die Kenntniß des Evangelium keine geringe Sache ist, und daß dazu Lernbegier und Fleiß, die Reinheit des Evangelium zu bewahren, erforderlich ist.

Man könnte uns aber folgenden Schluß entgegen stellen: Niemand gehörte in jener Zeit zur Kirche, außer wer dem Volke Israel einverleibt war; das kananäische Weib war nun dem Volke Israel nicht einverleibt, oder sie war kein Glied dieses Volkes: folglich war sie kein Glied der Kirche. Was nun das erste Urtheil in diesem Schlusse anlangt, so war die Gemeinschaft mit der Kirche in diesem Volke nicht bloß von den mosaischen Gebräuchen, sondern ganz vornehmlich von der gläubigen Annahme und dem Bekenntniß der wichtigsten Verheißung von dem „Samen" zu verstehen, der aus der Nachkommenschaft Abrahams hervorgehen würde. Wer nur immer diese Verheißung von dem Samen, in dem alle Völker würden gesegnet werden, sich fest aneignete, war ein wahres Glied der Kirche, mochte er auch nicht dieselben Gebräuche, wie das israelitische Volk annehmen. In dieser Beziehung unterscheidet man auch gewöhnlich drei Grade von Menschen, welche damals zur Kirche gehörten, nämlich Juden, Proselyten und Religiosen, oder gottesfürchtige Menschen.

Juden oder Israeliten waren die leiblichen Nachkommen Abrahams. Ihnen lag die Nothwendigkeit ob, die Beschneidung und die übrigen, von Mose angeordneten Ceremonieen zu beobachten.

Proselyten, d. h. Ankömmlinge, Neuhinzugekommene, waren bekehrte Heiden, welche zur Religion der Juden dergestalt übertraten, daß sie zugleich die mosaischen Ceremonieen freiwillig übernahmen.

Religiosen oder gottesfürchtige Leute waren Heiden,

die sich jenem Volke anschlossen, ohne zugleich auch das Ceremonieenwesen desselben zu beobachten, Solche, die sich zum Glauben an den wahren Gott bekehrt hatten, und im Glauben und Bekenntniß sich die Verheißung vom Messias aneigneten, von dessen Segnungen sie überzeugt waren, daß sie sich auf alle Völker erstrecken sollten. Solche Menschen waren in Wahrheit Genossen und Glieder der Kirche, nämlich durch wahren Glauben und wahre Anrufung; und eben so war Niemand ein Glied der Kirche, der nicht jenem Volke, sei es als Israelit oder Proselyt, oder als Religiose einverleibt war. Jenes Weib nun war allerdings dem Volke Israel einverleibt, nämlich in Ansehung ihrer Bekanntschaft mit den Verheißungen, ungeachtet sie es hinsichtlich der mosaischen Gebräuche nicht war, welche ja auch nicht Alle, die sich bekehrten, annehmen mußten, wenn sie nur die Lehre sich aneigneten; und diese verstand jenes Weib besser noch, als die Pharisäer, die in Träumen von einem weltlichen Messiasreiche und von einer Verdienstlichkeit ihrer Opfer befangen waren.

Es sieht sich aber das Weib getrieben, den Messias anzurufen, weil ein heftiger Schmerz sie quält, den sie in den Worten ausspricht: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt."

Von der älterlichen Liebe.

Hier bietet sich unserer Betrachtung eine mütterliche Empfindung dar, deren Stärke jugendliche und unerfahrne Gemüther nicht ahnen. Nur sie, als Mutter, konnte ganz die Größe ihres Schmerzes empfinden. Ich erinnere mich, daß, als einst Dr. Luther, Dr. Bugenhagen, Amsdorf, Dr. Jonas und ich zusammen saßen, und mancherlei über die älterlichen Gefühle sprachen, Amsdorf sagte: Ich weiß, ich weiß, was das sagen will! Aber Dr. Luther unterbrach ihn mit den Worten: Nein, Ihr wißt Nichts von diesen Dingen! Denn Jener war nie verehelicht, nie Vater gewesen, darum konnte er die Vatergefühle nicht kennen; weit weniger fassen Jünglinge die Größe des mütterlichen Schmerzes. Du bist verpflichtet, nächst Gott deine Aeltern am meisten zu lieben; aber viel heißer ist die Liebe deiner Aeltern gegen dich. Die glühendste Liebe jedoch ist die einer Mutter gegen ihre Kinder, und bedeutsam ist das deutsche Sprichwort: „Wer hat dich am liebsten? Die Mutter." Dieses Muttergefühl (στοργή genannt) ist das von Gott der menschlichen Natur in

der Absicht eingepflanzte natürliche Wohlwollen, damit es von der Liebe Gottes gegen den Sohn und gegen uns zeuge, gleich wie der ewige Vater vom Himmel herab ruft: „Dieß ist Mein lieber Sohn, an Dem Ich Wohlgefallen habe!" (Matth. 3, 17.) Es drückt aber der deutsche Ausdruck „an Dem Ich Wohlgefallen habe," das griechische Wort nicht genug aus, und nur die Verbindung zweier anderer Worte entspricht dem griechischen Ausdrucke vollkommen: „An Dem Ich Wonne und Freude habe," oder: „zu Dem Ich herzliche Liebe und Freude habe." Gefühllose Menschen von starrem kalten Gemüth verstehen das nicht. Auf solche deuten die Verse hin:

Die Liebe kenn' ich nicht, ich selber liebe nicht;
Ich ward noch nie geliebt, und nimmer werd' ich lieben. —

Wenn sie nach stoischen Grundsätzen Gott die Liebe absprechen, weil sie in jeder Liebe Thorheit finden, so entgegne ich, daß die Liebe, wenn sie eine geregelte, vernünftige Liebe ist, mit nichten Thorheit ist, obgleich sich ihr in der verderbten Menschennatur leicht etwas Thörichtes beimischen mag; denn sie ist an sich etwas von Gott Geordnetes, mithin ein Gut. In Gott und in den Seligen ist die Liebe ohne Thorheit. — Eben so unrichtig ist die Behauptung der Stoiker, daß alle Empfindungen ihrem Wesen und ihrer Natur nach etwas Schlechtes, Fehlerhaftes seien. Gott hat auch in Seinem Gesetze Liebe gegen Gott und den Nächsten geboten, und der menschlichen Natur die Empfindungen der Liebe eingeschaffen. Irrig ist es endlich, wenn die Stoiker träumten, die Liebe sei nur eine Einbildung, durch die man bestimmt werde, um eines Andern willen sich großen Mühen zu unterziehen. Aber die Liebe ist von der Einbildung wesentlich verschieden; jene bildet sich im Gehirn, diese hat ihren Sitz im Herzen. —

Da nun die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so stark, ja viel größer ist, als die der Kinder gegen die Aeltern, so wollen wir fleißig bedenken, daß noch weit größer die Liebe Gottes gegen uns ist. Die Liebe Gottes gegen uns konnte nicht größer dargestellt werden, als wenn der Sohn Gottes Ihn bittet, daß der ewige Vater mit derselben Liebe uns umfassen wolle, mit der Er den Sohn umfaßt: „Daß Du sie liebest, gleich wie Du Mich liebest!" (Joh. 17, 23.) In derselben Beziehung sagt Paulus: „Er hat uns angenehm gemacht in dem Geliebten;" (Eph. 1, 6.) und der Täufer: „Und von Seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade." (Joh. 1, 16.)

Je vortrefflicher und edler ein Wesen ist, desto stärker ist in ihm die Empfindung der Liebe. Es wird aber die Macht der Liebe und des natürlichen Wohlwollens mehr im Unglück als im Glück erkannt, weßhalb ich oft sage, nächst der Empfindung der göttlichen Ungnade sei der höchste Schmerz der, welchen Aeltern bei der Noth und dem Leiden ihrer Kinder empfinden. — Dieser Schmerz ist viel größer, als der, den eigenes Leiden verursacht. Die Aegyptier hatten ein Gesetz, daß der Vater, wenn er sein Kind umgebracht hatte, nicht ebenfalls umgebracht werden sollte, sondern er mußte drei Tage lang bei der Leiche des Kindes sitzen, weil sie es für die furchtbarste Qual hielten, wenn Aeltern neben der Leiche des von ihnen umgebrachten Kindes sitzen, und das traurigste Schauspiel vor Augen haben mußten. In der That ein unaussprechlicher Schmerz!

Bedenke wohl, daß du ein Mensch geboren, und zwar von ehrbaren Aeltern geboren bist! Beherzige es, mit welcher Gesinnung sie dich umfassen, und welche Gesinnung du hinwiederum ihnen bezeigen sollst! Die menschliche Natur soll nicht der des wilden Thieres gleichen; wiewohl auch die Thiere empfinden, bis zu der Zeit, wo sie erwachsen, eine gewisse natürliche Liebe. Die Kuh hat ihre Brüste am Bauche; — aber die Mutterbrust ruht über dem Herzen, weil die menschliche Mutter die Liebe, oder die ihr Herz belebenden Gefühle, dem Kinde einflößt, damit gegenseitig die Liebe sei, und damit die Mutter erinnert werde, daß sie nicht nur ihre Liebe auf ihr Kleines übertragen, sondern ihm auch Belehrung ertheilen solle, was die Thiere nicht thun, da sie ihren Jungen nur Nahrung mittheilen.

Das soll die Jugend wohl bedenken, und jene stoischen Phantasieen verachten; wie es denn gar Viele für eine besondere Weisheit halten, wenn sie abgeschmackte und den Widerspruch herausfordernde Meinungen vertheidigen. Wir sollen lernen, was wahr und gut ist, und die Werke Gottes in der Natur fleißig betrachten! So wollen wir denn auch in dieser Erzählung auf jenes tiefe Leid, auf jene mächtige Bewegung in der mütterlichen Brust achten, welche diesem Weibe den Ausruf abdringt: „Erbarme Dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt!" Es sieht diese Mutter das furchtbare Elend ihrer Tochter, sie fühlt den unaussprechlichen Schmerz derselben, und leidet in ihrer Sele nicht weniger, als die Tochter körperlich. — Der traurigste Anblick mochte wohl der eines solchen besessenen Unglücklichen sein, der vom Satan auf die furcht-

barste Weise gequält wurde. Drum vermögen wir auch den Schmerz jener Mutter nicht mit Worten zu schildern; vorstellen jedoch können wir uns ihn einigermaßen. Wer selbst Vater oder Mutter ist, weiß Etwas von solchen Sachen, weil „schmerzliche Erfahrungen belehren.“ Und doch hat oft Einer weit mehr und Härteres zu tragen, als mancher Andere, und zu bewundern ist, daß ein Mensch leben kann, der viel Elend an den Seinigen erfährt. —

Es bringt also dieses Weib einen großen Schmerz zu Christus, und fleht Ihn mit unaussprechlichem Seufzen um Hilfe. Das führt uns auf die Lehre vom Gebet und von den Anfechtungen des Glaubens. Es soll uns dieses Weib ein Vorbild sein, wie man beten, und die göttliche Hilfe erflehen müsse; und weil sodann Christus ihren Glauben rühmt, soll sie uns zugleich Muster sein, wie man den Glauben üben müsse.

Die Lehre vom Gebet —

fasse ich gewöhnlich im Allgemeinen in diesen Hauptsätzen zusammen: Erstlich mußt du wissen, zu wem du betest; zweitens mußt du das Gebot erwägen, welches dich beten heißt. Drittens mußt du der Verheißungen eingedenk sein. Viertens sollst du auch Glauben mitbringen, der zugleich die wahre Erhebung des Herzens zu Gott in sich faßt. Fünftens mußt du den Gegenstand deines Gebets ausdrücken.

Jedweder Mensch soll lernen, wie das Gebet einzurichten ist, weil das Gebet der höchste und ein der Kirche eigenthümlicher Gottesdienst ist. Die Heiden mögen wohl bürgerliche Pflichten erfüllen, wie: du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; aber das Gebet können sie nicht darbringen. Das ist der vornehmste Dienst in der Kirche, von dem es heißt: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden.“ (Apostelgesch. 2, 21.) Dieser Ausspruch muß aber richtig verstanden werden. Legen wir uns zur Verdeutlichung desselben diesen Schluß vor: Jeder, der den Schöpfer des Himmels und der Erde anruft, ruft den wahren Gott an; die Muhamedaner rufen den Schöpfer des Himmels und der Erde an: mithin rufen die Muhamedaner den wahren Gott an. — Wir antworten in Beziehung auf das zweite Urtheil: Die Muhamedaner verfehlen den wahren Gott in zwiefacher Hinsicht. Einmal was das Wesen desselben betrifft, weil sie nicht den Gott anrufen, der sich in der Schenkung Seines Sohnes und der Sen-

dung des h. Geistes geoffenbaret hat, sondern irgend ein Wesen als Gott und Schöpfer der Welt annehmen, welches jedoch nicht der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist. Sodann verfehlen sie Ihn hinsichtlich ihrer Gesinnung, weil sie nicht wissen, ob sie erhört werden, und warum sie erhört werden. Denn sie nahen zu Gott ohne Kenntniß Seines Gebotes und Seiner Verheißung, und ohne Vertrauen auf den Sohn als Mittler. Wir, so oft wir beten, müssen uns den durch den Sohn geoffenbarten Vater vorstellen, und ausdrücklich das Wort aussprechen, welches uns von Gott und Seinen Vorschriften über das Gebet und in den Verheißungen Seiner Gnade und leiblicher Güter an die Hand gegeben worden ist, und also den Glauben erwecken, und in diesem Glauben eben die Nothwendigkeit, die uns treibt, oder das zu erbittende Gut, sei es nun ein leibliches oder ein geistiges, namhaft machen. Wer die Verheißung verachtet, bleibt schlechthin in Zweifel und Ungewißheit, und ein Gebet ohne Glaube ist Sünde, wie Augustinus sagt. Wie träge und schüchtern wird aber gewöhnlich gebetet! Ja, Viele bleiben müßig sitzen, bis sie die Gewalt der Noth dazu zieht! Und doch ist uns eben deßhalb das Gebot des Gebets gegeben, damit wir dasselbe üben sollen; denn es heißt ja: „Bittet, so wird euch gegeben!" (Matth. 7, 7.) Dieses Wort wollen wir beachten, und unsern Glauben durch die Versicherungen kräftigen: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen." (Ps. 34, 7.) Ferner: „Betet ohn' Unterlaß!" (1. Thess. 5, 17.) Stets haftet selbst in den Heiligen noch viel Zweifel. Gegen diesen sollen wir uns durch Vergegenwärtigung der Verheißungen Gottes erheben, unter denen man vor allen die Verheißung der Gnade ergreifen, und dieselbe durch den Glauben sich aneignen muß, der alle Artikel des Glaubens und namentlich den: „Ich glaube die Vergebung der Sünde," umfaßt, auf den alle übrigen sich beziehen. Und wenn der Gedanke, daß wir Sünder sind, und daß Gott keinen Sünder, mithin auch uns nicht erhören könne, uns kleinmüthig und verzagt machen, unser Gebet stören will, so sollen wir bedenken, daß jener Ausspruch, „daß Gott die Sünder nicht höret," (Joh. 9, 31.) nur von Solchen, die in Sünden gegen ihr Gewissen verharren, nicht aber von denen gilt, welche Buße thun, im tiefen Schmerz über ihre Vergehungen Vergebung suchen, der Ueberzeugung sind, daß ihnen um des Mittlers willen ihre Sünden gewißlich vergeben werden;

und dieselben abzulegen sich ernstlich bemühen. Denn Niemand kann wahrhaft beten mit dem Vorsatz, in seiner Lasterhaftigkeit zu bleiben, und der Glaube und der Vorsatz zu sündigen können nicht neben einander sein. Darum muß bei jedem Gebet der Gedanke an Buße und an den Trost des Glaubens sein. Das meint jenes Wort des Sirach: „Wenn du betest, so zweifle nicht!“ (Kap. 7, 10.) d. h., bitte mit Zuversicht, und bitte um Vieles und Großes, nämlich was zu deinem Heil, zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der Kirche und des allgemeinen Wohles Noth ist. Nächst diesem magst du auch um Bedürfnisse des äußerlichen Lebens, sowohl um besondere als allgemeine bitten. Oft jedoch bleibt der Erfolg lange aus. Auch da muß man den Glauben durch das Gebet und die Verheißungen Gottes stärken: „Und ob Er verzieht, sei getrost und harre des Herrn!“ (Psalm 27, 14.) Auf diese allgemeine Lehre vom Gebet läßt sich nun sehr leicht das Beispiel des kananäischen Weibes anwenden. Sie nahet sich Christo, den sie als den Messias anerkannt. Die Noth, welche sie treibt, gilt ihr anstatt des Befehls. Sie ist der göttlichen Verheißung eingedenk, indem sie Christum „Du Sohn Davids“ nennt. Ein Beweis für ihren Glauben ist der Ruf: „Erbarme Dich meiner!“ Endlich drückt sie auch den Gegenstand ihres Flehens in den Worten aus: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.“ Ihr Glaube wächst aber in dem Kampfe, der in seiner Art einzig, in dieser Erzählung höchst bedeutungsvoll ist; denn er stellt uns vornehmlich

die Anfechtungen des Glaubens bei dem Gebete

sehr anschaulich vor Augen, welche auch uns wohl während des Betens nahen. Erstens: „der Herr antwortet ihr nicht.“ Hiermit wird angedeutet die Verzögerung der Hilfe, mit der gewöhnlich die Prüfung verbunden ist, daß es scheint, als ob uns Gott versäume, als ob Er nicht für uns Sorge trage, unserer Noth nicht achte. Ein ander Mal wieder scheint der Herr den Bittenden zuvor zu kommen. Aber hier hat Sein Schweigen den Schein einer Zurückweisung, die sehr hart ist. Doch das Weib läßt nicht ab mit Bitten; sie läßt sich das in ihrem Herzen glimmende Glaubensfünkchen durch diesen Aufschub nicht wie viele Andere, ertödten. Wir, wenn der Erfolg unsern Erwartungen nicht entspricht, oder wenn die Hilfe nicht auf der Stelle kommt, denken dann wohl: „Siehe, du hast nun schon so viele Jahre ge-

fleht, daß Gott deine Noth lindern möchte, und doch nahet Er nicht mit Seiner Hilfe!" Solche Schwachheit ist gewöhnlich in uns. Einige aber überwinden doch, und harren aus; und ob sie gleich nicht ohne große Qual empfinden, welch eine schwere Anfechtung der Verzug der göttlichen Hilfe sei, so erwarten sie doch die Zeit, die Er bestimmt hat, und rufen unablässig Ihn an, wie Christus in jenem Gleichniß empfiehlt, daß man „allezeit beten, und nicht laß werden soll" (Luk. 18, 1. ff.), weil die Erhörung, wenn auch nicht sogleich, zuletzt dennoch erfolgen wird. Salomo spricht: „die Hoffnung, die verzieht, ängstigt das Herz" (Sprichw. 13, 12.), und das Sprichwort sagt: „Schleunige Gabe ist doppelte Gabe;" und:

„Dem verzögerten Dienst raubt der Verzug seinen Werth." —

Doch könnte man auch ebenfalls sprichwörtlich entgegnen:

„Harre, kleiner Verschub bringt oftmals größeren Vortheil."

Oder:

„Langsam nahen die himmlischen Gaben; doch reichlich erstattet
Wird der kurze Verzug stets durch erhöhten Gewinn." —

— So besiegte das Weib die erste Anfechtung, weil sie sich durch das Schweigen Christi, welches ihr nicht nur als ein Beweis von Gleichgiltigkeit erscheinen, sondern auch wegen der Verzögerung der Rettung ihr drückend sein mußte, nicht abschrecken ließ, sondern anhielt mit Bitten, und immer lauter rief. Nun verwenden sich die Jünger für sie. Der Herr antwortet zwar, aber mit einem Vorwurf gegen die Jünger, und wenn ihn das Weib vernahm, so mußte für sie diese Antwort weit härter noch, als Sein Schweigen sein. „Ich bin nicht gesandt," spricht Er, „denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel."

Hier wird uns die Anfechtung in Ansehung der besondern Erwählung (Gnadenwahl) vor Augen gestellt; denn jenem Weibe wird eingewendet, daß sie nicht zu Israel gehöre. So denken auch wir wohl: Gott hat ein bestimmtes Verzeichniß Auserwählter; bin ich nicht in demselben aufgezeichnet, so bete ich vergebens. Oder: Gott hat Freiheit, zu erwählen, welche Er will. Ich kann aber nicht wissen, ob ich erwählt sei. Gegen diese schwere, qualvolle Anfechtung sollst du wissen, daß du nicht darfst in dem geheimen Rathschluß der Gottheit erforschen wollen, ob du zu den Auserwählten gehörst oder nicht, sondern aus dem geoffenbarten Worte, aus dem Evangelium, welches Erkenntniß bei-

ner Sündhaftigkeit und Glauben an Christus fordert, magst du Solches lernen. Ist nun ein Anfang wahrer Buße und Glaubens, wenn auch ein geringer, geschehen, so darfst du dich versichert halten, du werdest nach der Zusage des Evangelium, um Christi willen, von Gott zu Gnaden angenommen werden, und ein Erbe des ewigen Lebens sein; du gehörest also zur Zahl der Auserwählten. Und das können auch Andere über dich urtheilen, wofern du in diesem Glauben bis zum letzten Hauche bleibest, nach den Sprüchen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben;" und: „Sei getreu bis an den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben!" (Offenb. Joh. 14, 13. und 2, 10.)

Das Zweite, was bei dieser Zweifelsfrage zu erwägen, ist, daß wir wissen, in welcher Ordnung Gott in uns Bekehrung und Glauben erweckt. Denn eine andere Ordnung hat die Philosophie, eine andere das Evangelium. In jener wollen wir erst durch Erfahrung uns überzeugen, dann folgt der Beifall, und sowohl in Betreff physischer als moralischer Gegenstände geht auf der Bahn der Philosophie die Erfahrung dem Beifall voran. Aber was die göttliche Tröstung anlangt, so muß man vorerst das Wort, d. h. die Verheißung mit Beifall aufnehmen, dann folgt das Bewußtsein des Trostes, wie der Spruch sagt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott. (Röm. 5, 1.) Wir empfinden nicht eher das freudige Gefühl des Trostes, als bis der Glaube in unsern Herzen begonnen hat. Diese Ordnung wird von Schwärmern vielfältig verkehrt. Sie führen die Gemüther vom Worte ab, und heißen sie innere Eingebungen abwarten. Dann lassen sie dieselben in Ungewißheit, bis sie außerordentliche Regungen des Glaubens in sich verspüren, und heißen sie dann erst glauben, wenn sie sich dazu gezogen, und widerstrebend dazu gedrungen fühlen. Dagegen sollen wir wissen, daß man nicht jene besondern Eingebungen abwarten, noch die Empfindung des Trostes an das Gefühl einer innern Entrückung oder ungewöhnlicher Antriebe binden, sondern vom Worte Gottes beginnen, das Evangelium hören und betrachten müsse, durch welches Gott in uns wirksam sein und die Herzen ziehen will. Zugleich sollen wir auch das wahrnehmen, daß wir auch in schweren Anfechtungen, wo wir kaum noch ein Fünklein des Glaubens in uns empfinden, unerschütterlich auf das Wort uns stützen sollen, wie es dort heißt: „Meine Sele harret des Herrn, und ich

hoffe auf Sein Wort." (Ps. 130, 5.) In unserm Schmerze sollen wir nicht auf unsre Tugenden, oder unsern erneuerten Sinn, sondern allein auf den im Worte uns vorgehaltenen Mittler hinschauen, und durch die Betrachtung der geschriebenen Verheißung uns aufrichtend, mit Jenem ausrufen: „Ich glaube, lieber Herr, aber hilf meinem Unglauben! (Mark. 9, 24.)

Drittens muß man gegen jene Anfechtung in Ansehung der Erwählung die allgemeinen Verheißungen aufsuchen und festhalten. Denn wenn auch nicht alle Menschen das Evangelium annehmen, so ist doch die Verheißung allgemein, und gewiß ist, daß sie auch Alle angeht, welche dieselbe annehmen. Dergleichen sind: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken!" — „Auf daß Alle, die an den Sohn glauben, nicht verloren werden." — „Es ist Aller zumal Ein Herr, reich über Alle, die Ihn anrufen." — „Wohl Allen, die auf Ihn trauen!" (Matth. 11, 28. Joh. 3, 16. Röm. 10, 12. Ps. 2, 12.) Wie diese Verheißungen allgemein sind, so schließen sie auch uns und jeden Einzelnen ein. —

Nehmen wir noch dazu jenes höchste und unwandelbare Gebot: „daß sie Alle an den Sohn Gottes glauben." Diesem Gebote müssen Alle Folge leisten; denn es ist ein allgemeines, und es verbindet mehr als jedes andere, wenn Gott selbst spricht: „Dieser ist Mein lieber Sohn, — Den sollt ihr hören!" (Matth. 17, 25.) und: „Küsset den Sohn!" (Ps. 2, 12.) Darum heißt es auch: „Der heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde, — daß sie nicht glauben an Mich!" und: „Wer nicht an den Sohn glaubt, der ist schon gerichtet, und der Zorn Gottes bleibt über ihm." (Joh. 16, 18. 19. Kap. 3, 18.)

Einen andern Willen Gottes wollen wir nicht erklügeln, als wie wir ihn nothwendig in der Sendung des Sohnes, und in dem Evangelium, das Er aus des Vaters Schoß gebracht, zu suchen haben. Gott ist wahrhaftig, und wer Ihm nicht glaubt, macht Ihn zum Lügner. Eben so wenig wollen wir wähnen, daß in den Dingen, welche das ewige Leben betreffen, das Ansehen der Person Etwas vor Ihm gelte. Ertheilt Er auch nicht allen Gläubigen gleiche Gaben und gleiche Vorzüge; denn diese richten sich je nach dem jedesmaligen besondern Beruf des Einzelnen in diesem Leben; — so haben wir

doch in Ansehung unsers ewigen Heils die allgemeine Verheißung: „Alle, die an Christum glauben!“ ohne irgend eine Ausnahme, und Er ist gleichgesinnt gegen alle Gläubigen, ihnen Vergebung der Sünde und die Erbschaft des ewigen Lebens zu schenken. — Er nimmt Alle an, die Ihn anrufen, nach dem Zeugniß: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden!“ — — —

Wie verträgt sich aber mit der allgemeinen Verheißung der Ausspruch Christi: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel?“ Ist das nicht eine ausdrückliche Verwerfung der Heiden? Ich antworte: Dieser Ausspruch ist nur von Seinem äußerlichen Amte zu verstehen. In Ansehung dieses war Er allerdings nur, wie Paulus sagt, „ein Diener der Beschneidung“ (Röm. 15, 8.), d. i. des beschnittenen jüdischen Volkes. Die Segnungen Christi und des Evangelium aber beziehen sich auch auf die Heiden, wie denn auch die Verheißung: „In deinem Namen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden;“ so wie alle übrigen Verheißungen vom Messias immer die Heiden mit in sich fassen. — Diese einander scheinbar widersprechenden Aussprüche wußte denn auch jenes Weib recht gut mit einander zu vereinigen. Sie gibt den Satz zu, daß Christus um des Hauses Israel willen gekommen sei, nämlich in Ansehung Seines äußerlichen Amtes; dennoch wiederholt sie beharrlich ihre Bitte, die nun fast wie eine Zurechtweisung klingt, wenn sie von Neuem ruft: Herr, hilf mir!“

— Hier tritt ihr aber eine neue Anfechtung entgegen. Der Herr wendet ihr ein: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Er scheint sie durch ein ihre Unwürdigkeit ausdrückendes Schmähwort von Sich entfernen zu wollen, indem Er ihr den Namen eines Thieres gibt, das bei den Juden für unrein galt. Das ist das Bild der dritten Anfechtung, die sich in unser Gebet eindrängt. Stets schreit das Gesetz in unserm Gewissen, nur der Würdigen und Gerechten nehme Sich Gott an, und erhöre und beselige sie; wir aber seien ungerecht, unwürdig, befleckt, wie die Hunde. Dieses peinigende Gefühl der Unwürdigkeit quält wohl aller Menschen Gemüther. Achte nur Jeder auf sein Herz! Wenn wir uns Gott nahen, so erbebt unser Inneres im Bewußtsein unsrer Sünde, nach dem Worte: „Es ist kein Friede in meinen Gebeinen!“ und: „meine

Sünde ist immer vor mir." (Ps. 51, 5.) Der Hinblick auf unsere Sünde schreckt uns zurück, daß wir uns nicht getrauen vor Ihn zu kommen; oder wenn wir auch dieses noch wagen, so raubt uns doch das Bewußtsein unserer Sünden allen Muth, Hilfe zu hoffen, zu erflehen, zu erwarten, betreffe es nun leibliche oder geistliche Angelegenheiten, weil ja jeder Art von Bitte, auch der um leibliche Güter, der Gedanke an die Sündenvergebung, Begnadigung, Versöhnung und Rechtfertigung voraus gehen muß. So liegen wir nun tief gebeugt vor Gott, und bringen unsere Noth, unsern Kummer, unsere Schmerzen vor Ihn, wie der Psalm (130, 1.) spricht: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!" — „Straf mich nicht in Deinem Zorn!" (Ps. 6, 2. — 38, 2.) Aber wir haben einen heißen Kampf mit dem peinigenden Gedanken zu kämpfen: Du bist ein Unwürdiger, darum wirst du nicht erhört werden; du hast Strafe verdient, trage sie also. So zagen wir allesammt als vielfach befleckte Sünder vor Ihm; wir seufzen und flehen um Abwendung, oder Linderung unserer Noth. Aber unser Gewissen klagt uns an und verdammt uns, und es muß Jeder bekennen, daß er unwürdig sei, nach den Worten des Psalm: „Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen!" (Ps. 32, 5.)

Doch dieser Anfechtung muß man die Stimme des Evangelium von der Rechtfertigung aus Gnaden, ohne eigenes Verdienst entgegen stellen, und die Zeugnisse sich vergegenwärtigen, welche erklären, daß auch die Unwürdigen, Ungerechten begnadigt werden. „Wir werden ohne Verdienst gerecht — allein durch den Glauben!" (Röm. 3, 24 u. 28.) d. h., um des Mittlers willen, ohne einiges unser Verdienst wird die Sünde uns vergeben. —

Gott hat gewollt, daß Seiner Gerechtigkeit genug gethan würde. In ein wunderbares Wechselverhältniß tritt mit Seiner Gerechtigkeit Seine Barmherzigkeit zur Erlösung des Menschen. Gott erbarmt Sich des Menschengeschlechts nach dem Falle, und fordert jedoch, weil Er gerecht ist, Bezahlung des Lösegeldes; Er fordert es aber im Sohne. Die Ursachen dieses wunderbaren Rathschlusses werden wir einst, in der Ewigkeit, kennen lernen. In dem gegenwärtigen Dunkel aber sollen wir, wenn wir auch denselben nicht zu fassen vermögen, unser Gemüth wenigstens auf das Nachdenken über denselben richten, und nicht die rohe Gleichgiltigkeit Derer theilen, die gar nicht darüber nachden-

ken, warum Gott den Sohn gesandt hat. — — Es ist demnach die Wahrheit fest zu halten, daß die Sünder, die Bußfertigen nämlich, erhört werden, aber auch sie nur um des Sohnes und Mittlers willen, nicht wegen eigener Würdigkeit; denn es heißt: „So ihr den Vater Etwas bitten werdet in Meinem Namen, so wird Er's euch geben. (Joh. 16, 24.) Auf solche Weise also wird die Anfechtung in Ansehung des Bewußtseins unsrer Unwürdigkeit durch die Worte: „aus Gnaden," und durch das Vertrauen auf den Mittler beseitigt. Man muß hier Sünde und Gnade vergleichend zusammen stellen, wie Paulus thut, wenn er sagt, „die Gnade sei mächtiger als die Sünde." (Röm. 6, 1.) Wenn auch meine und deine Sünden sehr groß wären, wie sie es denn in der That sind, so darf ich doch dem Sohne Gottes nicht die Schmach anthun, als ob meine Sünden größer als Sein Verdienst wären. Der Sohn Gottes und Sein Opfer ist höher, als unsere Sünde zu achten. Der Gehorsam des Sohnes Gottes wiegt die Sünden der ganzen Welt auf. Das Lösegeld, das der Sohn Gottes darbringt, ist weit größer und köstlicher, als daß es durch die Sünden der ganzen Welt überwogen werden könnte. Das ist der Trost, den man festhalten muß. —

Es wird aber in den Worten: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde" nicht allein die Anfechtung in Ansehung des Gefühls unsrer Unwürdigkeit, sondern auch das Vorrecht des jüdischen Volkes veranschaulicht. Die Juden werden die Kinder genannt; denn ihnen sind die Verheißungen ertheilt worden; aus ihrem Geschlechte ist der Messias geboren worden, ihnen mußte der Messias zuerst gepredigt werden; ja Christus wollte selbst sichtbar unter ihnen auftreten und Sich hören lassen. Das ist ein großes Vorrecht, und als ein solches betrachtet es auch Paulus, Röm. 9, 4. 5. Die ganze äußere Verfassung derselben ist zu dem Zwecke gegründet und erhalten worden, damit ein bestimmter Ort vorhanden wäre, wo der Sohn geboren werden, sichtbar wandeln, lehren, leiden, auferstehen könnte, und wo von Zeit zu Zeit Zeugnisse vom Messias hervortreten sollten. Es war das eine große Wohlthat, daß die Kirche an einen bestimmten Ort gebunden wurde, und sie hat sich bei jenem Volke fast 2000 Jahre von Abraham bis Christus erhalten.

Unbeschadet diesem Vorrecht jedoch waren die übrigen Völker

auch während des Bestehens jener Verfassung keineswegs gänzlich ausgeschlossen. Von Zeit zu Zeit wurden auch Heiden berufen, und was das Verdienst anlangt, so stellt Paulus die Heiden den Juden gleich. „Sie sind allzumal Sünder," spricht er (Röm. 3, 23.); es findet hier kein Unterschied, kein Vorrecht Statt. Nicht nur die Heiden, auch die Juden müssen bekennen, daß sie kein Verdienst besitzen, daß sie vor Gott nicht würdig sind. Im Aeußerlichen zeigte sich bei den Juden etwas mehr Ehrbarkeit, als bei den Heiden. Deßhalb vergleicht Christus diese den Hunden, nämlich mit Rücksicht auf den größern sittlichen Verfall, und auf die Unreinheit des äußern Wandels bei ihnen.

Was aber das Urtheil Gottes anlangt, so „ermangeln Alle," sowohl Juden als Heiden, des Ruhmes, „den sie vor Ihm haben sollen, auf daß Aller Mund verstopfet werde, und alle Welt Gott schuldig sei. Denn Gott hat Alles beschlossen unter die Sünde (den Ungehorsam), auf daß Er sich Aller erbarme." (Röm. 3, 19. Kap. 11, 32.)

Da nun aber dem heidnischen Weibe nicht nur ihre Unwürdigkeit vorgehalten, sondern zugleich auch die Anfechtung hinsichtlich der besondern Erwählung mit einbegriffen wird, so laßt uns beachten, wie treffend sie antwortet. Sie gesteht zu, daß man das Brot der Kinder nicht den Hunden vorwerfen dürfe, d. h. sie bekennt, daß sie unwerth und unrein ist, und daß die Juden ein großes Vorrecht besitzen. Bald aber fügt sie eine Umkehrung hinzu, und indem sie eben jenes Gleichniß zu einer dringendern Rechtfertigung ihrer Bitte festhält, verbessert sie, was sie zugestanden und widerlegt den Schluß des Herrn, der gleich einem gewaltigen Blitzstrahl gegen sie gezückt worden war. „Ja, Herr," spricht sie, „aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." Wie hätte sie sich feiner und gewandter, wie zierlicher ausdrücken können? Es war ein sehr hartes Wort: „Es ziemt sich nicht, das Brot der Kinder den Hunden zu geben;" aber sie setzt hinzu, es gäbe eine Ausnahme von der Regel. Schnell greift sie als Anhaltpunkt für ihre Bitte das Bild von den Hunden auf, das ihr der Herr entgegen gestellt hat; sie gibt zu, daß sie ein Hündchen, die Juden aber Kinder des Hauses seien. Aber sie bekennt auch ihren Glauben, daß sie wohl um dieses Herrn, nicht um des Gesetzes willen, werde angenommen wer-

den, und weiß, Gott wolle, daß der Mensch nicht durch scheues Zurückweichen, nicht durch unzufriedenes Murren gegen Ihn, sondern durch das Bekenntniß seines Elendes und durch gläubiges Vertrauen auf Seine Erbarmung Ihn verehre. Zugleich spricht sie ihren Glauben aus, daß die Brosamen des Evangelium auch für die Heiden gehören. Ihre Antwort beurkundet einen feinen Witz, und die überraschende Umkehrung, die derselben zum Grunde liegt, hat etwas Zwingendes. — Paulus bedient sich dieser Form oft mit Vortheil. — Ueberhaupt ist's rathsam, daß man in Büchern, oder in der Unterhaltung mit geistreichen Menschen Beispiele von Witz beachte, welcher in der Gewandtheit des Geistes besteht, die Aehnlichkeiten an verschiedenartigen Dingen leicht und schnell aufzufassen, oder das Wechselverhältniß der Ursachen geschickt darzustellen, oder überhaupt der Rede eine überraschende Wendung zu geben, geschehe es nun, um Andere zu ermahnen, oder zu versöhnen, zu trösten, anzuregen oder zu widerlegen, wie es eben die Gelegenheit fordert.

Die Wirkungen des Gebets und des Glaubens.

Nachdem jenes gar gewandte Weib durch seine witzige Erwiederung Christum gleichsam in Seinen eigenen Worten fast verstrickt hat, erlangt sie endlich von Ihm das ehrende Zeugniß: „O Weib, dein Glaube ist groß;" und daß dieser Glaube nicht vergeblich sei, und eines guten Erfolgs nicht verfehle, bezeugt das andere Wort Christi: „Dir geschehe, wie du willst." Hiermit sagt Er mehr, als wenn Er nur gesprochen hätte: Deine Tochter sei gesund, sei gerettet! Es entsprach auch der Erfolg; „Sie ward gesund zu derselbigen Stunde." So sollen wir, wenn unser Glaube auch durch mannichfache Anfechtungen geprüft wird, doch nicht ablassen vom Gebet, und mit Hilfe des Glaubens uns durch alle Hindernisse hindurch ringen, die uns entgegen gestellt werden. Wir wollen diese Geschichte als einen Spiegel des Gebets und des aus den schwersten Anfechtungen sich heraus ringenden Glaubens uns vor Augen halten Ist auch in uns nicht gleiche Erleuchtung, gleiche Inbrunst, so wollen wir doch bei jedem Gebete rufen: „Ich glaube, lieber Herr; aber hilf Du meinem Unglauben!" (Mark. 9,24.)

Zugleich laßt uns einen Blick auf das Bild der aus allen Völkern gesammelten Kirche richten, welche die Brosamen, d. h. die von den Propheten und Patriarchen im Volke Israel hinterlassene Lehre genießt. Auch dieses wird uns in der Syrophö-

nizierinn dargestellt. Sie klagt schmerzlich, daß ihre Tochter vom Teufel beunruhigt werde. Die Heiligen werden zu allen Zeiten schrecklich gepeinigt, weil der größte Theil des menschlichen Geschlechts unter Irrthum und Aberglauben und andern fürchterlichen Uebeln schmachtet. Fraget auch jetzt nicht die Wahnwitzigen, sondern die Vernünftigen in der Kirche, welchen Schmerz ihnen die Spaltungen in derselben, die Irrthümer, der Aberglaube unter dem Menschengeschlechte verursachen! Ich sage von mir in Wahrheit, daß ich keinen größern Schmerz habe, als eben diesen, und daß ich gern sterben wollte, wenn ich damit diese traurigen Wunden heilen könnte. — Auch wir wollen jene Krankheiten und Wunden, an denen die Kirche leidet, uns recht vorstellen; denn wo keine Vorstellung von dem Uebel, wo gar keine Empfindung desselben vorhanden ist, wie mag da Gebet Statt finden? Die Heiligen können nichts Anderes thun, als gleich jenem Weibe zum Herrn rufen: „Herr hilf!" So wollen denn auch wir flehen, daß Gott jene Uebel mildere, unsere Wunden heile, und auch hoffen, Gott werde das Seufzen der Ihn Anrufenden erhören und uns Hilfe schenken. Wir wollen nicht unempfindlich bleiben bei den allgemeinen Uebeln, sondern erst unser Heil dem Herrn empfehlen, unsere eigene besondere Noth anerkennen, und um Abstellung oder Linderung derselben bitten; sodann aber wollen wir auch für Andere beten, und in unserm Gebet immer die ganze Kirche umfassen. Wir wollen denken, wir ständen, wie jenes kananäische Weib, vor Christo, und Jeder Ihn bitten, daß Er unsere und der Kirche Wunden heilen möge. Um mich und Andere zu einem solchen Gebete zu erwecken, lege ich folgende Verse vor, welche die, so mehr Dichtertalent besitzen, verbessern mögen:

Welchen gewaltigen Schmerz empfindet die heidnische Mutter,
Wenn des Wahnsinns Gewalt schrecklich die Tochter beherrscht!
Gleiche Schmerzen erfassen auch jetzt die bekümmerte Kirche,
Wenn von Wahnsinn beherrscht, Lehrer und Führer sie sieht.
O Sohn Gottes, erhör' uns, erhöre, wenn seufzend wir flehen;
Nirgend erscheint uns Heil, wolltest nicht Du es verleih'n.
Treibe Du ferne von uns der Eiferer wüthendes Toben;
Dein Wort heile je mehr jegliches krankende Herz!
Drückt auch der Zorn des Vaters verdient uns, erscheinen wir Alle
Gleich den Hunden vor Dir, eine verschuldete Schar;
Doch wie unter dem Tische des Herren das hungernde Hündlein
Schüchtern der Brocken harrt, welche die Milde ihm beut;
So wenn gieriger Hunger auch unsere Kräfte verzehret,
Christus! suchen bei Dir wir auch erquickende Kost.

Göttlicher Sohn, Du kleidest Dich ein in die Masse der Menschheit;
Deine belebende Kraft trägt nun das schwache Geschlecht.
Du, o mächtiges Wort, gezeugt vom ewigen Vater,
Wollest immer fortan Haupt und Beschützer uns sein!

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 5, 1—11.

Der See Genezareth, der auch das Meer von Tiberias und das galiläische Meer heißt, ist ein großer Landsee, dessen Länge fast drei Meilen, die Breite etwas mehr als eine deutsche Meile beträgt. — Er enthielt klares, trinkbares, süßes, mäßig kühles Wasser, war darum sehr fischreich, und an seinen Ufern hielten sich viele Fischer auf, welche hier einen einträglichen Erwerb hatten, weil sie die Fische nicht nur frisch verkauften, sondern sie auch eingesalzen verschickten. Der Jordan fließt in diesen See, geht mitten durch, bis er wieder heraustritt und ins todte Meer sich ergießt. — Der Name Genezareth scheint mir von dem Worte Nazareth gebildet zu sein, welches einen Sprößling, „ein schönes Zweiglein" bezeichnet. Denn es war daselbst die reizendste Küste Galiläa's, die viele Arten der edelsten Gewächse hervorbrachte, z. B. die Balsamstaude, die außerdem nirgends auf der ganzen Erde wuchs *); deßgleichen waren auch die Dattelpalmen daselbst vorzüglicher als irgendwo. Christus hielt sich sehr gern in dieser Gegend auf. — Das galiläische Meer wurde jener See genannt, weil er jene ganze Küste von Galiläa bewässerte. Galiläa ist aber so viel als ein Gränzland, eine Mark, weil diese Landschaft das äußerste Ende des Landes Kanaan nach Phönizien und Sidon hin war. Er hieß endlich das Meer von Tiberias, von einer Stadt dieses Namens, welche am Ufer dieses Sees lag; und daß man einen See auch Meer nennt, kommt

*) S. Plin. hist. nat. XII, 54.

öfters vor. Nach der Angabe des Josephus hatte der See Genezareth in die Länge 100, in die Breite 40 Stadien *).

Zwei Hauptpunkte vornehmlich enthält die vorliegende Erzählung. Der erste:

Von der Berufsverwaltung,

wird sehr reizend im Fischzuge abgebildet, wie ja einzelne Handlungen und Begebenheiten stets Gemälde von wichtigen Dingen sind. Ja auch in der sichtbaren Natur hat Gott vieles Wichtige vorgemalt, nach dem Ausspruche: „Die Weisheit Gottes spielet auf Seinem Erdboden.“ (Spr. Salom. 8,31.) Sehen wir doch täglich, welche Gemälde, oder gleichsam Spiele der göttlichen Weisheit die Pflanzen und Blumen uns vor die Augen stellen. Es sind diese nur geringe Gegenstände, und doch an Farben, Wirkungen und andern Eigenschaften so verschieden, daß sie Abbildungen von den wichtigsten Dingen enthalten, welche, auf die rechte Weise benutzt, mit wundersamer Gewalt das Gemüth zur Betrachtung der Spuren der göttlichen Weisheit anregen.

So spielt gleichsam auch hier Christus, und stellt uns einen hochwichtigen Gegenstand im Bilde vor, wenn Er das Schiff auf die Höhe zu führen, und die Netze auszuwerfen befiehlt, worauf eine so große Menge Fische gefangen wird, daß das Netz zerreißt, und die von dem andern Schiffe herzugerufen werden müssen, um den Zug einbringen zu helfen. Petrus hatte zuvor geklagt, daß er die ganze vergangene Nacht gearbeitet habe, daß aber seine Arbeit umsonst gewesen. Aber auf das Geheiß Christi spricht er: „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ In diesem ganzen Bilde wird ausgedrückt, daß jedes öffentliche Amt, jede Berufsweise in der Kirche, im Staate und im Hause, nur dann gesegnet ist, wenn Gott dieselbe fördert; „wenn Er Hilfe und Glück dazu gibt, so geht's von Statten.“ Wenn Gott unsere Plane und Absichten, unsere Unternehmungen und Mühen leitet und segnet, nur dann begleiten erwünschte Erfolge dieselben. Er unterstützt und fördert aber die, so mit Gebet ihren Beruf treiben. Ich habe dieß in folgenden Versen zusammengefaßt:

*) Stadium ein Längenmaß von 600 Fuß; man rechnet nach der Verschiedenheit des Maßstabes eine verschiedene Zahl Stadien, gewöhnlich 40 bis 50 auf die geographische Meile.

„Nimmer ist glücklich dein Werk, und gedeihlich nie dein Beginnen,
Wenn der Allmächtige nicht Rath und Gelingen verleiht.
Dann nur hilft Er jedoch, wenn, kräftig im guten Bewußtsein
Des befohlnen Berufs Pflichten du treulich erfüllst,
Wenn von Christus zugleich, dem hilfreich nahen Erlöser,
Hilfe du forderst, von Ihm gläubig vertrauend sie hoffst.
So wird dir und dem Volke dein Werk zum Segen gedeihen,
Und ein günstiger Wind leiten die fernere Fahrt.
Keine Gewalt wird hemmen des Herrn unbesiegliche Rechte;
Alles bezwinget und beugt Gottes unendliche Macht!"

Das ist die allgemeine Lehre der Kirche, welche durch die ganze Schrift sich mannichfach wiederholt. So heißt es im Johannes: „Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel (Joh. 3, 27.); und Christus spricht: „Ohne Mich könnet ihr Nichts thun. Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben; wer in Mir bleibet, der bringet viel Frucht." (Joh. 15, 5. 6.) Und so gibt es noch viele ähnliche Aussprüche, welche lehren, daß Berufsgeschäfte nur dann, und nur so lange glücklich von Statten gehen, als Gott dabei ist, und uns bei unserer Arbeit unterstützt. Laßt uns darum lernen, daß die Menschen nicht durch menschliche Klugheit ihre Lebensbahn und ihren Beruf leiten können. Alle Menschen, welche in einem, wenn auch noch so unbedeutenden Beruf gestanden haben, oder noch stehen, erfahren große Schwierigkeiten und mannichfaltige Hindernisse. Ja unser ganzes Leben überhaupt wird gar oft von Geschäften durchkreuzt, welche durch menschliche Kraft und Klugheit nicht zu entwirren sind. Selbst ein kleines Haus mag man nicht ohne manche Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Plagen verwalten. Weit schwieriger sind politische Geschäfte, am schwierigsten jedoch ist die Verwaltung der Kirche. Soll man nun etwa deßwegen seinen Beruf verlassen? Das sei ferne! Vielmehr muß man nur beharrlicher denselben verfolgen, und, treu der Gesellschaft dienend, den Trost festhalten, daß Gott denen, welche ihre Berufsgeschäfte unter Gebet und Flehen treu erfüllen, beistehen wolle, wie der Psalm spricht: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." (Ps. 37, 5.) Es werden auch wohl weise Menschen von solchen Gedanken angefochten. Sie meinen, durch eigne Anstrengung und Klugheit ihre Berufsgeschäfte leiten und die Gefahren abwenden zu können. Aber gerade diese Weisen finden sehr oft Anstoß, und thun einen schaudervollen Fall. Treten nun störende Widerwärtigkei-

ten ein, die sie nicht vorher gesehen, nicht berechnet hatten, dann fällt solchen Weisen der Muth, daß sie ihren Beruf verlassen wollen; denn es ist mit dem Vertrauen auf die eigne Weisheit gemeinlich die Ungeduld verbunden, zumal wenn die Erfolge nicht der Berechnung des Herzens entsprechen. — Kindisch ist's, wenn Manche behaupten, man dürfe keinen bestimmten Beruf suchen oder übernehmen, indem es unmöglich sei, irgend einen ganz zu erfüllen. Freilich was uns anlangt, so ist's unmöglich, wohl aber wird es durch die Hilfe Gottes möglich. Man muß nothwendig einem Berufe folgen, muß Hausvater werden, in der bürgerlichen wie in der kirchlichen Verwaltung Lasten übernehmen; es müssen Männer da sein, um Staatsgeschäfte zu führen, Andere, um in den Schulen und Kirchen zu lehren, weil Gott in diesem Leben mittels des evangelischen Lehramtes Sich die Kirche sammeln, den geselligen Verein des menschlichen Geschlechts durch die Obrigkeit pflegen und schützen, und die Menschen durch mancherlei Aemter, Geschäfte und Pflichten unter einander vereinigt wissen will, damit die Menschheit fortwährend in einem bestimmten gegenseitigen Verbande bestehe. Es würde uns jedoch unmöglich sein, ohne Gott, auf unsre eigne Kraft und Weisheit beschränkt, unsere besondern Verhältnisse zu leiten, oder die öffentlichen Angelegenheiten des Staats, der Kirche zu verwalten, zumal bei der gegenwärtigen furchtbaren Feindschaft und Bosheit des Teufels, der ohn' Unterlaß schaudervolle Verwirrungen im ganzen menschlichen Geschlechte anrichtet. Deßhalb ruft Jeremias (10, 23.) aus: „Ich weiß, Herr, daß des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in Niemandes Macht, wie er wandele, oder seinen Gang richte;“ als wollt' er sagen: Ich erkenne und erfahre es wohl, daß die Schwachheit der menschlichen Kraft so groß, so gewaltig der Grimm des Teufels ist, daß der Mensch, allein und auf sich geworfen, seinem Beruf nicht vorstehen kann, daß nur, wenn Gott ihm beisteht, sein Beruf glücklich und gesegnet ist. Das sollen wir recht erkennen, und uns antreiben, zu flehen, daß Gott uns regieren, und in unsern Berufsgeschäften uns beistehen, unsere Arbeit segnen, günstige Erfolge uns verleihen, daß Er der Wuth des Teufels Einhalt thun, und in den so traurigen Zerrüttungen, die wir in unsern Tagen überhand nehmen sehen, eine kleine Schar Sich retten und erhalten wolle, wie auch Jesaias (1, 9.) spricht: „Wenn uns der Herr Zebaoth nicht ein Weniges ließe übrig bleiben, so

wären wir wie Sodom." Diese so heilsame, und für alle Menschen in jedem Lebensverhältniß so nothwendige Lehre ist vorzüglich schön, und in den lichtvollsten, anschaulichsten Bildern im 127. Psalm ausgedrückt, dessen Hauptinhalt ist: Menschliche Anschläge und Arbeiten sind nicht glücklich noch heilsam, wenn Gott nicht hilft. — Er spricht, indem er von der Verwaltung des Hauses und des Staats je besonders redet, in Bezug auf jene: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen." Und in Ansehung der Staatsangelegenheiten sagt er: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst." Hierauf gibt er in wenigen Umrissen das Bild des bekümmerten, sorgenvollen Hausvaters und Staatsmannes, wenn Er spricht: „Es ist euch umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet*); d. h., auch angestrengte, rastlose Arbeit, alle Sorgen und Bekümmernisse der Menschen, die vor Tages Anbruch aufstehen und „ihr Brot mit Sorgen essen," sind durchaus vergeblich, wofern sie nicht Gottes Hilfe und Beistand erfahren. Als Gegensatz wird hinzu gefügt: „Seinen Freunden gibt Er's schlafend." Er nennt Gottes Freunde die, so Ihn fürchten und anrufen, und meint: Gott gibt, welchen Er will, und gibt so, daß Er ihnen bei wunderbaren Veranlassungen und wunderbarer Weise seine Segnungen bietet. Er macht ihnen die Arbeit selbst angenehm, und verleiht ihnen zugleich Selenruhe. —

Es folgt nun im Psalm eine Erweiterung jener Behauptung durch ein Beispiel: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." — Diesen Vers verstehe ich nicht bloß von Kindern und einer gesegneten Nachkommenschaft, sondern allgemeiner aufgefaßt, von ausgezeichnet begabten Menschen überhaupt; denn auch ein ausgezeichneter Krieger, oder Rathsherr, oder Künstler, in irgend welchem Fache, ferner wackere Lehrer, wohlhabende Bürger sind Geschenke Gottes; und wie durch Seinen Beistand ihre Geschäfte gelingen, so sind auch sie hinwiederum heilsame Werkzeuge im menschlichen Geschlecht. Dieß drückt der Psalm in einem treffenden Gleichnisse aus: „Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben." — Knaben, eine rüstige, wackere, kräftige Jugend, d. h. die hochgesinnten wackern Männer, welche Gott besonders erweckt, verfolgen

*) Nach dem Grundtext: „und spät zur Ruhe kommt." —

rasch und kräftig, gleich als Pfeile, ihr Ziel, und bemächtigen sich, durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch dringend, unaufhaltsam der glücklichsten Erfolge. — — Zuletzt folgt noch der Zuruf: „Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat;" d. h., glücklich der Staat, in dem es solche Männer gibt; wo solche hochgesinnte Männer als öffentliche Beamte, Räthe und Krieger eine Herrschaft schmücken, da ist ein glückliches Regiment, da werden leicht die Feinde abgeschlagen. — Denn es wird sogleich hinzu gesetzt: „der wird nicht zu Schanden, wenn er mit seinen Feinden handelt im Thor." Die Thore waren vor Alters befestigte Thürme und zugleich Versammlungsörter der Räthe; — der Sinn ist demnach dieser: eine solche Regierung unterliegt nicht, wird von den Feinden weder durch kluge Anschläge, noch durch Gewalt besiegt. — — Kehren wir jedoch wieder zu unserer evangelischen Erzählung zurück, welche uns in ihrem reichen Gemälde auch noch andere liebliche Züge vorhält. Denn daß bei dem glücklichen Fischzuge das Netz zerreißt, bedeutet, daß auch glückliche Erfolge mit manchen Gefahren, Beschwerlichkeiten und Hindernissen verknüpft sind, und daß Nichts von allen Seiten günstig ist. Unsere Unternehmungen gewinnen, auch wenn sie glücklich von Statten gehen, einen viel andern Ausgang, als unsere Berechnung war. Thukydides sagt in Beziehung auf den Krieg: „In keiner Sache entspricht der Ausgang unsern Absichten weniger, als in den Kriegen." Dasselbe gilt auch von andern Angelegenheiten, welche gemeinlich weit gegen unsere Berechnungen und Wünsche sich entscheiden. Ferner ist in jenem Gemälde auch das ein wohl zu beachtender Zug: Das Netz zerreißt wegen einer so großen Menge von Fischen. So ward zur Zeit Christi und der Apostel die Kirche aus dem Volke der Juden gesammelt. Darauf gingen die Fugen der mosaischen Verfassung aus einander. Ferner, es werden zwei Schiffe mit Fischen angefüllt; gleichermaßen ist die Kirche aus Juden und Heiden gesammelt worden.

Hieran schließt sich der andere Hauptpunkt:

Von der Gewissensangst und dem Troste des Gewissens.

Denn als Petrus dieses Wunder sieht, beginnt er zu erschrekken, wie denn der Mensch bei gar verschiedenen Veranlassungen, der Eine so, der Andere anders, zur innern Zerknirschung gebracht wird. Zakchäus befindet sich auf einem Baume, als ihn Christus

ruft, und nimmt Ihn gastfreundlich auf, als Er ihm zu erkennen gibt, Er wolle bei ihm einkehren. Da erwachen im Zakchäus nie empfundene Regungen der Gewissensangst, und darauf des Trostes. Er sieht auf seine Unwürdigkeit, und erbietet sich zur Wiedererstattung, wenn er fremdes Gut an sich gerissen. Als jene Sünderinn von Christus hört, geht sie hin zu Ihm, bringt ihre Schmerzen vor Ihn, deren Aufrichtigkeit sie mit ihren Thränen bezeugt, und vernimmt Seinen Trost. So sind die Veranlassungen zur Buße gar mannichfach, am gewöhnlichsten aber die, wenn der Mensch in irgend eine große Noth geräth; dann fallen ihm seine Sünden ein, mit welchen er diese Strafen verdient, und er beginnt in Schrecken und Angst zu gerathen; und aus diesem Grunde eben schickt Gott Strafen, damit die Menschen sollen zur Buße gerufen werden, wie Paulus sagt: „Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammt werden.“ (1. Kor. 11, 32.) So wird Manasse, jener grausame Tyrann und scheußliche Götzendiener, der die Propheten erwürgt und seine Söhne den Götzen geschlachtet hatte, in die Gefangenschaft weggeführt, und in dieser bekehrt er sich zu Gott, weil ihn nämlich diese Strafe an seine Sünden mahnt, und er nun in schmerzlicher Reue erkennt, durch dieselben das Mißfallen Gottes über sich gebracht zu haben. Bei einer andern Veranlassung aber geräth Petrus in Gewissensangst, nämlich bei dem Anblick des Wunders, indem er die Größe des gegenwärtigen Segens betrachtet, und mit demselben seine Unwürdigkeit vergleicht. Denn Gott ist durch dieses Wunder zugleich in ihm selbst wirksam, daß er erkennt, er, ein so großer Sünder, sei nicht würdig, daß ihm von diesem Herrn ein solches Geschenk zu Theil werde. Derselbe Petrus wird bei einer andern Gelegenheit während des Leidens zur Buße erweckt, da wo Christus ihn nach der Verläugnung anblickt. Da empfindet er auf Einmal die peinlichsten Schmerzen der Gewissensangst, so daß er hinaus gehet und bitterlich weinet; welche Thränen jedoch zugleich bezeugen, daß in ihm noch ein Fünklein des Glaubens glimmt, wie denn der Herr auch früher ihn getröstet hatte: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.“ (Luk. 22, 32.) So findet auch hier eine Mischung der Gefühle Statt. Es zeigt sich im Petrus eine ungeheure Angst und Bestürzung, verbunden mit Furcht und Schmerz bei dem Bewußtsein seiner Unwürdigkeit, wenn er dieselbe mit diesem

großen Wunder vergleicht. Darum ruft er aus: „Herr, gehe von mir hinaus; ich bin ein sündiger Mensch!“ Er überlegt nicht ganz, was er sagt, wie wir denn im Schmerz oft uns nicht bewußt sind, was wir reden. Es drückt jedoch diese ängstliche Bestürzung zugleich seine vor Gott fliehende Gewissensangst aus. Denn weil er selbst nicht aus dem Schiffe entfliehen kann, fordert er Christum auf, Sich von ihm zu entfernen. Es sind demnach Worte des zitternden und fliehenden Gewissens, und eben so sind die Schmerzen der Gewissensangst beschaffen; so lange wir nämlich in derselben ohne Glauben sind, suchet das Herz Gott nicht, sondern fliehet Ihn, und findet doch nicht, wo es sich vor dem Anblick des zürnenden Richters verbergen möge. Diese mit ernster Buße verbundenen Gefühle werden in verschiedenen Stellen der Psalme geschildert; so, wenn es heißt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist; und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? — Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor Deinem Dräuen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde“ (Ps. 139, 7. 38, 4.); und Hiskias ruft aus: „Er zerbrach mir alle meine Gebeine, wie ein Löwe.“ (Jesaias 38, 13.) Christus tröstet aber den bebenden Petrus, wenn Er spricht: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fahen.“ Mit diesem Trostworte richtet Er ihn auf, heißt ihn alle Furcht und alles Zagen ablegen, und glauben, daß ihm seine Sünden vergeben werden. Auch erwählt Er ihn zum Apostelamt, und verheißt ihm, daß er in diesem Berufe ähnlichen Erfolg haben werde, wie er gegen seine Hoffnung und Erwartung bei diesem Fischzuge gehabt, so daß ihm dieser Fischfang als Zeichen und Unterpfand seiner künftigen Erfolge im apostolischen Berufe dienen solle.

Obwohl nun Christus diesen Trost dem Petrus insbesondre ertheilt, der denn auch durch die Ergreifung desselben aus der Niedergeschlagenheit seines zagenden Gewissens aufgerichtet wird, so haben wir doch aus diesem Beispiele im Allgemeinen zu lernen, daß zu solchen innern Schmerzen Trost sich gesellen muß; wir sollen daher wissen, daß auch uns das Wort gilt: „Fürchte dich nicht,“ und eingedenk sein, daß das göttliche Gebot ein ewiges, unabänderliches, unwandelbares ist, auf daß wir an die Verheißung glaubea, und in solchem Glauben Gewißheit haben sollen, daß wir wegen des Sohnes Gottes Gnade finden, und daß durch Ihn und um desselben wil-

len uns Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und die Erbschaft des ewigen Lebens geschenkt wird, nach dem Ausspruche: „Von Diesem zeugen alle Propheten, daß durch Seinen Namen Alle, die an Ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.“ (Apostelg. 10, 43.) Sodann wollen wir jenes Wort Christi auch auf die Beruhigung derer anwenden, welchen die Verwaltung eines Amtes und Berufs obliegt. Christus spricht zu Petrus: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fahen,“ als wollt' Er sagen: Du, Petrus, wirst die Kirche verwalten; und es wird das Netz zerreißen; gewaltige Unruhen, furchtbare Gefahren werden eintreten. Du wirst gänzliche Auflösung, allgemeinen Untergang und Verwüstung, Vereitelung aller Mühen und Unternehmungen in deinem Berufe besorgen. Aber „fürchte dich nicht,“ wisse, daß auch dann Ich mit dir sein, und die Kirche, trotz des Widerstrebens und Gegenkampfes der höllischen Mächte, erhalten werde. „Denn,“ sagt Er ein ander Mal: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matth. 28, 20.) „Niemand wird Meine Schafe aus Meiner Hand reißen“ (Joh. 10, 28.); und: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es thun; Ich will heben und tragen und erretten.“ (Jes. 46, 4.) Diese süßen Trostworte muß man bei den gegenwärtigen und drohenden Zerrüttungen und Erschütterungen der ihrem Untergang zueilenden Welt festhalten und gewiß sein, Gott werde einige Reste der Kirche erhalten, und zwar werde Er nicht nur einzelne fromme Familien, sondern auch öffentliche Vereine in Seinen Schutz nehmen, damit die Verwüstung und Zerrüttung nicht allgemein werde. Wende nun Jeder solchen Trost auf sich besonders an. Wie durch Christi Beistand der Fischzug des Petrus glücklich und gesegnet war, so wird auch deine Mühe und Arbeit in deinem Berufe nicht umsonst sein, sondern gewiß mit einigem Erfolg dir lohnen, sollte auch derselbe erst dann sichtbar werden, wenn die Gefahr vorüber gegangen, und die Noth abgestellt oder gelindert sein wird, welche dich jetzt mit Sorge und Kummer erfüllt.

Zu Ende unsers Textes heißt es: „Sie verließen Alles und folgten Ihm nach;“ und Petrus spricht einmal: „Siehe, wir haben Alles verlassen, und sind Dir nachgefolget!“ (Luk. 18, 28.) Diese Worte darf man nicht in abergläubischem Wahne von gänzlicher Verachtung und Weg-

werfung des Eigenthums verstehen; denn Christus war nach diesem Vorfall bei Petrus, in dessen Hause, als Gast, wo Er auch die Schwiegermutter desselben vom Fieber heilte; und nach der Auferstehung Christi kehrten die Jünger zu ihrem Fischergewerbe zurück; sie besaßen mithin noch Schiffe, Netze und andere Werkzeuge als Eigenthum. Wir haben jene Worte vielmehr also zu verstehen: Sie verließen Alles, und folgten Ihm nach, in soweit nämlich ihr Beruf es gestattete; vorzugsweise gaben sie sich dem Apostelberufe hin; waren sie aber zu Hause, und nahm sie das Lehrgeschäft nicht in Anspruch, dann besorgten sie auch, so viel ihnen möglich, ihre häuslichen Angelegenheiten. Gleicherweise zieht auch der Krieger, oder auch ein Bürger, der Kriegsdienst zu thun sich genöthigt sieht, ins Feld, und folgt dem Heere, und läßt Habe und Eigenthum zurück; jedoch geht er dadurch des Seinen daheim weder verlustig, noch sagt er sich davon los; sondern er behauptet das Eigenthumsrecht und den Besitz, ungeachtet er nicht dafür Sorge tragen kann, weßhalb er auch seinen Sold erhält. Auf diese Art also zogen die Apostel den ihnen gewordenen Beruf ihrer äußern Habe vor. Von ganz anderer Art ist die Verachtung und Ablehnung des Eigenthums, welche die Mönche und die Wiedertäuferischen zur Schau tragen; diese ist durchweg abergläubisch. Gott hat das Menschenleben also geordnet, daß Jeder seinen eigenen Herd und seinen besondern Hausstand haben soll. Außerdem würden die Menschen nicht für das Wohl ihres Körpers sorgen, das Leben der Ihrigen nicht unterhalten können.

So haben wir denn aus der Erzählung in unserm Texte zu unserer Belehrung hauptsächlich zu merken, erstlich die Erinnerungen in Ansehung der Berufsverwaltung, daß wir uns nicht auf unsere Weisheit, Einsicht und Kräfte verlassen, aber hinwiederum durch vorkommende Schwierigkeiten und Hindernisse uns nicht entmuthigen lassen sollen. So wollen wir denn das in unserm Berufe uns befohlene Werk getreulich und mit Anrufung Gottes thun, gewiß, daß mit Seiner Hilfe unsere Arbeit und unser Tagewerk nicht vergeblich, sondern erfolgreich und gesegnet sein werde. Ferner laßt uns auch jenen andern Trost wahrnehmen; bei jeder Gelegenheit, welche in Bestürzung und Niedergeschlagenheit uns versetzt, wollen wir durch die tröstende Stimme des Evangelium uns aufrichten, auf dieselbe uns stützen, und nicht dem Schmerze uns überlassen, weil Schmerz ohne Glaube Flucht vor Gott ist, und das Herz, wenn es den Trost

nicht ergreift, zuletzt Gott sich entfremden muß. Ist es aber durch den Glauben wieder aufgerichtet, dann muß auch neuer Gehorsam, den göttlichen Geboten gemäß, folgen; denn das sind ja die wesentlichen Stücke der wahren Buße, wie ich immer von Neuem bemerklich mache: Schmerz und Trauer, Glaube, der bei dem Sohne Gottes Zuflucht sucht, und neuer Gehorsam. So wird auch hier von Petrus und den übrigen Jüngern gesagt: „Sie verließen Alles und folgten Ihm nach.“ —

Am neunten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 16, 1—9.

Die vorliegende Erzählung rügt die menschliche Nachlässigkeit in den Angelegenheiten unsers ewigen Heiles; ferner ist sie eine Belehrung über die Anwendung zeitlicher Güter, und zugleich die herrlichste Zusicherung der göttlichen Vergeltung für geübte Wohlthätigkeit. — — Zuerst also macht sie auf die Verkehrtheit der Menschen aufmerksam, welche nur um die gegenwärtigen vergänglichen Dinge besorgt sind, und das Ewige dabei vernachlässigen; denn sie tadelt jene blinde gränzenlose Sicherheit in den Herzen Derer, welche um das ewige Leben sich keine Sorge machen, und gar nicht an dasselbe denken „wie man siehet, daß die Leute dahin gehen in blinder, tiefer und schläfriger Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit in Ansehung Gottes und des ewigen Lebens.“

Die Dinge, welche die Menschen vorzugsweise beschäftigen, sind verschiedener Art. Dieser findet sein Glück in sinnlicher Lust, Jener in Reichthum, ein Dritter in äußerlichem Gepränge, und was des Dings mehr ist. Darüber wird Das versäumt, was der vorzüglichste Gegenstand ihrer Sorge sein müßte. Viele zersplittern ihre Zeit durch Nebendinge; Andere handeln geradezu schlecht; ein großer Theil des Lebens geht durch Nichtsthun verloren. Noch ist das nicht so böse, als das Letzte. Man unterzieht sich Geschäften, die weder befohlen, noch nothwendig sind, und versäumt Das, was befohlen und nöthig ist. So ist

im Allgemeinen das Leben aller Menschen; „wir sind Alle so toll und närrisch, wie ich's nennen soll." Suchen wir Beispiele dazu in dem gewöhnlichen Treiben an den Höfen, oder in dem der öffentlichen Beobachtung mehr entzogenen Privatleben auf; von beiden Seiten treten uns die beklagenswerthesten Belege entgegen. — — Aber auch unsere eignen Fehler wollen wir beherzigen. Jene Nachlässigkeit in Ansehung des Ewigen lassen wir uns Alle zu Schulden kommen, während Jeder in seinem irdischen Streben „die ganze Welt gewinnen möchte." — Das sollen wir wohl beachten, und unsre Herzen im Zaum halten, und uns zu der Ansicht vom Reiche Gottes je mehr erheben, welche wir nach Seinem Willen von demselben haben sollen. „Nun nimmt Christus den Haushalter, der ein schlechter Haushalter war, für sich," und sagt, daß er von seinem Herrn gelobt worden. Hier fragt sich's: Was wird denn an demselben gelobt? Das Allgemeine, was in seiner Handlungsweise bemerklich wird, sein vorsorglicher, betriebsamer Sinn, nicht aber die besondere Aeußerung desselben, nicht die Veruntreuung wird gelobt. Christus will uns an dem Beispiele jenes Diebes zeigen, mit welchem Fleiß diejenigen zu Werke gehen, welche nur sinnliche Güter erstreben, und erweckt uns zu Sorgfalt und Fleiß in der Erstrebung weit wichtigerer Güter, indem Er also schließt: Wenn die Menschen schon die Erlangung irdischer Güter sich so angelegen sein lassen, wie viel mehr sollte dieß in Ansehung geistiger Güter der Fall sein! — Wohl Manchen hat die Frauenliebe zum Thoren, die Ehrsucht Manchen rasend gemacht. „So ein großer Ernst ist es uns in denen Dingen:" in göttlichen Dingen hingegen sind wir völlig kalt und unthätig *). — — — Wie viele Beispiele rechtfertigen den Vorwurf, der hier der menschlichen Schwachheit gemacht wird, daß die Sorge für die geistigen Güter weit geringer, als die für die leiblichen ist! Wir sehen, daß alle Aeltern weit mehr darauf denken, ihren Kindern Geld und Gut zu erwerben, als darauf, ihnen heilsamen Unterricht zu ertheilen. Darum sagt Horaz:

„Lasset uns Gold vor Allem erstreben, ihr herzigen Bürger,
Nach dem Golde die Tugend!" (Epist. I, 1, 53.)

Die wichtigste Sorge müßte doch die sein, die Kinder aufzuziehen „in der Furcht und Vermahnung zum Herrn"

*) Das Folgende ist aus den in verschiedenen Jahren demselben Evangelium beigefügten Anmerkungen entlehnt und hier eingeschaltet.

(Eph. 6, 4.); und als erste Regel in Ansehung unsers häuslichen Berufs müßte gelten das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“ u. s. f.; aber wir kehren's um. Wir sehen, wie in den Zeiten drückenden Mangels oder großer Gefahren das Menschenherz sich ängstigt, wie schwer es ihm wird, einen zeitlichen Verlust zu überwinden. Der Eine wird durch diese, der Andere durch eine andere Erfahrung mehr oder weniger unangenehm berührt; wir sind jedoch allesammt so beschaffen, daß irdischer Verlust einen sehr schmerzlichen Eindruck auf uns macht. Wie Viele bringt eine erlittene Kränkung ihrer Ehre, oder unverdiente Schmähung zum Wahnsinn! Mit Einem Worte: Allen Menschen verursacht irdischer zeitlicher Verlust weit größern Kummer und Schmerz, als der Verlust ewiger Güter. Man sieht es ja, welche schmerzliche Unruhe, welche ängstliche Besorgniß das Herz des Menschen ergreift, wenn er darbt, oder Verlust an seinem zeitlichen Gute erleidet, oder wenn er sich der Verachtung ausgesetzt sieht. Cicero spricht: „Wenn du nicht mehr bist, wer du zuvor gewesen, wie kannst du dann wünschen wollen, länger zu leben?“ (ep. ad div. VII, 3.) Jene Bekümmerniß, jene Bangigkeit und Schmerz ist uns Allen wohl bekannt. Mit solchen Empfindungen nun sollten uns die Güter der Ewigkeit erfüllen. Aber wenn auch einmal eine Solche in uns wach wird, wie ist sie dann so schwach und vorübergehend! Sage mir, verursachen dir deine Sünden eine so schmerzliche Bangigkeit, wie dein Geld, wenn es dir nicht sogleich zu der bestimmten Zeit geschickt wird? Wahrlich, nein! jener Schmerz über die Sünde geht schneller vorüber, aber die peinliche Sorge um Geld und Nahrung haftet tiefer und fester. Wohl ist eine schwere Bürde die Armuth, und das Sprichwort sagt: „Armuth wehe thut;“ aber es sollte auch Schmerz über unsre Sünden in uns sein. Mit welcher Sorgfalt sucht man Verlust an zeitlichem Vermögen zu verhüten! Es müßte aber viel größer die Sorge sein, wie wir uns vor Sünden hüten können, als die Begierde, zeitliches Gut zu erwerben, ist. Es wird Jedermann gewaltig aufgebracht, wenn ihm Etwas entzogen wird; es sollte aber auch das uns mit Unmuth und Schmerz erfüllen, daß wir Sünder, daß wir so gar unrein, so geneigt zur Sünde sind. Laßt uns aber unsern Wandel bessern, und Gott darum anrufen, von Dem es heißt: „Wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!“ (Luk. 11, 13.) Solche ungöttliche Gesinnung, solche Entwei-

hung der menschlichen Natur, solche fleischliche Sicherheit in göttlichen Dingen rügt Christus im Evangelium. — —

Der zweite Hauptpunkt hat die Anwendung des zeitlichen Guts zum Gegenstande. Wir erkennen es als eine göttliche Einrichtung, daß Einige reich, Andere arm sind, und schon Salomo spricht: „Reiche und Arme müssen unter einander seijn; der Herr hat sie Alle gemacht." (Sprichw. 22, 2.) Gott will's also haben, und es muß auch also sein: wir können nicht Alle reich sein. Es muß jedoch Welche geben, die vor Andern begütert sind, „sonst könnte man im menschlichen Leben Nichts ausrichten." Aber es findet auch vielfacher Mißbrauch des Reichthums Statt. Ihrer wahren Bestimmung nach müssen zeitliche Güter verwendet werden, erstens: zur Beförderung der Ehre Gottes, wie schon heidnische Weise ausgesprochen haben, es müsse einzelne Reiche geben, um den Opfercultus zu unterhalten. Richtiger behaupten wir, daß von Reichthümern das evangelische Lehramt und die Kirche unterstützt werden müsse; zweitens bedarf es zeitlichen Vermögens, um den Unterhalt für uns und unsre Kinder zu bestreiten; drittens, zur Unterstützung des bürgerlichen Gemeinwesens; viertens, um den Armen, so viel wir können, Hilfe angedeihen zu lassen. Wenige aber wenden so ihr Vermögen an. Viele vergeuden ihre Habe auf thörichte Weise. Drum nennt Christus zeitliches Gut „ungerechten Mammon," weil immer einiges Unrecht sowohl im Erwerb, als Gebrauch dazu kommt. Wir verschwenden in den Genüssen der Tafel, der Italiener im Ehrgeiz und andern Eitelkeiten. So hab' ich einen Spanier gesehen, der stolzierte in einem goldgestickten Rocke einher, und wenn er essen wollte, ging er erst zum Brunnen, trank Wasser, fraß Sallat, obgleich er doch auch verhältnißmäßig seinem Leibe die gehörige Kost hätte reichen müssen. So macht im gemeinen Leben der Eine gern Einkäufe, der Andere reist gern und bringt auf Reisen Viel durch; ein Dritter baut gern, und macht auch auf diese Weise viel unnützen Aufwand; kurz, Keiner ist, der nicht auf irgend eine Weise sein Vermögen mißbraucht, und Niemand geht damit auf die rechte Weise um.

Der dritte Hauptpunkt handelt von der Vergeltung geübter Wohlthätigkeit. „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon," heißt es, „auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Wen nennt hier das Evangelium Freunde? Christum, und

die Armen, nämlich die Kirche, fromme christliche Brüder, darbende Geistliche, wahre Diener des Evangelium, arme Schullehrer, und dann auch andere Bedürftige. Zuerst macht euch Christum zum Freunde! Er ist der Aermste, Dürftigste auf der Welt. Seine Ehre ist auf eine schaudervolle Weise Preis gegeben. Dann die Diener des Evangelium und andere wirklich Bedürftige. Ich rede aber nicht von jenen wohlgenährten Bettlern, jenen schlauen, ränkevollen Buben! Wenn Christus hier spricht: „auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten," so kann dieß kaum dem Mißverstande ausgesetzt sein, als verliehen heilige Menschen das ewige Leben, als sei darin der Heiligendienst begründet. Christus redet nicht nur von jenem seligen Leben nach dem Tode, sondern von der Gemeinschaft aller Frommen in der Kirche, sowohl in diesem, als nach diesem Leben. Dann werden sie euch aufnehmen, verstehe Christus und die Heiligen. Christus wird euch aufnehmen, als der Geber der Seligkeit, die Heiligen als Seine Zeugen. Christus nimmt uns auf, so wie Er es kann, und jene auch nach ihrem Vermögen. Christus nimmt als der Geber des Lebens, als der Erlöser uns auf, und ertheilt uns Segnungen, theils in diesem, theils in jenem Leben. Denn es bleibt die Regel: „Gebet, so wird euch gegeben." (Luk. 6, 38.) Diese Erklärung gebietet das ganze Evangelium; denn Christus ist nicht im Widerspruch mit Sich, und thut mit nichten jener Lehre Abbruch, daß wir „durch den Glauben gerechtfertigt, Frieden hätten;" sondern die Heiligen nehmen auf in die ewigen Hütten, d. i. in die Gemeinschaft aller Frommen in der Kirche, weil sie für dieselbe beten, und in ihrem Gebete alle Diejenigen Gott empfehlen, welche gegen die Kirche wohlwollend gesinnt sind, und weil sie zu Gott flehen, daß Er Frieden, ruhige Zeiten und andere Güter verleihen wolle. Um der Kirche willen gibt Gott dem babylonischen Reiche Frieden (Jerem. 29, 7.); weniger Frommen wegen will Gott Sodom verschonen; um weniger wahrhaft Bußfertigen willen begnadigt Er Ninive. So nimmt Christus uns auf als die Ursache, indem Er das ewige Leben, durch Sein Verdienst erworben, uns gibt; die Heiligen nehmen uns auf durch ihr Gebet in diesem Leben, und indem sie in einem andern Leben von unsrer Wohlthätigkeit Zeugniß ablegen. Hast du einem Frommen Gutes erzeigt, so wird Gott ohne allen Zweifel dir wiederum Gutes widerfahren lassen. „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die

dich verfluchen." (1. B. Mose 12, 3.) „Wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, — wahrlich es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!" —

Am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Matth. 6, 24—34.

— In diesem Evangelium ist hohe Weisheit niedergelegt. Es ist schier unmöglich, die Fülle der erhabenen Wahrheiten gebührend auszusprechen, welche der Herr in demselben umfaßt hat. Die Weisheit Gottes redet hier. — Es verbreitet sich aber der Inhalt unsers Textes zunächst über folgende, hochwichtige, die vielfachste Anwendung im Leben findende Wahrheiten: Zuerst redet er von der allgemein herrschenden Sorge um die sinnlichen Lebensgüter, über welcher die Menschen die ewigen versäumen, und spricht in dieser Beziehung einen sehr schmerzlichen Vorwurf und Tadel aus. Er enthält aber auch auf der andern Seite einen sehr süßen Trost für die Frommen. Als der König Demetrius von den Atheniensern den Göttern beigezählt zu werden begehrte, traten Viele, welche durch diese entehrende Forderung sowohl, als auch durch die niedrige Schmeichelei Derer, die ihr beistimmten, empfindlich gekränkt wurden, voll tiefen Unwillens solchem schimpflichen Ansinnen entgegen. Da sprach der Redner Demades zu den Athenern: „Sehet wohl zu, daß ihr nicht, indem ihr den Himmel vertheidigt, die Erde verliert." Das war das Wort eines Höflings; aber wahrlich, es ist dieß auch der gemeinsame Wahn des größten Theils der Menschen, dem gemäß sie um des Zeitlichen willen das Ewige hintansetzen. Nur geschieht das nicht auf eine und dieselbe Weise. Es ist aber zu beklagen, daß der Mensch, ein so armseliges, gebrechliches, schwaches Geschöpf, um so unzuverlässiger, flüchtiger Dinge willen, Gott nachsetzt, da er doch nicht weiß, ob er den nächsten Augenblick noch leben, ob er die zeitlichen Güter, wornach er vor Allem trachtet, in deren Besitz er sein Glück setzt, an denen sein Herz haftet, nur noch

eine Stunde genießen werde. Solchen irdischen, fleischlichen, gottesvergessenen Sinn rügt und tadelt diese Predigt Christi; sie enthält aber auch auf der andern Seite wohlthätigen Trost für alle Die, welche Gefahren und Mühen um Gottes willen bestehen. Endlich schließt sie einige wichtige Lebensregeln daran, indem sie mit den Worten endigt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen." Und diese wollen wir kürzlich entwickeln. —

Es gibt eine gewisse Barbarei der Sitten. Sie ist Eins mit einem ungeregelten, unordentlichen Leben, welches zu dem geregelten, ordentlichen in einem Gegensatze steht, wie der Teufel zu Gott. In dem, was göttlich, ist Regel und Ordnung, es stimmt mit der Norm des Gesetzes überein; das Teuflische hingegen ist regellos, und außer der Norm der göttlichen Ordnung. Diese Wahrheit ist ganz in dem Ausspruch begriffen: „Sünde ist Gesetzlosigkeit." Der Mensch soll nach Regel und Gesetz leben. Gott hat aber dem Menschen eine Regel eingeschaffen; Er hat Seine Weisheit in ihn gesenkt, „daß sein Leben einer beharrlichen Regel unterworfen sei, daß er eine Ordnung habe." Gott hat Alles nach Ordnung gemacht, gleicherweise will Er, daß der Mensch nach Ordnung lebe, und hat ihm zu dem Zwecke nicht nur ein natürliches Licht verliehen, sondern dazu noch Sein Wort gefügt; Er hat Sich uns geoffenbart, und die Lehre des Gesetzes und des Evangelium uns gegeben, „daß wir regulariter sein sollen, daß wir nicht hingehen wie ein Hund oder unfläthig Viehe; wiewohl das Viehe dennoch auch bei seiner Regel bleibet," nur daß ein Thier mehr, das andere weniger einer bestimmten Ordnung folgt. — Der Mensch aber hat seine bestimmte Regel am Worte Gottes, und aus natürlicher Erkenntniß. Das göttliche Wort soll sein die Leuchte unsrer Füße; durch das Wort soll das Leben geregelt werden. Das gehet auch die Jugend an, denn der Psalm spricht: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach Deinen Worten." (Ps. 119, 9.) Es handelt dieser ganze Psalm von dem einen Gebote: Der Mensch lebe nach Gesetz und Regel, und Regel soll ihm das Wort Gottes sein. Barbarei aber „heißt das unordentliche Wesen, das ihr in vielen Menschen sehet, das keine Weise und Maß hat." Sie ist etwas Teuflisches; denn der Teufel ist der Urheber der Unordnung und Verirrung; Gott hingegen will,

„daß wir in einem ordentlichen Thun leben sollen." In jener sittlichen Barbarei lebt, „der da mit einem wilden, tollen, unsinnigen Kopf fort fährt," der da lebt ohne Recht und Gesetz, zügellos und ohne Bande der Zucht; „muß nur Alles wild und unfläthig sein, mit Fressen und Saufen und roher Wollust, mit Pochen, Scharren und was einem solchen Narren in den Sinn kommt."

Welches ist aber die oberste und vornehmste Regel für unser Leben? Es ist keine andere, als die: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes — so wird euch das Uebrige Alles zufallen." Oder wenn wir noch einige andere deutlichere Aussprüche dazu nehmen wollen, so ist die oberste und vornehmste und allgemeinste Lebensregel: „Uebe eine gute Ritterschaft. — Halte Glauben und ein gutes Gewissen!" (1. Tim. 6, 12. vergl. mit 1, 18.) Hierin liegen die Regeln, die wir täglich vor Augen haben sollen. „Es ist viel daran gelegen, daß sich ein Mensch gewöhne, sein Leben nach einer festen Regel und Norm zu ordnen." Die Grundlage aller Regeln aber ist das in den zehn Geboten ausgesprochene Gesetz. „Das ist die höchste und fürnehmste Regel." Das Gesetz muß hinwiederum durch das Evangelium gedeutet werden. „Da kommt denn die oben aufgestellte Regel: Uebe eine gute Ritterschaft," u. s. w. Diese bedarf einer ausführlichern Erklärung. Die zweite Regel ist also: Der Glaube wird durch das Evangelium bestimmt; das gute Gewissen durch das Gesetz. Die dritte Regel: Die zehn Gebote enthalten die Vorschriften in Ansehung des Berufs. — Sie stellen verschiedene Berufsarten und Stände auf. Da sind bei jedem Gebote die einzelnen in Betracht kommenden Tugenden, und eben so die entgegen stehenden Fehler einzuschließen. Der, welcher nicht arbeitet, macht fremdes Eigenthum zu seinem Raube, und ist ein Dieb; „er muß stehlen, wie wir sehen, wie es zugehet. Wer will mehr verzehren, denn sein Pflug kann erähren, der muß zuletzt verderben, und vielleicht am Galgen sterben." — Die vierte Regel ist: Diene treu deinem Beruf, und laß dich nicht von Ungeduld oder Verzweiflung überwältigen. — Die fünfte Regel heißt: Erflehe und erwarte von Gott im Vertrauen auf den Sohn, Beistand, gesegnete Erfolge und das ewige Leben. „Diese fünf Regeln merket;" steckt sie an die fünf Finger! „Das ist eben auch die Predigt Christi an diesem Ort: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon; sorget nicht; — trachtet

am ersten nach dem Reiche Gottes; — es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe." Wenn das Herz nicht durch den Glauben aufgerichtet und befestigt und auf Gott gestützt ist, „wo es nicht zu Gott steht," da ist ein ungeregeltes Leben, da ist das Herz ein unstät erregtes Meer; — „es siedet und wallet in ihm selbst, und fleußet hin und her." — Auf eine gar merkwürdige Weise wechselt im menschlichen Herzen die Ebbe und Fluth von unstäten Gedanken, Planen, Gefühlen. Was ist unbeständiger als das Menschenherz? Ist's doch wie ein Meer, da ein Sturm den andern jagt. Bald wird es von Liebe, bald von Haß, bald von Schmerzen, jetzt von Furcht, jetzt von Hoffnung gewaltsam aufgeregt. Ganz geringfügige Dinge sind es, welche die heftigsten Gemüthsbewegungen hervorbringen können. „Ein gering Ding ist es, das einen großen Menschen hoch betrüben kann." — Von dieser Unstätigkeit des menschlichen Herzens, von diesen heftigen Aufregungen, Bekümmernissen, Aengsten, welche aus verschiedenen Berührungen mit der Außenwelt und aus andern Ursachen hervorgehen, redet Christus. Das menschliche Herz kann nicht ruhig sein, wenn es nicht auf Gott sich stützt, wenn es nicht in Ihm, als seinem Grunde, ruht. — Wenn dort Moses Gott bittet, daß Er Sich ihm zeigen wolle, auf daß er Ihn schaue, so heißt ihn Gott auf einem Felsen, d. i. auf Christus fußen. Jesaias spricht: „Ein gottlos Herz kann keinen Frieden haben." (Jes. 48, 22.) Dieses bekannte Wort läßt sich vielfach anwenden. So ist das menschliche Herz, wenn es außer Gott ist, „wenn es nicht in den Regeln stehet und gehet, von denen ich geredet habe." Wenn der Mensch nicht jene Regeln zur Richtschnur seines Lebens macht, dann wird er von Sorgen um Unterhalt, äußern Schutz und Sicherheit, guten Namen und viele andere Dinge gepeinigt, „die Einem angelegen sind. Ein Hausvater, der Weib und Kind hat, und kein Brot im Hause, dem wird bange." Wenn der einsichtsvolle Bürger sich mit Krieg und den vielfachen Gefahren desselben umgeben, wenn er die Nothwendigkeit der Auswanderung, des traurigen Herumirrens auf fremdem Boden und das damit verbundene Ungemach vor sich sieht, da müssen wohl die peinlichsten Gefühle sein Inneres erfüllen. — Der weise und treue Pfarrer kann bei allgemeinen Gefahren nicht anders, als von den mannichfaltigsten Besorgnissen für seine Kirche ergriffen werden. Er beobachtet das Wüthen der Fürsten, die seltsamen Bestrebungen und Absichten Vieler. Der will diese, jener eine andere Re-

formation vornehmen. Er sieht die wüthenden Kämpfe der öffentlichen Lehrer, die Wankelmüthigkeit des großen Haufen, „daß er nicht weiß, wo er bleiben soll, wofern er nicht auf Gott gegründet ist.“ Solche Sorgen und Bekümmernisse müssen wir im Auge haben, wenn wir von dieser Predigt Christi reden wollen, die auch jene von uns oben als die vierte aufgestellte Regel in sich schließt: Diene treulich deinem Beruf, und laß dich nicht von Ungeduld und Verzweiflung überwältigen. An diese schließt sich der in der fünften Regel ausgesprochene Trost: Erflehe und erwarte Beistand von Gott, u. s. w. Durch unsre ganze Lebenszeit ziehen sich so manche und zwar große Widerwärtigkeiten; es treten Hindernisse und schwere Anfechtungen ein, die unsere Berufsbahn hemmen; „da fehlt's an Nahrung, da an andern Dingen.“ Der Eine seufzt unter dieser, ein Anderer unter einer andern Last. Hier beut nun Christus uns Trost, und sagt: „Sorget nicht! — es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Das sind Worte des Trostes, gegen die Ungeduld und Verzweiflung gerichtet. Gegen die Ungeduld, weil Viele, durch Schmerz und Ungeduld überwältigt, ihren Beruf verlassen; — gegen die Verzweiflung; denn Mancher denkt: Was willst du thun? Du bringst nur Unruhe und Verwirrung über das Land und gewinnst Nichts dabei. Es ist die größte Thorheit, seine Kraft an Bestrebungen zu setzen, bei welchen man keinen Erfolg erwarten kann, sondern nur gehässiger Beurtheilung sich aussetzt. Sokrates sagt, er habe Staatsgeschäfte geflohen, weil er gesehen, daß der Staat nur unter großen Unruhen, blutigen Kämpfen und Verbannungen einer Verbesserung fähig sei. Seht da, in welcher stürmischen Unruhe sich Die befinden mögen, die „viel prakticiren,“ um ihre Macht zu befestigen und sie auf alle Weise zu behaupten. Der Papst (Paul III.) erregt einen Krieg in Italien, um dem Concilium auszuweichen. Die Absichten des Einen sind denen des Andern schroff entgegen gerichtet. — Das sind Alles stürmische Bewegungen im Innern; „dieselben Leut' kennen nicht die Regel: „„Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe.““ Die große Angst läßt sie nicht ruhen, sondern sie häufen Unheil auf Unheil.“ — Gegen solches Alles beut Christus uns Seinen Trost. „Wir sind ja arme elende Leut';“ dennoch ist einem Jeden ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen; wir sollen lehren und lernen; der öffentliche Beamte soll die ihm Untergebenen regieren; der Hausvater soll seiner Familie vorstehen,

und auf seinem Posten bleiben, „er muß nicht davon laufen, wenn's Wetter kommt," wie Viele thun. Gegen dieß Alles ermahnt der Herr: „Sorget nicht für den andern Morgen!" ob auch an demselben die Früchte eurer Arbeit, und Unterhalt und Gesundheit gesichert sein werden. Was soll ich denn nun thun? Wie kann ich jene Sorgen fern von mir halten? Hier kommt die Regel: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes; — euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet." — Magst du auch in einer aufgeregten unheilvollen Zeit nicht aller Beunruhigung dich entschlagen können, nur laß den Muth nicht sinken; tritt ihr gekräftigt durch die göttliche Aufforderung und Verheißung entgegen: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." (Ps. 37, 5.) Das ist die fünfte Regel. „Ihr dürft nicht anders gedenken; es kann kein Mensch Ruhe haben, außer wenn zu Gott seine Zuversicht steht," wie Paulus sagt: „Der Friede Gottes regiere in euren Herzen." (Kol. 3, 15.) Das meinte ich, wenn ich als oberste Regel und Richtschnur des Lebens aufstellte: Uebe eine gute Ritterschaft, — halte Glauben und ein gutes Gewissen; d. h., befleißige dich einer reinen Erkenntniß Gottes, daß du wissest, wie Er will, daß du Ihn fürchten, und Ihm glauben sollst, daß Er um des Sohnes willen uns zu Gnaden annehmen, erhören, leiten und regieren will. „Da gehört die ganze Glaubenslehre dazu." Ferner: Habe ein gutes Gewissen, erwäge, welche Pflichten du üben sollst. Das zeigen die zehen Gebote. „Ein Jeglicher hat sein Amt;" die Hausmutter, daß sie ihre Kinder wohl erziehe, und in ihrem Hauswesen nach Kräften walte. Andere Pflichten hat der Gatte, andere der Rathsherr, andere der Geistliche, andere der Zuhörer, andere der öffentliche Staatsdiener, u. s. w. Welchem Beruf du auch angehörest, führe ihn mit Treue und Gewissenhaftigkeit; laß nicht durch schmerzliche Erfahrungen oder Ungeduld und Verzweiflung dir den Muth zur Ausdauer rauben. Aber wie mag ich, sprichst du, wie mag ich den Unmuth abwehren, und bei so vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten die Hoffnung nicht aufgeben? Darauf antwortet fünftens der Trost: Erflehe und erwarte von Gott Rath und Hilfe! Das ist auch die Regel im Psalm: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen." Dieß stehet auch hier: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes;" — „es ist

genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Auf sie weist die Schrift in vielen ähnlichen Stellen dich hin, wenn sie spricht: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn!" (Ps. 55, 23.) „Ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn." (1. Kor. 15, 58.) „Die auf den Herrn hoffen, werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion." (Ps. 125, 1.) — —

Dieser Regeln wollen wir stets eingedenk sein, die tiefe Weisheit Gottes, die sie enthalten, beachten, und unser Leben beharrlich denselben gemäß einrichten. „Es ist hier eine hohe Philosophie," wenn man Philosophie die hohe Weisheit nennen will, welche für alle Philosophen Gegenstand der Forschung ist. Denn was thun sie Anderes, als daß sie eben jene wichtige Frage über die Widerwärtigkeiten des Lebens verhandeln, und das möglichst beste Mittel dagegen suchen, „und kommen endlich dahin: Das Schicksal bestimmt das Leben, nicht die Weisheit; werden irre und wissen nicht, wie sie drinnen sind." — Keine Philosophie mag Den heilen, der feig und verzagt vor den Mühen und Widerwärtigkeiten des Lebens zurücktritt. Wir in der Kirche aber haben das Gebot Gottes und seine Verheißungen. Diese heißen uns treu unsern Beruf erfüllen, und den Erfolg Gott anheim stellen, gewiß, daß Er ihn zu unserm Besten lenken werde. — Zu diesem Vertrauen berechtigt uns die Geschichte der wunderbaren Erhaltung der Kirche und ihrer erhabenen Zeugen in den gefahrvollsten Zeiten und Umständen. — Wollte man aber einwenden, es fordere das Gebot: „Sorget nicht," etwas Unmögliches, und sei darum nicht als verpflichtend zu betrachten, so würde dem zu entgegnen sein, daß die Befolgung desselben mit Hilfe Gottes allerdings möglich ist. Nicht als ob man überhaupt von keiner Sorge berührt werden dürfe. Eine solche Vollkommenheit würde man von dem Menschen, eben weil er Mensch ist, vergeblich erwarten. Wir sollen uns nur nicht von den Sorgen überwältigen lassen, sondern dieselben durch den Glauben beherrschen, und sie dem Vertrauen auf Gott, der Erwartung seiner Hilfe und dem Gehorsam gegen Ihn unterordnen. Gott will, daß wir Seiner Gegenwärtigkeit und Kraft in unserer Schwachheit uns bewußt werden sollen. Christus setzt hinzu: „Der morgende Tag wird für das Seine sorgen," d. h., gibt es dennoch Etwas zu leiden, so vermehrt nicht unnütz eure Noth. Plautus sagt: „Wenn Einer einen guten Muth hat,

wird ihm das Unglück nicht halb so schwer;" — aber „er redet davon als ein guter Zechbruder." — Ihr seht, wie viel im Kranken Seelenstärke vermag, und wie sehr hingegen Sorge und Bekümmerniß die Kraft des Herzens bricht, wenn wir uns, der Vorschrift Gottes entgegen, peinigenden Besorgnissen überlassen. „Traurigkeit," spricht Sirach (30, 25.), „tödtet viele Leute, und dienet doch nirgend zu." Wir sollen eben in der Noth Gott unsern Gehorsam bewähren, nach dem Worte: „Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes" (1. Petr. 5, 6.), und nicht durch Hingabe in die Traurigkeit, oder durch Zweifel und Verläugnung des Glaubens unsere Noth häufen. Davon redet hier Christus, und wenn Er hinzu setzt: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe," so meinet Er damit, daß du in der Gegenwart, in deinem Berufe getreu, die Erfolge Gott überlassend, nicht „Uebel durch Uebel" vertreiben wollen, sondern an der gegenwärtigen Noth dir genügen lassen, und nicht noch mehr Uebel herbeiziehen sollst. „Es ist gemein, daß wenn Einer anhebt irre zu werden aus Sorge und Bekümmerniß, so thut er Eins über das Ander." So will David, nachdem er die Gattinn eines Andern sich ungerechter Weise zugeeignet, diese Verirrung verbessern, und läßt den Urias umbringen, damit die Sache verborgen bleiben sollte. „Man soll's nicht inne werden; ja es ist sehr wohl corrigiret!" — Nicht zu zählen sind die Verirrungen, zu welchen die Menschen wegen gehoffter oder gefürchteter Möglichkeiten sich hinreißen lassen, die doch nie wirklich werden. Drum soll eben ein Jeder in der Gegenwart thun, was recht ist, und sich weder durch thörichtes Hoffen oder Fürchten von seinem Berufe oder irgend einem guten Vorhaben abziehen, noch seinen Muth in den Schmerzen gegenwärtiger Uebel untergehen lassen. Kämpfen sollst du vielmehr mit deinen Schmerzen, und dich aufrichten im Glauben an den Sohn Gottes, und überzeugt sein, daß Er für dich sorgt, daß Er am Steuer sitzt, und als Beschützer und Helfer mit in diesem Nachen ist. „Zu allen Zeiten" spricht Irenäus, „war „„das Wort"" bei dem Geschlecht der Menschen." Stets ist Er der Hüter Seiner Kirche gewesen, wie Er selbst spricht: „Niemand wird Mir Meine Schafe aus Meiner Hand reißen." (Joh. 10, 28.) Durch solchen Trost wollen wir uns bei den jetzigen Gefahren ermuthigen, und auf dem Felsen, Christus, stehend, der Hilfe Gottes harren. —

Das Wort „Mammon" bedeutet Reichthum. Die Frage, ob es erlaubt sei, Reichthum zu erstreben, ist zu bejahen; nur muß solches Streben ein geordnetes Streben sein. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Du sollst Gott mehr lieben, mehr fürchten, Ihm mehr vertrauen, als irgend einem Geschöpfe. Dann, nach Gott und in der rechten Ordnung magst du auch Reichthum suchen, eben so Nahrung und Unterhalt, guten Namen und alle äußern Lebensgüter; Alles nach Gott und in der gehörigen Ordnung, so daß du nicht gegen das Gebot Gottes sündigest, und des Glaubens verlustig gehest. Darum steht hier das Wort: Gott und dem Mammon dienen, gleich als wollte Christus sagen: der Mammon soll nicht ein deinen wahren Herrn bestreitender Herr über dich sein. Er will nicht die Betriebsamkeit und den Fleiß in der Erwerbung der Mittel zum Unterhalt beschränken, es soll aber Furcht und Liebe Gottes, Glaube und Hoffnung auf Ihn ein reines helles Licht darüber verbreiten. Deßhalb wird auch gesagt: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet." — „Gott weiß wohl, daß wir müssen Hüttlein haben und für unsre kleine Kinder warme Stuben" u. s. w.; das gibt Gott auch, wiewohl auch Züchtigungen nicht ausbleiben. Aber Er ist auch in Seinem Zorne Seiner Barmherzigkeit eingedenk, und lindert und mildert dieselben, wenn wir Ihn, wie Er es will, anrufen. Auch in dieser Beziehung heißt es hier: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes," u. s. w. Hierin ist die ganze Lehre des Evangelium, Erkenntniß, Furcht, Verehrung Gottes, Hoffnung, Glaube, Gebet zusammengefaßt. „So wird euch solches Alles zufallen," d. h., ihr werdet Wohnung, Unterhalt, äußern Frieden, Gesundheit haben. Und kommt auch ein Leiden, tragt's geduldig, und bittet Gott, daß Er es lindere. Vermehrt eure Noth nicht selbst, „es wird wohl kommen ohne das." —

Am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Luk. 7, 11—17.

— Wunder werden erzählt, um 1) Zeugnisse der Lehre, 2) Zeugnisse der Verheißungen zu sein, und 3) zur Anwendung zu ermahnen. Das ist das Vornehmste in Seiner Geschichte, daß die Kirche Zeugnisse hat, daß diese Lehre von Gott geoffenbart ist, und solche Zeugnisse, welche der Teufel nicht nachahmen kann. Alle Religionen, auch die falschen, haben ihre Wunder, weil der Teufel auf's listigste die Werke Gottes nachahmt, — — aber er kann doch nicht alle Werke Gottes nachahmen.

Keine Religion hatte Todtenerweckungen; sie sind der Kirche eigenthümlich. — Todte wieder beleben ist allein Gottes Werk. Kein Geschöpf vermag dieß nachzuahmen. Wenn Elias, Elisa und die Apostel Todte erweckten, so that dieß Gott durch Seine Macht, und auch Christus weckte durch göttliche Kraft Todte auf; es war dieselbe jedoch Seine eigene, weil nur die Schöpferkraft Solches thut. Jene Todtenerweckungen aber bezeugen die Lehre, welche Christus, Elias, Elisa und die Apostel vorgetragen, denn sie sind Zeugnisse, daß Gott der Urheber und Bestätiger derselben ist. Wir sollen es wohl erwägen, wie hochwichtig es ist, daß Gott also Sich geoffenbaret hat, zugleich aber auch beherzigen, daß nicht umsonst der Naturlauf an eine bestimmte Ordnung gebunden worden, daß jedoch jene gesetzmäßige Entwikkelung der Natur von den Wundern, als außerordentlichen Wirkungen zu unterscheiden ist. Wiewohl die Ordnung selbst auch ein Zeugniß von Gott ist, so hat Er doch vornehmlich auch aus dem Grunde eine beharrliche Ordnung der Natur begründet, damit Er, indem Er auf verschiedene Weise Seine Wirksamkeit erweist, als der Herr der Natur sichtbar werde. Gott thut Beides; Er erhält eine gesetzmäßige Ordnung in der Natur; Er hat dir befohlen, du sollst essen. Thätest du das nicht, so würdest du bei übrigens gleichen Verhältnissen zu Grunde gehen, zumal wenn du aus Vorwitz der göttlichen Anordnung nicht Folge leisten wolltest. Zuweilen aber erweist Er Sich in Wirkun-

gen, die sichtbar aus dem gesetzmäßigen Naturlaufe heraus treten, damit Seine Herrschaft über die Natur anschaulich werde, und damit wir wissen sollen, daß Er, als Herr der Natur, Solches thue und bewirke, „daß wir wissen, wo es herkomme," d. h., um uns von dem Dasein eines allmächtigen und noch weit höhern Wesens, als die allgemeine, nach beharrlichen Gesetzen geregelte Kraft der Natur ist, wiewohl auch diese von Gott ist, zu überzeugen. Diese Ordnung in der Natur sollen wir nun mit Aufmerksamkeit wahrnehmen, und wissen, daß sie auch zu dem Zwecke gegründet worden ist, um ein Zeugniß von Gott zu sein. Es gewinnt aber dieses Zeugniß größere Klarheit, wenn man es mit den entgegengesetzten vergleicht, wie denn überhaupt durch die Vergleichung des Gegentheils Alles klarer und lichtvoller wird. Wenn wir Handlungen von entgegengesetzter Beschaffenheit wahrnehmen, dann steht der Urheber Beider vor unsern Augen: eben jener allmächtige Schöpfer, der die gesammte Natur in Seiner Hand beschließt. Zugleich müssen wir den Satz, der von der höchsten Wichtigkeit ist, beherzigen, daß Gott ein unbedingt freiwaltendes Wesen ist. Im Naturlaufe und in der allgemeinen Ordnung der Dinge treten oft Verknüpfungen von Umständen ein, die der Mensch nicht zu entwirren vermag; doch Gott schreitet ein, und mildert die unwandelbar strenge Ordnung, und viele Menschen werden täglich durch große Wunder errettet, die wir oft gar nicht wahrnehmen. Es kann aber gewiß Jeder in seiner Geschichte solche traurige Lagen auffinden, in denen ihm jenes Wort des Psalm Erfahrung wurde: „Wo der Herr nicht bei uns wäre, so ersäufete uns Wasser; — so verschlängen sie uns lebendig." — „Du erhebest mich an den Thoren des Todes, auf daß ich erzähle alle Deinen Preis." (Ps. 124, 1. 4. und 9, 4.) Das wollen wir bei unserm Gebete festhalten, wo uns oft solche Gedanken stören: Ach, was betest du? Ist doch das Alles nach unabänderlicher Ordnung so bestimmt, und es geschieht, wie es einmal bestimmt und angeordnet ist. Aber eben so gewiß waltet Gott mit unbeschränktester Freiheit, und lenkt und ermäßigt den allgemeinen Lauf der Natur, den du dir denkst, und doch nicht völlig verstehst, in vielen Fällen nach besondern Umständen. Wir haben nicht einmal eine vollkommene Einsicht in die Leitung der Natur, um wie viel weniger können wir die übrigen Werke Gottes wahrnehmen und verstehen! — Das ist die oberste Wahrheit in dieser Geschichte, und

wir dürfen solche Zeugnisse nicht gering achten, sondern sollen Gott für jene Offenbarungen danken. —

Unser Evangelium versetzt uns nach Nain, in dem reizenden Galiläa, nahe bei dem Berge Thabor, — und es ist wohlthätig und erhebend bei der Betrachtung der Oertlichkeit gleichsam die Spur Christi einzunehmen, wo Seine Füße gewandelt, als Er jenen Jüngling vom Tode erweckt, und so gleichsam gegenwärtig und als Augenzeuge jene Wunderthat zu schauen, in welcher sich Seine Gottheit dem Menschengeschlechte offenbarte. Christus zeucht nicht daher wie Alexander, mit 100,000 gerüsteter Mann," und dennoch hat Er eine große Zuschauermenge um Sich, denn es muß das Evangelium Zeugen haben; „es müssen Zeugen sein," daß Gott auf solche Weise dem menschlichen Geschlechte Sich kund thut. Solche erhabene Werke Gottes nicht betrachten, oder bei dem Nachdenken über dieselben keinem tiefern Eindruck Raum geben wollen, wahrlich, das verräth die gräulichste Stumpfheit! Möge Gott unsre Herzen zu ernster fruchtbarer Betrachtung wenden, „daß wir nicht so grob und wild sein, wie itzt die Welt ist!" — Kehren wir denn zur Geschichte zurück, in welcher, wie schon gesagt worden, ein solches Werk uns entgegen tritt, welches keine Kreatur, weder Engel noch Teufel nachzuahmen im Stande ist. Darum ist es ein Zeugniß, welches in uns die Ueberzeugung bekräftigt, daß die im Evangelium dargebotenen Verheißungen der Wille Gottes sind, und daß Gott, wie Er in Seinen Verheißungen gesprochen, die Kirche sammeln und erhalten wolle. Nächst dieser Hauptlehre gibt es auch einige eben so wichtige und wesentliche Erinnerungen, wie die sogleich im Evangelium gegebenen: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten" (1. Mos. 3, 15.), und: „dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß Er die Werke des Teufels zerstöre." (1. Joh. 3, 8.) Diese Todtenerweckung beweist aber eben, daß der Sohn Gottes gekommen ist, um den Tod aufzuheben und die Ursache des Todes zu vernichten; denn durch die Sünde ist der Tod. Beide sind das Werk des Teufels, und daß der Sohn Gottes diese zerstört, daß Er dem Tode die Macht genommen hat, daß Er uns durch dieses Leben trägt, und einst das unvergängliche Leben uns schenken wird; dieser hohe Trost wird uns in dieser Wunderthat bestätigt.

„Nun steht die Mutter vor uns in großer Bekümmerniß." — — Das arme Weib ist eine Witwe und hat nur diesen

einzigen Sohn. Er stirbt als Jüngling. Welchen Schmerz sie bei seinem Tode empfunden, das können nur Die sich vorstellen, die selbst Aeltern sind, und die heiße unaussprechliche Liebe der Aeltern zu den Kindern kennen, welche in ihrer erhabensten Bedeutung als ein Zeugniß von der Liebe Gottes gegen den Sohn, und gegen uns Menschen aufzufassen ist. Je größer aber die Liebe der Aeltern zu den Kindern, desto größer ist ihr Schmerz, wenn sie dieselben unglücklich, oder durch den Tod sich entrissen sehen. Darnach ist die Größe des Schmerzes jener Mutter zu bemessen. Der Sohn Gottes wird dadurch in Seinem Innersten bewegt, „es jammerte Ihn derselbigen," sagt der Text (das griechische Wort drückt das tiefinnerste Ergriffensein, das schmerzlichste Mitgefühl, das tiefste Mitleid aus), und Er sprach zu ihr: „Weine nicht!" Dieß führt uns auf

den Unterschied zwischen philosophischen und evangelischen Trostgründen bei dem Tode geliebter Menschen.

Wir finden der erstern viel bei Cicero, Plutarch und Seneka. Sie sind aber von den christlichen Trostgründen wohl zu unterscheiden. Sechs Hauptquellen sind es vornehmlich, aus welchen die Philosophie ihre Trostgründe entlehnt: Die Nothwendigkeit, der Tugendwerth, das gute Gewissen, das Beispiel, die Endabsichten, und die Vergleichung möglicher Fälle. Wenn Cicero Jemand im Bürgerkriege tröstet, so schließt er erstlich von der Nothwendigkeit. „Das ist gleich, als wenn man einen Dieb an Galgen führet, so sagt man: Es kann nicht anders sein! Das ist ein jämmerlicher Trost. Es thut Einem so viel desto unsanfter, daß es also sein muß." Es wird jedoch dieser Trostgrund deßwegen vorgetragen, damit wir nicht den Schmerz durch fruchtloses Widerstreben vermehren. „Beim Weinen und Klagen kommt Nichts heraus," sagt Homer; das ist die Nothwendigkeit. Ein zweiter Hauptquell ist der Werth der Tugend. Der Mensch soll in der Ueberzeugung handeln, daß die Tugend besser, als alle andern Güter ist, und deßhalb nicht gegen die Tugend handeln. Cato, indem er sich entleibt, handelt gegen die Tugend, gegen die Gerechtigkeit; er hätte seinen Schmerz mäßigen müssen. Cicero sagt in Beziehung darauf, man müsse den Schmerz brechen, wenn er gegen die Tugend, gleich als gegen eine Klippe anstoße, d. h., der Mensch muß Gegenwart des Geistes auch bei widrigen Umständen behaupten. Es ist schön, wenn der Mensch mitten im Unglück Selenruhe sich bewahrt.

„Des Weisen Würde überstrahlt das Ungemach.“

sagt der Vers, und Aristoteles spricht: „Das Schöne leuchtet im Unglück.“ David läßt sich durch die Verbannung nicht aus seiner innern Haltung werfen; er legt nicht, wie Saul, die Hand an sein Leben, sondern handelt in Allem, wie es dem wahren Manne geziemt. Mit Ruhe und Fassung erwartete Sokrates den Tod.

Der dritte Quell der philosophischen Trostgründe ist das gute Gewissen. Dieses ist ein großer Trost, während hingegen das böse Gewissen das Uebel verdoppelt. Die äußere Noth ist an sich schon ein Uebel; aber es tritt noch ein inneres Uebel hinzu, nämlich die Gewissensqual, welche das Wesen des ewigen Todes ausmacht. Trefflich sagt der Dichter:

„Wahrlich es hat einen Werth, im Unglück ledig der Schuld sein.“
„Denn wie Jeglichem ruhet im Innern der Thaten Bewußtsein,“
„So empfindet im Busen die Furcht er, oder die Hoffnung.“
(Ovid. Fast. I. 484.)

Die vierte Trostquelle ist das Beispiel. „Wenn Einer allein leiden soll, wird's zumal schwer;“ wenn aber Viele leiden, so bestimmt uns die Gleichheit mit Andern, daß wir unsere Last leichter ertragen, weil Gleichheit Gerechtigkeit ist. Das ist nun freilich auch so ein Trost, wie ihn das Sprichwort hat: Ein allgemeiner Schiffbruch ist für den Einzelnen Trost. Wenn ein allgemeines Uebel kommt, dann fordert uns das Beispiel auf, unsern Schmerz zu mindern, „wenn's schon unsanfte thut.“

Fünftens sucht die Philosophie Trost im Hinblick auf die Endabsichten, nämlich, daß oft der Nachtheil des Einzelnen Vielen zum Nutzen gereicht, wenn z. B. der Krieger im Kampfe für das Vaterland umkommt.

Der sechste Trostquell ist die Vergleichung möglicher Fälle. Es ist besser, in der Schlacht fallen, als in schmähliche Knechtschaft gerathen. Man vermeidet in dieser Welt kein Uebel, ohne andern Uebeln und Nachtheilen sich auszusetzen. Einer wähle, was er wolle, er geräth dennoch in einige Widerwärtigkeiten. Man könnte noch einen siebenten Quell des philosophischen Trostes hinzusetzen, nämlich die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs. Doch ist diese Hoffnung gar sehr unsicher und zweifelhaft. So heißt Theokrit den Battus nur getrost hoffen,

„Weil morgen vielleicht sich günstiger zeige das Schicksal.“

„Also sind alle diese Trostgründe nur klägliche Todtenlieder; ist kein rechter Trost, gibt kein Leben noch Freude.“

Wenden wir uns darum zu den christlichen Trostgründen. Da haben wir vor Allem zwei Trostgründe hinzuzufügen, die dem Christenthum wesentlich eigen sind, nämlich das Bewußtsein der Gegenwärtigkeit Gottes; das fasset Viel, weil darin zugleich die Vergebung der Sünden begriffen ist, — und die gewisse Hoffnung der endlichen Befreiung oder Erleichterung. Aus diesen beiden Trostquellen fließt neues Leben. Der philosophische Trost ist bloß ein gesetzlicher, nicht ein evangelischer; doch findet in der Kirche auch der gesetzliche Trost heilsame Anwendung. Er verweist auch zuerst auf die Nothwendigkeit; aber diese Nothwendigkeit wird in Beziehung auf den Willen Gottes aufgefaßt. Diese Frau soll denken: Dein Sohn ist gestorben nach dem Willen Gottes, und du sollst Gott willig sein, zu Folge dem Worte: „Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes." (1. Petr. 5, 6.) „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthiget hast, daß ich Deine Rechte lerne." (Ps. 119, 21.)

Die Würde der Tugend „ist auch fein." Christen sollen nicht gegen die Gerechtigkeit handeln, sollen Nichts im Schmerze begehen, was den Vorschriften Gottes zuwider ist. Mir begegnen oft Sachen, die mir weher thun, als der Tod; dennoch darf ich mir deßhalb nicht das Leben nehmen; ich darf mich nicht schimpflich wegwerfen, darf Nichts gegen den Wohlstand begehen. „Seid nicht traurig wie die Heiden," sagt Paulus, „die keine Hoffnung haben.." (1. Thessal. 4, 13.) Wir sollen uns dem Schmerze nicht hingeben, sondern demselben widerstehen, denn „die Traurigkeit tödtet viele Leute, und dienet doch nirgend zu." (Sirach 30, 24.) Nicht dem Schmerz uns überlassen, sondern ihn bekämpfen sollen wir, und den Frieden Gottes uns bewahren, daß derselbe „in unsern Herzen regiere," und: „stille sein dem Herrn." (Kol. 3, 15. Psalm 37, 15.)

Auch das gute Gewissen mildert den Schmerz des Christen. „Wenn ich weiß, daß ich nicht wegen eigener Vergehungen leide, so leide ich mit desto ruhigerem Gemüth." Aber hier muß der Trost des Evangelium eingeschaltet werden, und zwar erstlich das Bewußtsein der erbarmenden Nähe Gottes, daß nämlich Gott in Wahrheit bezeugt, Er wolle den Bekümmerten und Angefochtenen beistehen, nach dem Worte: „Wo wird der Herr wohnen, außer bei denen, so zerschlagenen, demüthigen Geistes sind?" (Jes. 57, 15.) Wenn

du nun in großer Traurigkeit bist, wenn du dich von der ganzen Natur ausgestoßen wähnst, so bist du dennoch Gottes Wohnung, wofern du nämlich im Gebete Ihn ergreifst, nach dem Worte: „Rufe Mich an in der Noth!“ (Ps. 50, 15.) Diese Gewißheit der erbarmenden Nähe Gottes schließt zugleich die Gewißheit der Vergebung der Sünden und der Hilfe oder Linderung in sich. Es erfolgt dieß nach einem nothwendigen Zusammenhange. Jonathan ist fest überzeugt, daß Gott mit ihm ist, daß ihm alle seine Sünden vergeben sind; er empfindet, daß ihm der schwere Gang zum Tode erleichtert wird, zumal da er nicht, wie sein Vater, diese Todesart verschuldet hat, sondern nach einem besondern Rathschluß Gottes auf diese Weise der Erde entnommen wird. Hieran laßt uns noch einige Sprüche schließen: „Der Herr ist nahe Allen, die Ihn anrufen.“ (Ps. 148, 18.) „Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind.“ (Ps. 34, 19.) Christus bekräftigt dieß durch Sein Beispiel. Er tröstet das Weib, und bestätigt durch die Wiederbelebung des Jünglings selbst die Wahrheit der Verheißung. Dazu muß aber auch die Hoffnung der endlichen Befreiung von allem Uebel kommen. Gott will die Noth, die in der Zeit dich drückt, mildern, und endlich dich ganz frei von derselben machen und das ewige Leben dir ertheilen. Jonathan weiß, daß er in das ewige Leben hinüber geht. „Dieß ist ein rechter Trost,“ weil der Gegenstand desselben ein unbedingtes, und zugleich ein dauerndes, unvergängliches Gut ist. So versichert auch Hiob, daß zu Gott seine Hoffnung stehe, auch wenn Er ihn tödten sollte. (Hiob 30, 23, vergl. 19, 25.) An diese wahren christlichen Trostgründe mag man noch anschließen das Beispiel: Wenn Christus Leiden erduldet hat, so wollen auch wir dulden und tragen wie Er. Ferner die Endabsichten: Wir wollen zur Ehre Gottes der Leiden Bürde tragen, damit Gott erkannt und verherrlicht, und der Nächste durch unser Beispiel befestigt werde, ja damit auch wir, wenn wir in den Tagen der Noth zu Gott beten, Ihn immer vollkommener erkennen. Endlich noch die Vergleichung möglicher Fälle in der Zukunft: Wäre Jonathan nicht in jener Schlacht umgekommen, so würde er vielleicht wegen des Königsthrons mit David in Streit gerathen und darin umgekommen sein. Gott beschloß, ihn gnädig hinweg zu nehmen, um ihn vor einem solchen Ende zu verwahren. Denn es würden ohne Zweifel ränkevolle Verleumder Eifersucht und Zwietracht

zwischen diesen beiden edlen ausgezeichneten Männern angefacht haben. Auf diese Weise sollen wir die Uebel der Gegenwart tragen, und immer denken, daß uns, wenn wir gerade dieser Noth entgangen wären, vielleicht eine andere weit größere würde betroffen haben.

Also sehen wir, daß auch in der Kirche der Trost des Gesetzes seine Stelle einnimmt. Vor Allem aber ist der Trost des Evangelium ins Auge zu fassen. Jene Mutter, obwohl sie trauert um den Sohn, weiß doch, daß er in der Hand Gottes, und darum nicht gänzlich ein Raub der Vernichtung geworden ist. Es tröstet sie aber Christus auf eine ganz besondere Weise. Er ruft ihren Sohn ins Leben zurück. Wohl werden wir zu diesem Leben nicht Alle wieder erweckt, aber es ist dieß auch nicht nothwendig, da ja die Menschen für ein anderes Leben geschaffen sind. Genug ist's, daß solche Beispiele zur Bekräftigung der evangelischen Verheißungen vorhanden sind. —

Noch zwei sehr bedeutungsvolle Umstände sind zu berühren. Christus tritt hinzu, und rührt den Sarg, d. h. den Tod an, und heißt ihn still stehen. „Ist zumal ein schönes Bild;" der Sohn Gottes ist der Mann, der dem Tode Stillstand gebietet, d. i., seinem Walten ein Ende macht! Er rührt den Sarg an, d. h, er übernimmt die Leidenslast, und duldet härter, als kein Anderer im menschlichen Geschlechte. Er unterwirft Sich dem Vater, erniedrigt Sich unter alle Menschen, empfindet größere Schmerzen, als kein anderer Mensch; dennoch aber ist Er des Todes Besieger, wie der Prophet spricht: „Tod, Ich will dir ein Gift sein; Hölle, Ich will dir eine Pestilenz sein." (Hoseas 13, 14.) Wir dürfen nun mit Recht der festen Ueberzeugung sein, daß um des Sohnes Gottes willen und durch Ihn die Sünde weggenommen und das Leben uns wiedergeschenkt wird, und wenn wir nur durch diesen Glauben uns aufrichten, dann wird uns die Wahrheit des Wortes eigne, unmittelbare Erfahrung: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und Den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." (Joh. 17, 3.) „Die Lehr' sollen wir wissen und practiziren in wahren schmerzlichen Bußkämpfen."

Ferner wird gesagt, daß Er ihn seiner Mutter gegeben. — Sie hatte durch seinen Tod alles Eigenthumsrecht an ihn verloren. Wenn du einen, von den Türken gefangen weggeführten, übrigens dir unbekannten Menschen, denselben wieder abgewän-

nest, so wäre er dein; du hättest gleiche Gewalt über ihn, wie Jener, dessen Gefangener er zuvor gewesen. Gleichermaßen ist auch jener wieder belebte Jüngling von Christo aus der Gefangenschaft gewonnen, d. i. dem Tode entrissen worden. Christus hat ihn dem Tode abgefangen und dem Leben wieder gegeben; er ist Sein. Doch der Sohn Gottes eignet Sich Nichts zu, was dem Staate oder dem Hauswesen angehört. Er gibt den Sohn seiner Mutter wieder, weil Er ja kein Lebensverhältniß, sei es ein bürgerliches oder ein häusliches, stören will. Er setzt ihn wieder in sein Haus, damit er sowohl gegen seine Mutter, als auch gegen den Staat, dem er angehört, seine Pflichten erfülle. „Ist auch ein fein Bild." Der heilige Gottessohn weist dem Einen in der Kirche, dem Andern in der Staatsverwaltung, einem Dritten innerhalb des Hauses seinen Wirkungskreis an; da sollen wir auch arbeiten. Er gründet nicht ein neues Reich in diesem Leben; Er übergibt dich deinem Vater, daß du Ihm in deinem Berufe Folge leisten, in Kirche, Staat oder Haus Ihm dienen sollst. Denn in jedem dieser Berufskreise will Er, daß der Glaube geübt und befestigt werden soll. — So wollen wir denn mit Ernst und Treue unsern Beruf umfassen, sollte er auch manches Widerwärtige mit sich führen, wollen in unverfälschter Lehre bleiben, ein unbeflecktes Herz, das nicht mit schmerzlichen Wunden zum Gebete sich schickt, uns bewahren, und in stiller Anspruchslosigkeit unsre Lebenspflichten erfüllen!

Auslegung des sechzehnten Psalms.

— — Unter den übrigen Zeugnissen, daß die heil. Schrift das Leiden, den Tod und die Auferstehung des Messias vorherverkündige, führen die Apostel auch diesen Psalm an. Ohne jetzt zu untersuchen, ob David hier vom Leiden Christi, oder von seiner eigenen Person rede, wollen wir den Aposteln folgen. Mag auch Manches darin auf David passen, so deuten doch die Apostel denselben auf Christus; auf Christus wollen auch wir ihn deuten, weil er einige ganz besondere Angaben enthält, die

auf einen Andern entweder gar nicht, oder doch nicht zunächst und in der Hauptsache Anwendung leiden; sondern durch den Messias und um des Messias willen ist auch dem David Erlösung zu Theil geworden.

Es führt aber dieser Psalm die Ueberschrift: „Ein goldenes Kleinod Davids." Er wollte schon durch die Aufschrift diese Weissagung auszeichnen. So hat er andere Psalme: Die Rose, u. ä. überschrieben; und wie das Alterthum überhaupt seinen Gedichten gern besondere, eigenthümliche Titel gab, so soll auch diese Ueberschrift die Wichtigkeit dieses Psalms vor andern andeuten. Obgleich derselbe eine Weissagung ist, so ist doch diese in der Form eines Gebets und eines Dankliedes dargestellt. Der ganze Psalm ist Anfangs ein Gebet um Errettung, um Unterstützung in Trübsal und Leiden. Bald wird die Ursache angegeben, warum jener Betende leide; dann folgt eine Danksagung für empfangene Errettung, und eine Darstellung der Art und Weise derselben. Wenn man den Psalm so ganz einfach in seine Bestandtheile zerlegt, dann erst wird der schöne Zusammenhang in demselben sichtbar. — —

Den Anfang macht das Gebet. Er selbst betet zu Gott! „Bewahre mich, Gott, denn ich traue auf Dich!" Die Worte: „Ich habe gesagt zu dem Herrn: Du bist ja der Herr!" sind nur eine Wiederholung. Die folgenden Worte: „Ich muß um Deinetwillen leiden," enthalten den einfachen Sinn: Ich dulde um Deinetwillen; ich bin von Dir und um Deinetwillen zerschlagen worden. Ich leiste Gott diesen Gehorsam. Das stimmt überein mit der Stelle: „Siehe, ich komme; im Buch ist von mir geschrieben; Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern" (Ps. 40, 8. 9.); d. h., das ganze heilige Buch, die ganze göttliche Offenbarung durch alle Propheten hindurch, redet vom Mir; sie versichert, dieser Messias werde gesendet, daß Er thue den Willen des ewigen Vaters. Darauf bezieht er sich; das Wahre stimmt zum Wahren; es ist ein Ruf zum wahren Gott, Den Er selbst verkündigt: „Du bist Mein Gott!" nämlich, den Ich verkündigt habe, der Du Meinem Evangelium Zeugniß gegeben hast; Dich ruf Ich an; zu Dir flehe Ich, Du wollest Mir Hilfe gewähren! Das ist der Hauptgegenstand des Gebets. Nun folgt die Absicht: „Für die Heiligen, so auf Erden sind, und für die Herrlichen; an denen hab' Ich alles Mein Gefallen;" d. h., Ich leide für die Heiligen, und habe Freude

und Wonne an ihnen; diese sind der Gegenstand Meiner Liebe und Meiner Bestrebungen. Hiermit macht Er eine Unterscheidung zwischen der wahren Kirche und allen andern ungöttlichen Menschenvereinen. Es ist kein Grund vorhanden, die folgenden Worte: „Aber Jene, die einem Andern nacheilen, werden großes Herzeleid haben," bloß auf die Juden zu beziehen. Er will überhaupt soviel sagen: Ich leide für die Heiligen, d. i. Mein Leiden wird der auserwählten Kirche zu Gute kommen, und diese will Ich haben; für diese bete Ich; wie es Joh. 17. (V. 9. u. 20.) heißt: „Ich bitte für sie; — Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern für Alle, die durch Dein Wort an Mich glauben werden." Die Worte hier, in Ansehung des Zugutekommens des Leidens Jesu, sind ganz dieselben. „Für diese," spricht Er, „leide Ich; diese empfehl' Ich Dir." Es ist dieß ein Gebet für uns Alle. Deßhalb müssen wir dasselbe fleißig beherzigen. Unser Herr Jesus Christus bittet in diesen Worten für uns, und empfiehlt uns dem ewigen Vater, und das ist die Bitte und Stimme des Sohnes vom Anbeginn, vom Fall Adams bis zur Auferstehung der Todten: „An denen hab' Ich alles Mein Gefallen;" Diese will Ich, für diese bitte Ich; diese empfehl' Ich Dir! So ist der ganz einfache eigenthümliche Sinn zu fassen. Wir wollen nicht einen Proteus aufstellen, und nicht aus einem Vers unzählige Gedanken oder vielmehr eben so viele Verstümmelungen herauskünsteln.

Er unterscheidet nun die wahre Kirche von der übrigen ungöttlichen Gesellschaft; „aber Jene, die einem Andern nacheilen." Es gibt der ungöttlichen Gemeinschaften gar viele; welche Verwirrung herrschte im heidnischen Götzendienst, wo ein Theil die Venus, ein anderer den Priap, Andere den Bakchus anbeteten, und einen vielgestaltigen Götzendienst, verbunden mit den unvernünftigsten Gräueln in den verschiedenen Verehrungsweisen, einführten! Sehen wir ferner auf die Philosophen; da behaupten Einige, Gott sei Nichts; so Demokrit, Diagoras Melius. Andere sagten, Gott sei zwar Etwas, aber er kümmere sich nicht um die menschlichen Angelegenheiten; wie die Epikurer lehrten. Andere banden die Gottheit an Mittelursachen; noch andere Weise stellten endlich als Grundsatz auf, man müsse überhaupt zweifeln. Also sucht die Philosophie, die in der That Weisheit, und keineswegs durchweg Wahn und Thorheit ist, allerdings in einiger Hinsicht die letzten Gründe zu erforschen, jedoch was

Gott und göttliche Wahrheiten anlangt, da ist sie voller Finsterniß und Irrthum. So sind im Allgemeinen in den Gottesdiensten unter dem ganzen Menschengeschlechte solche Spuren des Wahns, des vernunftwidrigen Aberglaubens zu finden. Zu allen Zeiten bestehen abgöttische Kulten, wie verschieden sie auch in verschiedenen Zeiten genannt werden, weil zwischen der Verehrung des Bakchus und dem Heiligendienst kein Unterschied ist. Außerdem haften auch stets die Zweifel der Akademie*) im menschlichen Herzen. Viele halten an stoischem Wahne fest, und überaus groß ist die Menge der Epikurischgesinnten, und der Kyklopenähnlichen Barbaren. In Beziehung auf alle Diejenigen, welche in solchem Wahn beharren, heißt es: „Aber Jene, die einem Andern nacheilen." — Ich verehre Dich, Gott, der Du im Evangelium Dich geoffenbaret, der Du mir Deine Zeugnisse gegeben hast. Aber vielfach ist der Götzendienst, „das Herzleid," der Wahn anderer Gesellschaften; dergleichen der Wahn des Muhamedismus, des Heidenthums, und der abergläubische Wahn in dem Theile der menschlichen Gesellschaft ist, welche sich vorzugsweise „die Kirche" nennt; wie denn der Papst, und die, so sich zu ihm halten, sich die Kirche nennen. Alle diese, sie haben Namen wie sie wollen, eilen nicht zu dem Gott hin, der sich geoffenbaret hat, und beachten nicht, wie derselbe sich geoffenbaret hat: „Sie gehen nicht nach Meiner Stimme, sondern eilen und nehmen ihre Zuflucht zu andern Gottheiten, suchen andern Trost und andere Hilfe." Wie Er also vorher für die Kirche gebetet hat, so spricht Er nun den Fluch über die Gotteslästerer aus. Es ist dieser Fluch eben so traurig, als das vorhergehende Gebet: „An denen hab' Ich all' Mein Gefallen — sie sind Meine Wonne; Ich hab' daran Lust und Freude," süß und erhebend war. Von diesen hingegen sagt Er: „Ich will ihres Trankopfers mit dem Blut nicht opfern, noch ihren Namen in Meinem Munde führen." Ein trauriges Wort! „Für solche bitte Ich nicht, und nehme ihr Opfer nicht an." „Wie großartig und

*) Die neuere Akademie, eine philosophische Schule im dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus, auf den Grund der ältern Akademie, oder der platonischen Schule errichtet, charakterisirte sich dadurch, daß sie mit vieler dialektischer Kunst Zweifel gegen die bestehenden Ueberzeugungen hervorsuchte, und indem sie die Gewißheit der Vernunfterkenntniß auf bloße Wahrscheinlichkeit beschränkte, nicht selten an die Gränzen eines allgemeinen Skeptizismus streifte.

glänzend auch ihr Gottesdienst sei, welchen harten Prüfungen sich auch Manche derselben unterziehen mögen, — ich achte nicht dergleichen Nichtigkeiten." Es gibt unter den Muhamedanern viele treffliche Männer, die auch ihren Gottesdienst üben; dennoch gefallen sie Gott darum noch nicht. Dasselbe gilt von den Uebrigen. Ich rede hier nicht nur von jenem Zurschautragen der Religion in äußerm Prunke, wie z. B. einer unter den römischen Kaisern (und es mag dieß wohl öfter geschehen sein,) eine dreifache Hekatombe, nämlich 100 Löwen, 100 Adler und 100 Stiere den Göttern opferte; es war das ein lächerlicher Pomp, nicht Frömmigkeit. Plato sagt: Die Gottheit will auf eine wahrhaft würdige Weise, d. h., nicht durch äußere Dinge, sondern durch richtige Vorstellungen von ihr, und durch lautere Gesinnung, nicht aber lediglich durch äußere Gebehrden verehrt sein; und das Gesetz des Zaleukus *) sagt, man müsse Gott durch Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht durch pomphafte Schauspiele verehren. Wenn jetzt der Meßpriester das Hochamt hält, da gibt's ein großes Schauspiel; da wird den Augen der Leute ein großes Gepränge vorgemacht. Dieß Alles umfaßt Er in den Worten: „Ich will ihres Trankopfers nicht opfern," d. i., Ich will ihre Opfer nicht annehmen. Ein Trankopfer war es, wenn ein Becher voll Wein, oder Blut, oder Wasser über das Opferthier oder jede andere zum Opfer bestimmte Sache ausgegossen wurde.

Nun kehrt Er zu Seiner Kirche zurück, und versichert, daß die Kirche solle erhalten werden, und daß dieselbe um Seinetwillen erhalten werde: „Der Herr aber ist Mein Gut und Mein Theil;" denn das hebräische Wort, welches eigentlich Becher, Kelch bedeutet, wird hier in der Bedeutung: ein bestimmter, zugemessener, zuerkannter Theil, genommen; ähnlich in den Worten: „Könnt ihr den Kelch trinken, den Ich trinken werde" (Matth. 20, 22.)? wo es auch soviel ist, als: „„Mein sonderlich bescheiden Theil."" Es wird im guten und übeln Sinne, öfter im letztern, hier aber im guten Sinne gebraucht. Der Herr ist Mein Gut und Mein Theil, d. i., der Mir beschiedene Theil ist ein Gegenstand der göttlichen Sorge; denn so erklärt Er Sich in der Folge selbst: „Du erhältst Mein Erbtheil;" d. i., die Kirche, eigentlich das Mir gefal-

*) Gesetzgeber der griechischen Kolonie Lokris in Großgriechenland, um das Jahr 500 vor Christus.

lene Loos, d. h., nach einem rhetorischen Begriffswechsel, das was mir durch's Loos zu Theil wird. So heißt es in einer andern Stelle: „Die Du Mir gegeben hast, die habe Ich bewahret in Deinem Namen, und ist Keiner von ihnen verloren." (Joh. 17, 12.) Diese Worte stimmen ganz mit denen unsers Psalms überein. Solcher Zeugnisse wollen wir uns erinnern, die so offenbar aussprechen, daß die Kirche in alle Ewigkeit erhalten werden soll. Hierauf hat ebenfalls jene Erklärung des Herrn Bezug: „Mein Leiden ist nicht ohne Absicht, sondern um der Kirche willen, und zum Heil der Kirche übernehme ich dasselbe. (V. 1. 2.)

„Das Loos ist Mir gefallen aufs Lieblichste." Das hebräische Wort bedeutet, ein Seil, eine Meßschnur, weil die Ländereien nach der Meßschnur ausgemessen und vertheilt wurden. Der Sinn ist: Der Mir zuerkannte Theil ist ein herrlicher trefflicher Theil. Also erklärt Er es bald selbst. Ueberhaupt kommt es in den Psalmen sehr häufig vor, daß zuerst ein bildlicher Ausdruck gebraucht, und derselbe dann durch die eigenthümlichen Worte erklärt wird. So Psalm 68, 10. 12: „Du gibst einen gnädigen Regen Deinem Erbtheil." Dieses Bild erklären die folgenden Worte: „Der Herr gibt das Wort Evangelisten." Doch wie in den Psalmen, so findet sich auch in den Propheten diese Darstellungsweise. Ueberhaupt liegt in den Psalmen, wenn man sie nur recht auffaßt, hohe Schönheit. Sie sind keineswegs ein geschmackloses, ungeregeltes Gemisch, wofür sie Manche erklären, die gegen die Lehre der heil. Schrift eingenommen sind. Vielmehr sind die Gedanken aufs beste geordnet, und im reizendsten, lieblichsten Gewande dargestellt. So heißt denn die Figur in unsrer Stelle: Mein Loos, der mir zugefallene Theil, ist ein kostbarer, werthvoller Theil. Daran schließen sich die Worte: „Mir ist ein schönes Erbtheil geworden," d. h., Ich habe ein auserlesenes Erbtheil; Ich habe Meine Kirche im menschlichen Geschlecht; — gleichsam die Blühte der Menschheit: „Ich will Mir Meinen Theil aus dem Menschengeschlechte auslesen." Laßt uns bedenken, welch ein Glück es ist, zur Gemeinschaft der Kirche berufen zu sein! Es ist eine hohe, unaussprechlich wichtige Sache. Und das eben ist der erste Theil des Psalms: Das Gebet, nebst der Angabe der Ursache, warum Er leide, und für wen Er bitte. Es folgt der zweite Theil, der ein Dankgebet, nebst einer Darstellung der Art und Weise der Errettung enthält.

Er dankt für die Ihm zu Theil gewordene Errettung, wie denn in den Psalmen die Bitte und die Danksagung öfters so in einander verwebt werden, weil die Psalmen nach erlangter Errettung, oder nach der Gewährung derselben gefertigt wurden. „Ich lobe den Herrn, der Mir gerathen hat,“ der Mein Berather gewesen ist, d. h., Ich will dem Herrn danken, Ihn preisen und rühmen, daß Ich durch göttliche Macht errettet worden bin. Danken, heißt mit Herz und Mund bekennen, daß man von Jemand eine Wohlthat empfangen habe, demselben die Ehre geben, daß es Sein Geschenk sei, und nicht ein Verdienst sich zueignen, was Verdienst eines Andern ist. Das Bestreben, Jedermann das Seine zu gewähren, ist Gerechtigkeit; die Dankbarkeit ist Gerechtigkeit; sie möchte die empfangene Wohlthat dem Geber vergelten, und Gott hat dem menschlichen Geschlechte den Begriff der Dankbarkeit und der Undankbarkeit eingeschaffen, weil Er will, daß diese Tugend der Gerechtigkeit im menschlichen Thun hervortreten und fleißig geübt werden soll. So sollen die Kinder erkennen, daß sie das Leben zunächst Gott, und dann den großen Mühen und Schmerzen der Aeltern zu verdanken haben. Wer kann sich von den großen Mühen und Opfern einer Mutter, schon in den drei ersten Jahren der Kinder, und nicht von ihren Mühen nur, sondern vornehmlich von den damit verbundenen Gefühlen und Sorgen des mütterlichen Herzens, nur eine Vorstellung machen? Wer diese Mühen und Anstrengungen, diese zärtlichen Muttersorgen leichtsinnig verachten könnte, welche Rohheit und Verwilderung, welche häßliche Sinnesart würde er verrathen! Einen Jeden verletzt die Undankbarkeit, und wir sind Alle undankbar! Beherzigt die göttliche Ordnung: Gott will, daß wir dankbar anerkennen sollen, woher uns Wohlthaten kommen. — So heißt es auch im Psalm: „Ich lobe den Herrn,“ d. i., ich will es dankbar rühmen, daß die mir zu Theil gewordene Rettung das Geschenk des allmächtigen Gottes ist. Der Messias hätte, wenn Er nicht Gott wäre, jenes Leiden nicht tragen können, weil kein erschaffenes Wesen den Zorn Gottes ertragen kann.

„Der Mir gerathen hat,“ der Mein Herz durch Seinen Rath geleitet, und Mich bestärkt, befestigt hat. So schließen oft die Wörter, die zunächst ein Erkennen ausdrücken, zugleich den Begriff der Gesinnung ein. Der Rathgeber bestärkt, ermuthigt, kommt zu Hilfe. Er will sagen: Er hat in Mir Gottvertrauen und Gotteserkenntniß erhalten, und darin Mich gekräf-

tigt, daß Ich nicht von Gott weichen, wider Ihn nicht murren möchte. Wir wollen von unsern Anfechtungen reden, obwohl sie geringer sind. Wir wollen den David nehmen. David wird aus dem Lande vertrieben; sein Gewissen ist furchtbar durch Sünde verwundet. Er hatte den wackersten Mann morden lassen; er hatte dessen Weib an sich gerissen; er hatte zu vielfachem Aergerniß Anlaß gegeben; wie vielfaches Unheil folgte nachher! Seine Frauen wurden geschändet, und es kann nichts so Trauriges genannt werden, was nicht zu der Zeit geschehen wäre. In diesen großen Nöthen ist jedoch Gott sein Rathgeber, d. h., er fühlt sich mit Trost erfüllt, er hält den Glauben fest, sein Herz fällt nicht ab von Gott; Gott macht ihn stark, daß er Glauben hält, und ihn nicht wegwirft; Er kräftigt sein Herz, daß er nicht zu Zorn und Lästerung gegen Gott hingerissen wird, wie Saul, der keinen Rath und keine Stärkung hat. Auch wir wollen um diesen Rath und diese Stärkung Gottes in unsern Nöthen bitten lernen. Im dritten Psalm heißt es: „Viele sagen von meiner Sele: Sie hat keine Hilfe bei Gott." Was für eine traurige Klage ist das! Und doch, spricht er: „Ich weiche nicht von Dir!" Oder wie Hiob sagt: „Wenn mich auch der Herr tödten würde, so will ich doch auf Ihn hoffen." (Hiob 13, 15.) Das also ist der Rath, von dem hier die Rede ist.

„Auch züchtigen mich meine Nieren des Nachts." Man hat hier nicht bloß jene beiden Theile unsers Körpers, welche eigentlich Nieren heißen, zu verstehen, sondern alle innern Theile überhaupt; er nennt aber darum diese, weil er hier von seinen Leiden redet, weil jene Theile der Sitz der schmerzlichen Empfindungen sind, die eben davon den Namen: Hypochondrische Leiden, haben. Es sind das große Schmerzen, bei welchen die ganze Gegend der Seitenweichen leidet. Bei heftiger Beklemmung des Herzens wird, unserer innern Einrichtung gemäß, in der Milz schwarze Galle erregt, und weiter verbreitet. Das wirkt störend auf alle natürliche Verrichtungen in den zunächst liegenden Theilen ein, wie alle Diejenigen wissen, welche einmal eine tiefere Niedergeschlagenheit und Traurigkeit empfunden haben. Manche wundern sich, woher jene schmerzhaften Empfindungen in der linken Seitenweiche kommen; wenn aber die Niedergeschlagenheit so groß ist, so ergießt sich jene Flüssigkeit in die benachbarten Theile; es verstopft sich der Canal, der nach der Leber, oder von der Leber nach der Milz führt; die Ausleerung,

so wie die Verdauung wird gehemmt, und so wird das Leben zuletzt zerstört. Diese heftigen Schmerzen versteht er hier, und umfaßt zugleich das ganze Innere, nämlich das Herz, und alle die Theile, die mit der Bewegung des Herzens zusammenhängen, so wie auch die Seitenweichen, welche hauptsächlich der Sitz jener Leiden sind. Er fügt aber hinzu: „des Nachts;" in jenen Leiden züchtigen mich meine Nieren während der Nacht; da litt Ich unbeschreibliche Schmerzen; da empfand Ich die ganze Schwachheit der menschlichen Natur in dem Grade, daß ich fast unterlag. Das Alles umfaßt Er mit jenem Worte. Aber in jenen schweren Leiden spricht Er: „habe Ich den Herrn allezeit vor Augen." Dessen ungeachtet, will Er sagen, rief Ich dabei zu Dir, und behielt Glauben und Zuversicht. Wir wollen wiederum von uns reden. David blickt in seinen schweren Leiden zu Gott auf, hält den Glauben fest, und erfährt also Hilfe. Darauf redet er von der Befreiung: „Darum freuete sich mein Herz," ich empfand Trost und Belebung. Die Freude des Herzens ist Leben; Traurigkeit ist Erschütterung, welche den Menschen allmälig aufreibt. Jeder Mensch lebt so lange, als er noch eine Freude sein nennt; hat aber die Traurigkeit sein Herz überwältigt, — das ist der Gang zum Tode. „Mein Herz freute sich," es fühlte sich neu belebt, „und meine Ehre ist fröhlich," d. h., ich freue mich der erlangten Hilfe, und will mit meiner Zunge diese Deine Wohlthat rühmen.

„Auch Mein Fleisch wird sicher liegen." Diese Worte beziehen sich ganz eigenthümlich auf die Person des Messias, sodann auch auf die übrige Kirche, jedoch nur in sofern, als ihr solches durch den Messias zu Theil wird. „Mein Fleisch wird liegen." Er redet eigentlich von der menschlichen Natur, deren Erwähnung auch in jenen Aussprüchen eingeschlossen ist: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten; in deinem Samen sollen alle Geschlechter gesegnet sein." „Sicher," in Hoffnung, d. i., mein Fleisch wird wieder aufleben. Jener Same muß leben, darum wird er den Tod überwinden. „Denn Du wirst Meine Seele nicht in der Hölle lassen." Ich will hierüber keine Streitfragen anregen. Die Schmerzen der Hölle bedeuten jene unsäglichen, furchtbaren Schmerzen, in welchen sich das Gefühl des göttlichen Gerichts kund thut; so heißt es in einer andern Stelle: „Denn es umfingen Mich des Todes Bande, — der Höllen Bande umfingen Mich."

„Du wirst also Meine Seele nicht in jenen Schmerzen lassen, und nicht zugeben, daß Dein Heiliger verwese.“ Hier verkündigt er mit deutlichen Worten, daß der Leib des Messias nicht, gleich andern Körpern, in Auflösung übergehen werde. Sein Leib wird sogleich belebt werden, und sodann auferstehen.

„Du thust Mir kund den Weg zum Leben.“ Er dankt nun, daß ihm nicht nur das Leben sei wiedergegeben worden, sondern daß auch dasselbe ein Leben in ewiger Freude sein werde: „Du zeigst Mir das Leben, und gibst es Mir wieder, und gibst Mir Freude die Fülle,“ d. i., Du wirst Mich sättigen mit Freude; „vor Dir,“ d. i. in Deiner Nähe, Deinem Anschauen. Er schildert hier das ewige Leben. Das ewige Leben ist jener innige Umgang mit Gott, in welchem wir, so wie Er, in unmittelbarer Nähe das Anschauen und die Liebe Gottes genießen werden. Es wird in uns göttliches Licht, göttliche Weisheit und Gerechtigkeit gesenkt werden, welche alle Vorstellung der Creatur übertreffen wird. Das sind die unermeßlichen Güter, welche der Kirche verheißen sind, und durch den Sohn uns zu Theil werden. Er fügt in Ansehung der Ewigkeit noch hinzu: „Liebliches Wesen ist zu Deiner Rechten ewiglich,“ d. i., ich werde solche Seligkeit in alle Ewigkeit, und zwar zu Deiner Rechten genießen. Der Herr ist ein mächtiger Herr; die göttliche Allmacht sammelt sich eine ewige Kirche, von der Er vorher gesagt: „Das Loos ist Mir gefallen aufs Lieblichste; Mir ist ein schönes Erbtheil geworden.“ Das wird jenes Gut sein, das die Kirche in alle Ewigkeit genießen wird, daß sie nämlich im Anschauen Gottes die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Freude desselben genießen wird. So sehen wir, daß dieses kurze Gedicht fast alle Hauptpunkte der Lehre der Kirche in sich faßt.

Auslegung des vierunddreißigsten Psalms.

Dieser Psalm ist vornehmlich ein Danklied für die Befreiung aus einer nicht besonders genannten Gefahr. Die Ueberschrift weist auf die 1. B. Samuelis 21 (10 ff.) aufgezeichnete Geschichte hin, wo erzählt wird, David sei zu Achis gekommen, und

als man ihn erkannt, der Gefahr nur dadurch entgangen, daß er sich plötzlich wahnsinnig gestellt habe. Welche Begebenheit aber immer diesem Psalme zum Grunde liegen mag (denn es muß der Gerechte Viel leiden, wie der Psalm selbst spricht), so ist doch dieses Danklied gewiß nicht in Beziehung auf David allein, sondern um der ganzen Kirche willen geschrieben. Es ist aber zum Verständniß dieser Abschnitte der Schrift und zu richtiger Anwendung derselben aufs Leben, nöthig, gleich Anfangs die Quellen zu betrachten. Alle in den Psalmen vorgetragenen Belehrungen umfassen entweder die Lehre des Gesetzes oder der Glaubensartikel, d. h. das Evangelium, oder diejenigen Trostverkündigungen, welche die Verheißungen Gottes in Ansehung künftiger und gegenwärtiger Güter enthalten; oder sie sprechen endlich die Verwerfung der Gottlosen aus. Hierbei muß man auch die gesammte Lehre vom Gebet, vom Glauben, von den Uebungen des Glaubens in der Erwartung zeitlicher Hilfe und des ewigen Lebens, ferner die Lehre von der Verschiedenheit der zeitlichen und ewigen Verheißungen, im Auge haben. Diese vorangestellte Erwägung belehrt uns, daß dieser Psalm ein Trostpsalm ist, weil dieses Danklied in der Absicht, Andere durch Trost aufzurichten, geschrieben worden ist, damit sie gleiche Hilfe im Glauben erflehen und erwarten sollen. Er stellt auch das Beispiel seiner Errettung, und Verheißungen auf, in denen derselbe Gedanke öfters wiederholt ist. Wir sollen aber wissen, daß die Verheißungen, und gleichermaßen die Beispiele auch uns angehen, gleich wie die Aussprüche: „Kommt zu Mir Alle“ rc.; ferner: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden“ (Matth. 11, 28. Apostelgesch. 2, 21.), einen Jeden angehen. Demnach sollen wir überzeugt sein, daß, gleich wie Abraham, Joseph, David, die Israeliten im rothen Meer, und im Ofen zu Babylon gerettet worden sind, also auch wir von Gott beschützt und erhalten werden; denn es könnte bei der so großen Hilflosigkeit des menschlichen Geschlechts, bei so furchtbarer Feindschaft des Teufels, bei dem gräulichen Wüthen der Menschen, die Kirche nicht bleiben, und Familien, Schulen und bürgerliche Ordnung könnten nicht bestehen, wofern nicht der Sohn Gottes, der darum menschliche Natur angenommen hat, damit nicht das Geschlecht der Menschen gänzlich untergehen möchte, unser Schutz und Schirm, und also mit uns wäre, wie Er im babylonischen Ofen sichtbar nahe war. Er ist also bei uns, Er erhört, und hilft uns, und wir sollen nicht

wähnen, Er versäume uns, weil nicht immer der Ausgang den Traumgebilden unsers Herzens entspricht. Denn Beides ist Wille und Rathschluß Gottes, sowohl, daß die Kirche unter dem Kreuze sein soll, damit die Sünde erkannt und das Gebet geübt werde, als auch, daß die Kirche erhalten, und seine Gegenwärtigkeit in der Kirche anschaulich werden soll; und eben darum will Er, daß man Seine Errettung dankbar preise, wie Er spricht: „Rufe Mich an in der Noth, und Ich will dich erretten, und du sollst Mich preisen" (Ps. 50, 15.); und: „So laß nur die Kraft des Herrn groß werden, — so werden's die Aegypter hören, daß Du unter diesem Volke seist." (4. B. Mose 14, 13. 14. 17.)

„Ich will den Herrn loben." Die Dankbarkeit ist überhaupt aus zwei Haupttugenden, nämlich aus der Wahrheit und der Gerechtigkeit zusammengesetzt. Die Wahrheit bekennt, von wem man eine Wohlthat erhalten, die Gerechtigkeit verpflichtet zur Aeußerung der Erkenntlichkeit, und der undankabre Mensch ist im Allgemeinen zugleich unwahr und ungerecht. Unwahr ist er, weil er den Urheber empfangener Wohlthaten nicht rühmend anerkennt, und wohl gar fremdes Verdienst sich aneignet; so Nebukadnezar, wenn er spricht: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe durch meine große Macht." (Daniel 4, 27.) Ferner ist er auch ungerecht, weil er unterläßt, Erkenntlichkeit zu äußern; so Alexander, der Gott ungehorsam ist, sich selbst zum Gott erhebt, seine Freunde mordet. Erwägt man diese schimpflichen Verirrungen, so wird man um so mehr einsehen, warum Gott Dankbarkeit fordert. Er will zuerst, daß wir nicht die Wahrheit verletzen, sondern Ihn als den Urheber der Wohlthaten anerkennen und preisen sollen, damit wir daraus lernen mögen, wie Gott sei, und wie Er gesinnt sei. Er will es aber auch deßhalb, damit Andere belehrt, zur Erkenntniß Gottes, zum Glauben, zum Gebet, zur Hoffnung erweckt, und durch Trost aufgerichtet werden, ja daß sie Seine Hilfe erfahren und durch Ihn beseligt werden sollen. Darum spricht Er in unserm Psalm: „Daß es die Elenden hören und sich freuen" (V. 3.), und im 22. Psalm (V. 23.): „Ich will Deinen Namen predigen meinen Brüdern; ich will Dich in der Gemeinde rühmen;" und Gott erweist uns Wohlthaten, damit Zeugnisse von Ihm vorhanden sein sollen, um uns und Andere zu kräftigen und zu stärken. So heißt es 1. B. d. Könige 18, 36: „Auf daß alle Lande wissen, daß Du Gott in

Israel bist." Es enthält demnach der Anfang unsers Psalmes als Hauptsatz den Ausdruck des Dankgefühls: „Ich will den Herrn loben, d. h., ich will Ihn rühmen und bekennen, wie es sich verhält, daß ich von Ihm errettet worden bin.

„Meine Seele soll sich rühmen des Herrn," d. h., ich will mich nicht meiner Kraft und Weisheit rühmen, wie Nebukadnezar in jener eben erwähnten Aeußerung gethan, und wie Sanherib sprach: „Wer ist unter allen Göttern, der sein Volk habe mögen erretten von meiner Hand" (2. B. d. Chron. 32, 14.)? sondern, ich will mich rühmen des Herrn, d. h., ich will Ihm die Ehre geben; ich bekräftige, daß ich von Ihm errettet worden, gleich wie Daniel spricht: „Mein Gott hat Seinen Engel gesandt, der dem Löwen den Rachen zugehalten hat." (Daniel 6, 22.) Es folgt nun die Anwendung, welchen wohlthätigen Erfolg die Lobpreisung Gottes bezwecke; „daß die Elenden hören und sich freuen," d. i., auch um des Beispiels willen preise ich die Wohlthat Gottes, damit Andere zur Erkenntniß Gottes, zum Glauben, zum Gebet erweckt, durch Trost aufgerichtet und beseligt werden.

„Preiset mit mir den Herrn." Er redet zu der Kirche; sie soll Zeuginn dieses Bekenntnisses sein; sie soll gleichermaßen wie Andere, solche Wohlthat rühmen.

In den Worten: „Da ich den Herrn suchte, antwortete Er mir," wird das Wesen dieser Wohlthat dargestellt. Unmittelbar darauf wird die allgemeine Verheißung und die Anwendung auf Andere eingeschaltet: „Welche Ihn ansehen und anlaufen (gleichsam an Ihn anströmen), derer Angesicht wird nicht zu Schanden;" gleich als wollte er sagen: Wenn Menschen zweifeln, ob sie erhört werden, so muß ich diesen Zweifel für durchaus tadelnswerth erklären und versichern, daß die Ihn anrufen, wirklich Erhörung finden. Zu dem Ende wiederholt er sein eignes Beispiel: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr." Diesen Vers wende auch auf dich an; auch dich wird der Herr erhören, wenn du zu Ihm rufen wirst!

„Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so Ihn fürchten, und hilft ihnen aus." Dieß Bild ist entlehnt aus 1. B. Mose 32, 2, wo Jakob bei der Erblickung der Engel ausruft: „Das sind Gottes Heere!" und aus 2. B. Mose 33, 15. 16, wo Mose spricht: „Wo nicht Dein Angesicht vor uns hergehet, so führe uns nicht von dannen hinauf — ohne wenn Du mit uns gehest!"

Unter dem Engel verstehe ich aber den Sohn Gottes selbst, den Beschützer Seiner Kirche, wie Jakob spricht: „Gott, vor Dem meine Väter Abraham und Isaak gewandelt haben — der „„Engel,““ Der mich erlöset hat von allem Uebel, der segne die Knaben!“ (1. B. Mose 48, 15. 16.) Es wird aber in diesen Worten abermals die Verheißung der hilfreichen Nähe Gottes eingewebt, wie sie auch anderwärts öfter ausgesprochen sich findet; so Jes. 46, 4: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet; ich will heben und tragen und retten!“ und Matth. 28, 20: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und Matth. 10, 30: „Alle Haare auf eurem Haupte sind gezählet.“ Ja der ganze 91. Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen wohnet,“ gehört hierher; eben so Psalm 54, 23: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen.“

„Schmecket und sehet!“ Der Sänger belehrt uns in diesen Worten über die Aneignung der göttlichen Verheißungen, indem er gleichsam sagen will: Vorher hab' ich das Beispiel meiner eignen Errettung aufgestellt, daran schließ' ich nun die Verheißungen des Herrn, und betheure, daß dieselben auch für euch bestimmt sind, nur müßt ihr euch zu Gott bekehren, und im Glauben die Verheißung ergreifen. Nun wird die Aneignung dieser Wohlthat ausdrücklich gesetzt: „Der Herr ist freundlich,“ heißt es weiter, „wohl dem, der auf Ihn trauet.“ Hieran schließen sich tröstliche Worte, die Bekehrung und die Früchte der Bekehrung betreffend, und zugleich wird die Verheißung wiederholt: „Fürchtet den Herrn, ihr, Seine Heiligen!“ d. h., beharret in wahrer Buße, in der Furcht und im Glauben, denn „Furcht“ drückt im Allgemeinen oft die ganze Gottesverehrung aus; in diesem Sinne heißt es: z. B. „Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf Seinen Wegen gehet.“ (Ps. 128, 1.) „Die Löwen hungern,“ — eine treffliche Metapher; er nennet Löwen, reiche, mächtige Feinde, und versichert, auch diese würden von ihrer Höhe herabgestürzt, in Mangel und Dürftigkeit niedergedrückt, aller Stützen ihres Uebermuthes beraubt werden, uns ins ewige Verderben stürzen, wie Pharao, Saul, Apries, Polykrates, Nero u. A. von ihrem Fall erreicht worden sind; während Gott Seine schwache Kirche beschirmte.

„Kommet her, Kinder, höret mir zu! Ich will euch die Furcht des Herrn lehren." Weil er die Furcht Gottes genannt hat, so fügt er auch eine Belehrung über die Uebungen wahrer Gottesfurcht und bußfertiger Gesinnung hinzu. Zuerst ertheilt er eine Vorschrift in Ansehung der Zunge, die in der doppelten Beziehung aufzufassen ist, daß wir, wie in Religionssachen, so auch vor Gericht und in Verhandlungen mit Menschen überhaupt die Wahrheit reden sollen.

„Laß vom Bösen!". Er redet vom Gebot der allgemeinen Gerechtigkeit: „Thue Gutes!" Denn es umfaßt dieses alle Gebote Gottes, wie der Herr spricht: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" (Matth. 19, 17.) Und Paulus spricht: „Uebe eine gute Ritterschaft; habe Glauben und gutes Gewissen!" (1. Tim. 1, 18.) Ferner: „Lasset euch nicht verführen! Weder die Hurer, noch die Ehebrecher — noch die Todtschläger werden das Reich Gottes besitzen." (1. Kor. 6. 9.) Deßgleichen 1. Joh. 3, 8: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel."

In den vier folgenden Versen werden Verheißungen und Drohungen wiederholt. „Der Gerechte muß Viel leiden." Er begegnet hier dem Einwurf der meisten Menschen, welche sagen: Da die Kirche mit so vielen Anfechtungen zu kämpfen hat, wie magst du sagen, daß Gottes Heere und Gottes Augen sie beschützen? Wahr ist's, antwortet er, daß groß und vielfach die Kämpfe und Anfechtungen der Kirche sind. Die Ursachen davon werden an einem andern Orte angegeben. Es wird jedoch nach diesem Leben eine allgemeine Erlösung, Leben, Gerechtigkeit und ewige Freude Statt finden; und auch in diesem Leben schon wird Erleichterung kommen, und mitten unter den Trümmern zusammenstürzender Weltreiche wird die Kirche wohlbewahret bleiben.

„Der Tod ist der Sünder größtes Unglück"*). Er redet von der allgemeinen Strafe der Bösen, und es heißt hier ausdrücklich: Der Tod ist für die Gottlosen ein trauriges Uebel; darum wenn es ihnen auch in diesem Leben wohlgehet, so werden sie doch bei ihrem Tode einem traurigen Verderben entgegen gehen, so daß endlos ihre Strafen, das Gefühl des Zornes und Gerichtes Gottes in alle Ewigkeit dauernd sein wird.

*) Richtiger, dem Texte gemäßer, übersetzt Luther: „den Gottlosen wird das Unglück tödten."

Es ist sonach auch in dieser Stelle vom Leben und Gerichte nach diesem Leben die Rede; denn sie lehrt, es müsse in diesem Leben vor dem Tode Bekehrung zu Gott eintreten; übereinstimmend mit den Worten: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“ (Offenb. Joh. 14, 13.) Ferner: „Sei getreu bis in den Tod“ (Kap. 2, 10.); und: „daß wir überkleidet werden; so doch, wo wir — nicht bloß erfunden werden.“ (2. Kor. 5, 3.) „Die den Gerechten hassen, werden Schuld haben,“ d. h., sie werden für schuldig erklärt werden; es drückt das Wort „Schuld,“ den hohen Grad der Strafe, die Vertilgung aus, wie in andern Stellen öfters. — Der letzte Vers wiederholt die Verheißung und die Folgen in Rücksicht des Glaubens: „Alle, die auf Ihn trauen, werden keine Schuld haben.“

Auslegung des einundfunfzigsten Psalms.

Laßt uns bedenken, daß die Psalmen göttliche Weisheit und göttliche Stimme sind, und daß Gott, der Quell der Beredtsamkeit, weise, recht und wohlgeordnet redet. Darum hat man, wie in andern wohlgeschriebenen Gedichten, so auch in jedem einzelnen Psalm einen in demselben durchgeführten Hauptsatz zu suchen, und zu erwägen, wie die Glieder unter einander zusammenhängen. So werden sie uns deutlicher und anziehender werden, und die Sache selbst wird zeigen, daß die einzelnen Glieder keineswegs ohne Regel und Absicht zusammengeworfen sind. Daher suchen wir, wie in andern gelehrten Schriften, so auch in den Psalmen bestimmte Themata, und eine Aufeinanderfolge von Theilen, und bringen sie, je nachdem der Inhalt ist, einen jeden unter seine besondere Gattung, damit wir, den Regeln der Schule gemäß, um so sorgfältiger erwägen, was der Zweck eines jeden Psalmes sei, was er beabsichtige, ob er Belehrungen oder Bitten enthalte. Es sind also einige Psalmen prophetischen Inhalts, und gehören zu den Lehrpsalmen, indem sie lehren, wer der Messias ist, und welches die Wohlthaten desselben sind. So der zweite Psalm: „Warum toben die Heiden?“ rc. Der 110.: „Der

Herr sprach" ꝛc. Der 45.: „Mein Herz" ꝛc., und der 72.: „Gott, gib Dein Gericht" ꝛc. Andere enthalten Gesetzeslehre, wie der 133. von der Eintracht: „Siehe, wie fein und lieblich ist's" ꝛc. Andere lehren, was die Kirche, und wo sie ist; so Psalm 84: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen" ꝛc. Andere sind Trostgesänge und Danklieder; Andere flehen um Sündenvergebung, und Andere um Rettung. Es können aber die Trost- und Bittpsalmen zu der Gattung der bestimmenden Psalme gerechnet werden, und so auch der 51. Psalm. Es ist zugleich zu wissen, daß die einzelnen Gattungen vermischt vorkommen, denn mit Belehrungen werden Aeußerungen des frommen Gefühls verwebt, und zwischen diese wiederum Belehrungen eingestreut, und man muß es darum mit jenen Eintheilungen nicht zu ängstlich nehmen, sondern nur die wichtigsten Glieder suchen, und die Beispiele von Bitten und von Rettung sind für uns gewissermaßen allgemeingültige Verheißungen; wie z. B. der 34. Psalm: „Ich will den Herrn loben allezeit," den Fall, der dem Dichter zunächst lag, auch auf die übrigen anwendet: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr" u. s. w.

Es ist aber der Psalm: „Gott, sei mir gnädig," ein Gebet um Vergebung der Sünden, Rechtfertigung, Heiligung und Linderung der Strafen. Das sind die Hauptsätze, mit denen der Ausdruck frommer Gefühle, weitere Ausführungen und Beweise verwebt sind. Gleich der erste Vers ist ein Hauptsatz: „Gott, sei mir gnädig!" d. h., vergib mir meine Sünden, sei mir versöhnt; rechtfertige mich! Zu diesem Satze fügt er den Grund: „nach Deiner großen Barmherzigkeit," indem er auf die Verheißungen sieht, in welchen die Barmherzigkeit Gottes sich kund thut, die um des Mittlers willen verheißen wird, dessen er auch in der Folge Erwähnung thut, wenn er spricht: „Entsündige mich mit Ysop," d. i., mit dem Blute des Messias. Man dürfte hier den Gegensatz vermissen: Nach Deiner Barmherzigkeit, nicht wegen meiner Werke oder Verdienste. Die Barmherzigkeit oder Verheißung muß aber im Glauben ergriffen werden, d. h., das Herz darf nicht in Zweifel beharren, sondern soll wissen, daß auch dir die Verheißung gilt, und im Glauben an den Mittler sich beruhigen, um welches willen die göttliche Erbarmung uns verheißen ist. Dieser Satz wird nun wiederholt in den Worten: „Wasche mich wohl" u. s. w. Dann folgt in der Form der Selbstanklage ein Sün-

denbekenntniß, das zugleich eine Belehrung enthält, woher die Sünde, und welch ein großes Uebel sie sei. „Denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir. An Dir allein hab' ich gesündigt, und übel vor Dir gethan." Ich bekenne, daß ich ein Sünder, und strafwürdig bin; und zwar bin ich eben nur ein Sünder, habe kein Verdienst, keine Gerechtigkeit vor Dich zu bringen, sondern spreche es frei aus, daß Du, indem Du mich anklagst, gerecht bist, und spreche es frei aus, daß Du Recht behältst, wenn Du von den Heuchlern gerichtet wirst, die mit entsetzlichem Murren Gott der Ungerechtigkeit anklagen, weil sie eben so wie Andere, auf denen offenbare Verbrechen lasten, gezüchtigt werden. Ich hingegen erkenne, daß diese menschliche Natur in der Sünde versunken, und des Todes und der Strafe würdig ist, wenn auch der Wandel Mancher nicht offenbar verbrecherisch ist. Dieses Sündenbekenntniß ist ein Ausruf des David nicht nur, sondern der ganzen Kirche in ihrer wahren Zerknirschung, übereinstimmend mit dem Ausspruche: „Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen; da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünde." (Ps. 32, 5.) — Es schließt aber dieses Sündenbekenntniß zugleich den Trost in sich: Du bist gerecht und willst uns rechtfertigen; Du hast die Verheißungen von der Vergebung der Sünden kund gethan; auf diese Verheißung gestützt, nahe ich Dir. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Du wahrhaft bist, und Deine Verheißung erfüllst, ich sage es laut, daß ich, obgleich ein Unwürdiger, dennoch werde angenommen werden. Dieß läugnen die Heuchler. Diese Aussprüche stimmen mit der oft wiederholten Lehre von der Versöhnung aus Gnaden überein, z. B. Röm. 3, 24. Ps. 31, 5. und Hiob 13, 15: „Wenn Er mich auch tödtete, so will ich dennoch auf Ihn hoffen, und meine Wege vor Ihm strafen; Er wird ja mein Heil sein; denn es kommt kein Heuchler vor Ihn."

„Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Zuvor hatte er in der Selbstanklage im Allgemeinen gesagt: Ich erkenne meine Sünde, und bekenne mich für schuldig. Nun fügt er eine Erklärung hinzu, welche Sünde er beklage, nämlich nicht die äußerlichen Vergehungen allein, sondern die Unreinigkeit seiner Natur überhaupt. Denn nach dem Verluste des ursprünglichen Lichtes, und der ursprünglichen Gerechtigkeit werden wir

nun so geboren, daß wir Finsterniß mitbringen, und daß diese elende Natur von Gott abgewendet, und im Tode versunken, gleich einem von Gott losgerissenen Wesen untergeht. Diese Gebrechen, welche uns von der Geburt an anhängen, sagt er, erkenne er wohl, und spricht sich sehr richtig über die Erbsünde aus. Es verdient aber der Nachdruck, der in den gewählten Ausdrücken liegt, unsre besondere Beachtung. Er setzt zwei Worte zur Bezeichnung dieses Uebels. Das erste bedeutet Abweichung vom Rechten, Unordnung in allen Kräften. Dann nennt er es ausdrücklich Sünde, in welchem Ausdruck die Schuld, d. i. die Zuerkennung der Strafe, die furchtbare Verwerfung bestimmter ausgesprochen wird, nach welcher Gott eine Person verdammt, und vorher spricht er: Ich bin in Unordnung gebildet worden; d. h., als ich zur Frucht im Mutterleibe gebildet wurde, da war jener Stoff unrein, und ohne das göttliche Licht. Nachher spricht er bezeichnender: „Meine Mutter hat mich in Sünden empfangen," d. h., als mich meine Mutter in ihrem Schooße trug, da entwickelte meine Natur dasselbe Verderbniß, mit welchem der natürliche Same, d. i., die Aeltern selbst, behaftet waren. Diese obwohl kurze Darstellung enthält doch die Lehre von der Erbsünde in ihrem ganzen Umfange, weil sie dieselbe eine Unordnung, und zwar eine verdammliche und von Gott verdammte Unordnung nennt, und jene Unordnung in die mannichfachen ungeregelten heftigen Triebe und Begierden in der Natur des Menschen setzt, die dem Göttlichen entgegen sind, wie Paulus spricht: „Fleischlich gesinnet sein ist Feindschaft wider Gott!" (Röm. 8, 6.) Es gibt nichts Traurigeres als diese Darstellung.

„Siehe, Du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt;" diese Worte drücken den Ernst des Bekenntnisses aus, und sind gleichsam ein Zuruf: Du forderst, daß wir ohne Hehl uns als Sünder und als solche bekennen sollen, die der Strafe würdig sind, damit in derselben die Gerechtigkeit Gottes gerühmt werde, wie Daniel spricht: „Du Herr bist gerecht, wir aber müssen uns schämen." (Daniel 9, 7.) Darum lege ich dieß Bekenntniß ab, und bitte zugleich, daß Du mich Deine Weisheit lehrest, die der menschlichen Vernunft verborgen ist. Denn in ihrer natürlichen Sicherheit fürchtet die Vernunft das Gericht Gottes nicht; sie sieht dieses Elend nicht, wie denn die Epikurer, die Philosophen der Akademie und viele Andere das Spiel mit willkürlich gestellten Vorstellungen von Gott für hohe

Weisheit halten, und nicht wissen, wie Gott wolle erkannt sein, wie man Ihn recht erkennen, und wie unsre Natur beschaffen sein müsse. In der wahren Buße aber wird diese Sicherheit geahndet, wie Jeremias spricht: „Du hast mich gezüchtiget, und ich bin auch gezüchtigt wie ein geil Kalb; bekehre Du mich, so werde ich bekehret.“ (Jerem. 31, 18.) David begehrt demnach, daß seine Sicherheit durch das ihm vorgehaltene Bild seiner Sünde gezüchtigt, und daß er dann durch Erbarmung wieder aufgerichtet werden möchte. Nun kehrt er zu dem Hauptsatze von der Sündenvergebung zurück, und fügt die Erwähnung des Mittlers und der Verheißung hinzu; dieß ist ausgedrückt in dem Bilde der Besprengung mit dem in Blut getauchten Ysop, welches Bild wir so zu erklären haben, daß das Zeichen statt der bezeichneten Sache genannt wird. „Entsündige mich mit Ysop,“ d. i., mit dem Blute des Mittlers, der in dem Opferblute angedeutet wird. Im Texte heißt es eigentlich: Mache mich zur Sünde durch Ysop, d. i., mache mich zu einem Sühnopfer, entsündige mich, reinige mich; nimm die Sündenschuld von mir weg, und zwar durch das Blut des Sohnes. Das Wort Sünde bedeutet in der hebräischen Sprache je nach der Verbindung, in welcher es steht, entweder einfach „Sünde“ mit dem Begriff der Schuld und Verdammlichkeit, oder es heißt: zur Sünde gemacht werden, nämlich besprengt mit dem Blute des Sohnes; da nämlich bekennt man, daß man schuldig sei, daß aber die Schuld auf den Sohn übergetragen, und von uns weggenommen werde. Die Besprengung mit Ysop aber bedeutet die Predigt des Evangelium, durch welche die Wohlthaten des Sohnes Gottes den Gläubigen angeeignet werden, und durch welche der Sohn Gottes selbst wirksam ist, wie es bald im nächsten Verse von der Predigt heißt: „Laß mich hören Freud' und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden.“ Hier redet er von der Predigt des Evangelium, und von dem Mittel, durch welches wir der Wohlthat des Mittlers theilhaftig werden, nämlich durch die Stimme des Evangelium, welches Freude verkündigt. Zugleich mit dieser Stimme spricht aber der Sohn Gottes in deinem Herzen das Wort: Dir sind deine Sünden vergeben! und ruft durch dieses Wort neues Leben in dich. Denn die Wirkungen des Sohnes und des heiligen Geistes im Menschen greifen eben auf diese Weise in einander: Der Sohn spricht das Wort, in welchem Er den Willen des Vaters kund thut, und wenn nun diese Ge-

wißheit im Herzen leuchtet, so gibt Er den heiligen Geist, der Freudigkeit anzündet, und macht, daß das Herz freudig sei in Gott. In dieser Beziehung heißt der Sohn „das Wort," weil Er auch uns das Wort ist, indem Er in unserm Innern den Vater offenbart. So spricht Petrus: „Wiedergeboren aus dem lebendigen Wort Gottes" (1. Petr. 1, 23.); und Athanasius stellt wiederholt die Bestimmungen auf: Der Vater wirkt durch das Wort im Geiste; der Geist ist nicht außer dem Worte; und im dritten Buch vom heil. Geiste spricht er: „So oft es heißt, der heil. Geist sei in einem Menschen, so ist zu verstehen, daß in demselben das den heil. Geist verleihende Wort sei;" und in Ansehung des Sohnes drückt er sich eben so aus, wie Augustin im vierten Buch von der Dreieinigkeit: „Täglich wird der Sohn in die Herzen der Gläubigen gesendet; aber anders wird er gesendet, um Mensch zu sein, anders, um mit dem Menschen zu sein. Dieß geschieht aber, wenn er in uns durch das äußere Wort wirksam ist, das im Glauben aufgenommen werden muß, nach dem Spruche: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig machet Alle, die daran glauben." (Röm. 1, 16.)

„Verbirg Dein Antlitz von meinen Sünden;" diese Worte sind eine Wiederholung der Bitte um Sündenvergebung: wende Dein Antlitz ab, insofern es nämlich Zorn, Mißfallen ausdrückt; in diesem Bilde stellt die Schrift sehr oft Zorn und Gericht Gottes dar. Nun wird dieselbe Bitte ohne Bild wiederholt: „Tilge alle meine Missethat." Bis jetzt hat der Prophet geschildert, was im Werke der Bekehrung das Erste ist, und wie der Mensch Vergebung der Sünde empfängt, und mit Gott in jenem geheimen Rathschlusse versöhnt wird, und hat die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen, über welche Paulus sich so ausdrückt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott — und einen Zugang zu Ihm." (Röm. 5, 1. 2.) Stets aber gibt der Sohn, der das Wort des Trostes in uns verkündigt, mit der Vergebung der Sünden und der Zurechnung Seiner Gerechtigkeit, zugleich auch den heil. Geist in unsre Herzen, und macht uns zu Erben des ewigen Lebens. Darum redet der Psalm nachher von der Wiedergeburt durch den heil. Geist, von der Milderung der Strafen, vom Bekenntniß und vom Kreuz.

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib

mir einen neuen gewissen Geist;" ein reines Herz, d. i., nach der Erklärung der Apostel, ein solches, welches durch den Glauben gereinigt, schon um des Mittlers und Gottmenschen willen wohlgefällig ist; denn „das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden." (1. Joh. 2, 7.) Damit aber der Mensch also Gott gefallen könne, muß er das Wort gläubig annehmen, und den Zweifel besiegen; das geschieht aber, wenn das Herz durch den heil. Geist gewiß gemacht wird, der eben darum hier ein gewisser, d. i. ein solcher genannt wird, der nicht zweifelt, der nicht in banger Ungewißheit schwebt, nicht zaghaft und muthlos vor Gott flieht, wie Paulus von Abraham sagt: „Er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben, und gab Gott die Ehre" u. s. w. (Röm. 4, 20.)

„Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht;" diese Worte sind eine Wiederholung der zweifachen Bitte im ersten Gliede. Er fleht um Vergebung der Sünden, indem er bittet, daß Gott ablassen möge, zu zürnen. Denn, Gott verbannt einen Menschen von Seinem Angesicht, heißt eben, Er will ihn nicht gnädig anblicken, sondern ihn vielmehr in dem schrecklichen Gefühl, von Ihm verworfen zu sein, untergehen lassen. So heißt es z. B. Psalm 31, 23: „Ich sprach in meinem Zagen: ich bin von Deinen Augen verstoßen," d. i., wenn Du mir zürnst, blickst Du nicht gnädig auf mich, sondern reibst mich sogar durch bange Schrecken auf. Hierauf bittet er um den heil. Geist: „Nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir." Vorher hatte er ihn einen gewissen Geist genannt, d. i., der das Herz im Glauben gewiß macht, und die Zweifel des Unglaubens besiegt; hier nennt er ihn einen heiligen Geist, d. i., der das Herz heiliget, welches sich auf den ganzen Gehorsam bezieht, der es regiert, allen Geboten gemäß zu wandeln. Denn das Wort „heilig" bezeichnet im Allgemeinen Dasjenige, was zu göttlichem Gebrauche bestimmt ist; so 3. B. Mose 11, 44: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig!" d. i., so, wie Ich in Meinem Gesetze Mich kund thue. Es ist aber bekannt, daß der heil. Geist anregt und antreibt, und eben darum in die Herzen der Gläubigen gegeben wird, um in ihnen neue Regungen und Gefühle gegen Gott zu wecken, und es heißt öfters: „Ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" (Röm. 8, 15. Gal. 4, 6. u. a.)

„Tröste mich wieder mit Deiner Hilfe, und der freudige Geist enthalte mich!“ Er bittet zunächst um Trost in jedem Leiden und im Kreuze, welches auf die Bekehrung folgt. Das ist deutlich; es ist die Hilfe, die Errettung von Hölle und Tod; es ist ein solches Leben, welches Freudigkeit in Gott empfindet. „Mit Deiner Hilfe“ sagt er, weil sie von Gott kommt. Den Geist nennt er einen freudigen Geist, deßhalb, weil der heil. Geist das Herz bewegt, daß es Gott im Kreuze willig gehorche und es kräftigt, damit es im Stande sei, die Last der ihm aufgelegten Noth und Leiden zu ertragen. So gehorcht Laurentius willig, und erduldet die Todesmarter. David unterwirft sich bereitwillig, da er aus dem Lande vertrieben wird. Saul zürnt mit Gott, da er seine Siege und seinen Thron auf einen Andern übergehen sieht. An solchen Beispielen kann man sehen, um was er bittet, wenn er den Geist einen freudigen Geist nennt, nämlich um einen Geist, der da willig gehorsam, stark und muthig sei, um Leiden und Trübsale erleiden zu können.

„Denn ich will die Uebertreter Deine Wege lehren.“ Es ist gewöhnlich, daß man bei einer Bitte seiner Dankbarkeit Erwähnung thut, so wie man auf ähnliche Weise auch den Nutzen als Grund für sich geltend macht. In der Kirche aber hat jede Errettung und Erlösung hauptsächlich die Zwecke, daß Gott Zeugnisse von Sich und Seiner Lehre gebe, und daß wir Gott dankbar preisen, die Lehre um so eifriger durch Bekenntniß und Unterricht ausbreiten, damit Viele zu Gott bekehrt werden sollen. Diese eigenthümlichen Zwecke schließt er hier an die Bitte an, weil man sie nothwendig verfolgen muß, wie oft in den Psalmen gesagt wird, z. B.: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herren Werk verkündigen“ (Ps. 118, 14.); und: „Du hast meine Bande zerrissen; Dir will ich Dank opfern.“ (Ps. 116, 16. 17.)

„Errette mich von den Blutschulden!“ Wiederholung der Bitte und des Dankes. Er bittet aber hier namentlich um Linderung der Strafen; denn das Bild in dem Worte „Blut“ deutet Todesstrafe an. Indem er daher um Rettung von Todesstrafen flehet, bittet er, daß seine Strafen gelindert werden möchten, damit er nicht aus einer Sünde in die andere stürze, und zuletzt der Last seiner Sünden und Strafen unterliegend, wie Saul, Pharao u. A. in ewige Verzweiflung und ewige Strafen falle. So bittet er in einer andern Stelle: „Herr,

strafe mich nicht in Deinem Zorn" (Ps. 6, 1.); und Jeremias: „Züchtige mich, Herr, nicht in Deinem Grimm, auf daß Du mich nicht aufreibest;" und Habakuk ruft: „Gedenke in Deinem Zorne Deiner Barmherzigkeit." — „So Du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?" (Ps. 130, 3.)

„Daß meine Zunge Deine Gerechtigkeit rühme," d. h., ich will Dich rühmen, daß Du gerecht bist und gerecht machst; ich will bekennen, daß Du der Richter bist und die Sünde strafst; ich will auch bezeugen, daß wir aus Barmherzigkeit von Dir begnadigt und gerechtfertigt werden, und daß wir nur, indem Du uns rechtfertigst, gerecht sind, nicht aber um des Gesetzes, oder um unserer Würdigkeit willen.

„Herr, thue meine Lippen auf!" Der wiederholte Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung, nach welcher er die Lehre auszubreiten versprochen hat: „Ich will die Uebelthäter Deine Wege lehren" u. s. w. Denn das soll der Hauptzweck jeder Erlösung sein, daß die Erlösten als Zeugen der erbarmenden Nähe Gottes dastehen, und wissen sollen, daß sie eben darum errettet werden, damit für die Kirche Lehrer übrig sein sollen, und Gott in der ausgebreiteten Lehre angerufen und gepriesen werde, nach dem Worte: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen." Damit dieß geschehen und mit Erfolg geschehen könne, bedarf es des Beistandes Gottes, wie der Herr spricht: „Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben." (Joh. 15, 5.) Deßwegen fleht er um Hilfe und bittet, daß Gott die Stimme des Lehrenden regieren, und durch dieselbe wirksam sein möge. Weil es aber auch andere Zeichen des Bekenntnisses gibt, nämlich Opfer, so redet er auch davon, und beseitigt zuerst die falschen Vorstellungen von den Opfern, und unterscheidet äußere Ceremonieenopfer, und Opfer des Geistes. „Denn Du hast nicht Lust zum Opfer; ich wollte Dir es sonst wohl geben." Wie verträgt sich dieß? Das Gesetz hat Opfer geboten; der Prophet aber lehrt das Entgegengesetzte, nämlich, Gott wolle keine Opfer haben, und Brandopfer gefielen Ihm nicht, und setzt doch wieder gleich darauf hinzu: „Dann wird man Farren auf Deinem Altar opfern." Dieser scheinbare Widerspruch löst sich also: Der erste Satz in dieser oft wiederkehrenden Lehre ist: Gott will nicht, daß diese Opfer in der Meinung dargebracht werden sollen, daß sie ein wirklicher

Dienst und als bloße äußerliche Handlung an sich verdienstlich seien, oder daß sie Vergebung der Sünden verdienen. Es ist aber gewöhnlich, daß die Menschen in diesen Wahn fallen, und in solchem Aberglauben dann die Opfer häufen, wie es in der Folgezeit in der Entweihung der Messen geschehen ist. Diese unwürdige Vorstellung rügen die Propheten wiederholt, z. B. Psalm 50, 13: „Meinst du, daß Ich Ochsenfleisch essen wollte?" und Jesaias 66, 3: „Wer ein Schaf opfert, ist, als der einem Hunde den Hals bräche;" und Jerem. 7, 22: „Ich hab' euren Vätern nicht von Opfern geboten, sondern dieß gebot Ich ihnen: „„Gehorchet Meinem Worte, so will Ich euer Gott sein und ihr sollt Mein Volk sein."" Es fügt aber der Prophet, gleich wie Jeremias, hinzu, welche Opfer Gott gefallen, und wie sie Ihm gefallen. Daher folgt als zweiter Satz: Nur die von Ihm selbst vorgeschriebenen Opfer gefallen Gott, und nur die Werke, die aus wahrhaft zu Gott bekehrtem Herzen und aus dem Glauben kommen, weil äußerer Gottesdienst ohne den innern Nichts ist. Ja es spricht Salomo Sprichw. 15, 8: „Der Gottlosen Opfer ist dem Herrn ein Gräuel, aber das Gebet der Frommen ist Ihm angenehm." Es ist aber der Gottesdienst nach dem ersten Gebot die Bekehrung zu Gott, und der Glaube, der den Mittler annimmt, in Dem wir den Zugang haben zu Gott, und glauben, daß wir begnadigt und erhört werden. Dieser innere Gottesdienst muß der äußern Handlung vorangehen. Also sind auch äußere Opfer von Gott angeordnet, und gefallen Ihm, wenn sie auf rechte Weise und zur rechten Zeit Ihm dargebracht werden.

„Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist." David sagt hier in Beziehung auf die Bekehrung und den wahren innern Gottesdienst dasselbe, was Sacharja Kap. 1, 3. spricht: „Kehret euch zu Mir, so will Ich Mich zu euch kehren." Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein Herz, welches aufrichtige Schmerzen der Buße und Bekehrung empfindet, und indem es sich des göttlichen Zornes bewußt wird, und zugleich zu dem Mittler seine Zuflucht nimmt, Der mit Rücksicht auf solche Schmerzen tröstend sagt: „Kommet zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken." Von solchen Schmerzen reden die Propheten häufig; so Jesaias 66, 2: „Ich sehe an den, der zerbrochenen Herzens ist." „Ich wohne bei denen,

so zerschlagenen und demüthigen Geistes sind, auf daß ich erquicke den Geist der Gedemüthigten" (Kap. 57, 15.) An diese erhebende Trostsprüche muß man sich halten, und wissen, daß sie recht eigentlich evangelische Stimmen sind. Denn Vernunft und Gesetz sagen, die elenden und mit Schmerzen beladenen Menschen seien von Gott verworfen. Die Stimme des Evangelium versichert, daß sie Tempel Gottes, und daß die Anfechtungen und Trübsale der zu Gott Bekehrten Opfer, d. i., glänzende Werke seien, durch welche Gott geehrt werde, und daß sie Gott gefallen; es ermahnt dieselben, Gott anzurufen, und zuversichtlich Hilfe und endliche Befreiung von Ihm zu erwarten, wie es heißt: „Aus sechs Trübsalen wird Dich der Herr erretten." (Hiob 5, 14.) Das ist der wahre Gottesdienst, will David sagen, der Gott gefällt: Schmerzen der Buße, Glauben, Gebet, Hoffnung u. s. w. Das ist der „vernünftige Gottesdienst," wie ihn Paulus nennt (Röm. 12, 1.), in welchem die Seele Gott denkt, und im Herzen Seine Nähe, und Zittern und Freudigkeit in Gott empfindet. Darin eben setzt ihn Paulus, als den vernünftigen Gottesdienst, äußerm Werkdienst entgegen, der unvernünftig ist, bei welchem das Herz voll Unglauben und Zweifel ist, und vor Gott flieht, wie es im heidnischen Opferthum, und wie es von Saul geschieht.

Zuletzt fügt er noch eine allgemeine Bitte um Erhaltung der Kirche hinzu, wie sie unsern besondern Bitten stets angeschlossen werden sollte. Erstlich bittet er um Vergebung der Sünden; zweitens webt er eine Klage über die Größe und den Ursprung der Sünde ein. Sodann erwähnt er den Mittler, indem er spricht: „Besprenge mich mit Ysop." Viertens bittet er, daß der heil. Geist ihn heiligen und regieren wolle. Fünftens verspricht er, durch Belehrung Anderer seinen Dank zu bezahlen. Sechstens fleht er um Linderung der Strafen, damit er fähig sei, zu lehren. Siebentens erbittet er sich Beistand dazu: „Herr, thue meine Lippen auf." Achtens lehrt er Opfer und Gottesdienst richtig unterscheiden. Neuntens betet er für die ganze Kirche, und bittet namentlich um Erhaltung des Lehramts, und daß Viele zu Gott bekehrt werden und wahre Opfer darbringen möchten: „Thue wohl an Zion mit Deiner Gnade; baue die Mauern zu Jerusalem," d. i.: möge die Kirche erhalten und gemehrt werden, mögen in ihr das öffentliche Lehramt und fromme Vereine und menschenfreundliche Anstalten be-

stehen; möge sie „Dir Opfer der Gerechtigkeit," d. i., wahre Gerechtigkeit als Opfer darbringen, durch wahre Buße, Glauben, Ehrfurcht, Hoffnung, Geduld, und andere von Dir gebotene Tugenden Dich verehren! So fordert er zunächst den innern Gottesdienst, von dem oft die Rede ist, z. B. 1. Petr. 2, 5: „Zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum." Diesen vorausgesetzt, so gefallen Gott dann auch äußere von Ihm angeordnete Ceremonieen, wenn sie zu dem Zweck geschehen, damit der öffentliche Gottesdienst in den Gemeinden erhalten werde, und in dieser Beziehung spricht er: „Dann wird man Farren auf Deinem Altar opfern," d. h., ich bitte, Du wollest die öffentliche Gemeinde beschirmen und erhalten, damit in derselben die Stimme der ungefälschten Lehre ertöne, und Viele zu Dir bekehrt, Erben des ewigen Lebens werden, und in öffentlicher Gemeinde ihr Bekenntniß und ihr Gebet öffentlich darbringen mögen.

Philipp Melanchthon
in seinen spätern Lebensjahren.

Die Nachricht von dem nicht unerwarteten, gleichwohl schmerzlich überraschenden Tode Luther's war für seine Freunde und Verehrer ein harter Schlag, und verbreitete sich tieferschütternd durch alle evangelische Länder. Aber kaum konnte irgend Jemand tiefer und unmittelbarer davon ergriffen, mit innigerer Trauer, mit bängeren Besorgnissen erfüllt werden, als Melanchthon. Klar erkannte er das Bedenkliche und Schwierige der Stellung, in welche er nun versetzt war, und welche weder seinen Neigungen, noch seiner sonstigen Eigenthümlichkeit entsprach. So bedeutend sein Einfluß auf den Gang der Reformation seit seinem Eintritt in Wittenberg, und so gewiß er lange schon Einer der wirksamsten Anführer der streitenden Kirche gewesen war, so hatte er doch stets seinem Luther, als dem Oberfeldherrn und kühneren Führer, freiwillig sich untergeordnet, in zweifelhaften Fällen und in den Tagen der Entscheidung durch dessen Rath sich leiten lassen, und in gemeinsamen Geschäften mehr dessen Ansichten und Anordnungen ausgeführt, als sich selbst die Bahn vorgezeichnet. In seiner Ueberzeugung, in seiner Forschung und gelehrten Thätigkeit unabhängig und selbstständig, ließ er fast alle seine Einwirkung auf die kirchlichen Angelegenheiten durch Luther's Meinung bestimmen, und bei den innern und äußern Kämpfen, in welche er verwickelt ward, gereichte es ihm zum Trost, daß Er nicht allein zu entscheiden und die Verantwortung zu tragen habe. In vieljähriger gemeinsamer Wirksamkeit war es ihm eben so sehr zur Gewohnheit geworden, sich überall nur als Gehilfen, kaum als den Zweiten in dem großen Tagewerk zu betrachten, wie zum Bedürfniß, bei jedem wichtigen Schritt das Gutachten des entschlosseneren Freundes zu vernehmen. Nun sahe er nicht nur sich plötzlich allein an die Spitze der Streitenden gestellt, sondern er sollte auch Haupt und Füh-

rer der Partei sein, der er zwar mit ganzer Seele anhing und mit allem Fleiße diente, die er aber noch immer nicht einmal gern als getrennte Partei betrachtete, vielmehr mit den Gegnern zu versöhnen, und wenn diese nur die freie Predigt des Evangelium zulassen, die ärgerlichsten Mißbräuche abstellen wollten, mit der alten Kirchengemeinschaft wieder vereinigt zu sehen herzlich wünschte. Er mochte sich nicht bergen, welche schwere Anforderungen jetzt an ihn ergingen, welcher Kampf ihm bevorstehe, und die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmerte ihn dergestalt, daß sie das schmerzliche Gefühl seines persönlichen Verlustes, den er durch die Trennung von seinem ehrwürdigen Freunde erlitten, überwältigte. Daher mag es auch kommen, daß dieses Gefühl in der bei Luther's Leiche gehaltenen Rede nicht so stark hervortritt, wie man erwarten sollte, und daß er demselben nur in der lauten Anerkennung der großen Gaben und Verdienste Luther's genugthut.

Sein Schmerz scheint aber auch dadurch etwas gemindert worden zu sein, daß gleichzeitig die Besorgniß, welche Luther's oft rascher Eifer und kühner Muth in manchen bangen Stunden dem sorglichen und friedlichen Mitarbeiter eingeflößt hatte, verschwand. Wie er noch immer die Hoffnung auf eine endliche Versöhnung der streitenden Parteien und auf die Wiederherstellung des Kirchenfriedens hegte, so schien ihm nun vielleicht ein Hinderniß derselben hinweggenommen, und in der damaligen gefahrvollen und ängstigenden Zeit mocht' er darin eben so sehr, als in der Erlösung des vielangefochtenen Freundes aus seinem heißen Kampfe, einigen Trost finden, welcher die Bitterkeit seiner aufrichtigen Trauer mäßigte. Man kann sich auch nicht bergen, daß die große und tiefbegründete Verschiedenheit Beider, ungeachtet ihrer gegenseitigen Liebe und ihrer offenkundigen Uebereinstimmung in Glaubensansichten, in der Gesinnung, im Streben, dennoch eine Schranke zwischen sie stellte, die wohl in Stunden der Begeisterung, der rückhaltlosen Hingebung, des gemeinsamen Kampfes wider Irrthümer und Mißbräuche verschwand, aber von Zeit zu Zeit immer von Neuem hervortrat, und die Melanchthon's eben so zaghaftes als zartes Gemüth tiefer empfand, als der freisinnigere und hochherzigere Luther. Diejenige Freundschaft, welche aus gegenseitiger Hochachtung und Verehrung, aus bewußter Verwandtschaft der Ueberzeugung und Lebensrichtung, aus dem gemeinsamen Wirken für Eine erhabene Angelegenheit entspringt, edle Gemüther, wenn sie sich einmal

gefunden, mit immer neuen Banden an einander knüpft, und in gemeinsamen Gefahren, Kämpfen und Siegen sich befestigt, solche Freundschaft bestand unwandelbar zwischen den beiden ehrwürdigen Häuptern des Reformationswerkes, und es gab Zeiten, wo sie wahrhaft Ein Herz und Eine Seele waren. Aber es blieb in ihrem Verhältnisse etwas Ungleiches, was einer zärtlichen Freundschaft, wie sie etwa gleichgestimmte Jünglinge fürs ganze Leben verbindet, fremd ist*); Luther liebte seinen Melanchthon, wie ein trefflicher Vater den trefflichen Sohn, an dessen musterhaftem Leben und wohlthätigem Wirken er seine Freude hat, dem er selbst in manchen Stücken eine Ueberlegenheit freudig zugesteht, der aber gleichwohl noch der Leitung, Kräftigung und Ermunterung bedarf, und nicht füglich sich selbst überlassen werden kann; Melanchthon liebte den heldenmüthigen Luther wie ein bescheidener Sohn den bewunderten Vater, dem er in Allem den Vorrang einräumt, dessen Meinung, Rath und Wille überall, und in schwierigen Fällen selbst gegen die eigne Neigung und Ueberzeugung entscheidend ist, dem er aber einige Härte und Schärfe nachsehen, dessen Ungestüm und Unbeugsamkeit er ertragen muß. Wie Luther in diesem Bunde das männliche, Melanchthon das weibliche Princip darstellte, Letzterer aber eben darum als Mann in einer etwas gedrückten Stellung sich fühlte, so war seine aufrichtige Liebe zu Jenem nicht frei von Furcht, und in manchen Zeiten konnte hinwiederum Luther's argloses Gemüth einiges Mißtrauen, welches Melanchthon's Zaghaftigkeit und allzu weiche Nachgiebigkeit ihm einflößte, nicht unterdrücken. Furcht und Mißtrauen aber sind nicht in der völligen Liebe, und hindern überall jenen vollen Einklang der Gemüther, welcher der wahren Freundschaft wesentlich eigen ist. Ueberdieß war der vielgeplagte Luther in seinen letzten Jahren etwas eigensinnig und mürrisch geworden; es schlich sich auch bisweilen einige Eifersucht und Säure in das edle Gemüth des alten Mannes ein; er war daher nicht immer leicht zu tragen und nahm um so mehr Geduld in Anspruch, als seine natürliche Heftigkeit noch oft aufbrauste. Eben darum wendeten in dieser spätern Zeit manche seiner Freunde und Verehrer sich von ihm ab; nur Melanchthon blieb ihm immer gleich treu, geduldig nachgebend, vermittelnd, und erwies ihm, ungeachtet der

*) Melanchthon gestand später in einem vertraulichen Briefe, er habe fast sklavisch Luther'n sich untergeordnet.

Anmaßung, zu welcher sein steigendes Ansehn ihn verleiten konnte, unveränderlich die größte Ehrerbietung und Liebe. Einem minder demüthigen und anspruchslosen Mitarbeiter, als Melanchthon war, der dabei an Gelehrsamkeit, Einsicht und Wirksamkeit Luther'n wenigstens nicht nachstand, würde dessen Ueberlegenheit und entscheidender Einfluß bisweilen etwas beschwerlich gewesen sein; der bescheidene Melanchthon ließ dieses Gefühl nie aufkommen; aber es that ihm oft weh, wenn da, wo er gern Palliativmittel versucht hätte, von Luther die schärfste Lauge angewendet ward, die freilich alte und neue Wunden nicht alsbald heilte, aber doch reinigte, die gesunkene Lebenskraft aufregte und so die Heilung begründete. Es ist in der That eben so verzeihlich, als nach Melanchthon's Eigenthümlichkeit begreiflich, wenn er jetzt, mitten in seiner Trauer, Hoffnungen Raum gab, deren Erfüllung durch Luther's übrigens aufrichtig beklagten Tod etwas wahrscheinlicher zu werden schien. Aber das hinderte ihn nicht, die Größe seines Verlustes tief zu empfinden, und es spricht sich in seinen dieser Trauerzeit angehörigen Briefen ein Schmerz aus, dessen Aufrichtigkeit keinem Zweifel unterliegt. Nach achtundzwanzigjährigem gemeinsamen Wirken, in welchem unfriedliche und unduldsame Zwischenträger nur vorübergehende Mißverständnisse erwecken und das gewohnte Einverständniß nur augenblicklich stören konnten, mußte der Zurückbleibende den Freund, der ihm unzählige Beweise von Wohlwollen, Theilnahme, Achtung und Liebe gegeben hatte, der ihm stets eine feste Stütze gewesen, den er selbst in ehrender Anerkennung seiner Meisterschaft nur den Doctor zu nennen gewohnt, und der ihm wahrhaft ehrwürdig und theuer war, schmerzlich vermissen.

Und das um so mehr, als die Zeitverhältnisse Muth und Kraft, Weisheit und Rath dringend in Anspruch nahmen, und für die Evangelischen immer drohender und gefahrvoller wurden. Wie an einem schwülen Sommertage dunkle Wolken, die am fernen Horizont aufsteigen, den nahenden Gewittersturm vorherverkündigen und vorempfinden lassen, so zog Unheil weissagend, und schreckender, als in den vorangegangenen Tagen des Kampfes, das Wetter sich zusammen, welches über Deutschland sich entladen sollte. Des Kaisers Unmuth gegen die protestirenden Stände, seine Plane zu ihrer Demüthigung, die Maßregeln, welche er zu diesem Ende vorbereitete, konnten nicht länger verborgen bleiben, und schienen jetzt mehr als je, des beabsichtigten Erfolgs gewiß zu sein. Denn gerade in dieser Zeit fand man die, deren

Loos entschieden werden sollte, am wenigsten geeignet, durch Entschlossenheit, Thatkraft und Eintracht dahin zu wirken, daß es günstig für sie werde. Der schmalkaldische Bund hielt äußerlich nur schlaff noch zusammen; innerlich war er eigentlich schon aufgelöst; auf eine kräftige Erneuung desselben durfte man kaum noch hoffen, und es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß Bündnisse, wenn sie einmal ihre Bestimmung verfehlten, und durch Zwietracht zerrüttet, oder durch Unthätigkeit gelähmt sind, gar bald den Verbündeten selbst so lästig werden, daß man, selbst wenn man noch Bedenken trägt, sich offen von ihnen loszusagen, doch mehr sie zu zerreißen, als zu erhalten, und zweckmäßig zu erneuen strebt. Selbst Diejenigen, welche, wie Melanchthon früher, aus Furcht vor einem Religionskriege, den schmalkaldischen Bund mit Besorgniß betrachtet hatten, beklagten jetzt, daß in den Tagen der unverkennbareren Gefahr, da eine solche schützende Gemeinschaft als das dringendste Bedürfniß sich erwies, kaum noch Etwas von ihm zu hoffen war. Fruchtlos bemühte sich Landgraf Philipp, den Kurfürsten Johann Friedrich zu einem Schutzbündniß mit dem Herzoge Moritz, der sich nicht ganz abgeneigt zeigte, dessen geheimnißvolle Politik aber gerechtes Bedenken erregte, zu Stande zu bringen, und dadurch einen kräftigen Mittelpunkt für die Evangelischen zu gewinnen. Dieß wäre vielleicht eine rettende Maßregel gewesen; aber auf anderem Wege sollte, nach blutigem Kampfe, die Hilfe kommen. Während die evangelischen Stände unentschlossen wankten, zur Abwendung der drohenden Gefahr Nichts thaten, vielmehr über die Nothwendigkeit einer achtunggebietenden Vereinigung sich selbst zu täuschen schienen, und zu keinem einmüthigen Entschluß gelangen konnten, verfolgte der Kaiser klug und rastlos seinen vielumfassenden Plan, den er länger zu verhehlen kaum noch für nöthig hielt. Als er im April 1546 in Regensburg zu dem sehr gemessen angekündigten Reichstage erschien, barg er den tiefen Unmuth nicht, welchen er über das Außenbleiben der evangelischen Stände empfand, erließ alsbald ein neues drohendes Ausschreiben, und gab diesem durch das Zusammenziehen eines Heeres größeren Nachdruck. Schon am 16. Junius erklärte er, die lange, geheimnißvolle Zurückhaltung, die seit mehr als zwanzig Jahren die Tage der Genugthuung erharrte, gänzlich aufgebend, und endlich jede Maske abwerfend, den protestantischen Ständen den Krieg, mit einem so starken Gefühl von Sicherheit und eigner Macht, daß er, seinen weitaussehenden Planen gemäß, nicht

einmal den Beistand oder irgend eine Mitwirkung der katholischen Stände in Anspruch nahm. Dabei vermied er sorgfältig jeglichen Anschein, als beabsichtige er einen Religionskrieg, oder als habe das, was er lediglich zur Züchtigung widerspenstiger Reichsstände zu unternehmen schien, die Absicht, mit Gewalt in die kirchlichen Angelegenheiten einzugreifen. Damit hoffte er, wenigstens den furchtsamern oder friedlichern Theil der Evangelischen bis zur weitern Entwickelung seiner Absichten von der Theilnahme am Kampfe abzuhalten, und in der That war es ihm auch jetzt nicht bloß darum zu thun, die Kircheneinheit, die allerdings auch ihm als ein unantastbares Dogma galt, wieder herzustellen, oder die protestirenden Gemeinden zum Gehorsam gegen den Papst zurück zu führen. Aber zu seinem tiefen Verdruß säumte Paul III. nicht, gerade dieß als den Zweck des Krieges heraus zu stellen; froh, daß endlich das Schwert die neue Lehre, welche weder durch die Disputirkunst römischer Theologen, noch durch den Bannstrahl überwunden werden konnte, unterdrücken sollte, und eifrig bemüht, den Kaiser dergestalt zu binden, daß er nicht mehr zurückgehen könne, eilte er, laut genug zu verkündigen, es sei an der Zeit, die heilige Religion an den Ketzern zu rächen, und die apostolischkatholische Kirche gegen die Abtrünnigen zu vertheidigen; dazu habe er ein Bündniß mit dem Kaiser geschlossen, dazu aus St. Peters Schatz reiche Unterstützung hergegeben, und Steuern aus den spanischen Klostergütern bewilligt; dazu solle nun die ganze Christenheit mit ihrem Gebet behilflich sein, und, wer es vermöge, die Hand bieten, wofür vollkommener Ablaß feierlich zugesagt ward. Dergestalt predigte die ungestüme Bulle, deren Kundmachung von Rom aus man sich sehr angelegen sein ließ, einen allgemeinen Kreuzzug gegen die deutlich genug bezeichneten Ketzer.

So ungelegen dieß dem Kaiser war, so mächtig regte des Papstes Feldgeschrei und die drohende Kriegserklärung die Evangelischen auf. Sie schienen plötzlich aus vieljährigem Schwanken und Zögern zu erwachen; rasch, besonnen, entschlossen rüsteten sie sich, und unerwartet schnell hatten sie eine bedeutende Kriegsmacht aufgestellt. Nun aber entstand die Frage: ob man dem Angriffe des Kaisers zuvorkommen, oder nur zur Vertheidigung gegen denselben gerüstet bleiben sollte? Gewohnt, um ihr Gewissen zu beruhigen, auch in solchen Angelegenheiten den Rath der Theologen, vornehmlich der Wittenberger, zu vernehmen, forderten die Fürsten von diesen auch jetzt ein Gutachten. Die-

ses erklärte unter den obwaltenden Umständen den Krieg gegen den Kaiser zur Vertheidigung der reinen Lehre, und selbst den Angriff für rechtmäßig. Melanchthon aber, der dasselbe im Namen seiner Amtsgenossen mit widerstrebendem Geiste verfaßt hatte, von dem jetzt vorsichtiger und ängstlicher auftretenden Landgrafen Philipp, kurz vor der Entscheidung noch besonders um Rath befragt, rieth, noch immer gutmüthig hoffend, und von dem Gedanken an einen Religionskrieg jetzt, wie früher, tief erschüttert, die Fürsten möchten Alles aufbieten, den Kaiser zu versöhnen, möchten um Frieden bitten, und, wenn nur die evangelische Lehre nicht verdammt, ihre Anhänger nicht verfolgt würden, alles Uebrige bewilligen, auch versprechen, daß die Bischöfe weder in ihrer Gerechtsame beeinträchtigt, noch sonst beunruhigt werden sollten. Dringend ermahnt' er, die weltlichen Händel und die Religionsangelegenheiten nicht mit einander zu vermischen, vielmehr gänzlich zu scheiden, damit diese nicht durch jene gefährdet, und von gewaltthätigen Menschen als Vorwand für ihre unlautern Absichten gemißbraucht würden.

Dieser Rath mag eben so unzeitig, als kurzsichtig genannt werden; aber wer will es dem frommen, friedliebenden Manne verargen, wenn er vor dem Gedanken erbebte, daß um des Glaubens willen, der den Menschen Frieden zu bringen bestimmt ist, Blut fließen sollte, wenn er eben darum unablässig zur Sühne rieth, und, getrost hoffend, Gott werde Seine Sache selbst schützen und vertheidigen, die unheildrohende Einmischung menschlicher Waffen abzuwenden bemüht war? Tief bekümmert, und in seinem Innern verletzt durch die bittre Feindseligkeit, mit welcher eine Partei die andre bekämpfte, über die unwürdigen Schmähschriften, welche gerade jetzt mit erneuter Heftigkeit, ein unblutiges, aber gehässiges Vorspiel des drohenden Religionskrieges hervortraten, dazu mit Grund besorgt über das schwankende Verfahren der protestirenden Stände, die bald sorglos, bald kleinmüthig die nothwendigsten Maßregeln zu ihrer Selbstvertheidigung versäumten, bald verwegen einen bedenklichen Angriff wagten, und der Gefahr Trotz zu bieten schienen, beunruhigt auch durch den nicht zu beseitigenden Zwist der sächsischen Fürsten, namentlich des Kurfürsten Johann Friedrich und des Herzogs Moritz, dessen Absichten und Plane fortwährend in ein geheimnißvolles Dunkel sich hüllten, mußte der sorgenbeladene Melanchthon einen erträglichen Frieden, wenn derselbe auch nicht alle Hoffnungen erfüllte, nicht alle Ansprüche befriedigte, der zweifel-

haften Entscheidung der Waffen vorziehen. Indem er weniger die oft trügerischen Lehren der Politik und Weltklugheit, als die Stimme des Evangelium befragte, indem er Alles aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, und dabei die sicherleitenden Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung ins Auge faßte, mochte sein Verstand wohl in der Anwendung derselben auf die vorhandenen Verhältnisse irren, um so leichter, als seine hypochondrische Aengstlichkeit ihn oft befangen machte, aber seine christliche Gesinnung bewährte sich in solchen Rathschlägen nicht minder als in seinem Handeln. Jetzt schreckte ihn auch das traurige Schicksal des edlen Kurfürsten Hermann von Cöln, der für seine weisen Maßregeln zur Kirchenverbesserung in seinem Erzbisthum von dem fanatischen Klerus angeklagt, geschmäht, verfolgt, vor geistliches und weltliches Gericht geladen, bei den schmalkaldischen Bundesgenossen keine andre Hilfe fand, als eine demüthige, aber vergeblich an das Reichsoberhaupt gerichtete Fürbitte, und dem Zorn des Kaisers, der unversöhnlichen Rache des Papstes Preis gegeben blieb. Was war zu hoffen, wenn so vielleicht ein evangelischer Fürst nach dem andern, was gar nicht unwahrscheinlich war, durch List und Gewalt unterdrückt, und außer Thätigkeit gesetzt ward, und wie viel sichrer schien es, daß man Alles aufböte, um Karl den Fünften, der wenigstens nicht verfolgungssüchtig, öfters der Reformation nicht abgeneigt sich gezeigt hatte, zu begütigen! Dieß gebot auch jene Pietät, welche, die alten, freilich auch damals schon tieferschütterten Grundsätze des deutschen Staatsrechts und der deutschen Treue standhaft bewahrend, und das Verhältniß der Reichsstände gegen den Kaiser, dem der Vasallen gegen ihren rechtmäßigen Lehnsherrn völlig gleichachtend, ein bewaffnetes Auftreten der Fürsten gegen ihr Oberhaupt, obwohl dieß längst nicht mehr etwas Unerhörtes war, für Aufruhr und Empörung halten, und darum verabscheuen mußte. So sprach denn auch hier Melanchthon's Loyalität wenigstens eben so stark, als seine Zaghaftigkeit sich aus, und ist über jeden Zweifel erhaben, obwohl zugestanden werden muß, daß der Waffenkampf für die edelsten, theuer errungenen Güter jetzt nicht mehr zu vermeiden war.

Wie wenig aber der edle Mann, der immer nur zur Versöhnung und zum Frieden rieth, gemeint sein konnte, dem heiß ersehnten Frieden die Wahrheit zum Opfer zu bringen, oder um drohender Gefahr willen seine Ueberzeugung zu verläugnen, das bewies er auch durch die um diese Zeit neu erschienene

Schrift: „vom Ansehen der Kirche"*), in welcher er Irrthümer und Mißbräuche mit solcher Freimüthigkeit rügte, seine Meinung so unumwunden aussprach, daß Manche damals ihn einer übergroßen Verwegenheit beschuldigten, Andere einem heftigern Unwillen über ihn sich hingaben. So bezeugen auch seine damals öffentlich gehaltenen Reden, obwohl sie das Gepräge seiner bekümmerten Seele an sich tragen, und die rechte Glaubensfreudigkeit vermissen lassen, doch eine unerschütterliche Ueberzeugungskraft, und beurkunden es, daß die Noth der Zeit ihn wohl beängstigen, aber nicht zur Verläugnung, oder auch nur zur Verheimlichung seines Glaubens verleiten konnte. Fortwährend erkannten auch die erleuchtetsten Zeitgenossen ihn als ein so auserwähltes Werkzeug Gottes zur Erforschung und Ausbreitung der heilsamen Erkenntniß, daß Viele seinen Umgang suchten, Wochen und Monate lang nur um Seinetwillen in Wittenberg weilten, oder mit ihm in Briefwechsel traten, und der Belehrung sich freuten, welche er eben so anspruchslos, als freigebig und unermüdet mittheilte.

Indeß fand kein friedlicher Rath mehr den wünschenswerthen Eingang; unabweisbar nahte die lange gefürchtete Entscheidung. Am 20. des Julius 1546 wurden durch kaiserliches Decret die Häupter des schmalkaldischen Bundes für Rebellen erklärt, mit der Reichsacht belegt, mit der unausbleiblichen Züchtigung bedroht, ihre Unterthanen des Eides der Treue und des Gehorsams entbunden. Jetzt war für die Evangelischen die Zeit zum Handeln gekommen; selbst wer den Krieg zuvor nicht gewollt, rieth ihnen nun dazu, empfahl ungesäumten Angriff; drangen sie eilend nach Regensburg vor, wo das kaiserliche Feldlager zu kräftigem Widerstand noch nicht gerüstet war, so konnten sie die vortheilhaftesten Bedingungen erzwingen. Aber man versäumte den günstigen Augenblick; es fehlte an Entschlossenheit, an Eintracht und — an Geld; man wies jede Vermittelung zurück, und zögerte doch, durch den Kampf das nahende Unheil abzuwenden, besonders weil der vordem so rüstige, aber seit das Unrecht seiner Doppelehe auf ihn lastete, befangene Landgraf Philipp unsichern Berechnungen sich hingab, und zur Unzeit

*) De ecclesiae auctoritate et veterum scriptis — ins Deutsche übersetzt von Justus Jonas. — Es ist dieß eine vollständigere Ausführung der Schrift vom J. 1539: de ecclesia et auctoritate verbi divini, welche er auch seinem Commentar über den Brief an die Römer 1540 einverleibt hatte.

die ferne Hilfe bei Fremden suchte. Endlich am 31. August standen die feindlichen Heere bei Ingolstadt einander gegenüber, die Evangelischen noch immer mit überlegner Zahl, obwohl bereits spanische und italiänische, besonders päpstliche Scharen zu dem kaiserlichen Banner vorgedrungen waren. Das evangelische Bundesheer griff an, und stand alsbald wieder davon ab, weil die Feldherrn noch immer unentschieden und zweifelhaft blieben; die günstige Stellung ward verlassen, und ein fruchtloser Versuch gemacht, die in bedeutender Zahl herbeieilenden Niederländer an der Vereinigung mit dem Kaiser zu hindern. Nun, da dieser stark zum Angriff geworden und unaufhaltsam vordrang, ließen Johann Friedrich und Philipp es geschehen, daß für sie um Frieden gebeten ward, und erhielten eine rücksichtslose, schnöde, schimpfliche Antwort. Der Kurfürst, schon lange durch die Rüstungen des Herzogs Moritz beunruhigt, durch dessen Anträge, daß er die sächsischen Kurlande zum Schutz gegen die in Böhmen sich sammelnde Macht des Königs Ferdinand besetzen wolle, gereizt, und dadurch in seinen Unternehmungen gegen den Kaiser gelähmt, ward jetzt aufs tiefste erschüttert, da die Botschaft kam, der Herzog sei mit der Erklärung, daß er auf kaiserlichen Befehl die Reichsacht zu vollstrecken habe, zugleich aber noch immer unter dem Vorwande, daß er die erbverbrüderten Stammlande gegen die eindringende feindliche Macht verwahren wolle, wirklich zu Anfange des Novembers in das kurfürstliche Gebiet eingebrochen, und habe gewaltsam eines großen Theils desselben sich bemächtigt. Da eilte Johann Friedrich, während auch der Landgraf Philipp ungesäumt heimkehrte, in raschem und rastlosem Zuge zur Vertheidigung und Wiedereroberung seiner Besitzungen, und gewann nicht nur diese in einem beschwerlichen Winterfeldzuge ungemein schnell, sondern bemächtigte sich auch des größten Theils des herzoglichen Gebiets. So war Sachsen der Kriegsschauplatz geworden. Nach diesen Erfolgen versammelten sich die evangelischen Fürsten zu neuen Berathschlagungen, was weiter zu thun sei. Auch Melanchthon ward dazu eingeladen, sah aber klar voraus, daß seine Gegenwart unnütz sein würde, und wie er überhaupt ungern in politische Angelegenheiten sich verwickelte, bat er, ihm die Reise zu erlassen. Indeß erkauften die süddeutschen Bundesgenossen vom Kaiser den Frieden, zum Theil mit großen Opfern; der ehrwürdige Kurfürst von Cöln mußte der Gewalt weichen und der Regierung entsagen; es war vorauszusehen, daß nun der lang-

jährige Groll und alle Rache des Reichsoberhauptes über den hart bedrängten Kurfürsten sich entladen werde. Am 12. April brach Karl V. durch König Ferdinands und Herzog Moritz's gesammelte Streitkräfte verstärkt, aus Böhmen in Sachsen ein, und schon am 24. desselben Monats ward durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg das Loos dieses Kampfes entschieden. Johann Friedrich, geschlagen, nach tapferer Gegenwehr gefangen, aller Rettungsmittel beraubt, unterzeichnete am 19. Mai die wittenbergsche Capitulation, in welcher er der Kurwürde und dem größeren Theile seines Landes entsagte. Er sah bald nachher, wie Herzog Moritz mit dem Allen belehnt wurde; standhaft und stark durch seinen Glauben, erduldete er sein Mißgeschick und folgte, seiner Freiheit beraubt, den Triumphzügen des Kaisers. Am 19. Junius hatte Landgraf Philipp, nach schmerzlicher Demüthigung, überlistet und betrogen, gleiches Schicksal.

Wer schildert, was Melanchthon in dieser Zeit gesorgt, gelitten, innerlich gekämpft hat! Was er so lange gefürchtet, war geschehen; Blut war geflossen um der evangelischen Lehre willen; diese schien selbst der Unterdrückung nahe zu sein; sein theurer Landesherr, dem er, obwohl nicht immer mit seinen Ansichten und Maßregeln einverstanden, doch aufrichtig ergeben blieb, hatte Macht, Einfluß, Würde, Land und Freiheit verloren. Die Universität, diese herrliche Pflegerin der evangelischen Wahrheit und der Wissenschaft, hatte sich aufgelöst; die Studierenden irrten zerstreut umher; er selbst wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, und mußte öfter seinen Aufenthalt wechseln. Mit Geschäften überladen ohne befriedigenden Erfolg, in häusliche Noth und Verlegenheit verwickelt, ohne seinem gänzlich zerrütteten Hausstande aufhelfen zu können, bekümmert um seine Freunde, von vielen Hilfsbedürftigen, die er nicht ohne Unterstützung von sich lassen konnte, mannichfach bedrängt, oft den letzten Groschen mit ihnen theilend, empfand er den schweren Druck der Zeit schmerzlicher, als viele seiner Leidgenossen. Er zog nach Dessau, dann nach Magdeburg, Braunschweig, wohin er Luther's Witwe geleitete, ferner nach Nordhausen, Nürnberg; aber überall waren seine Freunde selbst zum Theil hart bedrängt; es that ihm weh, ihnen lästig zu werden, und unstät setzt' er seine Wanderungen fort, oft von dem Nöthigsten entblößt, aber auch mehrmals, wo er es am wenigsten erwartete, mit zuvorkommender Freundlichkeit unterstützt. In Zerbst fand er bei dem Fürsten von Anhalt

gastliche Aufnahme, tröstendes Mitgefühl, ermunternde Pflege und Hilfe. Bald sammelte sich auch hier, wie an andern Orten, wo er kürzere Zeit weilte, ein Kreis von lernbegierigen Zuhörern um ihn; gern gewährte er ihnen Belehrung, Rath und jede Unterstützung, die er irgend sich abdarben konnte. Sein Glaube, die stille Beschäftigung mit den Wissenschaften, die Beweise von Theilnahme, Achtung und Wohlwollen, die von nah' und fern, von Hohen und Niedern, von Freunden und selbst von Unbekannten ihm zu Theil wurden, erheiterten von Zeit zn Zeit seine tief bekümmerte Seele. Er lebte wieder auf, er hoffte wieder, als er sich überzeugte, daß der Kaiser nach dem Siege, da die Niederlage der Bundeshäupter, welche die Stützen der Evangelischen gewesen, und das theils schleunige, theils allmälige Zurücktreten der Bundesgenossen vom Kampfplatz, ihm unbeschränkte Macht zur völligen Unterdrückung der kirchlichen Neuerungen einzuräumen schien, eine unerwartete, dem Papst höchst empfindliche, den Katholischen bedenkliche, überall unbegreifliche, den Evangelischen aber höchst wohlthätige Mäßigung bewies, und geraume Zeit fast nichts that, um den von Rom aus laut verkündeten Zweck des siegreich geendeten Krieges zu erreichen, obwohl fast kein Hinderniß entgegen stand. Wurden auch an einigen Orten die Evangelischen bedrängt und verfolgt, mehrere ihrer ausgezeichnetsten Theologen, unter Andern, Johann Brenz in Schwäbischhall, und Erhard Schnepf in Tübingen, abgesetzt, gefangen, oder vertrieben, mußten sie auch einige Kirchen an die Katholischen abtreten oder sich entreißen lassen, so geschah dieß doch in den meisten Fällen ohne Zuthun oder Genehmigung des Kaisers, welcher jetzt am wenigsten verfolgungssüchtig sich bewies, ja den überwundenen Fürsten und Städten in keiner Weise die Bedingung machte, zur römischen Kirche zurück zu kehren. Noch immer durchschaute man nicht seine tiefverborgenen Absichten; man begann zwar schon zu argwöhnen, daß er sich der kirchlichen Parteiung nur bediene, theils den Papst zu schrecken und nach seinen Absichten zu lenken, theils die Reichsstände gegen einander für seine herrschsüchtigen Plane zu gebrauchen; aber am wenigsten konnte eine so arglose und einfältige Seele, wie Melanchthon, Karl V. Verfahren begreifen, und so war die gegenwärtige Schonung und Milde ein Trost für den Geängsteten.

In den letzten Tagen des Junius hatte der Kaiser mit seinem Heer Sachsen wieder verlassen; der neue Kurfürst Moritz trat in den Besitz der ihm zugetheilten Lande des unglücklichen

Johann Friedrich, dessen Söhnen allein Thüringen verblieb. Es war keine leichte Aufgabe für den Fürsten, den seine neuen Unterthanen mit Mißtrauen und Widerwillen empfingen, die abgeneigten Gemüther zu gewinnen, der öffentlichen Meinung, die ihn beschuldigte, daß er die Evangelischen der feindlichen Macht eigennützig und treulos Preis gegeben, eine andre Richtung zu geben, die Gährung in den Städten und auf dem Lande zu beschwichtigen, die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen, da, wo er lange als Verräther und als der ärgste Feind gegolten, als Landesvater sich zu behaupten. Dem geistreichen und gewandten Moritz, der, wenn man seine Zweideutigkeit und Hinterlist vergessen konnte, auch durch ritterliche Tugenden sich auszeichnete, und durch ein gefälliges Betragen sich Eingang zu verschaffen wußte, schien diese Aufgabe nicht zu schwer, und wirklich gelang es ihm über Erwarten schnell, auch manche erbitterte Gegner zu versöhnen. Selbst die Wittenberger, die in ihrer Liebe zu ihrem gefangenen Fürsten, ihn am meisten haßten, hatte er durch die feierliche Versicherung, „weil sie ihrem Fürsten, seinem Vetter, so treu gewesen, wolle er es ihnen ewig in Guten gedenken," günstiger gestimmt. Man fügte sich in die unabwendbare Nothwendigkeit; die Verhältnisse ordneten sich; die Schüchternen gewannen neuen Muth; die Geflüchteten sammelten sich um das neue Panier, williger, weil doch ein evangelischer und stammverwandter Fürst dasselbe entfaltete.

Als nun das Waffengeräusch vorüber gezogen und in Sachsen die äußerliche Ruhe hergestellt war, beschloß auch Melanchthon, nach Wittenberg zurück zu kehren; nicht nur hatte Moritz ihn freundlich und ehrenvoll eingeladen; ihn selbst zog die Liebe zu der Stätte seiner vieljährigen Wirksamkeit, zu der vielleicht nur durch ihn wieder herzustellenden Universität, die Sehnsucht nach dem gewohnten Wirkungskreise, dahin zurück, wo er schon manchen heißen Kampf gekämpft hatte, wo er auch den neuen, der, wie er wohl wußte, seiner dort harrte, bestehen wollte. Sobald er einmal mit sich darüber einig geworden, konnte keine Bedenklichkeit und Besorgniß ihn abhalten, und eifrig rieth er nun auch Andern, seinem Beispiele zu folgen. Er fühlte wohl, daß die Verhältnisse ganz anders geworden, als sie vor dem Kriege gewesen, daß er in Wittenberg sich nicht weich betten könne; aber das lag auch am wenigsten ihm am Herzen; er kam in der That nur, Andern zu nützen, nicht, für sich selbst Vortheile zu suchen. Seine Lage mußte höchst schwierig werden, da

die Universität sich fast gänzlich aufgelöst hatte, und unter den obwaltenden Umständen kaum wieder vollständig hergestellt werden konnte. Die Lehrer und Studierenden waren zerstreut, jene zum Theil unwiederbringlich ihrem vorigen Wirkungskreise entrissen, die Stiftungen und Ausstattungen zerrüttet, alle Hilfsquellen erschöpft, die Kräfte der neuen Regierung theils noch so beschränkt, theils so mannichfach in Anspruch genommen, daß von ihr kaum zureichende Unterstützung gewährt werden konnte, wenn sie auch den guten Willen dazu hatte. Dennoch war es in jeder Beziehung Pflicht, mit Fleiß und Treue zu versuchen, ob man nicht einer Anstalt, welche auf den Gang der Reformation, auf die Ausbreitung der reinen evangelischen Lehre, auf die wissenschaftliche Bildung Deutschlands einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hatte, wieder aufzuhelfen, und ihr, wenn sie auch nicht zu dem vorigen Glanze wieder erhoben werden konnte, doch eine neue segensreiche Wirksamkeit zu sichern vermöge. Kaum aber hatte Melanchthon den Entschluß gefaßt, dazu die Hand zu bieten, als eine neue und schwere Prüfung für ihn eintrat. Der unglückliche Johann Friedrich, dessen redlicher und großmüthiger Eifer für die Kirchenverbesserung auch durch das härteste Mißgeschick nicht erschüttert werden konnte, empfand kaum so schmerzlich den Verlust des ganzen Kurkreises, als der ihm theuren Universität Wittenberg, welche, was Friedrich der Weise, ihr edelmüthiger Stifter, je von ihr gehofft, im reichsten Maße geleistet hatte. Er sann daher selbst in seiner traurigen Gefangenschaft darauf, eine ähnliche Anstalt in dem kleinen, seiner Herrschaft noch unterworfenen Gebiete zu gründen, und empfahl diese Angelegenheit seinen Prinzen, welche jetzt das Land verwalteten. Gern, wohl nicht ohne eifersüchtigen Hinblick auf den Glanz, welcher das neue Kurfürstenthum auszeichnete, aber auch aus eigener wohlwollender Neigung bemühten sie sich, den Wunsch des ehrwürdigen Vaters zu erfüllen, und die aus Wittenberg geflüchteten Professoren in Jena, dessen Lage vorzüglich günstig war, zu versammeln. Am wenigsten konnte man Melanchthon's gefeierten Namen und einflußreiche Wirksamkeit entbehren wollen; auf ihn rechnete man um so mehr, als er durch die zartesten Bande dem um des evangelischen Bekenntnisses willen gedrückten Fürstenhause verbunden war; an ihn vor Allen erging also der Ruf, nach Jena zu kommen und die Stiftung der neuen Universität zu befördern. Dieser Ruf versetzte ihn in einen so schweren Kampf mit sich selbst, in eine so

bange Unruhe, daß er fast noch nie in einer peinlichern Lage sich befunden hatte, weil jetzt mehr als je Alles von seinem eigenen Entschlusse abhing, und weil er nicht so bald mit sich selbst einig werden konnte, welchen Weg in dieser Prüfung Gott ihm anweise. Ob es rathsamer sei, der Gründung einer neuen Lehranstalt, oder der Wiederherstellung einer alten den Rest seiner Tage und seiner Kräfte zu widmen, ob er dem Lande, welches ihn im jugendlichen Alter gastlich aufgenommen, ihm einen segensreichen Wirkungskreis eröffnet und vieles Gute gewährt hatte, auch ferner angehören, oder seinem alten Herrn, der auch im Unglück seiner gedachte und auf ihn hoffte, folgen sollte; ob an das Land oder an den Fürsten heiligere Pflichten ihn banden; — das waren die Fragen, deren Beantwortung dem ängstlich gewissenhaften Manne nicht leicht werden konnte. Wo er am sichersten und ruhigsten leben, was ihm selbst den meisten Vortheil gewähren möchte, das erwog er auch jetzt am wenigsten; „ich darf", schrieb er einem Freunde, „nicht an das, was mir zuträglich sein möchte, ich muß an das allgemeine Beste denken!" Er sah vorher, daß Verkennung und Mißdeutung, Anfechtungen und Verlegenheiten mancherlei Art, Noth und Plage ihn treffen würden, wenn er in Wittenberg blieb. Aber die alte Anhänglichkeit an den Ort, den er wie seine Vaterstadt liebte, „die Erinnerung an die Zeit, da er dort mit den ehrwürdigsten Männern innig verbunden gewirkt hatte", erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt; da man ihn wiederholt versicherte, die Universität sei unrettbar verloren, wenn er sie verließe, meint' er, sich selbst ihr unbedingt schuldig zu sein, und ihr von Neuem sich hingeben zu müssen. Er entschied sich, was auch die Menschen dazu sagen möchten, ihr treu zu bleiben. An diesem Entschlusse hatte auch sein körperlicher und Gemüthszustand einigen Antheil. Obwohl er erst im 52. Jahre stand, redete er damals in seinen Briefen doch schon von seinem hohen Alter; denn seine Kraft war in den letzten Stürmen gebrochen; so viele Sorgen und Bekümmernisse, Mühen und Kämpfe hatten ihn vor der Zeit alt gemacht, und es fehlte ihm der Muth, jetzt noch eine neue Laufbahn zu beginnen. Selbst das wehmüthige Andenken an seinen unglücklichen Fürsten, dessen trauriges Geschick er, wie Camerarius bezeugt, und wie aus seinen eigenen Briefen erhellt, schmerzlich beklagte und beweinte, dem er mit Verehrung und Dankbarkeit zugethan blieb, und die Sorge für dessen Söhne, die jungen Fürsten, befestigten seinen Ent-

schluß, da die von ihnen beabsichtigte Gründung einer neuen Universität gerade jetzt ihm sehr bedenklich schien, und da er nicht ohne Grund fürchtete, daß er selbst, wenn er, der Gegenstand des Hasses der Katholischen, von ihnen aufgenommen würde, ihnen nur neue Anfechtungen bereiten würde, zumal wenn er sich gedrungen fühlte, des Kaisers Absichten entgegen zu treten, oder gegen die zu fürchtenden Beschlüsse des Tridentiner Concils seine Stimme zu erheben. So überredete er sich, es sei besser, die Verlegenheiten und Verwickelungen, die aus der Verbindung mit ihm entstehen könnten, ihnen zu ersparen. Um so gewisser spricht die gerechtere Nachwelt ihn frei von dem Vorwurfe der Treulosigkeit, durch welchen eifernde Zeitgenossen ihn empfindlich kränkten.

Sobald Melanchthon entschieden war, in Wittenberg zu bleiben, begann er wieder seine Vorlesungen (am 24. October 1547 mit der Erklärung des Briefes Pauli an die Kolosser), und die wenigen Lehrer, welche bis dahin sich eingefunden hatten, folgten seinem Vorgange. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er nun an der Wiederherstellung der Universität; seine Briefe, Bitten und Ermahnungen riefen Lehrer und Studierende zurück; er selbst bezog noch keinen Gehalt, sondern lebte von Dem, was er aus den Trümmern seines Vermögens gerettet hatte, und von der Unterstützung einiger Freunde; allen seinen Einfluß am kurfürstlichen Hofe wendete er dazu an, die nothdürftigste Unterstützung für seine Amtsgenossen und Zuhörer zu erlangen, was unter den damaligen Verhältnissen nur ihm, und auch ihm nur durch immer wiederholte Anträge und Gesuche einigermaßen gelingen konnte. Da zeigte es sich ganz offenbar, daß er in der That fast die einzige Stütze der Universität, ihr Retter und Wiederhersteller war. Gern hätte er nun ganz der friedlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit Dem, was seines Amtes war, sich hingegeben; eine durchaus neue Bearbeitung seiner Dialektik, welche er in diesem unruhvollen Jahre zum Druck beförderte, „sein Bedenken vom Concilio" und einige Reden sind Beweise, daß auch Sorge und Noth ihn einer gemeinnützigen Thätigkeit nicht entfremden konnte. Aber es war ihm nicht vergönnt, seine Laufbahn friedlich fortzusetzen, vielmehr brachen, mit immer erneutem Ungestüm, schwere Anfechtungen und Kämpfe über sein schon gebeugtes Haupt herein.

Am 1. Sept. 1547 hatte Kaiser Karl den neuen Reichstag zu Augsburg eröffnet. Rückhaltloser ließ er dort seine

lange geheim gehaltenen, aber immer klug gehegten Plane durchblicken. Eine unabhängigere Herrschaft wollte er im deutschen Reiche gewinnen; dazu erstrebte er zunächst, und nicht ohne Erfolg, einen größern Einfluß auf das Reichskammergericht; dazu leitete er einen neuen Fürstenbund ein, der an die Stelle des aufgelösten schwäbischen treten, und an dessen Spitze Oestreich stehen sollte; dazu mußten auch die kirchlichen Streitigkeiten ihm dienen, die er zwar beizulegen bemüht war, aber nur so weit, als es seinen Absichten förderlich sein, und als er dabei die Ueberlegenheit des kaiserlichen Ansehens über den römischen Stuhl geltend machen, dem Papste, der so lange sein hartnäckiger Gegner gewesen war, seine Macht und seinen Groll fühlen lassen konnte; dazu betrieb er nun mit dem größten Nachdruck die Wiedereröffnung des Concils zu Trident, von wo der Papst unter nichtigem Vorwande dasselbe nach Bologna verlegt hatte, obwohl die deutschen Prälaten theils aus Furcht vor dem Kaiser, theils aus Klugheit dahin nicht nachfolgten. Sollte aber der Zweck des Concils wirklich erreicht werden, so mußten die Protestanten sich bewegen lassen, sich im Voraus demselben zu unterwerfen, oder wenigstens ihre Abgeordneten dahin zu senden. Darauf drang nun Karl mit all der Festigkeit und Gewandtheit, mit welcher er sein Ziel zu verfolgen gewohnt war. Er verbürgte den Protestanten die vollkommenste Sicherheit für die Reise und für den Aufenthalt in Trident; er ließ sie die Aufhebung aller Beschlüsse der sechs ersten Sitzungen, in welchen sie mit ihrer Lehre ungehört verdammt waren, und alle Ordnung eines freien christlichen Concilium hoffen; er verhehlte seinen Unmuth über die Verlegung desselben so wenig, und betrieb die Rückkehr der Bischöfe nach Trident so öffentlich und so nachdrücklich, er erlaubte sich dabei gegen den eigensinnigen Papst eine so rücksichtslose und kräftige Sprache, er forderte so nachdrücklich, das Concil solle sich vor Allem mit einer ernstlichen Reformation der Kirche beschäftigen, und bewies, wie sehr es ihm selbst damit Ernst sei, so unzweideutig, daß man seinem Ansinnen, seinen Versprechungen, die gelegentlich mit Drohungen wechselten, und seiner Beharrlichkeit kaum widerstehen konnte. Wirklich ließen mehrere evangelische Fürsten sich bestimmen, ihre Geneigtheit zur Beschickung und zu einer bedingten Annahme des Concils zu erklären; unter ihnen auch der Kurfürst Moritz. Dieser aber hatte bereits Melanchthon, um sich mit ihm darüber, so wie über andere Angelegenheiten zu berathen, nach Leipzig, wo die

Landstände versammelt waren, berufen, und war durch ihn, der es nicht für rathsam hielt, dem erklärten Willen des Kaisers zu widerstreben, jetzt auch wohl wieder einiges Gute von dem Concil hoffte, in seinem Entschlusse befestigt worden. Hatte der Kaiser doch auch die deutschen Bischöfe auf dem Reichstage bewogen, in einer zwar bescheidenen, aber nachdrücklichen Vorstellung dem Papste die baldige Berufung eines deutschen Nationalconcilium zu empfehlen; hatte er doch mit aller möglichen Feierlichkeit sowohl in Bologna, als in Rom selbst gegen alle Beschlüsse und Handlungen der italiänischen Synode protestiren lassen. Die Evangelischen durften also wohl einiges Vertrauen zu ihm fassen. Aber schnell ward dasselbe wieder durch eine neue unerwartete Maßregel erschüttert. Mochte dabei zunächst nur eine Demüthigung des Papstes und eine Behauptung des kaiserlichen Ansehens gegen denselben, ein öffentliches Zeugniß, daß das Oberhaupt des Reichs, Spaniens und der Niederlande wohl auch ohne ihn die kirchlichen Angelegenheiten zu einer Entscheidung bringen könne, beabsichtigt sein; Jene fanden darin eine feindselige Absicht gegen sie selbst, einen neuen Versuch, Das, was ihnen das Theuerste war, ihren Glauben, ihr Bekenntniß, ihre Kirchenordnung zu unterdrücken, und geriethen darüber in eine heftige Bewegung, um so mehr, als ihre Unterwerfung mit unbeugsamer Strenge und mit Drohungen gefordert ward.

Karl V. war auf seinen schon sieben Jahre früher zu Regensburg entwickelten Plan, bis zur endlichen Entscheidung eines christlichen Concilium, durch eine einsweilige Vergleichformel hinsichtlich der streitigen Lehrpunkte, den Kirchenfrieden zu vermitteln, zurückgekommen. Jenes erste Interim war zwar in seinem Erfolge völlig verunglückt; jetzt aber, da die Evangelischen denn doch die besiegte Partei waren, und was ihnen etwa dargeboten und bewilligt ward, mit dankbarem Entgegenkommen zu ergreifen, sich aufgefordert fühlen konnten, da ferner die Mäßigung und das milde Verfahren des Kaisers, der nach einem entscheidenden Siege ihren Glauben und Gottesdienst auf keine Weise angetastet oder beeinträchtigt hatte, auch seine offenkundige und recht absichtlich zur Schau gestellte Mißhelligkeit mit dem Papste, seine Vermittelung viel annehmbarer machte, jetzt ließ sich allerdings von einem ähnlichen Interim, selbst wenn darin, um desto sicherer die katholischen Stände zu gewinnen, den Protestanten noch etwas weniger als früher nachgegeben war, Einiges hoffen. Daß der Kaiser sie weder selbst unter-

drücken, noch ungehört verdammen lassen wolle, davon, meinte er, müßten sie nun wohl überzeugt sein, und um so williger zu einem Vergleich, welcher, wenn er sie auch nicht ganz befriedigte, doch für den Augenblick Manches einräumte, und ihnen die Hoffnung auf endliche günstigere Entscheidung keineswegs entriß, ihm die Hand bieten. Indem er nun in feierlicher Reichsversammlung am 14. Januar 1548, was er in Beziehung auf das Nationalconcilium bei dem Papste geltend gemacht, und welche Protestation er eingelegt habe, umständlich eröffnete, schien sein Vorschlag, daß man, um den Kirchenfrieden im Reiche herzustellen, eine einstweilige Ausgleichung berathen und dazu tüchtige Männer beider Parteien auswählen möchte, ganz unverfänglich zu sein. Bedenklicher freilich war es, daß er, als man ihm die Wahl der Unterhändler anheim gab, neben Julius von Pflug, gegen den man vielleicht nur von Rom aus Einwendungen machen konnte, der aber den Evangelischen um so angenehmer sein mochte, den Weihbischof von Mainz und Titularbischof von Sidon (daher Sidonius genannt), Michael Helding, einen Mann, der selbst während des Reichstages in seinen Predigten gegen die Lutheraner eiferte, und den Johann Agricola (aus Eisleben), Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, einen sehr zweideutigen Vermittler, mit dem schwierigen Geschäfte beauftragte. Melanchthon insbesondere konnte, so mild er über Andere zu urtheilen gewohnt war, von diesem Agricola, den er bereits in dem antinomistischen Streit als einen Mann von einigem Geist, aber größerm Ehrgeiz und sehr mäßiger Gelehrsamkeit kennen gelernt hatte, wenig Gutes hoffen. Als nun aber das Ergebniß der Vergleichshandlungen dieser drei Männer, das s. g. Augsburger Interim, am 15. Mai in der Reichsversammlung vorgelesen, und nachdem der Kurfürst von Mainz, freilich ohne dazu beauftragt zu sein, den Dank der Stände für des Kaisers Friedensvermittelung ausgesprochen hatte, öffentlich bekannt gemacht ward, da ging ein Schrei des Entsetzens, des bittersten Unmuthes durch alle evangelische Länder. Eine härtere, unerträglichere Friedensbedingung, als die Annahme dieses Interims, hätte der Kaiser unmittelbar nach dem Siege, wenn auch alle Evangelische überwunden, gefesselt, hilflos vor ihm gelegen hätten, nicht machen können. Er selbst hätte wohl auch eine mildere Vergleichsformel, die den Evangelischen doch einigen Trost gelassen, nicht zurück gewiesen; da nun aber diese, unter Mitwirkung eines angeblichen Prote-

stanten verfaßte, ihm vorlag, war sie ihm um so lieber, als den katholischen Ständen zu ihrer Nichtannahme kaum ein Vorwand blieb; mit den Evangelischen hofft' er wohl leichter fertig zu werden, und dann hatte er in kaiserlicher Machtvollkommenheit, ohne den Papst, und demselben zum Trotz, die kirchliche Angelegenheit entschieden. Die Aussicht auf diese Machtäußerung scheint ihn so eingenommen zu haben, daß der kluge Fürst, bei seinem ungestümen Dringen auf die allgemeine Annahme des Interims gar nicht wahrnahm, wie wenig dasselbe geeignet war, auch nur einen scheinbaren Vergleich zu bewirken. Denn verglichen war eigentlich keiner der streitigen Lehrpunkte; vielmehr fanden die Evangelischen fast alle Irrlehren und Mißbräuche, gegen welche sie seit dreißig Jahren standhaft gekämpft hatten, förmlich bestätigt, zugleich, wenigstens mittelbar, jede ihrer Unterscheidungslehren und das ganze Gebäude ihrer neuen Kirchenordnung verworfen; zugestanden war ihnen nichts, als der Abendmahlsgenuß unter beiderlei Gestalt, die Aufhebung einiger unbedeutenden Festtage, aber nicht einmal des anstößigen Frohnleichnamsfestes, und die Fortdauer der einmal bestehenden Ehe der Geistlichen, aber auch dieß nur unter erschwerenden Bedingungen und nur bis zur Entscheidung des Concils, welches, wie vorauszusehen war, wenn sie einmal so viel aufgeopfert hätten, auch diesen letzten Rest schmählich verkümmerter Rechte ihnen entreißen würde. Aerger, als diese angebliche Vermittelung hätte kaum das papistische Concilium, dessen Beschlüsse nach des Kaisers Versicherung aufgehoben werden sollten, und hier aufs unverkennbarste bestätigt waren, die Evangelischen drücken können.

Als Melanchthon mit dem über alle Erwartung trostlosen Interim überrascht wurde, erschrak er zwar; aber wie er immer, vor künftigen Uebeln zagend, den gegenwärtigen eine gute Seite, irgend eine günstigere Ansicht und Aussicht abzugewinnen bemüht war, oft selbst geflissentlich sich selbst täuschend, so boten seinem Scharfsinne gleich beim ersten Lesen der starren Formel einige Punkte sich dar, an die etwa eine abermalige Verhandlung und Vermittelung sich anknüpfen ließe, einige feste, oder doch bedeckte Stellen, hinter welchen die evangelische Lehre sich allenfalls noch halten könnte, und die er dann in der Angst seines Herzens zu seinem und zu Anderer Trost auffaßte, festhielt und zu verschanzen suchte, weßhalb er denn auch in seinem ersten Gutachten, welches er auf Verlangen des Kurfürsten eilig ausstellte, keineswegs auf völlige Verwerfung der Formel antrug.

reilich hatte er bei genauerer Prüfung schon zwei Tage später
ch überzeugt, daß man die Abfassung mehrerer Hauptlehren
urchaus verwerfen müsse, was er denn auch unumwunden aus=
rach und in Antrag brachte; aber noch immer hielt er den Ge=
chtspunkt fest, daß man, so viel irgend das Gewissen gestatte,
em Kaiser nachgeben, und, um nicht Alles zu verlieren, Ei=
iges aufopfern, darum die Vergleichsformel so günstig wie mög=
ch deuten, und wenigstens als Einleitung zu einer weitern Ver=
iittelung gebrauchen müsse. Der Schutz, welchen Karl V. der
)redigt und dem Gottesdienste der Evangelischen in der neuesten
eit gewährt, hatte dem gutmüthigen, arglosen Melanchthon
eues Vertrauen gegen ihn eingeflößt; aber mit Sorge und Un=
ıhe sah er auf seine erhöhte Macht und auf die Rathlosigkeit
er evangelischen Stände hin; er zitterte vor dem Gedanken, daß
och einmal um der Religion willen das Kriegsfeuer sich ent=
ınden, oder daß der zürnende Kaiser, wenn man das In=
erim geradezu ablehnte, dasselbe mit Gewalt geltend ma=
)en möchte. Durch die kaum überstandene Kriegsnoth noch
rschüttert, hielt er für Pflicht, Alles aufzubieten, was zur Ab=
endung eines gleichen Uebels ersonnen werden könne, wenn da=
ei nur nicht das Evangelium verläugnet und dessen siegreiche
)redigt der Tyrannei des Papstes Preis gegeben würde; um
icht diesem in die Hände zu fallen, müsse man, meinte er, mit
em Kaiser glimpflich verfahren, und so unterhandeln, daß man
n ihm einen gnädigen Herrn habe. Also weit entfernt, eine
nbedingte Annahme des kaiserlichen Interim zu rathen, was
llerdings eine thatsächliche Verläugnung der bis dahin bekannten
eberzeugung gewesen wäre, sann er nur auf neue Unterhand=
ıngen, denen man jene Formel zum Grunde legen müsse, um
)eils dem Kaiser zu willfahren, theils so viel abzudingen, daß
ie Elemente der evangelischen Lehre aufrecht erhalten würden.
Bie dieß möglich sei, war freilich schwer zu begreifen; aber seine
hüchterne Vermittelungslust spiegelte ihm doch eine Möglichkeit
täuschend vor, daß er auf diesem Wege mehr, als durch of=
nbaren Widerstand zu erlangen hoffte. Indem er damit auf
ie Politik seines Landesherrn aus eigner Neigung einging, schien
zu vergessen, daß es sich hier nicht um einen weltlichen
rieden handle, sondern um Aufrechthaltung oder Verwerfung
nes Bekenntnisses, welches Tausenden das unveräußerlichste Ei=
nthum, der liebste Trost, die festeste Stütze war; daß es fer=
r weder recht noch christlich klug ist, um zeitlicher Gefahren

willen, das Gewissen der Gläubigen zu gefährden, und in Glaubenssachen auf eine Capitulation einzugehen, die, so lange man nicht entschieden die entgegenstehende Ueberzeugung sich aneignen kann, entweder zu einer Verläugnung oder zu einer Falschheit führen muß; daß endlich das ängstliche Bemühen, da, wo man standhaft bekennen und freudig Zeugniß ablegen, das Uebrige aber Gott anheim stellen soll, Auswege und künstliche Wendungen zu finden, selbst eine Glaubensschwäche verräth. Indem unser Melanchthon seinen Besorgnissen und weltklugen Berechnungen Raum gab, legte er den Grund zu unheilvollen Kämpfen in der evangelischen Gemeinde, und bereitete sich selbst die empfindlichsten Leiden, die bittersten Kränkungen.

Kein echter Protestant konnte das Augsburger Interim mit gutem Gewissen annehmen; vergeblich drang darauf der Kaiser mit Versprechungen und Drohungen; er fand bei den meisten Ständen einen unerwarteten, hartnäckigen Widerstand und lebhafte Protestationen. Den Glaubensmuth des unglücklichen Johann Friedrich hatte selbst die Gefangenschaft so wenig gebeugt, daß er lieber neue Einschränkungen und eine ungebührlich harte Behandlung ertragen, als die unselige Vergleichsformel annehmen wollte. Ob der Landgraf Philipp nachgiebiger war, ist zweifelhaft; seine Söhne aber stimmten fest entschieden mit der großen Mehrheit der Evangelischen in der standhaften Verwerfung der Formel überein. Der Kurfürst Moritz zeigte sich hier zuerst, dem Kaiser gegenüber, unbeugsam; er sollte, hoffte Karl, durch seinen Vorgang die Andern zur Annahme geneigter stimmen; Moritz aber berief sich auf das feierliche Versprechen, welches er bei der Uebernahme seiner neuen Lande gegeben habe, daß er sie nämlich bei ihrer Lehre und Kirchenordnung lassen wolle, wobei er nicht verhehlte, daß Er selbst dabei zu beharren entschlossen sei, und daß er vom Kaiser die ihm zugesagte Glaubensfreiheit erwarte; er bestand darauf, daß er sich zuvor mit seinen Theologen berathen müsse, ehe er eine förmliche Erklärung abgeben könne. Zwar hatte er schon vor der öffentlichen Vorlesung des Interim dasselbe nach Wittenberg und Leipzig zur Prüfung gesendet und drei Gutachten von den dortigen Lehrern erhalten; als er aber im Junius selbst in sein Land zurückkehrte, veranstaltete er nach einander acht Convente zu Zwickau, Celle, Meißen, Pegau, Torgau, dann abermals zu Celle, endlich zu Jüterbogk und Leipzig, an welchen allen, den ersten ausgenommen, Melanchthon

persönlich und vor Allen thätig Theil nahm. Es war abermals eine schwere Aufgabe zu lösen, ja die schwerste, welche im Fortgange der Reformation theologischen Berathungen aufgegeben war. Wollte man auch um des Friedens willen Manches, was in der Heftigkeit des Streits allzu scharf ausgesprochen worden, möglichst mild und vermittelnd darstellen, und in allem Außerwesentlichen, so viel man vermochte, nachgiebig sich beweisen; wie schwer war es, über Das, was in der Glaubensangelegenheit außerwesentlich sei, nicht nur die unterhandelnden Theologen zu vereinigen, sondern auch die übrigen evangelischen Lehrer und die Gemeinden zur Anerkennung desselben zu bringen, wie unmöglich die bis dahin standhaft behaupteten Grundlehren und Grundsätze der Evangelischen mit dem Augsburger Interim auch nur in einen scheinbaren Einklang zu stellen! — Und auf der einen Seite stand drohend die Gefahr, innerhalb der evangelischen Kirche, welche, wie vorauszusehen war, in ihrer Gesammtheit schwerlich den sächsischen Beschlüssen sich unterwerfen konnte, eine unheilvolle Spaltung, eine ärgere, denn je zuvor, zu erregen, und die heilsamen Früchte der Reformation völlig zu vernichten, auf der andern der entschlossene Wille und die entschiedene Forderung des Kaisers und der Wunsch des Landesherrn, daß man zwar nicht mehr, als man mit gutem Gewissen vermöge, nachgeben, aber doch keine unnöthigen Schwierigkeiten machen, vielmehr ernstlich darauf bedacht sein möge, dem Kaiser zu willfahren. Warnend mischten sich in die Unterhandlungen die Nachrichten von den schon begonnenen interimistischen Streitigkeiten. Allenthalben erhoben sich kräftige Stimmen gegen das kaiserliche Interim. Der Markgraf Johann von Brandenburg, und der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken erneuten ihre gleich Anfangs eingelegte Protestation; Magdeburg, die Hansestädte, Lüneburg und Andere boten aufs entschlossenste allen Ermahnungen und Drohungen der kaiserlichen Minister Trotz; der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der am unbedingtesten das Interim angenommen, vermochte nicht, dasselbe seinen Unterthanen aufzudringen; wo der Kaiser mit Gewalt die Annahme durchzusetzen versuchte, entstanden die gräulichsten Verwirrungen, und mehrere Hundert evangelische Lehrer verließen lieber ihre Aemter, gingen freiwillig oder gezwungen in die Verbannung, als daß sie wider ihr Gewissen die alten Irrthümer und Mißbräuche bestätigt hätten. Fast in allen evangelischen Ländern flammte der erste Reforma-

tionseifer wieder auf; mit kühnen Angriffen, mit heftigen Schmähschriften, mit bittern Satyren ward das Interim angegriffen, und selbst der Kaiser nicht verschont. Im ersten Auflodern dieser heftigen Kämpfe berathschlagten die sächsischen Theologen an der Seite der Landstände. Wie sie sich auch entscheiden mochten, sie konnten sich nicht überreden, daß sie dem Kampfe zu entfliehen, die Flamme zu löschen, die Gemüther zu beschwichtigen vermöchten; sie wußten, daß auf sie, als Lehrer des Landes, welches die Wiege der Reformation gewesen, Aller Augen gerichtet waren, und daß jede schwache Nachgiebigkeit, jede scheinbare Feigheit, weit entfernt, der streitenden Kirche zur Nachahmung zu dienen, nur heftigere Bewegungen erzeugen würde; es war eine beklagenswerthe Verblendung, wenn sie, lediglich um dem Kaiser und dem Kurfürsten genug zu thun, eine Vermittelung versuchten, welche nimmer zu einem würdigen, heilsamen und dauerhaften Frieden führen konnte. Und dieser Verblendung gab auch Melanchthon sich hin; Er hatte nicht den Muth, wie einst Luther in entscheidender Stunde, seine Ueberzeugung mit der entschlossenen Erklärung zu bekräftigen: „Hier steh' ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!" Die Umstände und Verhältnisse waren allerdings anders geworden; es kam nicht mehr bloß darauf an, furchtlos das eigne Haupt dem Zorn des Kaisers oder des Papstes darzubieten, was auch Melanchthon, wenn er damit den Frieden der Kirche hätte erkaufen können, nicht gescheut haben würde; es galt jetzt, ein drohendes Ungemach von der ganzen hart bedrängten und sturmbewegten evangelischen Kirche abzuwenden. Aber auch jetzt sollten die theuren, schwer errungenen Güter, sollte die untastbare Freiheit des Glaubens und Gewissens gegen das Dräuen der Welt vertheidigt und aufrecht erhalten werden. Die kaiserliche Gewalt durfte man da, wo sie jene Güter beeinträchtigen wollte, nicht als rechtmäßig betrachten, noch durfte man ihr, weil sie jetzt so furchtbar und schreckend auftrat, Das, was durch seine eigne siegreiche Kraft und durch den gewissen Beistand Gottes sich behaupten konnte, auch nur theilweise Preis geben. Es ist zu beklagen, daß Melanchthon und seine Wittenberger Amtsgenossen nicht bei ihren ersten entschiedenen Erklärungen gegen das Augsburger Interim beharrten, sondern dem Andringen des Kurfürsten Moritz und ihren eignen Besorgnissen nachgebend, einen Ausweg erdachten, welcher den Katholischen nimmer genügen konnte, unter den Evangelischen aber

eine unheilvolle Zwietracht erregte; man muß aber auch, um ihr Verfahren gerechter zu würdigen, die Gründe in Anschlag bringen, mit welchen der Kurfürst ihnen die Nothwendigkeit, so viel nachzugeben, als man irgend mit gutem Gewissen vermöge, darzuthun bemüht war, besonders die nahe liegende Besorgniß, daß hartnäckiger Widerspruch gegen die interimistische Maßregel des Kaisers, diesem einen willkommenen Vorwand bieten würde, nicht nur die Evangelischen, in ihrer jetzigen politischen Ohnmacht, völlig zu unterdrücken, sondern auch die Reichsverfassung umzustoßen, und mit der kirchlichen zugleich die bürgerliche Freiheit der ganzen deutschen Nation zu vernichten. Dieß besonders war ein mächtiger Beweggrund für Melanchthon, welcher ausdrücklich erklärte, er werde, wenn der Kurfürst die unbedingte Annahme des Interim durchsetzen wolle, lieber aus dem Lande ziehen und Alles über sich ergehen lassen, ein hinreichender Beweis, daß er wenigstens nicht aus Furcht für seine persönliche Ruhe und Sicherheit nachgiebiger ward. Die vorhandenen Urkunden beweisen, wie mannichfach er, von dem, als dem anerkannten Haupte der sächsischen Theologen, allerdings die Entscheidung abhing, auf den verschiedenen, in dieser Angelegenheit gehaltenen Landtagen bearbeitet ward, um seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Vergleich zu gewinnen, und wie geschäftig man alle Verantwortlichkeit für die Folgen einer hartnäckigen Weigerung ihm allein zuschob. So konnte wohl auch ein minder ängstlich gewissenhafter Mann bewogen werden, seine eigne Ueberzeugung einer, wie es schien, unabweisbaren Nothwendigkeit unterzuordnen.

Auf dem Landtage zu Torgau (im October 1548) beharrten die Theologen noch sehr standhaft bei ihren frühern Erklärungen gegen das Interim*), zeigten sich aber auf dem zweiten, der zu Celle (im November) gehalten ward, schon merklich nachgiebiger, ermüdet von den immer erneuten Vorstellungen, in welchen die kurfürstlichen Abgeordneten ihnen die mit ihrer Beharrlichkeit verbundenen Gefahren anschaulich machten. Sie entsprachen nur zu rasch der Aufforderung, eine neue Kirchenordnung zu entwerfen, welche zunächst die bisherige Ordnung des Gottesdienstes so viel möglich dem Augsburger Interim anpassen

*) Sie hatten in ihrem zweiten Gutachten ausdrücklich gesagt, sie wollten lieber sterben, als die Privatmesse mit ihren Gräueln wieder einführen; jeder Fürst möge bedenken, was er um der Religion willen zu thun habe; sie könnten nur die Pflicht des Bekenntnisses der Wahrheit vor Augen haben. —

sollte; sie genehmigten sogar einen zweiten Entwurf, welchen der Kurfürst ihnen vorlegen ließ, obwohl fast der ganze altkatholische Ritus darin wieder aufgenommen war. Dabei verwahrten sie zwar die Unveränderlichkeit der evangelischen Lehre, meinten auch nicht, von dieser etwas Preis zu geben, wenn sie in den Gebräuchen nachsichtiger sich bewiesen; aber bei dem innigen Zusammenhange der Lehre und des Ritus, bei dem offenbaren Widerspruche, in welchem mehrere der wieder zugelassenen Gebräuche mit dem Inhalte der evangelischen Bekenntnisse und mit den klaren Zeugnissen der heiligen Schrift standen, opferten sie viel mehr und Wesentlicheres auf, als sie sich selbst gestehen wollten, und vergebens gab sich besonders Melanchthon die undankbare Mühe, sich und Andere zu überreden, es habe mit den früher verworfenen, nun wieder angenommenen Gebräuchen nicht so viel auf sich, wenn nur die Reinheit der Lehre bewahrt würde, sie seien Adiaphora, Mitteldinge, die man, um des Friedens willen, ohne Verletzung des Gewissens sich gefallen lassen könne, weil sie an sich weder gut noch böse wären. Als man einmal so weit gegangen, konnte man kaum manche scheinbar unbedeutende, dem Interim sich annähernde Veränderungen im evangelischen Lehrbegriffe zurückweisen, wobei man immer die Grundlehren von der Rechtfertigung, vom Glauben und von den guten Werken, in ihrer evangelischen Lauterkeit aufrecht zu erhalten bemüht war, und nur einige schärfere Ausdrücke durch andere, der Friedensvermittelung dienlichere, ersetzte. Leichter konnte der Kurfürst nun auf dem Landtage zu Leipzig (im December) sein Ziel erreichen, obwohl mehrere weltliche Landstände noch sehr bedenklich waren, und zur Wahrung ihres Gewissens wiederholt befriedigendere Aufschlüsse und Erklärungen von den Theologen forderten. Diese aber hatten sich schon so tief in die Sache verstricken lassen, daß sie nun selbst Alles aufbieten mußten, jene zu beschwichtigen. Die Ergebnisse der Leipziger Verhandlungen ließ der Kurfürst aus den Landtagsacten in einem Aufsatz zusammenstellen, welcher von den Gegnern das Leipziger Interim oder das kleine, zum Unterschiede von dem großen Interim, wie man die cellische Vergleichsschrift bezeichnete, genannt ward. Jener Aufsatz diente als Grundlage der vollständigern Ordnung des Gottesdienstes, oder Agende, welche, auf des Kurfürsten Befehl, durch die mit den Unterhandlungen beschäftigten Theologen verfaßt, im März 1549 vollendet, im Mai auf einer Versammlung sächsischer Geistlichen

zu Grimma genehmigt, und im Julius zur Einführung in alle sächsische Kirchen vertheilt ward.

An allen diesen bedenklichen und verfänglichen Unterhandlungen und an ihrem endlichen Ergebnisse hatte Melanchthon einen vorherrschenden Antheil gehabt; auf ihn fiel denn auch fast die ganze Last der Verantwortung, ihm vornehmlich ward die meiste Schuld beigemessen, als man nun über einen schmählichen Verrath an der evangelischen Kirche zu klagen begann. Aber sein eignes Gewissen klagte ihn nicht an. Er war es sich bewußt, bei allen Berathungen, bei all den Mühseligkeiten und Arbeiten, welchen er dabei sich unterzog, am wenigsten an sich selbst, an seine persönliche Gefahr oder Sicherstellung gedacht, vielmehr lediglich für das Beste der Kirche und für das öffentliche Wohl gewirkt zu haben. Gegen das Augsburger Interim hatte er sich so unumwunden und ausdrücklich erklärt, daß der Kaiser selbst ihn als den einflußreichsten Gegner desselben betrachtete, einen heftigern Unwillen gegen ihn faßte, und nicht abgeneigt schien, Gewalt gegen ihn zu brauchen; seine Freunde besorgten sogar, wohl nicht ohne Grund, daß seine Auslieferung gefordert werden, oder daß man versuchen möchte, ihn meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. Aber das schreckte ihn so wenig, daß er, unbekümmert um Alles, was ihn bedrohen möchte, immer nur die Sache, um die es sich handelte, und die gemeine Noth und Gefahr erwog. Wie es ihm aber Bedürfniß und Gewohnheit war, für alle Gegensätze im Leben, wie in der Wissenschaft, eine Vermittelung und für die streitenden Parteien eine Aussöhnung zu suchen, wie er sich gedrungen fühlte, überall, wo der große Kampf der Zeit neue Anreizung empfing, und die schon gelösten Aufgaben von Neuem in Frage stellte, die Hand zum Frieden zu bieten, und allen Scharfsinn aufzubieten, um Annäherungspunkte aufzufinden, wie er dann auch wohl, um Zeit zu gewinnen, und um nur die augenblickliche Gefahr abzuwenden, an halben Maßregeln sich genügen ließ, so konnt' er nicht anders, er mußte den Interimsstreitigkeiten, in jenen Tagen einer unabweisbaren und in der That drohenden Entscheidung, eine Vermittelung versuchen, welche er denn auch bald so ausschließlich ins Auge faßte, daß er um so leichter sich selbst täuschen konnte. Die von dem Kurfürsten eingeleiteten Unterhandlungen der zu den Berathungen über das Interim berufenen Theologen mit den Bischöfen von Naumburg und Meißen scheinen in Melanchthon zuerst die Hoffnung

erweckt zu haben, daß bei der trostlosen Aussicht, welche das Interim selbst und das ungestüme Dringen auf dessen unbedingte Annahme darbot, doch noch ein Ausweg sich finden lasse, auf welchem man weder den Ausbau der evangelischen Kirche erschüttern, noch den Zorn des Kaisers zu unmittelbaren Gewaltschritten reizen werde. Die Bischöfe ließen mit sich handeln; sie ließen wohl auch noch mehr hoffen, als sie in ihrer Stellung zum Papst und zum Kaiser öffentlich aussprechen konnten; man durfte erwarten, daß sie in der Ausübung der Rechte, welche man ihnen etwa wieder einräumte, möglichst nachsichtig sein, und wenn man für jetzt nur den Kaiser zufrieden stellte, Das, was in dem einzuleitenden Vergleiche den evangelischen Lehrern und Gemeinden etwa zu anstößig und beschwerlich wäre, nicht gerade mit unerbittlicher Strenge geltend machen und einführen würden. Die Hoffnung, den Kaiser zu begütigen und von der gewaltsamen Einführung des Interim abzubringen, den Kurfürsten einer drükkenden Verlegenheit, die ganze Kirche einer furchtbaren Gefahr zu entreißen, war für Melanchthon zu reizend und ermunternd, als daß er nicht über manche entgegenstehende Bedenklichkeiten sich hätte hinwegsetzen und auch seine Amtsgenossen zu solcher Vermittelung geneigt stimmen sollen. Am Ende war es freilich nur auf eine scheinbare Einführung des Interim, auf eine Täuschung des Kaisers abgesehen; aber wenigstens der ehrliche Melanchthon wollte nicht täuschen; er überredete sich selbst, Karl V. werde auch noch, so unwahrscheinlich das sein mochte, mit sich handeln und Etwas abdingen, an dem guten Willen, das Interim, so viel möglich, anzunehmen, sich genügen lassen, und man hätte dann, bei der zeitgemäßen Nachgiebigkeit, bei diesem klugen Schicken in die Zeit, ihn gewonnen, ohne etwas Wesentliches zu verlieren. Es war überdieß sehr unwahrscheinlich, daß man in Rom das Interim gut heißen werde; es verlauteten bereits päpstliche Protestationen gegen die Anmaßung, daß ein weltlicher Herr in Glaubenssachen Etwas anzuordnen wage; es schien also sehr klug zu sein, wenn man nicht um einer einstweiligen, wahrscheinlich bald vorübergehenden Maßregel willen die Kirche und den Staat allen Gefahren eines neuen Kampfes, dessen Ausgang bei der überlegenen Macht des Kaisers kaum zweifelhaft war, bloßstellte, vielmehr jetzt sich selbst einige Gewalt anthat, um Zeit zu gewinnen und den Erfolg abzuwarten. Melanchthon ward durch seine hypochondrische Aengstlichkeit solchem Temporisiren geneigt, und meinte, es sei doch Etwas

gewonnen, wenn man den Blitzstrahl, der schon sich zu entladen drohte, für jetzt abgelenkt habe, wenn auch die Luft schwül blieb.

In der That ward er aber auch jetzt seiner Ueberzeugung keineswegs so untreu, wie man ihm Schuld gegeben hat. Schon lange hatte er für Pflicht gehalten, wenn nur die freie Predigt des Evangelium und das Wesentliche der in der Augsburger Confession ausgesprochenen Lehre erhalten würde, in Dem, was er für außerwesentlich hielt, ohne dieß immer klar aufzufassen und streng zu begränzen, den Gegnern Etwas nachzugeben; schon lange hatte er sich bemüht, manche scharfe und schroffe Formen der Unterscheidungslehren durch mildere Ausdrücke, welche, wenn sie zum Theil auch schwankender waren, um so eher eine Annäherung der Parteien befördern konnten, diesem Zweck anzubequemen; hinsichtlich der gottesdienstlichen Gebräuche und Uebungen war er immer der Meinung gewesen, daß, wenn nur die göttliche Anordnung aufrecht erhalten, aus Menschengeboten kein Gewissenszwang gemacht, und keine abergläubigen Meinungen dadurch verbreitet und geltend gemacht würden, die alte Ordnung lieber beibehalten, als zu einem Grunde feindseliger Spaltung gemacht werden solle. Etwas Anderes wollt' er auch jetzt nicht, und er ging die Vergleichshandlungen um so unbedenklicher ein, je mehr er seiner aufrichtigen Friedensliebe und der Redlichkeit seines Willens sich bewußt war.

Wüßte man nicht, mit welcher Hingebung, mit welchem Eifer, der sein ganzes Wesen beseelte, aber auch leicht ihn befangen und einseitig machen konnte, er jeder Hoffnung auf eine endliche Aussöhnung der streitenden Parteien sich überließ, so würde man es allerdings unbegreiflich finden, wie er bei seiner sonstigen zarten Rücksicht auf die Gewissenszweifel Anderer, jetzt, und gerade jetzt, da die Gemüther durch den unglücklichen Ausgang des sächsischen Krieges noch bewegt und gegen den Kurfürsten Moritz, darum auch gegen alle von ihm ausgehende kirchliche Anordnungen, mit Argwohn erfüllt waren, sich bergen konnte, daß jeder Versuch, die evangelische Kirchenordnung den päpstlichen Satzungen anzubequemen, nur Aergerniß und neuen Streit erzeugen mußte. Es gehörte nur wenig Scharfsinn und Erfahrung dazu, um voraus zu sehen, daß Alles, was den Kaiser zufrieden stellen und die Evangelischen den Katholischen nähern sollte, von jenen mit Mißtrauen betrachtet, daß auch die mäßigste Annäherung der neuen an die alte, zum Gegenstande der Ver-

achtung und des Hasses gewordene Lehre, jede, auch die vorsichtigste Wiederaufnahme der römischen Gebräuche, die man als eben so viele Mißbräuche zu verabscheuen gewohnt war, innerhalb der evangelischen Kirche selbst den alten Haß wieder anfachen und verderblichen Zwiespalt erwecken würde. Der in vielen Gegenden schon ungestüm entbrannte Kampf gegen das Augsburger Interim konnte als warnendes Zeichen dienen, daß die Mehrheit der protestantischen Lehrer und Gemeinden gegen Alle, welche nur einigermaßen sich ihm geneigt bewiesen, mit dem Eifer, welcher scheinbar oder wirklich abtrünnige Freunde heftiger, als die gewohnten Gegner verfolgt, aufstehen, und daß, wenn im günstigsten Falle die ganze sächsische Landeskirche die neue, den Papisten nur zu viel nachgebende Ordnung sich aufdringen ließe, Jene mit den übrigen evangelischen Gemeinden in den ärgerlichsten Zwiespalt verwickelt, von ihnen getrennt werden, und in trauriger Vereinzelung zwischen Katholischen und Protestanten, von beiden Seiten bedrängt, keiner angehörig, dastehen müßte. Wollte man mit Klugheit dem Drohen des Kaisers begegnen, so durfte man wenigstens auch die Rücksicht auf die Stimmung der evangelischen Gemeinschaft, und auf das Verhältniß einzelner Lehrer, so wie der sächsischen Kirche zu derselben, nicht aus den Augen setzen. Dieß fühlten Melanchthon und seine Mitarbeiter selbst; sie sahen das Aergerniß voraus, welches kommen werde, und machten ihre gerechten Besorgnisse gegen das Ansinnen des Kurfürsten Anfangs sehr nachdrücklich geltend; um so weniger hätten sie nachher davon abgehen und von ihrer richtigen Ansicht sich abwendig machen lassen sollen. Daß Melanchthon jetzt von der Furcht vor den möglichen Folgen einer unbeugsamen Beharrlichkeit bei Dem, was die evangelische Kirche bisher gegen die alten papistischen Irrthümer und Mißbräuche behauptet hatte, sich übermannen ließ, daß er zwar keineswegs die evangelische Lehre verläugnete, aber doch durch anbequemende Darstellung hier und da verschleierte; daß er die gute Sache der Wahrheit sicherer durch Rathschläge menschlicher Klugheit, als durch standhaftes, glaubensfreudiges Zeugniß zu retten wähnte, und nur seinem jetzt in der That einseitigen Vermittelungstriebe folgte, das ward für ihn die unversiegbare Quelle jener Anfechtungen und Kämpfe, welche den Rest seines segensreichen Lebens verbitterten, den günstigen Einfluß seines wohlbegründeten Ansehens auf die Entwickelung der evangelischen Kirche beschränkten, und diese selbst aufs traurigste zerrütteten.

Doch war dieß keineswegs die Schuld des bescheidenen Mannes allein, der nie abließ, für die Gemeinde zu beten und zu arbeiten, der immer wieder die Gegner zu versöhnen strebte, und wo er geirrt oder gefehlt, sobald er es erkannte, mit der rührendsten Aufrichtigkeit und Demuth es bekannte. Wer möcht' es nicht mehr bedauern, als anklagen, daß er, der sich berufen und gezwungen fühlte, mitten in einer zwieträchtigen Zeit Frieden zu stiften, wider seinen Willen selbst Veranlassung zu langwierigen und erbitternden Streitigkeiten gab, unter welchen Niemand empfindlicher litt, als sein sanftes und wohlwollendes Gemüth! Ob er auch zu Zeiten schwach war, erkennt doch die gerechtere Nachwelt ihm den Preis zu vor der Menge seiner Widersacher, zumal vor jenen zelotischen Eiferern, welche nicht wie er aus Friedensliebe, aber desto ärger aus Streitlust fehlten, und in ihrer Verblendung vielleicht wähnten, sie thäten Gott und der Kirche einen Dienst damit, wenn sie mit unversöhnlichem Groll den edleren Genossen verfolgten.

Schon die erste Kunde davon, daß unter der Obhut des Kurfürsten Moritz Unterhandlungen über das kaiserliche Interim gepflogen würden, mußte im Lande selbst und in andern evangelischen Ländern, zunächst im Herzogthum Sachsen, eine mißtrauische Aufmerksamkeit erregen, und als das Leipziger Interim nun wirklich hervortrat, sprach alsbald ein lauter und heftiger Unwille ohne Rücksicht und Schonung sich aus. Dieß war voraus zu sehen, und es ist um so mehr zu verwundern, daß man es bei jenen Unterhandlungen nicht beharrlich genug in Anschlag brachte, nur die Sicherstellung gegen den Zorn des Kaisers ins Auge faßte. Die Verbindung mit dem neuen Kurfürsten diente den unterhandelnden Theologen, insbesondre den Wittenbergern, bei den Protestanten eben nicht zur Empfehlung. Gegen Melanchthon vornehmlich, den seine eigenmächtigen, von Vielen ihm nie verziehenen Aenderungen in der Augsburger Confession, seine angebliche Annäherung an die Zwinglische Abendmahlslehre, überhaupt seine mit den Jahren zunehmende Nachgiebigkeit, vielen eifrigen Lutheranern bereits verdächtig, wo nicht verhaßt gemacht hatte, erhoben sich, weil er sich an Moritz angeschlossen hatte, viele heimliche und öffentliche Gegner, und alte Freunde verwandelten sich in unversöhnliche Feinde. Unter diesen machte sich gar bald nur zu bemerklich jener Matthias Flacius, der, aus Illyrien gebürtig, in Wittenberg gastliche Aufnahme, weitere Ausbildung, und, be-

sonders durch Melanchthon's Vermittelung, endlich eine ehrenvolle Anstellung als Professor der hebräischen Sprache gefunden hatte. Mit Geist, Kraft und Kenntnissen ausgestattet, aber „ein unruhiger Kopf," — so nennen ihn auch billige Zeitgenossen, — von einem unmäßigen Selbstgefühl, und unersättlichem Ehrgeiz bewegt, fühlte er sich berufen, eine bedeutende Rolle zu spielen, und da er von Natur streitlustig, leicht aufgeregt, dann im hohen Grade unbesonnen war, verwandelte sich sein ursprünglich wohl redlicher Eifer für die evangelische Wahrheit leicht in blinden Fanatismus. Daß er nach Luther's Tode gern dessen Stelle eingenommen, dessen Ansehen und Einfluß an sich gerissen hätte, ist nicht unwahrscheinlich; daß er aber, wie man ihm Schuld gegeben, gegen Melanchthon nur darum aufgestanden, weil es ihm unerträglich gewesen, daß diesem schon in Luther's letzten Lebensjahren, und noch entschiedner nachher, die erste Stelle unter den sächsischen Theologen, ein großer Theil des Ansehens und Einflusses jenes Hauptes der Reformation zufiel, daß er nur, um ihn von diesem für den Ehrgeiz allerdings reizenden Platze zu verdrängen, Händel mit ihm angefangen, das ist wenigstens aus historischen Zeugnissen nicht erweislich. Es bedarf aber auch in der That einer solchen Muthmaßung nicht, um die rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, mit welcher Flacius gegen Melanchthon eiferte, begreiflich zu finden. Beide waren an sich so entgegengesetzte Naturen, daß der mildere, billigere und bescheidnere Mann wohl den ungestümen, harten und anmaßenden, aber schwerer Dieser Jenen ertragen konnte. Wo der Eiferer am liebsten mit der Faust drein geschlagen hätte, da trat der sanftmüthige Vermittler so leise auf, und beschwichtigte mit versöhnenden Worten so eifrig den Sturm, der des Andern Element war, daß in dessen Seele Widerwille, Unmuth und Groll sich schon festgesetzt hatte, ehe die Veranlassung zu einem heftigern Widerstreben sich darbot. Wohl mochten manche Reizungen des gekränkten Ehrgeizes, von Melanchthon unverschuldet, hinzu kommen; aber Flacius überredete sich selbst, nur von heiligem Eifer für die Reinheit der evangelischen Lehre zu entbrennen, und merkte nur nicht, wie fleischlich dieser Eifer war, als sein Groll gegen den friedlichen Melanchthon hervorbrach. Dieser blinde, fleischliche Eifer, verbunden mit dem bereits mächtig gewordenen Unmuth und Argwohn gegen den nachgiebigen Mann, ist an sich schon hinreichend, um das mißtrauische Belauern aller Schritte und Verhandlungen der zur Berathung über das

Interim berufenen Theologen, und die fanatische Wuth, welche endlich gegen sie zu toben begann, zu erklären. Der argwöhnische Fanatismus macht eben so leicht zu Falschheit und Unredlichkeit, wie zu schonungsloser Härte geneigt, und der Wahn, allein für die Wahrheit, für die Religion zu streiten, beschwichtigt nur zu leicht des Gewissens Stimme, wenn dasselbe den Gebrauch unwürdiger Mittel zur Erreichung des vermeintlich frommen Zwecks verdammt. Starrsinnig, argwöhnisch, mit Unverstand eifernd, verblendete Flacius sich dergestalt, daß er auch unredliche Wege sich erlaubte, um Kunde von den geheimnißvollen Verhandlungen über das Interim zu erlangen, um so mehr, als eben das Geheimnißvolle derselben seinen Argwohn zu rechtfertigen schien. Melanchthon, der nun einmal Haupt und Sprecher der sächsischen Theologen, und durch einen zu Anfang des Interimstreits an den kurfürstlichen Minister von Carlowitz gerichteten, nur zu bald öffentlich bekannt gewordenen Brief, in welchem man nicht bloß einige unvorsichtige Aeußerungen, sondern deutliche Zeichen von Wankelmüthigkeit und furchtsamer Nachgiebigkeit finden wollte, verdächtiger, als zuvor geworden war, fand jetzt am wenigsten die wohlverdiente Rücksicht und Schonung. Flacius entband sich nicht nur von allen Pflichten der Dankbarkeit; er mißbrauchte auch auf die unredlichste Weise das Vertrauen, mit welchem derselbe ihm den Zutritt zu seinem Hause, zu seiner Bibliothek, zu seinem Arbeitszimmer gestattete, nicht ahnend, daß der treulose Freund selbst seine vertraulichen Briefe heimlich durchsuchen, zu seinem Zweck benutzen, Alles, was er hinterlistig erlauscht hatte, mit feindseliger Geschäftigkeit, mit hämischer Mißdeutung kund machen, und damit das Feuer, welches, einmal entbrannt, schwer zu dämpfen war, anschüren werde.

Nicht so unredlich, aber eben so leidenschaftlich verfuhren andere Gegner Melanchthon's; es war unter ihnen mehr als Ein Flacius, obwohl dieser in leidenschaftlicher Streitlust Alle überbot. Männer, wie Amsdorf und seine edleren Mitkämpfer, waren in der That unfähig, im Gebrauch der verwerflichsten Waffen Jenem sich gleich zu stellen; aber wie sie sich nicht scheuten, mit ihm gemeine Sache zu machen, so ließen sie auch zu einem Ungestüm, der alle Schranken durchbrach, zu einer Verfolgungssucht, die eben so unvernünftig, als unchristlich war, sich mit fortreißen. Es ist hier nicht der Ort, den traurigen Streit, dessen Urkunden man nur mit tiefer Wehmuth lesen würde, wenn nicht öfter ein gerechter Unwille die Oberhand gewänne, umständ-

licher zu entwickeln; man möchte ohnehin darüber hinweg eilen, um nicht die Schande und Schmach unsrer Kirche aufzudecken; hier genügt es, anzudeuten, was Melanchthon, der mehr leidend, als thätig sich dabei verhielt, und immer nur einen Vertheidigungskampf führte, dabei erduldete, und wie gerade unter diesen schwersten Anfechtungen und bittersten Prüfungen seine Geduld, Sanftmuth und Liebe am bewundernswürdigsten sich bewährten.

Flacius war im April des Jahres 1549 ohne Abschied aus Wittenberg weggegangen, und hatte sich nach Magdeburg gewendet, wo der heftigste Widerstand gegen das Augsburger Interim sich äußerte, und von wo aus er seine Bannstrahlen gegen das Leipziger, und gegen dessen Urheber, Begünstiger, Vertheidiger schleuderte. So wie er, machten auch die andern Eiferer jetzt die so genannten Adiaphora zum Hauptstreitpunkt, und so gingen die interimistischen in die viel ärgeren adiaphoristischen Händel über. Im Allgemeinen war man damit einverstanden, daß gewisse, von Christus nicht verordnete, aber in der Kirche zur Erbauung und Förderung der Zucht eingeführte Gebräuche Adiaphora wären, so genannte Mitteldinge, die man ohne Sünde halten oder lassen könne, sofern keine abergläubigen Meinungen und kein Gewissenszwang sich damit verbänden. Was nun aber wahre Adiaphora wären, was man also von den altkirchlichen Gebräuchen als solche annehmen dürfe, und was nicht, das war bei ruhigem Nachdenken schwer zu bestimmen, darüber konnte man in der Hitze des Streits um so weniger sich vereinigen, als man, so viele scharfsinnige und gelehrte Erörterungen des Gegenstandes auch hervortraten, doch nicht immer den Begriff streng fixirte, noch das tiefe moralische Moment desselben tief und klar genug auffaßte. Melanchthon, der schon früher gegen die Katholischen den Grundsatz geltend gemacht hatte, daß Nichts, was Gott nicht selbst verordnet habe, ein nothwendiger Gottesdienst sei, und im scharfen Gegensatz gegen die Werkgerechtigkeit und das Ceremonieenwesen der römischen Kirche einen großen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche nur auf die äußerliche Zucht bezog, mußte eben darum Adiaphora in einem weitern Umfange anerkennen, und wollte in sofern folgerecht jetzt manche bereits aus den evangelischen Kirchen verbannte Gebräuche wieder zulassen, wobei er voraussetzte, daß auch Andre um des Friedens und der Ordnung willen sich ihnen unterziehen würden, wenn man sie nur als eine

äußerliche Ordnung einführte, und nicht als einen nothwendigen Gottesdienst aufbürdete. Die Gegner aber, die wohl fühlten, daß die Gränzlinie zwischen den wahren Mitteldingen und dem, was mit Unrecht so genannt werden möchte, nicht scharf und scheidend genug zu ziehen sei, obwohl unter andern die Hamburger Geistlichen in ihrem diese Angelegenheit betreffenden Sendschreiben an Melanchthon sehr bestimmt namhaft machten, was sie als Adiaphora gelten ließen, und was nicht, — hielten für nöthig, den Kreis möglichst enge zu ziehen und durch unübersteigliche Schranken abzuschließen. Einigen drängte sich auch im Fortgange des Streits, ohne ihnen ganz klar zu werden, der Gedanke auf, daß man überhaupt keine Adiaphora anerkennen solle, weil Nichts, was als gottesdienstliche Uebung, wär' es auch nur als äußerliche Zucht, vorgeschrieben würde, etwas Gleichgiltiges sein könne, in sofern es entweder dem Glauben und Gewissen gemäß sei, oder nicht, die Andacht und Erbauung fördere oder hindere, also entweder heilsam oder nachtheilig wirke. Es ließ sich zudem leicht erweisen, daß auch Das, was an sich wohl ein Adiaphoron heißen könne, eine ganz andere Bedeutung gewinne, sobald es Jemand aufgedrungen würde, daß ferner die Wiederaufnahme mancher altkirchlichen Gebräuche, die bei den Evangelischen nicht nur ihre Bedeutung verloren hatten, sondern auch als abergläubisch anerkannt wurden, ohne Gewissenszwang nicht zu bewirken sei, daß endlich mit diesen Gebräuchen allmälig auch alle die abergläubigen Meinungen, welche man früher damit verbunden, sich wieder einschleichen und zu den papistischen Menschensatzungen zurück führen würden. Die Gegner des Leipziger Interim richteten aber ihre Angriffe besonders auf die zwei Hauptpunkte: Man habe dort Manches, was nichts weniger, als ein Adiaphoron sei, dazu gerechnet, und man hätte auch Das, was wirklich so heißen könne, nicht wieder aufnehmen, nicht die verworfenen Mißbräuche zurück führen, nicht die Gewissen verwirren, nicht in den Katholischen die Meinung und Hoffnung, daß man wohl noch weiter nachgeben, und völlig unter des Papstes Gewalt zurück kehren werde, erregen sollen. Aber dabei ließ es der rasende Eifer des Flacius und seiner Genossen nicht bewenden; sie beschuldigten Melanchthon und die übrigen Theilnehmer der Verhandlungen geradezu, sie wären abtrünnig von der evangelischen Lehre, Verräther an der Kirche geworden; sie hätten die frei gewordenen Gemeinden wieder unter das knechtische Joch zu

beugen und in die Gräuel des Papstthums zurück zu führen beabsichtigt, sie hätten zugleich die Protestanten und die Katholischen betrogen u. s. w. u. s. w. Man forderte daher auch aufs Bestimmteste, sie sollten öffentlich Kirchenbuße thun, und man kündigte bis dahin alle und jede Gemeinschaft ihnen auf. Vergebens bat Melanchthon um Frieden, und wo er geirrt, um Vergebung; vergebens erklärte er sich über die Adiaphora aufs Befriedigendste; vergebens warnte er vor der traurigen Zerrüttung der Kirche, da man selbst das Volk durch fanatische Streitpredigten in den Kampf hineinzog; — die Gegner ließen nicht ab, zu klagen, zu mißdeuten, zu schmähen, sie machten auch manche Bessergesinnte an Melanchthon irre, und beraubten ihn des Vertrauens und Wohlwollens Vieler; sie fügten Kränkung zu Kränkung, und setzten ihre feindseligen Angriffe auch dann noch fort, als von der Annahme des Augsburger oder des Leipziger Interim nicht mehr die Rede sein konnte; ja alle nachfolgenden Streitigkeiten, in die Melanchthon seufzend verwickelt ward, empfingen aus den unseligen adiaphoristischen Händeln immer neuen Stoff, die Gemüther zu erhitzen.

Zunächst entwickelten sich daraus die traurigen Majoristischen Streitigkeiten, an welchen zwar Melanchthon nicht unmittelbar Theil zu nehmen genöthigt war, aber doch mannichfache Anfechtungen und Aergernisse fand. Sein würdiger Schüler und treuer Freund, Georg Major, gehörte, weil er zu einigen Berathungen über das Interim zugezogen worden, zu den sogenannten Adiaphoristen, und war schon darum, obwohl er ausdrücklich erklärte, daß er bei dem Leipziger Interim nicht mitgewirkt, und also in dieser Hinsicht Nichts zu verantworten habe, ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung von Seiten der Eiferer. Als er nun im Jahr 1552 Superintendent in Eisleben, nicht ohne Widerspruch der dortigen Prediger, geworden, hielt er für nöthig, bei diesen durch eine Vertheidigung, wider die von Amsdorf in einer kurz vorher erschienenen heftigen Schrift gegen ihn erhobenen Anklagen sich zu rechtfertigen. Er that es mit Schonung und Mäßigung, erklärte sich aber zugleich sehr entschieden für den angefochtenen Satz: „Gute Werke seien nöthig zur Seligkeit." Dasselbe hatte schon früher, da Luther noch lebte, Melanchthon wiederholt behauptet, und war darüber zwar angefochten, aber doch nicht verketzert worden. Major wollte durchaus nicht die gegen die römische Kirche standhaft verfochtene Lehre, daß der Mensch allein durch den

Glauben, um Christus willen, vor Gott gerecht werde, wankend machen; er hielt aber für nöthig, damit Niemand auf einen todten Glauben sich stütze, und die Buße, die Selbsterneuerung, den neuen Gehorsam für überflüssig halte, recht nachdrücklich zu predigen, daß diese zu dem seligmachenden Glauben hinzukommen müßten, daß also auch gute Werke nothwendig wären. Amsdorf, Flacius und Andere aber klagten ihn der Verunstaltung der kirchlichen Rechtfertigungslehre an, und da er in seiner Vertheidigung gegen die heftigen Angriffe und feindseligen Beschuldigungen die frühere Mäßigung vergaß, reizte er um so mehr zu erbittertem Widerspruch. Man hätte abermals leicht sich verständigen können; denn man war schon darüber einverstanden, daß die guten Werke zur Rechtfertigung, die allein aus dem Glauben kommt, nicht nothwendig wären, aber nothwendig allerdings als unerläßliche Früchte des lebendigen, alleinseligmachenden Glaubens. Bedenklich, weil der Mißdeutung ausgesetzt, war allerdings der Beisatz: „zur Seligkeit," oder zum ewigen Leben," in sofern damit die guten Werke als eine wesentliche Ursach der Seligkeit bezeichnet zu werden schienen. Die Gegner Major's bemerkten nicht ohne Grund: behaupte man, die guten Werke seien nothwendig zur Seligkeit, so beunruhige und verwirre man die Gewissen, weil dann der zur Bekehrung geneigte Sünder, der noch spät zur Buße und zum Glauben erwache, und den Mangel an guten Werken empfinde, an seiner Seligkeit verzweifeln müßte, und weil von derselben auch die Kinder, die nach der Taufe, ehe sie gute Werke gethan, sterben, ausgeschlossen zu sein schienen, man verleite auch die Schwachen im Volk, das Verdienst Christi für unzureichend zu halten, und wieder zur katholischen Werkgerechtigkeit zurück zu kehren, man leihe endlich den papistischen Gegnern einen Vorwand zu der Anschuldigung, daß die evangelische Rechtfertigungslehre und Heilsordnung nicht fest stehe. Man solle daher zwar auf fortgehende Buße, Selbsterneuerung und neuen Gehorsam dringen, und die guten Werke als nothwendig predigen, aber nur nicht mit dem verfänglichen Beisatz: „zur Seligkeit." Melanchthon selbst, obwohl er in diesem Streit, um ihn nicht noch ärger anzufachen, vorsichtig schwieg, gab doch diesen Beisatz auf; er mißbilligte ihn sogar öffentlich, eben so aufrichtig, wie er Major's Mißgriffe und Härte in der Selbstvertheidigung tadelte; er erkannte, daß, wenn man jenen Ausdruck in den kirchlichen Sprachgebrauch auf-

nehme, immer eine besondere Erklärung zur Vermeidung des naheliegenden Mißverständnisses beigefügt werden müsse, und daß, wo man ihn ganz nackt ausspräche, der Satz immer verfänglich sei. Aber das schützte ihn nicht wider die Anfeindungen, welche die Gegner gegen ihn auch in ihrem Kampf mit Major sich erlaubten, und mit tiefem Schmerz betrachtete er den ganzen Streit, der auch dann noch fortdauerte, als Major erklärt hatte, daß er nicht länger streiten, sondern die angefochtenen Ausdrücke, die er übrigens so unverfänglich als möglich darzustellen bemüht gewesen, um des Friedens willen aufgeben wolle. Weder er, noch Melanchthon erlebten das Ende dieser Händel, wohl aber den Zwiespalt, der endlich darüber selbst unter ihren Gegnern ausbrach, und die, zwar auch einer guten Deutung fähige, aber doch verfänglichere Erklärung Amsdorf's: „Gute Werke seien schädlich zur Seligkeit.“ —

Diese Händel tobten noch fort, als sich die Osiandrischen hinzu gesellten, und die schon hinreichend verschrieenen Wittenberger Theologen, vornehmlich den vom Kampf erschöpften Melanchthon in ihren wilden Strudel hinein zogen. Andreas Osiander (Hosemann), ein in vieler Hinsicht ausgezeichneter Mann, dessen hervorragende Eigenschaften, ein scharfsinniger Verstand und lebhafter Geist, unermüdlicher Fleiß, vielseitige Gelehrsamkeit und glänzende Beredtsamkeit, nur durch Selbstgefälligkeit und hoffärthigen Sinn, durch Originalitätssucht, Rechthaberei und unfeine Sitten verdunkelt wurden, hatte wegen des Augsburger Interim, dem er kräftig widerstrebte, sein Pfarramt in Nürnberg verlassen müssen, und war darauf als erster Professor der Theologie in Königsberg, zum großen Verdruß der dortigen älteren Lehrer, angestellt worden. Gleich in seiner Antrittsdisputation hatten seine eifersüchtigen Amtsgenossen verfängliche Stellen bemerkt, aus denen ziemlich deutlich hervorzugehen schien, daß er in dem Dogma von der Rechtfertigung des Menschen durch Christus mit der lutherischen Lehre nicht übereinstimme. Nachdem sie nun sich allmälig gerüstet und Mitstreiter geworben, griffen sie ihn an dieser schwachen Stelle, die er wohl für seine stärkste Feste hielt, an, und fanden ihn eben so bereit, den Kampf mit ihnen zu bestehen, als seine Ansicht offen und ohne Rückhalt zu entwickeln. Daraus ergab sich denn, er meine: Rechtfertigen heiße in der heil. Schrift nicht bloß, wie Luther es gedeutet, gerecht sprechen, als gerechtfertigt anerkennen, sondern auch wirklich gerecht machen, oder die we-

sentliche Gerechtigkeit Christi dem bekehrten Sünder mittheilen; das Erstere sei die eigentliche Genugthuung und Erlösung; das Letztere die eigentliche Rechtfertigung, in welcher der Mensch durch den Glauben der wesentlichen Gerechtigkeit Christi theilhaft, und zu dem in Christus erschienenen Ebenbilde Gottes wiedergeboren werde, — was die kirchlich-lutherische Lehre, obwohl nicht im Osiandrischen Sinne, eben die Wiedergeburt und Heiligung, als Folge der eigentlichen Rechtfertigung oder Gerechtsprechung nannte. — Es wäre in der That nicht unmöglich, und nicht einmal gar schwer gewesen, über diese seltsame Ansicht sich zu verständigen, wenn man von beiden Seiten nur die Wahrheit und den Frieden, nicht am meisten sich selbst und Aufsehen erregenden Streit geliebt hätte; aber Osiander war eben so abgeneigt, wie seine Gegner, mit Selbstverläugnung dem Frieden ein Opfer zu bringen; und so entbrannte immer wilder der Streit, welchen der Herzog, von demselben beunruhigt, durch eingeleitete Vergleichshandlungen nicht beizulegen vermochte. Mit gerechter Besorgniß und tiefem Schmerz sah Melanchthon diese neue Fackel der Zwietracht auflodern, und bald über die Gränzen Preußens hinaus, die unbezwingliche Kampflust entzünden; er selbst hatte ohnehin genug zu kämpfen und sehnte sich zu innig nach Frieden, als daß er an diesen unfruchtbaren und ärgerlichen Zänkereien hätte Theil nehmen mögen. Da er, sogar als Osiander, der bereits etwas wider ihn hatte, wenigstens auf seinen Ruhm und Einfluß eifersüchtig war, schon die Gelegenheit ergriffen hatte, ihn durch muthwillig kränkende Angriffe zu reizen und in den Streit hinein zu ziehen, großmüthig schwieg, und die wunderliche Rechtfertigungslehre des eitlen Mannes, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, zwar nicht unbeachtet, aber doch unbestritten ließ, und selbst die Gegner desselben durch beredte Briefe zur Mäßigung, zur Friedensliebe ermahnte, da überdieß seine eignen Gegner, Flacius und dessen Kampfgenossen am heftigsten gegen die Osiandrischen Behauptungen auftraten, so hätte man hoffen mögen, daß es ihm vergönnt sein werde, in dieser Fehde eine strenge Neutralität zu bewahren. Aber es konnte nun einmal in dieser Zeit kein theologischer Streit sich erheben, ohne daß er von einer Partei oder von beiden gewaltsam zur Theilnahme genöthigt ward, am unvermeidlichsten dann, wenn er, allen Parteien fremd, keine Partei ergreifen wollte. Indem Osiander sich bemühte, nachzuweisen, daß die alleinwahre Rechtfertigungslehre, welche er an's

Licht gebracht, zwar von Luther noch nicht so gründlich und vollständig entwickelt worden sei, aber doch mit dessen Ansichten vollkommen übereinstimme, verfehle er nicht, erst darauf hinzudeuten, dann es sehr bestimmt auszusprechen, daß Melanchthon die reine lutherische Lehre verfälscht und verunstaltet habe. Auch dazu schwieg der Geschmähte. Als nun aber der Streit immer hitziger und wilder ward, nicht nur in Königsberg, sondern auch in ganz Preußen die Gemüther wider einander verbitterte, als der Herzog, weil alle Sühneversuche an der unbeugsamen Hartnäckigkeit und rasenden Leidenschaftlichkeit der Streitenden scheiterten, sich gedrungen sah, mehrere evangelische Fürsten und Stände um Gutachten ihrer Theologen über den ärgerlichen, Alles verwirrenden Streit zu bitten, als die darauf eingesendete einsichtsvolle, weise vermittelnde Erklärung der Würtemberger die beabsichtigte Wirkung verfehlte, als nun Osiander's Gegner an Melanchthon und seine Amtsgenossen sich wendeten und es ihnen zur Pflicht machten, den Streit durch ihre Erörterung zu schlichten, da konnten diese nicht länger schweigen. Melanchthon stellte ein besonderes Gutachten aus (im Jahr 1552), welches wahrhaft ein Muster in der Behandlung theologischer Streitfragen ist. Die unverdienten bittern Schmähungen, welche Osiander über ihn ausgegossen, hatten ihn so wenig zu einer Feindseligkeit gegen denselben gereizt, daß er gerechter und schonender als irgend Einer von Allen, welche in diesem Streit das Wort nahmen, die Ansichten und Meinungen seines ungestümen Widersachers würdigte, und auch jetzt die Achtung und das Wohlwollen, welche er ihm früher bewiesen, nicht verläugnete. Er wollte nicht die Schwächen und Gebrechen des Mannes, der ihm so wehe gethan, ihn so empfindlich gekränkt hatte, an's Licht ziehen, sondern er bedeckte sie, wo er konnte, und mühte sich, seiner Lehre die günstigste Ansicht abzugewinnen; er mußte ihn zwar bestreiten, und, seiner Ueberzeugung gemäß, darthun, daß die Gegner zum nachdrücklichen Widerspruch allerdings hinreichenden Grund gehabt, aber er erlaubte sich nicht nur keine Mißdeutung, keine gehässige Folgerung, er überging sogar manche verfängliche Aeußerungen Osiander's, mit welchen er ihn schlagen konnte, und hielt sich lediglich an die Hauptsache, mit einer Ruhe, Klarheit und Unbefangenheit, welche genugsam bezeugten, daß er ihm seine groben Uebereilungen nicht zurechnen wollte, alle Beleidigungen und Kränkungen ihm völlig vergeben hatte. Das ist zweifach ehrenwerth, wenn man

erwägt, wie der so schonend behandelte Mann ihn behandelt hatte, und wie unbedenklich in jener Zeit des leidenschaftlichsten Parteikampfes selbst die ehrbarsten Streiter ihren Gegnern Schmähungen mit Schmähungen vergalten. Wie mannichfachen Kummer denn auch diese Händel unserm Melanchthon bereiteten, so haben sie doch eben so sehr zu seiner Verherrlichung, wie zu seiner Läuterung gedient, und unwidersprechlich bewährt, daß er von dem Geiste der Liebe, der das treueste Zeugniß des lebendigen Glaubens ist, beseelt war. Viele Streitigkeiten wären vermieden, oder im Entstehen gedämpft, viele Aergernisse, viele Verwirrungen wären der evangelischen Kirche erspart worden, ganz anders hätte diese sich entwickelt und gestaltet, wenn alle Theologen gesinnt gewesen wären, wie er. — Behandelte Osiander ihn gleichwohl auch nach jener freundlichen Zurechtweisung und gerechten Anerkennung zwar etwas minder gröblich, als die andern Gegner, aber doch noch immer feindselig genug, so hatte er doch wenigstens den Trost und die Freude, daß in diesem Falle, wie aus der Menge der eingegangenen Bedenken erhellte, die evangelischen Theologen im Wesentlichen gleicher Ueberzeugung waren, und daß wenigstens dieß Mal, selbst Flacius, Amsdorf und Andere, die sonst nie und nirgend auf seiner Seite stehen mochten, mit ihm, wenn auch auf eine, von der Seinigen sehr verschiedene Weise, den Kampfplatz betraten. Aber es bekümmerte ihn noch oft, daß sogar nach Osiander's im Jahr 1552 erfolgtem Tode der Streit nicht endete, sondern noch lange die Gemüther erbitterte, und besonders in Preußen eine furchtbare Zerrüttung der Kirche bewirkte.

In diesen Osiandrischen Streit flocht sich ein anderer ein, welchen der Königsberger Theolog, Franz Stankarus (aus Mantua), ein heftiger Gegner Osiander's, erregte. Im Kampf gegen dessen Lehrsatz: daß Christus allein nach seiner göttlichen Natur die Gerechtigkeit der Gläubigen sei, behauptete er gerade das Gegentheil, Christus sei nämlich allein nach seiner menschlichen Natur Heiland und Erlöser, folglich auch unsre Gerechtigkeit. Damit wollte er keineswegs eine nestorianische Trennung beider Naturen in Christus lehren; er meinte nur, wie Christus nur als Mensch für die Menschen gelitten und den Tod erduldet habe, so sei auch sein Mittleramt zunächst auf seine menschliche Natur zu beziehen, obwohl diese nur in ihrer Vereinigung mit der göttlichen des Mittleramtes theilhaft gewesen; in der Person Christi müsse

man allerdings die unzertrennliche Vereinigung beider Naturen anerkennen. Dabei unterschied er freilich auf eine seltsame und unklare Weise die Person Christi von seinem Mittleramte, und vermochte um so weniger befriedigend darüber sich zu erklären, als er überhaupt sich selbst nicht klar war; aber den altkirchlichen Lehrbegriff von der Person Christi wollt' er keineswegs antasten. Gleichwohl griffen seine Gegner ihn gerade von der Seite an, und calvinische Theologen sowohl als lutherische kämpften gegen ihn mit den üblichen Waffen der Zeit. Da er schon in den ersten Stürmen der Osiandrischen Händel Königsberg verlassen, und in Frankfurt a. d. O. eine Anstellung gefunden hatte, so ward Melanchthon zur Theilnahme an dem Streit genöthigt, indem der Kurfürst von Brandenburg ein Gutachten über Stankar's Lehre von ihm begehrte. Er stellte dasselbe im Jahr 1553 aus, und blieb auch darin sich selbst treu; da ist keine Spur von jener Verketzerung, welche Andere sich gegen Stankarus erlaubten; er bestreitet ihn mit gewohnter Milde, und zeigt einfach, daß derselbe allerdings im Irrthum sei, aber nicht in einem so gefährlichen, wie man ihm Schuld gab, und daß er lediglich aus Unkunde und Mißverständniß des kirchlichen Sprachgebrauchs irre.

Gleiche Klugheit und Mäßigung bewies er bei dem in Hamburg ausgebrochenen Streit über die Lehre von der Höllenfahrt Christi. Der Prediger Johann Aepinus (Höck) hatte nämlich behauptet, „die Höllenfahrt Christi gehöre noch zu dem Stande seiner Erniedrigung; Christus habe in der Hölle wirklich die Strafen der Verdammten erduldet, und damit erst sein Erlösungswerk vollendet.“ Gegen diese Meinung eiferten alsbald andre Hamburger Prediger in Schriften und Predigten, und entzweiten, beunruhigten, verwirrten damit die Gemeinde dergestalt, daß der Magistrat, nachdem andre Versuche, die Ruhe herzustellen, wobei er allerdings die Gränzen der Einmischung einer weltlichen Gewalt in Lehrangelegenheiten überschritten hatte, vergebens gewesen waren, sich genöthigt sah, ein Gutachten der Wittenberger Theologen zu begehren. Melanchthon verfaßte dasselbe (im Jahr 1550), beseitigte leise die verfängliche und zur Beilegung des Streits eben nicht geeignete Abfassung der Anfrage des Senats, ließ jeder Partei, ohne zu verhehlen, worin sie gefehlt, Gerechtigkeit widerfahren, und entschied, man solle sich hüten, über die einfachen Zeugnisse der heil. Schrift hinsichtlich jener Lehre hinaus zu gehen, und genauer be-

stimmen zu wollen, was Jene nur angedeutet haben; es sei also besser, von beiden Seiten den Streit fahren zu lassen, und bei der völlig hinreichenden Schriftlehre zu beharren. Er erinnerte zugleich, daß auch Luther, obwohl derselbe das Dogma nicht für geringfügig gehalten, doch gleiche Vorsicht beobachtet und empfohlen habe. — Diese milde und durchaus leidenschaftlose Erklärung war um so edler, als die Hamburger kurz vorher in ihrem Sendschreiben über die Adiaphora ihn und seine Amtsgenossen, zwar nicht so schonungslos, wie Flacius und Andere, aber doch auf eine Weise gemeistert hatten, die ihn wohl aufreizen konnte. Aber er zeigte in seinem Gutachten nicht die mindeste Empfindlichkeit, und seiner Mäßigung verdankt man die Beilegung des unfruchtbaren, erbitternden Kampfes.

Unter diesen beklagenswürdigen Streitigkeiten, die nur zu geeignet waren, den friedliebenden Melanchthon aufs Tiefste zu bekümmern und zu beugen, und zu denen bald andere sich gesellten, hatte er noch mit manchen schmerzlichen Prüfungen verschiedener Art zu kämpfen. Im Jahr 1548, als eben manche häusliche Noth und die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten ihn drückte, eine Menge von Arbeiten und die endlosen Unterhandlungen über das Interim ihn ganz in Anspruch nahmen, auch das Mißtrauen und die Feindseligkeit seiner Gegner, die schon heimlich sich wider ihn regten, und nur auf eine Veranlassung, ihn öffentlich anzugreifen, harrten, ihm manchen Kummer bereitete, empfing er die Nachricht von dem Tode seiner Tochter Anna, die mit ihrem Gatten, G. Sabinus, nach Preußen gezogen war, und vergebens sich gesehnt hatte, nach den Stürmen des Krieges die Ihrigen in der irdischen Heimath wieder zu sehen. Dem zärtlichen Vater war in ihrer Sterbensnacht das Bild der todten Tochter im Traume erschienen, und da er an die Wahrheit dieses Gesichts glaubte, diente es ihm zur Vorbereitung auf die Trauerbotschaft; zwar erschütterte ihn der frühe Verlust, aber er trug ihn mit einer Fassung und Ergebung, welche seine Freunde um so mehr bewunderten, als diese Tochter ihm besonders am Herzen gelegen. In der That war er auch durch so viele schmerzliche Erfahrungen zwar nicht abgestumpft, aber doch erschöpft, und sein persönliches Leid ward durch die Trauer über die allgemeinen Trübsale etwas zurück gedrängt. Doch immer neue Verluste beugten tiefer sein ergrauendes Haupt. Während des sächsischen Krieges (im Jahr 1547) war ihm ein lieber Freund, der wackere Theolog Caspar Bör-

ner, welcher standhaft in dem belagerten Leipzig ausgeharrt, entrissen worden; im November des J. 1548 starb auch sein geliebter Caspar Creuziger (erst 45 J. alt), dessen Geistesgaben und Gelehrsamkeit er hochachtete, dessen Bescheidenheit und Mäßigung seiner eignen Gemüthsart entsprach, dessen treue Liebe und Theilnahme ihm in vielen Stunden Trost gewährte, dessen Urtheil für ihn viel Gewicht hatte, dem er Alles, was ihn beschäftigte und bewegte, vertraulich mitzutheilen gewohnt war, den er nun um so schmerzlicher vermißte, als er gerade in diesen Tagen der Anfechtung seiner am meisten bedurfte. Im Februar 1551 vollendete seine Laufbahn auch Martin Bucer, der, wegen des Interim aus Straßburg vertrieben, nach England sich gewendet, und in Cambridge einen Wirkungskreis gefunden hatte; er war Einer der wenigen friedliebenden, aber doch eifrigen Theologen, und Melanchthon's treuer Freund. So ward die ehrwürdige Schar seiner Getreuen immer enger und kleiner, während die Zahl seiner Gegner sich mehrte. Dabei war er selbst krank und matt; aber in seiner unermüdlichen Thätigkeit blieb er sich immer gleich.

Jetzt war ihm auch am wenigsten Zeit zur Ruhe vergönnt; denn hätten auch nicht seine Gegner mit ihren mannichfachen Angriffen ihn genugsam beschäftigt, so nahmen die Angelegenheiten der Universität, deren Stütze er blieb, die kirchlichen Verhältnisse in Sachsen und in andern Ländern, dazu seine gelehrten Arbeiten und die Menge von Anfragen, die er beantworten, von Gutachten, die er aufstellen, von Briefen, in denen er belehren, rathen, trösten sollte, die ganze Kraft eines rüstigen Manes in Anspruch. Dazu bürdete die bevorstehende Erneuung des Concilium ihm neue Sorgen und Geschäfte auf. Der alte Papst, Paul III., war endlich im November 1549 gestorben, und sein Nachfolger, der feine Julius III., kam den Wünschen und Forderungen des Kaisers, als dessen Freund er sich vorher eben nicht gezeigt hatte, ganz unerwartet mit der Erklärung entgegen, daß er bereit sei, das Concilium zu erneuen, und sogar nach Trient zu verlegen. Wirklich erschien im November 1550, als Karl eben auf dem Reichstage zu Augsburg mit den Reichsständen über die Beschickung des Concils unterhandelte, die Bulle, welche dasselbe feierlich ankündigte, nicht mit so milden Worten, wie der Kaiser sie wünschte, aber bestimmt genug. Die protestantischen Stände konnten nicht umhin, dem Drängen Karls nachzugeben und zu versprechen, daß sie ihre Theologen, denen voll-

kommene Sicherheit zugesagt und verbürgt ward, nach Trient senden wollten, und dem Kurfürsten Moritz schien es damit völlig Ernst zu sein, indem er Melanchthon aufgab, ein neues Bekenntniß aufzusetzen, welches dem Concilium vorgelegt werden sollte. Dieser erfüllte den schwierigen Auftrag mit so vieler Umsicht und Gründlichkeit, mit so furchtloser Besonnenheit, bei unverkennbarer Mäßigung, daß diese neue Confession, die so genannte sächsische, die aber er selbst nicht als eine neue angesehen wissen wollte, und deßhalb **Repetitio augustanae confessionis** überschrieb, nicht nur auf einem Convent der sächsischen Theologen zu Leipzig im Julius 1551 einmüthig gebilligt, sondern auch von auswärtigen Evangelischen als befriedigend anerkannt ward, und sogar seinen heftigen Gegnern keinen Vorwand zu neuen Angriffen darbot. Doch vereinigten sich jetzt die protestantischen Stände nicht, diese oder eine von Brenz im Namen der Würtemberger und Straßburger Theologen, zu gleichem Zweck verfaßte, und mit jener ganz übereinstimmende, oder eine andre neue Confession gemeinschaftlich zu übergeben, ja es scheint dieß jetzt nicht einmal zur Sprache gekommen zu sein, vielleicht weil man es für überflüssig hielt, da die Augsburger Confession und die schmalkaldischen Artikel vorlagen, oder für bedenklich, da die Theologen eben am heftigsten mit einander kämpften und also schwer zu vereinigen sein mochten, oder weil man ohnehin von dem Concilium in den streitigen Lehren keine Gerechtigkeit erwartete, oder auch, weil das frühere gemeinschaftliche Handeln die erwünschten Erfolge nicht gehabt, das Bündniß aber sich so ganz aufgelöst hatte, daß Niemand Muth und Neigung fühlte, dasselbe auf irgend eine Weise zu erneuen. Auch das fast allgemeine Mißtrauen gegen Moritz mochte dabei mitwirken; die Gemüther waren überhaupt in einer rathlosen Ungewißheit und Spannung. Ungeachtet noch kein Grund vorhanden war, eine neue Störung des Friedens in Deutschland vor dem Ausgang des Concils zu fürchten, herrschte doch überall Besorgniß und Unruhe, wozu auch der kaiserliche Rath Granvella (Bischof von Arras und nachmals Cardinal), das Seine beitrug, indem er die Augsburger und mehrere schwäbische Theologen inquisitorisch über ihre Lehre und Kirchenordnung verhörte, mit Stolz und Uebermuth mißhandelte, und endlich in die Verbannung trieb. Melanchthon, an den mehrere Vertriebene persönlich oder schriftlich sich wendeten, hatte genug zu rathen, zu trösten, zu helfen, und da gleichzeitig Viele bald wegen des Con-

cils, bald wegen andrer Angelegenheiten ihn um Rath fragten, so konnt' er jetzt schon von sich sagen, was er später einmal seinem Camerarius schrieb: „Die Peinigungen in der Unterwelt sind nicht erdichtet; ihnen gleichen die meinigen; indem ich mit dem Schreiben von Disputationen, Gesetzen, Gutachten, Vorreden, Briefen endlos gequält werde."

Im Januar 1552 erhielt er den kurfürstlichen Befehl, mit Georg Major und zwei Leipziger Theologen zur Reise nach Trient sich anzuschicken. Nicht ohne Bangigkeit, aber ohne Furcht und Zagen erklärte er sich dazu bereit. Zwei weltliche Gesandte des Kurfürsten gingen voran, und sprachen in Trient mit einer Freimüthigkeit und Festigkeit, welche eben so sehr die kaiserlichen Gesandten als die Prälaten überraschte. Moritz forderte nicht nur, daß man seinen Theologen auch von Seiten der Synode sicheres Geleit für die Hin- und Rückreise aufs Unzweideutigste verbürge, sondern auch bis zu ihrer Ankunft alle weitere Verhandlungen einstelle, dann, wenn sie eingetroffen, Alles, was in den früheren Sessionen schon entschieden worden, noch einmal vornehme, ja er protestirte gegen den Vorsitz des Papstes oder seiner Legaten. In einem eignen Briefe an das Concil sprach er den Wunsch aus, daß die Wahrheit zur Ehre Gottes enthüllt und ein dauerhafter Kirchenfriede hergestellt werde; daß man seine Abgeordneten, die bescheiden und friedlich ihre Meinung vortragen sollten, mit geziemender Rücksicht hören, aber nicht darauf denken möge, die veralteten Mißbräuche zu erneuen; „denn ein Friede, der nicht auf der Wahrheit beruhe, könne nicht dauerhaft sein!" Eine solche Sprache hatte man von dem viel begünstigten Freunde des Kaisers nicht erwartet, und wenn nun die Evangelischen, sobald sie von dieser Erklärung Kunde erhielten, einiges Vertrauen zu Moritz gewinnen mochten, so durften um so weniger seine Theologen eine günstige Aufnahme bei dem Concil sich versprechen. Indeß säumte Melanchthon nicht, den empfangenen Auftrag, von welchem er freilich wenig Gutes erwartete, zu vollziehen, und reiste mit seinen Gefährten, nachdem sie die Anweisung empfangen hatten, in Augsburg auf weitere Instruction zu warten, noch ehe der Winter zu Ende ging, ab. In Nürnberg, wo sie die ehrenvollste und gastlichste Aufnahme fanden, wo Rath und Gemeinde mit einander wetteiferten, sie auf alle Weise auszuzeichnen und zu erfreuen, wo Melanchthon insbesondere vielen treuen Verehrern und Freunden begegnete, weilten sie geraume Zeit, wahr-

scheinlich weil indeß Nachricht einging, daß die zugesagte Instruction noch lange auf sich werde warten lassen. Dorthin kam die Nachricht von den Rüstungen des Kurfürsten gegen den Kaiser; die Fortsetzung der Reise nach Augsburg hielt man nun für eben so unnütz, als bedenklich; am Hofe schien man die Abgeordneten sammt dem Concil zu vergessen; Melanchthon wollte nicht länger müßig sein; er sehnte sich nach seinem gewohnten Wirkungskreise, und da vorerst nichts weiter für ihn zu thun war, kehrte er aus Nürnberg, ehrenvoll begleitet, in die Heimath zurück. Dieß ward ihm nicht nur von seinen Gegnern, sondern auch von Unbefangenen zum Vorwurf gemacht. Er hätte, meinte man, vor der Synode, auf welche Aller Augen gerichtet waren, nicht nur die evangelische Lehre standhaft bekennen, sondern auch die Ursachen so vieler Uebel in der Kirche enthüllen sollen; dadurch würden wenigstens Einige, die, mit dem Geist und Wesen der Reformation unbekannt, in Vorurtheilen befangen, den Evangelischen sich entgegen stellten, zu einem richtigern Urtheil über die Sache, oder doch zu heilsamer Ueberlegung, vielleicht auch zu entschlossener Theilnahme bewogen worden sein; seine Rückkehr habe nur den Verdacht erregt, daß man sich scheue, vor dem hohen Rathe zu erscheinen, und ein offenes Bekenntniß abzulegen. — Es läßt sich nicht berechnen, welche Folgen sein Auftreten vor dem Concil gehabt hätte; obwohl man kaum voraussetzen kann, daß er günstigere Beschlüsse bewirkt haben möchte, so wäre doch sein furchtloses und glaubensfreudiges Zeugniß wahrscheinlich nicht ganz vergebens gewesen. Gleichwohl kann es ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er seinen Auftrag nicht erfüllte. Denn war ihm auch bange vor dem Concil, versprach er sich auch nichts Gutes von demselben, so hielt ihn doch nicht Furcht und selbstsüchtige Berechnung zurück. Er scheute weder die Beschwerden und Gefahren der Reise, noch die Anschläge der Widersacher; willig hätt' er sein Leben daran gesetzt, wenn damit der Christenheit geholfen werden konnte. Aber man würde ihn der Anmaßung und Voreiligkeit beschuldigt haben, wenn er nach Trient gegangen wäre, ohne die Instruction empfangen zu haben, die ihm dort, wo er ja nicht im eignen Namen, sondern in höherm Auftrag und als Sprecher der sächsischen Kirche zu handeln hatte, als Richtschnur seines öffentlichen Verhaltens dienen sollte; und hätte er auch diesen Vorwurf nicht gescheut, so stand es ihm doch in der That nicht zu, lediglich nach seinem eignen Ermessen und auf eigne Verantwor-

tung in die bevorstehenden Unterhandlungen einzugehen. War auch noch nicht vorauszusehen, daß das Concil beim Ausbruch des Krieges sich auflösen würde, so wußte man doch, daß der Kurfürst jetzt mit andern Dingen, als mit Verhaltungsbefehlen für seine Theologen beschäftigt war; das längere Harren darauf und die Fortsetzung der Reise wäre also eine Zeitverschwendung gewesen, welche der unermüdlich thätige, in seinem unmittelbaren Berufskreise vielfach in Anspruch genommene Mann um so weniger sich erlauben mochte, als er ja den Weg schnell noch einmal antreten konnte, wenn Moritz in ruhigern Zeiten wirklich noch mit dem Concil sich einlassen wollte. Der Gang der Ereignisse rechtfertigte vollkommen Melanchthon's Rückkehr nach Wittenberg.

In der verschlossenen Seele des Kurfürsten Moritz, den man großherzig nennen müßte, wenn nicht seine zweideutige Politik es verhinderte, waren allmälig seine tief verborgenen, kühnen Plane gereift. Nicht bloß Ehrgeiz und Ruhmbegier, auch ein edlerer Thatendrang und Freiheitssinn, ein feuriger Eifer für das Vaterland glühte in seiner heldenmüthigen Brust. Daher beobachtete er mit wachsendem Unmuth, mit immer tiefer wurzelndem Groll, zugleich mit dem Scharfblick eines begründeten Argwohns, die immer rücksichtsloser werdenden Gewaltschritte Karls V., die immer mehr sich enthüllenden Anschläge zur Unterdrückung oder Beschränkung der Gerechtsame und Freiheiten der Stände, und zur Aufrichtung einer Alleinherrschaft auf den Trümmern der schon wankenden Reichsverfassung. Der Retter Deutschlands, der kirchlichen und politischen Freiheit zu werden, fühlt' er sich gedrungen und berufen. Darum hatte er selbst auf Unkosten seines ehrwürdigen Verwandten, des unglücklichen Johann Friedrich, seine Macht zu erweitern und zu stärken gesucht, und fest an den Kaiser sich angeschlossen. Sich selbst täuschend, und immer nur sein großes Ziel im Auge behaltend, beschwichtigte er die Stimme seines nicht verstummenden Gewissens, wenn das Gefühl der Ungerechtigkeit gegen einen durch das evangelische Bekenntniß ihm nahe gestellten Fürsten, und der Undankbarkeit, der Untreue, der Hinterlist gegen Karl ihn beunruhigte. Dieser schien zudem durch die Wortbrüchigkeit, mit welcher er den Landgrafen Philipp gefangen hielt, durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er dessen oft und nachdrücklich geforderte Freigebung verweigerte, selbst das Band zu lösen, welches den neuen Kurfürsten an ihn knüpfte, und als er endlich mit dem

gefährlichen Plane hervortrat, seinem Sohne, dem finstern Philipp von Spanien, die Kaiserkrone dergestalt zu sichern, daß sie nach dem Tode des Königs Ferdinand ihm anheim fallen müsse, und endlich ein Erbe des spanisch-östreichischen Hauses würde, da meinte Moritz, nur noch gegen das Vaterland Pflichten zu haben, die er auch im offenen Kampfe gegen den Kaiser erfüllen wollte. So klug als entschlossen bereitete er seine Unternehmung. Auf den Antrag der übrigen Stände, mit voller Zustimmung des Kaisers, ward ihm die Vollziehung der längst ausgesprochenen Reichsacht gegen das trotzige Magdeburg aufgetragen, und damit die erwünschteste Gelegenheit, seine kühnen Plane sicher einzuleiten und doch bis zur Entscheidung zu verdecken, fast ungesucht dargeboten. Schon im Herbst des Jahres 1550 die Belagerung der festen und wohl vertheidigten Stadt beginnend, wechselte er im Frühling und Sommer des folgenden Jahres mit tapfern Angriffen und langsamen Unterhandlungen, schloß indeß ein tief geheimes Bündniß mit dem Könige von Frankreich, dem Parma vom Kaiser und vom Papste streitig gemacht ward, mit den Söhnen des gefangenen Landgrafen, mit dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg, und mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Als endlich im November Magdeburg sich ergab, bot er Alles auf, sowohl einen Vorwand für das verdächtige Beisammenhalten seiner Kriegsmacht geltend zu machen, als auch die Gerüchte, welche von seinen gefährlichen Absichten sich verbreiteten, wodurch auch Melanchthon bewogen ward, in einem freimüthigen Sendschreiben ihn zu warnen und zu beschwören, daß er nicht von Neuem den Frieden störe, zu zerstreuen, und den Kaiser sicher zu machen. Seiner Verschlagenheit gelang dieß so vollständig, daß, als er im März d. J. 1552 mit seinem wohlgerüsteten Heere wirklich aufbrach, mit seinen deutschen Bundesgenossen sich vereinigte, die Kriegserklärung ausgehen ließ, und ohne Widerstand vorrückte, Karl nicht bloß überrascht, sondern in einem so hohen Grade, wie noch nie, erschüttert ward. Schnell wurden durch König Ferdinand Unterhandlungen eingeleitet; Moritz aber drang unaufhaltsam durch die Tyroler Engpässe nach Insbruck vor, nöthigte den Kaiser zu einer schimpflichen Flucht, und erzwang den Passauer Vertrag, welcher am 31. Julius (nach Andern am 2. August) abgeschlossen, zwar abermals auf neue Vergleichhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten, und auf einen deßhalb auszuschreibenden Reichstag hinwies, aber doch auch

für den Fall, daß man dort über die streitigen Religionssachen sich nicht vereinigen möchte, den Evangelischen einen festen und dauerhaften Frieden zusicherte, auch die Abstellung der über Verletzung der Verfassung und Freiheit des Reichs erhobenen Beschwerden, so wie die ungesäumte Freilassung des Landgrafen Philipp versprach. So war nun, da viele Evangelische kaum noch eine günstige Entscheidung des alten Zwiespalts zu hoffen wagten, fast Alles gewonnen, was sie in der Zeit ihrer kühnsten Ansprüche fordern durften, und ruhiger konnten sie nun den weitern Erfolgen entgegen sehen. Zwar ward die Berufung des versprochenen Reichstages durch mancherlei Umstände sehr lange verzögert; aber sie fühlten sich doch jetzt schon so sicher gestellt, daß selbst das frühe beklagenswerthe Ende des Mannes, der mit Gottes Hilfe ihnen so viel errungen hatte, sie wohl bekümmern, aber nicht muthlos machen konnte.

Kurfürst Moritz hatte nämlich eine sehr dringende Aufforderung gefunden, noch einmal der Befreier Deutschlands zu werden, als der unruhige und kriegslustige Markgraf Albrecht von Brandenburg unter dem Vorwande, daß der Passauer Vertrag für die Protestanten unbefriedigend sei, den Krieg auf eigne Hand, mitten in Deutschland fortsetzte, Franken, und ungeachtet der Kaiser durch den französischen Krieg gedrängt, einen Vergleich mit ihm abgeschlossen hatte, auch Niedersachsen verwüstete. Moritz zog, mit andern deutschen Fürsten verbündet, ihm entgegen, und schlug ihn in dem Treffen bei Sieversbausen, am 9. Juli 1553, ward aber selbst tödtlich verwundet, und starb am dritten Tage nachher, Ruhm und Macht seinem Bruder und Nachfolger, August, der zu günstigen Erwartungen berechtigte, vererbend.

In dieser unruhigen Zeit hatte Melanchthon viel gekämpft und viel gelitten. Nicht nur bekümmerte ihn das abermalige Waffengeräusch, welches ganz Deutschland bewegte, sondern auch, und, wie er selbst gestand, mehr noch, als dieser, zu einer erwünschten Entscheidung führende Krieg, das größere Uebel, der leidenschaftliche, unaufhörliche und Alles verwirrende Kampf der theologischen Parteien, welche innerhalb der evangelischen Kirche sich befehdeten. Manche andere Prüfungen und Bedrängnisse kamen hinzu. Als er aus Nürnberg heimgekehrt war, wüthete in Meißen und in Wittenberg selbst die Pest. Lehrer und Studenten zerstreuten sich; er zog mit Mehreren nach Torgau, wo er im Sommer d. J. 1552 seine Vorlesungen

fortsetzte. So innig er Gott für den schnellen und glücklichen Ausgang des Krieges dankte, so blieb doch seine Seele von Kummer und Sorge gedrückt, und immer neue Wunden wurden seinem weichen Herzen geschlagen. Noch beklagte er den Tod seines biedern Freundes, des ausgezeichneten Orientalisten und Theologen, Bernhard Ziegler in Leipzig, welcher zu Anfang d. J. 1552 gestorben war, als auch sein geliebter Erasmus Reinhold, der Wittenberger Mathematiker, im ersten Mannesalter, zu Saalfeld, wohin er vor der Pest sich geflüchtet, ihm entrissen ward; kaum hatte er von der Erschütterung, mit welcher er den frühen Heldentod des Kurfürsten Moritz vernommen, sich erholt, als ihn die Trauerbotschaft ereilte, daß sein ehrwürdigster Gönner, der Fürst von Anhalt, Georg der Fromme, Einer der Edelsten seiner Zeit, am 15. October 1553 zu Dessau entschlafen sei. Um dieselbe Zeit verlor er auch seinen vieljährigen Freund, den trefflichen Jacob Sturm, Bürgermeister in Straßburg, welcher um die Gründung der Universität, so wie um die Beförderung der Reformation daselbst große Verdienste sich erworben hatte, und eben so sehr zu den achtbarsten Männern seiner Zeit, wie zu den treuesten Freunden Melanchthon's gehörte. Schon im April dieses leidvollen Jahres hatte er einen Verlust erlitten, der ihm heiße Thränen entlockte, und auch auf sein häusliches Leben sehr empfindlich einwirkte; sein treuer Diener, Johann, ein redlicher Schwabe, der vier und dreißig Jahre seinem Hauswesen vorgestanden, bei der Erziehung der Kinder mitgewirkt, ihn auf seinen Reisen begleitet, an allen seinen Leiden und Freuden Theil genommen hatte, und von der ganzen Familie nicht als Diener, sondern als befreundeter Hausgenosse behandelt worden war, starb, noch in den letzten Stunden seine herzliche Anhänglichkeit und Ergebenheit bewährend. Wie Melanchthon den wackern Lebensgefährten auch nach dessen Tode ehrte und liebte, bewies er durch einen öffentlichen Anschlag und durch eine Grabschrift, die auch ein rührender Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung ist. Am 3. März des folgenden Jahres endete der Tod auch die Prüfungen des großmüthigen und tapfern Fürsten Johann Friedrich, dem selbst seine Feinde gerechte Bewunderung nicht versagen konnten. Melanchthon, obwohl durch widerwärtige Verhältnisse und durch manche unvermeidliche Mißverständnisse von ihm getrennt, hatte doch nie aufgehört, mit aufrichtigen Huldigungen ihm zugethan zu sein, und weinte in tiefer Wehmuth ihm nach. — Hat man alle

diese empfindlichen Verluste vor Augen, so fühlt man wohl, wie sie die Sorge und Kämpfe seiner letzten Jahre ihm erschweren mußten, und findet seine schwermüthige Stimmung, sein oft ausgesprochenes Sehnen nach Ruhe um so begreiflicher.

Aber Ruhe war ihm nicht beschieden. Seine unversöhnlichen Gegner ließen sich's angelegen sein, ihm Kummer, Verdruß, Kränkungen aller Art zu bereiten, und sein weiches, theilnehmendes Gemüth fand in den öffentlichen Angelegenheiten eine unerschöpfliche Quelle von Bekümmernissen. Jetzt erschütterten ihn die beklagenswerthen Thatsachen, welche in England das ganze Reformationswerk zu vernichten drohten, und die dortigen Evangelischen in schwere Anfechtungen, in blutige Verfolgungen verwickelten. Denn mit fanatischer Wuth, mit unerhörter Grausamkeit, kein Alter, kein Geschlecht schonend, mühte sich die Königinn Maria, die nachher des gleich gesinnten Philipp von Spanien Gemahlinn ward, die neue Kirche und alle Glieder derselben auszurotten, und alles Unwesen des Papstthums in dem unglücklichen Reiche wieder herzustellen. Bald erhoben sich auch in Frankreich neue Verfolgungen, und selbst Kaiser Karl hinderte in den Niederlanden nicht die harten Maßregeln zur Unterdrückung der gereinigten Lehre, sammt ihren Anhängern. Was mußte ein Mann, wie Melanchthon, unter dem Drange der Gerüchte, Sagen und beglaubigten Zeugnisse von solchen Gräueln empfinden!

Indeß tobten in Deutschland und unter den Protestanten selbst unwürdige Streitigkeiten fort, und beunruhigten, quälten, beschäftigten ihn ohne Ende. In die Osiandrischen Händel, die Preußen verwirrten, ward auch sein Schwiegersohn Sabinus verwickelt, welcher, unfähig, eine Zurücksetzung oder Beleidigung geduldig zu ertragen, sein Amt und das Land verließ, und ihm neuen Kummer verursachte, aber nachdem der unruhige Mann, dessen übrige ausgezeichnete Eigenschaften anerkannt waren, ehrenvolle Einladungen mehrerer Fürsten abgelehnt hatte, in seinem Vaterlande eine angemessene Anstellung fand. Dieselben Streitigkeiten, über welche er schon im Jahre 1552 in der „Antwort auf Osiander's Buch von der Rechtfertigung" sehr umständlich und gründlich sich erklärt hatte, beschäftigten ihn auch auf dem Convent zu Naumburg im Mai 1554, zu welchem er nebst hessischen und würtembergischen Abgeordneten berufen worden, damit sie, während die weltlichen Räthe über die Erneuerung des Erbvertrags zwischen Sach-

sen, Brandenburg und Hessen unterhandelten, zunächst Maßregeln zur Stillung der Unruhen, welche durch jene Händel auch über Preußens Gränzen hinaus entstanden waren, dann die Gegenstände, welche bei dem bevorstehenden Reichstage zur Sprache gebracht werden sollten, berathen möchten. Dort verfaßte er im Namen der Versammelten das Gutachten, welches unter dem Titel: „Eine Abschrift der Beredung und Vertrag etlicher Landschaften Prädicanten, gehalten zu Naumburg 1554 den 23. Mai," gedruckt ward, und in gedrängter Kürze eben so gründlich als gemäßigt den Hauptstreitpunkt mit Berücksichtigung der Osiandrischen Schriften erörterte, zugleich aber auch über die Schwenkfeldischen Irrthümer, über die Kirchengebräuche und über die bischöfliche Auctorität ein Urtheil abgab, welches sogar den feindseligen Eiferern kaum einen Angriffspunkt darbot.

Außerhalb Preußen war durch die von dort aus sich verbreitenden Streitigkeiten nirgend solche Verwirrung angestiftet worden, wie in Nürnberg, wo Osiander viele Anhänger und Freunde zurückgelassen hatte, welche sich gedrungen fühlten, für ihn Partei zu nehmen, seine neue Rechtfertigungslehre zu vertheidigen, und den Gegnern das Feld streitig zu machen. Im Jahre 1554 ward dort der Streit so laut, die Stadtgeistlichen kämpften so ungestüm wider einander, daß Parteiung und Spaltung die bürgerliche und kirchliche Gemeinde zu zerrütten drohte. Der Magistrat bemühte sich vergebens, eine Versöhnung oder auch nur einen Waffenstillstand zu Stande, oder die Streitenden nur zum Schweigen zu bringen; er nahm endlich seine Zuflucht zu Melanchthon, der dort fortwährend in einflußreichem Ansehen stand, und auch jetzt, im Drange seiner Sorgen und Geschäfte, sich nicht weigerte, die Reise dahin zu unternehmen, um seine Vermittelung anzubieten, sobald sein Herr, der Kurfürst August, ihm die Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Seine persönliche Einwirkung auf die Parteien, als er im Jahre 1555, begleitet von Camerarius und zwei andern Freunden, der Einladung folgte, erreichte ihren Zweck. Die Mehrzahl der Geistlichen, schon durch seine mündlichen Mittheilungen, durch freundliche Belehrungen und Ermahnungen milder gestimmt, wurde durch einen an Ort und Stelle, mit weiser Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse niedergeschriebenen Aufsatz, in welchem er die evangelische Rechtfertigungslehre kurz und dabei klar und überzeugend entwickelte, bewogen, vom Streit abzustehen und die

Hände zum Frieden zu reichen. Die Gemeinde belehrte er durch eine von ihm verfaßte und von einem seiner Freunde öffentlich vorgetragene Predigt über denselben Gegenstand, und es gelang ihm, Eintracht und Ordnung so gründlich herzustellen, daß er, mit dem Bewußtsein, unter Gottes Beistand ein gutes Werk glücklich vollbracht zu haben, erheitert durch den Dank und die Segenswünsche, welche die treuen Nürnberger ihm nachriefen, heimkehren konnte.

Ueberall zeigte er sich so friedlich gesinnt, zu versöhnenden, nie zu harten Maßregeln so geneigt, seinen eigenen erbitterten und hartnäckigen Gegnern stand er so nachgebend, so leidenschaftlos, stets mit so gerechten Waffen gegenüber, daß um so mehr ein Urtheil befremden mag, welches er in einer, ihn nicht persönlich berührenden, aber seinen Glaubenseifer entflammenden Angelegenheit aussprach. Es ist allerdings schwer, ihn gegen die Vorwürfe, welche ihm deßhalb, später mehr, als in seiner an blutige Verfolgung Andersdenkender gewöhnten Zeit, gemacht worden sind, zu vertheidigen. Michael Servetus, aus Arragonien, hatte, von seinem Reformationsgeist getrieben, sich in die Schweiz begeben, und dort durch seine Angriffe auf die Dreieinigkeitslehre nicht nur Aufsehen erregt, sondern sich auch Verfolgung zugezogen. Diese erneute sich heftiger, als er im J. 1553 in Frankreich, wo er seit seiner Flucht aus Basel als Arzt lebte und kämpfte, sein Buch: **Restitutio Christianismi** (Wiederherstellung des Christenthums), zwar ohne seinen Namen, aber doch kenntlich genug, herausgegeben hatte. In Lyon als hartnäckiger Ketzer zum Tode verurtheilt, aber der Strafe durch die Flucht sich entziehend, kam er nach Genf, wo er, in seinem geheimen Aufenthalt entdeckt, auf Calvin's Veranstaltung gefangen gesetzt, und wegen seiner Irrlehren verbrannt ward. Dieses grausame Verfahren, bei welchem zwar die üblichen Rechtsformen, aber nicht die höheren Gesetze der Gerechtigkeit beobachtet, und nicht einmal hinreichende Vertheidigungsmittel dem Angeklagten vergönnt worden waren, billigte Melanchthon in Briefen an Calvin und Bullinger, und vertheidigte es in einem besondern Aufsatze, ja er wunderte sich, daß Manche jenes harte Gericht mißbilligten. Dieß ist um so befremblicher, als Luther bereits sehr nachdrücklich gegen den Mißbrauch sich erklärt hatte, daß man sogenannte Ketzer und falsche Propheten mit dem Tode bestrafe, um so auffallender, als Melanchthon selbst die Grausamkeiten, welche die Katholischen gegen wirkliche oder vermeinte

Irrlehrer verschuldeten, schmerzlich beklagte, und sonst so duldsam war, daß er selbst den Lälius Socinus, freilich zu einer Zeit, wo derselbe seine verfänglichen Meinungen noch nicht vollständig ausgebildet hatte, aber doch schon zu denselben sich hinneigte, in sein Haus aufnahm, nachher auch mit Empfehlungen begleitete. Entschuldigend kann man nur bemerken, daß er in dem vorliegenden Falle, von Zeitbegriffen abhängig, ferner, daß Servet der Gotteslästerung angeklagt, und daß diese durch die damaligen Gesetze mit der Todesstrafe belegt war, wozu bei Melanchthon noch die Furcht und der Abscheu vor allen neuen Störungen des Kirchenfriedens, und vor der damit verbundenen Verwirrung der Gewissen sich gesellte, so daß selbst gewaltsame Mittel, denen übrigens seine milde Gesinnung widerstrebte, zur Abwendung größerer Uebel, ihm zulässig dünkten. Gleichwohl ist der Anstoß, welchen er durch Billigung der harten Maßregel der Genfer gegeben, nicht ganz hinweg zu räumen. Die evangelische Kirche hätte, ihren Grundsätzen treu, am wenigsten mit dem Blute der Irrenden sich beflecken, noch irgend eine feindselige Maßregel zur Unterdrückung derselben gut heißen sollen.

Streifte hier ein Schatten über dem Bilde unsers Melanchthon's hin, so erscheint hingegen sein edles Gemüth wahrhaft ehrwürdig, wenn wir auf die treue Sorgfalt und rastlose Thätigkeit, mit welcher er die Angelegenheiten der Kirchen und Schulen in Sachsen und überall, wo man seinen Rath und seine Mitwirkung begehrte, zu ordnen suchte, einen Blick werfen. An ihm lag es nicht, wenn nicht alle eingezogenen Klöster und Stiftsgüter lediglich zu solchen geistigen Zwecken verwendet wurden*). Seinem Ansehen und Einfluß, seiner muthigen und überzeugenden Fürsprache verdankt man es, daß wenigstens ein Theil jener Güter, die man hie und da als eine völlig herrenlose Beute zu betrachten und an sich zu reißen geneigt war, in dem Lande, auf welches er zunächst wirken konnte, der bessern Ausstattung von Pfarrstellen und Schulen gewidmet worden ist. Der Kurfürst Moritz, der ihm stets mit Achtung und Vertrauen zugethan blieb, auch wissenschaftliche und Volksbildung zu befördern großherzig genug war, folgte gern seinem Rath, den auch der

*) In seiner Auslegung der Perikope vom ungerechten Haushalter spricht er sehr freimüthig: „Fast dasselbe geschieht jetzt. Die Fürsten reißen die Einkünfte der Klöster und die Kirchengüter an sich, und geben kaum was Weniges zu den Bedürfnissen der Kirchen und Schulen."

neue Landesherr, August, der evangelischen Lehre treu und eifrig ergeben, darum auch für die Aufrechthaltung und Verbreitung derselben rastlos bemüht, willig berücksichtigte. Melanchthon wußte das Bedürfniß einer fortschreitenden Verbesserung der Kirchenordnung, einer sorgfältigen Beaufsichtigung der Kirchen und Schulen, der Vorsteher und Lehrer, die Nothwendigkeit, das Werk der Reformation vorsichtig und besonnen, aber kräftig fortzusetzen, und besonders dem Jugendunterricht jede mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, so fühlbar zu machen; er griff selbst mit seiner unermüdlichen Geschäftigkeit so wohlthätig ein, er beseelte mit seinem Eifer auch so viele Andere, daß er auch in der Hinsicht um Sachsen, und um die Geistesbildung in ganz Deutschland unsterbliches Verdienst sich erwarb. Seine Anleitung zur Prüfung Derer, welche ein geistliches Amt übernehmen*), ist einer von den vielen Beweisen seiner gemeinnützigen Thätigkeit, welche unter allen Anfechtungen und Verfolgungen sich gleich blieb, allen, das Beste der Kirche bezweckenden Aufträgen bereitwillig sich unterzog, und jeden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit ausführte. Auch außerhalb Sachsen trug er, wo irgend er das Beste der Kirchen und Schulen fördern konnte, unverdrossen das Seine dazu bei, und des Geschreies seiner Gegner ungeachtet, blieb ihm so viel öffentliches Vertrauen, daß er, meist nur mit Aufopferung aller Bequemlichkeit, zugleich seinen nächsten Amtspflichten und den mannichfachen Arbeiten, welche noch immer auch von fern her ihm aufgebürdet wurden, zu genügen vermochte. Sein Werk ist großentheils auch die Kirchenordnung, welche der Pfalzgraf Otto Heinrich im Jahre 1554 ausgehen ließ.

Der lange verzögerte Reichstag, welcher den Passauer Vertrag zu einem vollständigen Frieden erheben sollte, war endlich am 5. Februar 1555 eröffnet worden, und mit gespannter Aufmerksamkeit sah man seinen Entscheidungen entgegen. Kaiser Karl, der jetzt, im höhern Alter, hinsichtlich der Religionsangelegenheiten bedenklicher geworden, und Manches, was den Protestanten nun kaum noch verweigert werden durfte, nicht ohne Verletzung seines Gewissens gewähren zu können meinte, erschien nicht in Person, hatte aber den König Ferdinand mit fast un-

*) Examen ordinandorum, s. eorum, qui audiuntur ante ritum publicae ordinationis, qua commendatur eis ministerium Evangelii. Vitebergae 1554.

beschränkter Vollmacht versehen, und dieser war nicht mehr so fanatisch wie in den frühern Jahren, vielmehr aufrichtig zu friedlicher Vermittelung geneigt. Die katholischen Stände, mißtrauisch gegen die östreichisch-spanische Macht, mochten fürchten, daß die kirchlichen Irrungen dem Kaiser neuen Vorwand zu gewaltsamen Eingriffen in die Reichsverfassung leihen möchten, und wünschten deßhalb einen erträglichen Frieden wenigstens eben so lebhaft, wie die Evangelischen; nur von Seiten einiger ultramontanen Reichsbischöfe konnten gegen die gemäßigten und zweckdienlichen Anträge Ferdinands Einreden erhoben werden. Indem man die Verhandlungen von den streitigen Lehrpunkten ablenkte, und nicht verhehlte, daß über diese wahrscheinlich weder durch ein Concil, noch durch andere Maßregeln ein völliger Vergleich zu bewirken sein möchte, daß man also nur dahin arbeiten müsse, solche Anordnungen zu treffen, welche den bürgerlichen Frieden zwischen beiden Parteien herzustellen geeignet wären, blieben zwar noch viele Streitpunkte zu beseitigen; es war aber doch ein Ziel gesetzt, welches den meisten Reichsständen sehr wünschenswerth erschien, und ein Weg bezeichnet, auf welchem man dasselbe am sichersten erreichen konnte. Die Evangelischen insbesondere konnten mit den Reichstagspropositionen um so mehr zufrieden sein, als in denselben mittelbar schon die Anerkennung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit, so wie ihrer kirchlichen Selbstständigkeit enthalten war. Nur durch die allerdings gerechte, aber für die Katholischen sehr bedenkliche Forderung einer möglichst unbeschränkten Gewissensfreiheit für diejenigen Stände, welche etwa künftig zur evangelischen Lehre sich bekennen möchten, und selbst für die Unterthanen katholischer Obrigkeiten, wurden, als man bereits über andere Hauptpunkte sich geeinigt hatte, die Unterhandlungen unerwartet verlängert. Jene Forderung ward zu einem Streitgegenstande, der sich nicht vollständig erledigen ließ, wenigstens konnten die Evangelischen die Einschiebung des sogenannten kirchlichen Vorbehalts (reservatum ecclesiasticum), demgemäß zwar auch geistlichen Ständen der Uebertritt zur Augsburger Confession unverwehrt sein sollte, aber mit der erschwerenden, obwohl nicht unbilligen Bedingung, daß sie dann ihrem Amte und den mit demselben verbundenen Rechten entsagen müßten, nicht abwenden. Am 21. September 1555 ward endlich der Vergleich unterzeichnet und am 26. mit dem Reichstagsabschiede der Religionsfriede kund gemacht.

Ein so glücklicher Ausgang des langen Kampfes mußte die

Evangelischen zum freudigen Dank um so mächtiger erwecken, als sie sich nicht bergen konnten, daß nicht ihre eigne Klugheit und Tapferkeit, sondern die allgegenwärtige Hilfe des Herrn, die siegreiche Gewalt des Evangelium, das von ihrem Einfluß unabhängige, von Gott geordnete Zusammentreffen vieler ihren Wünschen und Ansprüchen günstiger Umstände dieß ersehnte Loos ihnen bereitet hatte. Ihre Aufgabe war jetzt, die theuer errungenen und unverdient empfangenen Güter mit Weisheit zu gebrauchen, durch Eintracht zu sichern. Man sollte meinen, sie hätten, indem ihre Lobgesänge und Dankgebete zum Himmel empor stiegen, sich gedrungen fühlen müssen, Gott durch evangelische Gesinnung, durch kindlichen Gehorsam, durch einen Wandel im Licht zu preisen, und in heiliger Freude über die nun verbürgte äußere Ruhe und Sicherheit, versöhnt, allem Hader entsagend, einander die Hand zu beständigem Frieden und brüderlicher Eintracht zu reichen. Aber gerade Die, welche die Hirten und Vorbilder der Gemeinde sein sollten, konnten den alten Groll, die verjährte Feindschaft nicht überwinden, den unwürdigen Zwist und Streit, durch welchen sie nicht nur ihren Widersachern in der alten Kirche unverhüllbare Blößen zeigten, sondern auch Aergerniß und Verderben in ihrem eignen Kreise anrichteten, nicht aufgeben, vielmehr schien der Religionsfriede, indem er ihnen Sicherheit nach Außen gewährte, ihren blinden Eifer gegen die eigenen Kirchengenossen nur heftiger anzufachen. Indem wir nun noch einmal auf diese beklagenswerthen Händel zurückkommen, um Melanchthon's Verhalten bei denselben, seine Anfechtungen, Prüfungen und Leiden vor Augen zu stellen, führen wir dieselben ununterbrochen bis zu seiner Erlösung aus allen Kämpfen fort, damit dann anziehendere Thatsachen das Bild seines Lebens beschließen.

Seit der Wittenberger Concordie vom Jahre 1536 hatte der Sacramentsstreit zwischen den Lutherisch und Zwinglischgesinnten ziemlich geruht, war zwar in Luther's letzten Jahren wieder ausgebrochen, aber ohne von beiden Seiten bedeutende Streitkräfte zu entwickeln. Manche Anhänger Luther's hatten indeß für ihre Person die strengere Form seiner Abendmahlslehre gemäßigt, auch sich gewöhnt, die zwingli'sche Ansicht milder zu beurtheilen, und Mehrere schwankten zweifelnd zwischen beiden. Melanchthon selbst, welchem kein Streit ärgerlicher und schmerzlicher war, als der über das Mahl der Liebe und Gemeinschaft, suchte auch am sorgsamsten den Wiederaus-

bruch desselben zu verhindern, und indem er, ohne je für die zwingli'sche Lehre, welche er noch in seinen letzten Jahren aufs Bestimmteste verwarf, sich zu entscheiden, oder die luther'sche völlig aufzugeben, doch durch eine mildere Fassung derselben eine Annäherung der Parteien erstrebte, erlaubte er sich auch jene Aenderungen in der augsburg'schen Confession, welche zwar Luther'n mißfielen, aber von anderen Theologen geraume Zeit ohne Argwohn, wenigstens ohne lebhaften Widerspruch geduldet wurden, auch in der That das ursprüngliche Bekenntniß noch aufrecht erhielten, und im Artikel vom heiligen Abendmahl sich auf einige Ausdrücke, die mehrdeutig waren, aber doch eine befriedigende Deutung zuließen, theils auf die sich selbst rechtfertigende Weglassung der Verdammung der Andersdenkenden sich beschränkte. Eine Annäherung der Parteien schien auch durch den geistreichen und tiefsinnigen Calvin, den man eine Zeit lang zur luther'schen Gemeinde zählte, bewirkt zu werden, indem er, zwar von der luther'schen, aber auch von der zwingli'schen Lehre sich entfernend, durch sein Bekenntniß einer wirklichen, zwar nicht leiblichen, aber geistigen Gegenwart Christi und einer wahren Gemeinschaft des Leibes und Blutes im Genuß des Brotes und Weines, die also nicht bloß Zeichen wären, eine Vermittelung darbot. Aber diese führte nicht zur Verständigung, sondern zu neuem heftigen Streit. Da es seit dem Jahre 1549 offenbarer ward, daß Calvin, so wie sein Freund Petrus Martyr, den Schweizern mehr als den Luther'schen sich anschließe, trat endlich im Jahre 1552 der Prediger in Hamburg, Joachim Westphal, gegen ihn auf, und erweckte die noch glimmenden Funken der alten Zwietracht auf eine Weise, welche beide Parteien mit neuer Heftigkeit gegen einander erregte. Von da an war der Calvinismus eifernden Lutheranern der fast mehr als der Papismus verhaßte Gegenstand stets erneuter Angriffe und Verfolgungen, der Kryptocalvinismus aber der schmählichste und peinlichste Vorwurf, der alle Die traf, welche von dem Buchstaben der luther'schen Abendmahlslehre abwichen. Es bedurfte zwar einer zweiten heftigern Schrift Westphal's, um die Theologen seiner Partei zur Theilnahme an seinem Kampf zu reizen, und einer dritten, um Calvin selbst zu einer kräftigen Gegenwehr anzutreiben; dann aber loderte die Flamme auch um so zügelloser empor, als Joh Brenz, Erhard Schnepf und Andere, mit Westphal verbunden, in die Schranken traten. So sehr Melanchthon vor diesem Streit zurückbebte,

und so wenig er geneigt war, sich in denselben hinein ziehen zu lassen, so regte doch schon die Berufung der sogenannten Calvinisten auf die geänderte Augsburger Confession alle seine Gegner gegen diese, vorher weniger angefochtenen Aenderungen und gegen ihn selbst auf, obwohl sie auf seine Apologie der Confession sich beriefen, also doch auch auf seine Auctorität sich stützten und seiner Waffen sich bedienten. Bald aber ward er selbst noch tiefer in den Streit verwickelt. Sein vertrauter Freund, der Prediger Albrecht Hardenberg in Bremen, der schon durch seinen Verkehr mit calvin'schen Theologen den Eiferern verdächtig war, und in der That den Meinungen Jener sich näherte, fand in seinem Amtsgenossen, Johann Timann, einen Gegner, dessen Eifer selbst eine nur scheinbare Abweichung von der luther'schen Lehre nicht dulden, und noch weniger eine Hinneigung zum Calvinismus verzeihen konnte. Schon im Jahre 1547 war Hardenberg's Rechtgläubigkeit hinsichtlich der Abendmahlslehre in Zweifel gestellt worden; er hatte indeß durch ein vorher von Melanchthon gebilligtes und mit dessen Zeugniß begleitetes Bekenntniß seine Amtsgenossen und den Magistrat zufrieden gestellt, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er nicht alle Privatmeinungen Luther's zu den seinigen machen könne. Als er aber sich weigerte, eine im Jahre 1554 von Timann herausgegebene Schrift über die leibliche Gegenwart Christi, wie die übrigen Bremer Prediger gethan, zu unterzeichnen und dadurch zu ihrem Inhalt sich ebenfalls zu bekennen, regte sich der Unwille gegen ihn erst heimlich, aber immer lauter, und bald wurden die Kanzeln durch rücksichtslose Ausfälle auf die Sacramentirer entweiht. Vergebens bemühte sich der Bürgermeister von Büren, Hardenbergs Freund, den Sturm im Entstehen zu beschwichtigen und den Streit über die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahl, sammt dem über die Allgegenwart des Leibes Christi zu beseitigen. Vergebens! Seit dem Jahre 1556 ward der Parteienkampf immer hitziger, und der Magistrat hielt endlich für gut, von mehreren geistlichen Ministerien und von den Wittenberger Theologen, denen jedoch nur ein von Hardenbergs Gegnern verfaßtes und unterzeichnetes, nicht das von dem Angeklagten selbst übergebene Bekenntniß vorgelegt ward, ein Gutachten zu fordern, um den zum großen Aergerniß der Gemeinde gestörten Frieden wieder herzustellen. Melanchthon, der in dieser Angelegenheit schon mannichfach belästigt worden war, und in

mehreren Briefen an Hardenberg, an von Büren und Andere sich darüber erklärt hatte, verfaßte jetzt sein „Bedenken von dem Sacramentsstreit zwischen D. A. Hardenberg und seinem Gegentheil, an den Rath zu Bremen", in welchem er kurz und bündig, mit Hinweisung auf die Augsburger Confession, vor der Einführung ungehöriger Disputationen und ungewöhnlicher Redensarten, durch welche nur Zank und Zwietracht veranlaßt werde, warnte, aber auch gleich nachdrücklich zu christlicher Einigkeit ermahnte, und sich selbst dazu geneigt erklärte. Darin war weniger ein Vorwurf gegen Hardenberg, als gegen dessen Widersacher, die denn auch, zumal als der eifernde Tilemann Hesshus Superintendent in Bremen geworden und sich ihnen zugesellt hatte, den Streit, welcher die Gemeinde immer ärger verwirrte und selbst bürgerliche Unruhen veranlaßte, so unversöhnlich fortsetzten, daß Melanchthon das Ende desselben und die endlich bewirkte Dienstentlassung Hardenbergs nicht erlebte, aber bis zu seinem Tode in diesen Bremischen Händeln eine reiche Quelle von Verdruß und Kummer fand.

Noch schmerzlicher berührte ihn derselbe Sacramentsstreit, welchen der erwähnte Tilemann Hesshus, als er, auf Melanchthon's Empfehlung, Superintendent in Heidelberg geworden, dort gegen den eben so streitlustigen und hartnäckigen Diakonus Klobitz, der sich für die calvin'sche Abendmahlslehre erklärte, in blinder Hast erregte. Man kämpfte gegen einander mit einer Wuth, welche eben so unheilvoll, wie in Bremen, die Gemeinde zu zerrütten drohte, und den Kurfürsten Friedrich III. nöthigte, da guter Rath und freundliche Vermittelung Nichts fruchtete, beide Streiter abzusetzen. Weil er aber den Streit für immer beseitigt wissen wollte, übersendete er an Melanchthon die Bekenntnisse beider Männer, und begehrte von ihm ein befriedigendes Gutachten. Dieses — eins seiner letzten — gegen Ende des Jahres 1559 verfaßt, sprach im Wesentlichen dieselben Ansichten aus, welche er kurz vorher in einem ähnlichen „Bedenken vom Sacramentsstreit, an Johann Mohrenberger, Rathsherrn in der löblichen königlichen und christlichen Stadt Breslau," mitgetheilt hatte; man solle, war seine bestimmte Erklärung, den Theologen das öffentliche Zanken über diesen Gegenstand gänzlich untersagen, und sie anhalten, über die streitige Lehre auf übereinstimmende Weise zu predigen, in einerlei Rede zu bleiben, die-

jenigen aber, welche sich darein nicht fügen, und lieber fortfahren wollten, durch unnützes Gezänk die Kirche Christi zu verwirren, ihrer Aemter entsetzen. Eben dieses Gutachten ward eine Quelle der bittersten Kränkungen, welche den letzten Rest seines Lebens verbitterten. Uneingedenk, daß Niemand, der seine redliche und fest begründete Ueberzeugung bei dringender Veranlassung ausspricht und derselben gemäß handelt, für die daraus entstehenden Folgen, wofern er diese nur nicht selbst durch Unvorsichtigkeit verschuldete, verantwortlich gemacht werden darf, bürdete man ihm nun die Schuld aller der weder von ihm beabsichtigten, noch gut geheißenen Maßregeln auf, zu welchen der Kurfürst von der Pfalz, nach Empfang jenes Gutachtens, und allerdings auch durch dasselbe sich nicht nur veranlaßt, sondern auch berechtigt fühlte. Schon vorher zur calvin'schen Abendmahlslehre geneigt, fand er zu seiner Freude in Melanchthon's Gutachten nicht nur keine Verwerfung, sondern in der Mißbilligung des ungestümen Eifers, welcher darüber Zwiespalt in der Kirche anrichtete, und in dem Rathe, solches nicht zu dulden, eine wenigstens angedeutete Billigung derselben, und hielt nun für recht und nothwendig, um die empfohlene Uebereinstimmung in der Lehrweise aller pfälzischen Theologen und Prediger zu bewirken, hinsichtlich der Abendmahlslehre eine Formel vorzuschreiben, welche allerdings calvinisch war, und da bald fühlbar ward, daß, um Lehre und Gebräuche in Uebereinstimmung zu setzen, auch manche Aenderungen in der bisherigen Kirchenordnung eintreten müßten, so ward immer mehr die pfälzische Kirche der luther'schen entfremdet und der schweizerischen genähert. Der Schrecken über diesen offenbaren Abfall eines so bedeutenden Reichstheiles zum Calvinismus, der Unmuth, welcher allmälig darüber laut ward, das Wehklagen oder Eifern Derer, welche, weil sie in diese, von dem Kurfürsten beharrlich durchgesetzte Aenderung sich nicht fügen wollten, Amt und Land verlassen mußten, — Alles lastete als ein schwerer Vorwurf auf Melanchthon, der, wie man meinte, durch eine entschlossenere und entschiedenere Erklärung gegen die calvin'sche und für die luther'sche Lehre so großes Unheil hätte verhüten können, und überdieß in seinem Gutachten eine Vereinigungsformel vorgeschlagen hatte, die zwar echt paulinisch war, aber eben so leicht auch ganz im calvin'schen Sinne aufgefaßt werden konnte. Er wollte nämlich, man solle dabei stehen bleiben, daß das Brot im heiligen Abendmahl, wie Paulus bezeuge: „die Gemeinschaft des Lei-

des Christi sei," und die Einsetzungsworte in diesem Sinne auslegen, also die strengeren Formeln, welche in neuerer Zeit geltend gemacht worden, fahren lassen, und auf den Lehrstühlen und Kanzeln sich aller künstlichen Deutungen enthalten, wobei jedoch Jedem unbenommen sein sollte, bei jener öffentlichen Lehrweise seine besondere Meinung über die Art jener Gemeinschaft zu behalten.

Hier traten nun bestimmter die Grundsätze hervor, welche er seit dem Wiederausbruch des Streits sich vorgezeichnet, und seit mehrern Jahren in der Stille, aber mit unerschütterlicher Beharrlichkeit angewendet hatte. Da er den Streit selbst nicht verhüten konnte, aber von den schon eingetretenen und wahrscheinlich bevorstehenden Folgen zurückbebte, und mit tiefem Schmerz die unvermeidliche Zerrüttung der Kirche betrachtete, so hielt er für weise und für Pflicht, den traurigen Parteikampf wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, und um jeden Preis den Kirchenfrieden herzustellen. Der Religionsfriede, welcher zwar nichts weniger, als eine Vereinigung über die Lehre, aber doch die äußere Ruhe und die gegenseitige Duldung der Parteien, bei der unverholenen Anerkennung, daß man in den streitigen Punkten weder durch ein Concil, noch auf einem andern Wege zur Uebereinstimmung kommen werde, bewirkt hatte, mocht' ihn mit dem Gedanken befreunden, daß ein Gleiches wohl auch hinsichtlich der in der evangelischen Kirche wider einander streitenden beiden Hauptparteien versucht und mit Glück erreicht werden könne. Eine solle nur nicht wider die Andere eifern, Keine die Andre verdammen, oder die Unterscheidungslehre mit gehässigen Angriffen auf die entgegengesetzte vortragen; man möchte sich gegenseitig dulden, friedlich neben einander leben, und, wo möglich, über eine Lehrformel sich vereinigen, die mit gutem Gewissen von Jeder angenommen, und unter welcher Jede ihre besondre Meinung begriffen halten könne; — das war seine zum festen Grundsatz gewordene Meinung. Derselben gemäß suchte er, so viel er vermochte, der persönlichen Einmischung in den Streit sich enthaltend, die Eiferer, welche im Kampf gegen den Calvinismus den luther'schen Lehrbegriff immer schroffer und greller herausstellten, mit höchster Mäßigung in die Schranken der einfachern und minder leicht anzufechtenden Zeugnisse der Augsburger Confession zurück zu führen, und verweigerte Jahre lang, bei den dringendsten Aufforderungen von beiden Parteien, eine bestimmte öffentliche Erklärung, welche Eine für sich selbst

günstig deuten und als Waffe gegen die Andere gebrauchen konnte; wo er die Eiferer zurechtwies, geschah es doch immer so, daß man ihn einer entschiedenen Abweichung von der luther'schen Lehre nicht zeihen konnte, und daß es auch zweifelhaft blieb, ob er, der gegen die zwingli'sche Deutung bestimmt sich erklärte, der calvin'schen beipflichte, oder nicht. Wer begreift nicht, in welcher bedenklichen, beschwerlichen und beängstigenden Stellung ein Mann sich befand, der eben so aufrichtig die Wahrheit wie den Frieden liebte, gern und ohne Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil oder Nachtheil, von seinem Glauben Zeugniß ablegte, und doch mit peinlicher Vorsicht und Zurückhaltung jedes seiner Worte bewachen mußte, wenn er nicht die Ausführung des Plans, den er als die Aufgabe seiner letzten Lebensjahre, und als die Rettung der evangelischen Kirche von unabwendbarem Zwiespalt betrachtete, gefährden wollte. So lange und so standhaft er früher an der Vereinigung der Katholischen und der Protestanten gearbeitet hatte, so treu seinem Vorsatz, und, wie er innig überzeugt war, seinem Berufe, wirkte er jetzt auf die Aussöhnung, oder, wenn ihm diese selbst unmöglich schien, auf ein friedliches Nebeneinanderbestehen der Lutheraner und Calvinisten hin. Wenn er dabei häufig gegen die Widersacher der Letztern sich erklärte, so fand er dazu nur zu viel Grund, sowohl in dem ungestümen Eifer derselben, welche vielmehr einen ewigen Krieg, als einen endlichen Frieden zu beabsichtigen, mehr für ihre Meinung, als für die evangelische Wahrheit zu streiten schienen, und in der That die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahl auf eine Weise bestimmten und entwickelten, gegen die Melanchthon's Ueberzeugung und bessere Einsicht sich sträubte, von der er auch nicht ohne Grund fürchtete, daß, wenn sie in der Kirche herrschend würde, das Volk verleitet werden möchte, zu den in der römischen Verwandlungslehre enthaltenen Irrthümern und Mißbräuchen zurück zu kehren.

Wer mag ihn nun verdammen, wenn er, in seiner ganz eigenthümlichen Stellung zum Friedensvermittler sich berufen fühlend, den Weg einschlug, und auch Andern empfahl, welchen nicht nur sein Verstand, sondern auch sein Gewissen billigte? Daß er das ungebührliche Streiten auf den Kanzeln und überall, wo es aus den Schranken der wissenschaftlichen Verhandlung heraustrat, die Gemeinden ärgerte und verwirrte, die Streitenden selbst nur noch tiefer erbitterte, streng untersagt, und gegen Alle, die diesem nothwendigen und christlichen Verbot sich nicht

fügen mochten, die Dienstentlassung verhängt wissen wollte, das kann ihm in keinem Falle zum Vorwurf gereichen, und eben so wenig fehlte er darin, daß er bei der offenbaren Unmöglichkeit, in jener Zeit des leidenschaftlichen und hartnäckigen Meinungskrieges, eine völlige Uebereinstimmung der Parteien zu bewirken, wenigstens einen die Leidenschaften mäßigenden Vergleich und äußern Frieden herzustellen versuchte. Er irrte, wenn er diesen Frieden durch eine Lehrformel, unter welcher beide Parteien ihre besondern Meinungen verbergen konnten, zu sichern wähnte; denn das kirchliche Bekenntniß soll, ohne die Andersdenkenden zu verdammen, doch den Glauben und die Ueberzeugung der Gemeinde klar, unumwunden, bestimmt aussprechen, und selbst um des Friedens willen nicht verhehlen; auch kann beim Volksunterricht so wenig, als bei der wissenschaftlichen Erörterung, die entgegengesetzte Meinung unberücksichtigt bleiben; es war zudem voraus zu sehen, daß jede solche Formel, zumal in der damals herrschenden Stimmung, den alten Streit nicht beschwichtigen, sondern nur neu entzünden würde, daß man es also der Zeit, und dem in ihr mächtiger werdenden christlichen Geiste überlassen müsse, eine gründlichere Aussöhnung der Entzweiten zu bewirken; aber darin irrte Melanchthon nicht, wenn er auch den kirchlichen Sprachgebrauch möglichst innerhalb der schriftmäßigen Ausdrucksweise zu halten für nöthig hielt, wobei es der Theologie vergönnt blieb, ihre Lehrsätze in entsprechende Formen zu kleiden, wenn sie sich nur nicht anmaßte, dieselben als unbedingte und schlechthin nothwendige Glaubenslehren auszuprägen. Weiter irrte er, wenn er es für möglich hielt, in jener Zeit der Parteiung, da am wenigsten ein hervorragender Mann unangefochten von einer oder der andern Partei bestehen und vom Kampfplatz sich ganz entfernt halten konnte, eine Neutralität zu behaupten, aus welcher er immer wieder, wenigstens durch die unvermeidliche Nothwendigkeit der Vertheidigung seiner angefochtenen Grundsätze, und der entstellten oder gefährdeten Wahrheit herausgerissen werden mußte; es war dieß aber doch immer ein sehr verzeihlicher Irrthum, um so mehr, als er demselben nicht aus Rücksicht auf seine persönliche Ruhe und Sicherheit, welche, wer sich zwischen zwei erhitzte Parteien zu stellen wagt, am wenigsten sich versprechen darf, sondern theils aus edlem Widerwillen gegen die damalige Streitmethode, theils um dem aus der Kirche verbannten Frieden doch Einen parteilosen Vermittler darzubieten, sich hingab. Darin findet auch die fast an Verstellung gränzende, we-

nigstens mit einem aufrichtigen Charakter kaum vereinbare, eines Zeugen der Wahrheit nicht ganz würdige Zurückhaltung, mit welcher er Jahre lang seine wahre Meinung verbarg, und bei den dringendsten Veranlassungen auszusprechen vermied, einige Entschuldigung, obwohl keine hinreichende Rechtfertigung. Seine offene Erklärung konnte den Streit kaum ärger machen, als er schon war, aber sein Ansehen, sein Einfluß, seine Ueberlegenheit in Einsicht und Darstellungsgabe, seine Leidenschaftlosigkeit, welche eben so sehr, als seine dialektische Kunst der von ihm vertheidigten Ansicht ein sehr entscheidendes Uebergewicht gab, konnte wohl Manchen, der aus Unverstand eiferte, zur bessern Erkenntniß, manchen kecken Sprecher zum Schweigen bringen, wenigstens dem ganzen Kampf eine andre, vielleicht günstige Richtung geben. Ein freimüthiges Bekenntniß seiner Herzensmeinung hätte freilich seine Verbannung aus Sachsen bewirkt; diese scheute er auch nicht, er erwartete sie ohnehin, seiner Zurückhaltung ungeachtet, ja er forderte sie selbst mehr als Einmal *); er blieb gern, nicht um seinetwillen, sondern um der Universität willen, die, wie man ihm immer wiederholte, ohne ihn zu Grunde gehen würde, der er nach so vielen andern Opfern, auch noch das bringen wollte, um ihr eine schwere Anfechtung, eine drohende Gefahr zu ersparen, seine Ueberzeugung zu verhehlen und damit sich selbst zu verläugnen. Aber hier bestimmte ihn mehr eine verfängliche Weltklugheit, als das einem lebendigen Wahrheitssinn und Zeugenmuth entsprechende Gottvertrauen; hätte Luther, hätte Melanchthon selbst in früherer Zeit auf gleiche Weise klug sein wollen, um Wittenberg nicht zu gefährden, so wäre dieses für die evangelische Kirche am wenigsten Das geworden, was es wirklich ward; es kam offenbar mehr darauf an, dem langwierigen Streit irgend einen Ausschlag zu geben, als ihn hinzuhalten durch eine zweideutige Zurückhaltung, damit nur nicht die Universität gefährdet werde. Seine Zeit, der durch keine halben Maßregeln geholfen werden konnte, seine Stellung im öffentlichen Leben, die ein unumwundenes Zeugniß ihm abnöthigte, machte ihm dasselbe auch zur Pflicht; er fühlte das oft und tief, er behielt sich dasselbe auch vor, und verhieß es mehr, als Einmal; aber, immer von Rücksichten bestimmt, zögerte er damit, bis der

*) Als der Kurfürst Moritz einst ihn freundlich aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, bat er um Nichts, als um seine Entlassung. —

Tod ihn ereilte, nachdem er selbst in kräftigeren Augenblicken immer nur angedeutet, seine Meinung verrathen, nicht offen bekannt hatte. Diese Zurückhaltung war eine Wirkung seiner Friedensliebe, seiner hypochondrischen Aengstlichkeit, und der durch viele schmerzliche Erfahrungen erhöhten Scheu vor neuem Streit; es hatte aber allerdings auch eine Glaubensschwäche, die wir nicht beschönigen, aber auch nicht richten wollen, einigen Antheil daran. Wenige haben so viel, und so beharrlich gekämpft, wie er; er aber hat auch, abgesehen von jener Verheimlichung seiner Meinung, einen gleich ehrlichen Kampf mit sich selbst und mit seinen Widersachern gekämpft.

Daß er hinsichtlich der Abendmahlslehre seine Meinung in dieser spätern Lebenszeit, und wahrscheinlich schon da er noch mit Luther vereinigt war, geändert, und der zwischen der streng-luther'schen und zwingli'schen vermittelnden calvin'schen sich genähert hat, ist unverkennbar. In seinen frühern Schriften spricht sich die völligste Uebereinstimmung mit Luther aus, obwohl er nach seinem tiefen Wahrheitssinn und nach seiner Billigkeit gern gestand, daß die entgegengesetzte, von ihm bestrittene Lehre tüchtige Vertheidiger und sehr beachtenswerthe Gründe auf ihrer Seite habe. Aber seine Geneigtheit zur Reflexion, seine Gewohnheit, alle Streitfragen dialektisch zu erörtern, Gründe und Gegengründe mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzuwägen, erweckten allmälig Zweifel an der Richtigkeit seiner frühern Meinung; von der Zeit an, da sein sehnlicher Wunsch, den Frieden unter den Evangelischen herzustellen, ihn bestimmte, mildere, vermittelnde Ausdrücke für die streitige Lehre zu suchen, scheint er in Beziehung auf dieselbe schwankender geworden zu sein. Nun empfahl sich ihm die calvin'sche Ansicht, theils, weil sie eine Vermittelung darbot, theils weil die Geistestiefe und der Scharfsinn Calvin's ihr einen besondern Reiz mittheilte; auf der andern Seite stieß ihn die Unwissenschaftlichkeit, der Starrsinn und die Leidenschaftlichkeit der Eiferer ab, welche ohne Luther's Geist zu haben, seine Kraftsprache sich aneigneten und zu überbieten bemüht waren; während sie sich selbst immer tiefer in die grellsten Gegensätze, in die abstrusesten Meinungen hinein disputirten, ward ihm sogar die Grundansicht, von der sie ausgingen, und die Jene so schroff auffaßten, in so grellen Zusätzen aussprachen, verdächtiger. So mocht' er allmälig eine eigenthümliche Ansicht sich ausbilden, die vielleicht zwischen der luther'schen, welche er nie ganz aufgab, und zwischen der calvin'schen,

welcher er sich näherte, ohne sie ganz aufzunehmen, mitten inne lag; denn auch in seinen letzten Lebensjahren redete er noch von der leiblichen Gegenwart Christi im heil. Abendmahl auf eine Weise, welche mit der Annahme einer reingeistigen Gegenwart unvereinbar ist. Bestimmter läßt sich seine Ansicht nicht darstellen, eben weil er selbst sie nie bestimmt ausgesprochen hat, und weil Das, was später sein Schwiegersohn Peucer, der, in eigner Meinung befangen, diese, vielleicht ohne es zu wollen, auch ihm unterschob, nicht zureichend ist. Es mußte aber Melanchthon's Leben in seiner zweideutigen und viel angefochtenen Beziehung zu dem traurigen Abendmahlsstreit umständlicher aufgefaßt werden, damit man den redlichen Mann, wenn man ihn auch von der Schuld einer allzu ängstlichen Zurückhaltung und einer durch dieselbe, freilich unabsichtlich, veranlaßten Anregung der nachfolgenden kryptocalvinistischen Händel nicht lossprechen kann, wenigstens nicht der Falschheit und Verstellung, die seiner Seele fremd war, anklage.

Viel offener, rückhaltsloser und unumwundener erklärte er sich in den synergistischen Streitigkeiten, in welchen es sich darum handelte, „ob der Mensch nach seinem Fall noch die Fähigkeit oder so viel Willensfreiheit behalten habe, daß er bei seiner durch die Gnade Gottes bewirkten Bekehrung einigermaßen mitwirken könne“ — wie die so genannten Synergisten, oder ob er dergestalt verdorben sei, daß er alles und jedes Vermögens zum Guten, also auch der Fähigkeit, an dem Werke seiner Bekehrung irgend einen thätigen Antheil zu nehmen, und sich dabei anders, als bloß leidend zu verhalten, entbehre, — wie die Eiferer unter den luther'schen Theologen, Amsdorf, Flacius und Andere mit starrsinniger Consequenz bekannten. Luther selbst hatte, dem augustin'schen System sich hingebend, Letzteres aufs Entschiedenste ausgesprochen und vertheidigt, aber es ruhig und ohne öffentlichen Widerspruch geschehen lassen, daß Melanchthon, welcher früher eben so entschieden dieselbe Meinung vorgetragen, allmälig zu der erstern, milderen und vernunftmäßigeren Ansicht sich hinneigte, und dieselbe schon in den nächsten Jahren nach Abfassung der Augsburger Confession, bestimmt aussprach. Obwohl beide ehrwürdige Männer in dieser Hinsicht offenbar von einander abwichen, obwohl Melanchthon dabei einer Lieblingsmeinung Luther's entgegen trat, so stört dieß doch nie ihre Eintracht; Beide hielten dabei immer die Lehre von dem natürlichen Verderben des Menschen fest, und unter-

schieden sich nur in ihrer Ansicht von dem Grade desselben; Beide stimmten in der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen völlig überein; Melanchthon hielt sich fern genug, sowohl von dem gemäßigten, als von dem strengern Pelagianismus, welcher die Grundlagen und den innern Zusammenhang der evangelischen Lehre erschüttert hätte, und Luther neigte sich allmälig selbst zu milderen Ansichten, weil er dadurch den Klippen der von Calvin erneuerten augustinschen Prädestinationslehre, der er nicht beitreten konnte, entging. Die synergistische Vorstellung, welche die evangelische Heilsordnung nicht wankend machte, und zur Aufrechthaltung der christlichen Lehre, der Zucht und des Trostes nothwendig schien, war allmälig unter den protestantischen Theologen herrschend, und selbst in den heftigen adiaphoristischen und majoristischen Parteikämpfen nicht angefochten, noch den Wittenbergern, die ihr vorzüglich huldigten, zum Vorwurf gemacht worden; plötzlich aber ward sie ein Stein des Anstoßes und Aergernisses für die Eiferer, welche nicht nur keine Gelegenheit unbenutzt ließen, Melanchthon und seine Freunde zu drücken und zu bekämpfen, sondern auch Vorwand dazu begierig aufsuchten. Die selbst am herzoglichen Hofe genährte Eifersucht der neuen Universität Jena auf die Wittenberger konnte, besonders seit Flacius an jene berufen worden, an den alten Händeln sich nicht begnügen; sie suchte neue und gerade solche, welche das ehrwürdige Haupt der Gegenpartei, den friedlichen Melanchthon, am empfindlichsten kränken, und seines noch immer einflußreichen Ansehens berauben konnten. Dazu war nun der Synergismus vorzüglich geeignet, weil Melanchthon ihn aufs Bestimmteste behauptete, und ihm ein gewisses Ansehen und Uebergewicht gegeben, damit aber auch am unverkennbarsten den Ansichten Luther's widersprochen hatte, und weil man auf diesem Kampfplatze den Vorwurf, daß Melanchthon und die Wittenberger von Dem, was man die reinluther'sche Lehre nannte, abgewichen seien, am sichersten erhärten konnte. Es wäre aber ungerecht, wenn man der Gegenpartei nur solche unlautere Beweggründe beimessen wollte; zu ihr gehörten Männer, denen es in der That nicht bloß um's Streiten und Verfolgen zu thun war, die aus Ueberzeugung der strenglutherschen Lehre zugethan, für Pflicht hielten, dieselbe zu vertheidigen, freilich nicht selten mit Waffen, die, wenn nicht der Sitte jener Zeit, doch gewiß der christlichen Liebe widerstrebten. Veranlassung zu diesem neuen Streit

fand man in einer von Johann Pfeffinger, Professor und Superintendent in Leipzig, im J. 1555 herausgegebenen Disputation über den freien Willen, welche geraume Zeit unbeachtet, wenigstens unbekämpft blieb, im J. 1558 aber an Amsdorf, und als dieser das Feldgeschrei erhoben hatte, auch an Flacius und ähnlichen Kampfsgenossen heftige Gegner fand. Gereizt und erbittert durch die immer erneuten feindseligen Angriffe, vergalten jetzt die Wittenberger und Leipziger ihren Gegnern Gleiches mit Gleichem; selbst Melanchthon sprach sich heftiger als sonst aus, doch ohne in die gehässigen Anklagen und unwürdigen Schmähungen, welche beide Parteien in ihren Streitschriften sich erlaubten, einzustimmen. Auch wenn er zürnte, verläugnete er nicht ganz seine in jener Zeit ungewöhnliche Mäßigung, und wo er ein hartes Wort gesprochen, schien das nachfolgende dasselbe wieder gut machen zu wollen; nie übernahm ihn eine so leidenschaftliche Hitze, daß er die Klarheit und Besonnenheit, mit welcher er die Streitpunkte zu erörtern gewohnt war, verloren hätte. Auch jetzt blieb er unverrückt auf seinem klaren und festen Standpunkte; nicht im mindesten zweifelhaft oder zweideutig bekannte er das Unvermögen des natürlichen Menschen, seine Bekehrung selbst zu bewirken; aber als einen bloßen Block und Klotz, der die ihm dargebotene Gnade weder anzunehmen, noch zurück zu weisen vermöge, und sich bloß leidend dabei verhalte, konnte er ihn nicht betrachten, vielmehr werde, lehrte er, sobald der Geist des Herrn durch das Wort den Sünder zur Buße, zum Glauben, zur Bekehrung berufen habe, ein neues Leben, welches an dem Werke des Geistes Theil nehme, ein neuer Mensch erweckt, welcher nach Gott geschaffen, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, zwar noch immer der Sünde ausgesetzt, zur Sünde geneigt, aber doch auch fähig sei, ihr zu widerstreben, daß er nicht in dieselbe willige; auch die Heiligen müssen also immer fort ringen und kämpfen, folglich mitwirken, daß die Gnade an ihnen nicht vergebens sei. — Eben dieses sein wohlbegründetes und standhaftes Bekenntniß ward jetzt verketzert, als der ärgste Abfall von der reinen Lehre verschrieen, und es half ihm Nichts, daß er, seiner frühern und spätern Ueberzeugung gemäß, wiederholte: der freie Wille des Menschen beschränke sich nur auf sein natürliches Leben, vermöge an sich Nichts zu seiner Bekehrung beizutragen, der Mensch werde allein durch den Glauben, um Christi willen, vor Gott gerecht und Erbe des ewigen Le-

bens. Es gelang den Gegnern, den weimarschen Hof, der seinen Unmuth gegen die Wittenberger und insbesondre gegen Melanchthon nicht überwinden konnte, zu verleiten, daß ihre Irrthümer in einer eignen so genannten Confutationsschrift, die mit symbolischer Auctorität als Landesbekenntniß im J. 1559 ausging, förmlich verdammt wurden. Aber eben diese Schrift, an deren Abfassung Flacius keinen Theil gehabt, reizte diesen, seinen Amtsgenossen, Victorin Strigel, mit dem er bis dahin gemeine Sache wider Melanchthon gemacht, ungestüm anzugreifen, weil derselbe in der Lehre vom freien Willen den Synergismus nicht handgreiflich verworfen hatte. Das Reich der Widersacher ward in sich selbst uneins; Strigel erklärte sich endlich für den Synergismus, kämpfte nun heftig wider Flacius, und wurde deßhalb, in Folge einer übereilten Entscheidung des Hofes, auf die ungebührlichste Weise gefangen gesetzt, aber dadurch nur noch mehr erbittert. Flacius hatte die Verdammung des Synergismus mit Hinweisung auf die Wittenberger in das Confutationsbuch hinein zu bringen gewußt; Melanchthon fühlte diesen Schlag nicht ohne Empfindlichkeit, war aber nun, da die Gegner selbst mit einander haderten, doch nicht mehr der Gegenstand ihrer vereinten Angriffe, und fand so einige Ruhe. Er hätte es für einen Triumph halten können, daß nun Einer seiner heftigsten Gegner, Strigel, seiner Ansicht beistimmte, und sie gegen den erbitterten Flacius vertheidigte; aber die Art, wie diese Männer gegen einander kämpften, war so abstoßend und empörend, so Gefahr drohend für die Kirche, daß er lieber selbst noch Schlimmeres geduldet, als diese Zänkereien mit ihren Gräueln gehört hätte. Er erlebte auch nicht das Ende derselben, zum Glück auch nicht den neuen Ausbruch des Streites über die Erbsünde, in welchem Flacius endlich sein Maß erfüllte, und sich selbst das widerwärtigste Schicksal bereitete; aber Melanchthon's letzten Tage wurden noch durch die Kunde von dem Toben der Flacianer, die in Jena ein förmliches Inquisitionsgericht, im echt papistischen Geiste, herzustellen versuchten, um so mehr getrübt, als er jetzt wieder alle die theuren Güter, für die er mit ehrwürdigen Genossen gewirkt und gekämpft hatte, gefährdet sah, und die ungeheure Verblendung Derer, die sich Eiferer für die Kirche Gottes, Vertheidiger des Evangelium nannten, beweinen mußte. Er selbst, thörichte Anreizungen verachtend, aber doch oft schmerzlich empfindend, unaufhörlich und mannichfach herausgefordert, geschmäht, verspottet

von Denen, welche, wie Camerarius sagt, durch Angriffe auf die tüchtigsten Männer sich bemerkbar machen wollten, vermochte nicht, den überwogenden Strom einzudämmen. Die unseligen Streitigkeiten rissen selbst Solche mit sich fort, die den Frieden liebten, und verwickelten auch sie in Eifersucht, Haß und Zwietracht. Die flacianische Faction schien von einem glühenden Eifer für die reine evangelische Lehre zu brennen, und trat so zuversichtlich auf, daß sie bei dem Volke eine gewisse Berühmtheit, und in manchen Gegenden einflußreiches Ansehen gewann. Dieses schien nur durch fortwährendes Streiten aufrecht erhalten werden zu können, und zu immer neuem Streit fand sich denn auch die gesuchte Veranlassung; wer ihren Ungestüm tadelte, nur einige Mäßigung empfahl, reizte schon dadurch den pfäffischen Dünkel; er sei weder warm noch kalt, rief man ihm zu, und Glück genug, wenn man nicht alsbald eine Ketzerei an ihm entdeckte. Einige begegneten ihnen mit gleichen Waffen, zu großem Leidwesen Melanchthon's; denn das war Oel in die Flamme gegossen, und Ein Vorwurf oder Schimpf ward mit zehn vergolten, Ein unerwogenes Wort mit Hohn und Spott, selbst das Bestgedachte und Schöngesagte mit Bitterkeit verdreht, gemißdeutet, entstellt. Mit gränzenloser Unverschämtheit, ohne irgend eine Rücksicht auf Personen, Zeiten und Verhältnisse zu nehmen, verwüstete jene Zelotenschar die evangelische Kirche, störte nicht nur den Frieden, sondern auch den besonnenen Ausbau derselben, und lähmte das erwachte wissenschaftliche, wie das christliche Leben. Es bleibt eine traurigmerkwürdige Erscheinung, daß ein Dutzend Schreier ein Vierteljahrhundert lang die Kirche verwüsten, auch manche tüchtige Männer mit fortreißen, alle Friedlichgesinnten fast zur Verzweiflung, die Furchtsamen zum Schweigen bringen, und weithin eine Herrschaft, welche die kaum errungene kirchliche Freiheit zu vernichten drohte, gewinnen konnte. Leicht begreiflich ist's, daß diese Partei gerade gegen Melanchthon und seine Schule (die, wenn sie nicht von jener unaufhörlich gereizt, verstimmt, und in mannichfache Versuchungen geführt worden wäre, wahrscheinlich einen viel günstigern Einfluß gewonnen hätte) ankämpfen mußte; doch wundern möchte man sich, daß nicht ein größerer Kreis gelehrter und unbefangener Männer, die ohne Zweifel im Wesentlichen Eines Sinnes mit ihm waren, fest und entschieden auf seine Seite trat, um den Eiferern wenigstens das Gleichgewicht zu halten. Aber so zügellos war das Toben, Schmähen und Lästern, daß Viele, um sich nicht Angriffen auszusetzen,

welche ihren gesegneten Einfluß auf die ihnen anvertrauten Gemeinden und den Frieden derselben gefährden konnten, lieber in stiller Verborgenheit, fern vom Kampfplatz, fortwirkten, und harrten, bis das Wetter, das sich so abschreckend entlud, vorüber gezogen sei. Dazu kam, daß allmälig auch bei den Billigen und Gemäßigten, besonders in den interimistischen Streitigkeiten, ein Mißtrauen gegen die Wittenberger, und selbst gegen Melanchthon sich eingeschlichen hatte, ein weit verbreiteter Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit und Aufrichtigkeit, und daß man eben darum sich scheute, mit ihnen gemeine Sache zu machen, selbst wenn man das Unwesen der Gegner aufrichtig mißbilligte. Diese galten nun einmal als die Vertheidiger des echten Lutherthums, und hatten eben darum unter dem Volk und unter den Geistlichen zahlreiche Anhänger.

Unmöglich konnten die Bessergesinnten gleichgiltige Zuschauer eines Kampfes bleiben, welcher immer verwirrender und verderblicher wurde; zu nachdrücklich drang sich ihnen das Bedürfniß des Friedens oder doch eines Vergleichs zwischen den Streitenden auf, als daß es an Versuchen, denselben einzuleiten, hätte fehlen können. Schon im Jahr 1556 bot der treffliche Herzog von Würtemberg, Christoph, verbunden mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich II., die Hand dazu, indem er mit jener Vorsicht, die Nichts versäumt, um in einer bedenklichen Angelegenheit einen günstigen Erfolg zu sichern, durch eine besondre Gesandtschaft den herzoglichsächsischen Hof in Weimar zu bestimmen suchte, mit den übrigen evangelischen Fürsten über die Sicherung und mögliche Erweiterung des Religionsfriedens sich zu berathen, zugleich aber, — und dieß scheint sein Hauptzweck gewesen zu sein, — den Streit mit den kursächsischen Theologen beizulegen. Aber dieser Antrag blieb fruchtlos, weil man in Weimar zur Begutachtung desselben Theologen erwählte, welche den Wittenbergern zwar großmüthig die öffentliche Buße erlassen, aber auf keinen Vergleich eingehen wollten, wenn Jene nicht zuvor ein reuiges Bekenntniß ihres Abfalls von der reinen Lehre und des durch sie angerichteten Aergernisses ablegten. Auf solche Bedingung war denn freilich nicht weiter zu unterhandeln, weil man die Angeschuldigten schwerlich zu der Erkenntniß bringen konnte, welche dem gebieterisch geforderten Bekenntniß hätte vorausgehen müssen.

Gleich darauf that ganz unerwartet Flacius selbst mehrere Schritte, einen Vergleich einzuleiten, und ließ Melanchthon

zu einer mündlichen Besprechung einladen. Man hat gemeint, daß dieß nur eine Kriegslist gewesen sei, durch welche der unermüdliche Streiter bei den Fürsten, die an den theologischen Zänkereien sich ärgerten, und, wie er wohl wußte, ernstlich auf eine Beilegung derselben dachten, einen günstigen Schein für sich, eine neue Waffe gegen Melanchthon gewinnen, und alle Schuld der wahrscheinlich fruchtlosen Unterhandlungen auf diesen wälzen wollte; sein früheres und nachfolgendes Benehmen scheint auch diesen Argwohn zu rechtfertigen; gleichwohl ist kein zureichender Grund vorhanden, der billigern Voraussetzung, daß jetzt wirklich ein besseres Gefühl in ihm sich regte, daß seine frühere Achtung und Freundschaft gegen Melanchthon noch einmal sich geltend machte, und daß er jetzt, einmal des Streitens müde, wirklich eine Aussöhnung wünschte, zu widersprechen. Er war allerdings ein hartnäckiger Feind, ein verbitterter Eiferer; aber er müßte auch der elendeste Heuchler gewesen sein, wenn die Gesinnung, welche er damals in mehrern Briefen aussprach, nur als Täuschung betrachtet werden dürfte. Verzeihlich ist es, wenn Melanchthon, eingedenk der bittern Kränkungen und Verfolgungen, die er von diesem Manne erlitten, auch jetzt, ohne gerade ein Gewebe arglistiger Politik bei ihm vorauszusetzen, doch ein unüberwindliches Mißtrauen gegen ihn fühlte, und von demselben bei den eintretenden Verhandlungen sich leiten ließ, besonders weil um eben diese Zeit sich das Gerücht verbreitet hatte, man habe dem Herzog von Meklenburg erklärt, es sei kein Friede unter den Theologen zu hoffen, wenn nicht Melanchthon aus dem Wege geräumt würde. Mocht' auch nur gesagt worden sein, so lange er und Flacius lebe, werde kein Vergleich zu Stande kommen; der Schein der Unfriedfertigkeit, der damit auf ihn fiel, hätte ihn schon kränken können; noch mehr aber mußte jenes Gerücht ihn verstimmen. Und was war auch von einer Unterredung mit Flacius zu hoffen, zumal als dieser die Punkte vorlegte, die nicht etwa als Sätze, über welche man mit einander handeln wolle, sondern recht eigentlich als die Bedingungen des abzuschließenden Friedens erschienen, also, wenn dieser zu Stande kommen sollte, angenommen, eben so gewiß aber von Melanchthon zurückgewiesen werden mußten, weil sie, obwohl schonend, seine angeblichen oder wirklichen Irrthümer berührend, doch mit seiner Ueberzeugung unvereinbar waren, und neben manchen richtigen Grundsätzen, doch zum Theil so verfänglich, zum Theil mit so pfäffischer Anmaßung sich aussprachen, daß eben so

sehr seine bessere Einsicht, als sein reineres Gefühl sie verwerfen mußte? — Es war in der That nicht Mangel an Friedensliebe, oder an Versöhnlichkeit, wohl aber die Furcht, daß diese Friedensunterhandlungen nur neuen Streit gebären möchten, und die Scheu, dem ungestümen Flacius persönlich gegenüber zu stehen, was ihn bewog, dessen Antrag abzulehnen. Er that es so schonend, als möglich; er erklärte sich in der Antwort auf eine sehr gemäßigte und achtungsvolle Zuschrift von Flacius über die Hauptvorwürfe, mit welchen seine Gegner seit mehrern Jahren ihn bestürmt hatten, ohne Rückhalt, gestand mit aufrichtiger Demuth, daß er in seinem Verhalten hinsichtlich des Interim gefehlt, und was den Majoristischen Streit betreffe, die Ausdrücke seines Amtsgenossen, welche denselben veranlaßten, gemißbilligt habe; aber er sprach sich bei aller Vorsicht und Sanftmuth mit einer Würde und Kraft aus, welche ihre Wirkung selbst bei dem harten Widersacher nicht ganz verfehlen konnten.

Flacius unterhandelte nun mit den niedersächsischen Theologen, und bracht' es dahin, daß Mehrere von diesen in Braunschweig sich versammelten, um über neue Vergleichshandlungen sich zu berathen, und dann über Magdeburg, wo damals Flacius sich aufhielt, nach Wittenberg reisten, wo sie am 20. Januar 1557 eintrafen, Mörlin und Chemnitius an ihrer Spitze. Es mochte diesen mit Herstellung des Friedens redlicher Ernst sein; die von ihnen vorgelegten Bedingungen waren wirklich viel milder, als die des Flacius, aber diesen doch noch sehr ähnlich, und wiesen in jedem Fall auf einen Widerruf hin, den Melanchthon, wenn man ihn eines Irrthums überführte, nicht verweigert hätte, den er aber, wenn er nicht seine Ueberzeugung verläugnen und zugleich seine Freunde verdammen wollte, fest entschieden ablehnen mußte. Mehrere Tage dauerten die Unterhandlungen, auf die Flacius, in der Nähe weilend und durch mündliche und schriftliche Mittheilungen der Unterhändler von Allem unterrichtet, mit immer ungestümer werdenden Forderungen und Drohungen störend einwirkte. Melanchthon, an der Möglichkeit verzweifelnd, die alten Streitigkeiten beizulegen, aber um so eifriger bemüht, neue zu verhüten, und wenigstens einen Waffenstillstand herbei zu führen, nahm mehre der ihm vorgelegten Punkte an, bewies die Nothwendigkeit, einige Andere abzuändern, verwarf aber auch noch Andere, welche ihrem Inhalt und ihrer Form nach verwerflich waren, antwortete, als man diese gemäßigt, aber doch nicht unanstößig

gemacht hatte, standhaft ablehnend, aber immer noch die Hand zum Frieden bietend, und überzeugte die Vermittler sowohl, daß es ihm damit Ernst sei, als daß er jetzt mehr sich nicht abdingen lassen werde. Sie hätten sich daran genügen lassen, wenn nicht Flacius mit gewohnter Heftigkeit und Hartnäckigkeit sie bestürmt und überzeugt hätte, daß der Friede noch fern sei. Nachdem sie nun Melanchthon zwei Monate Bedenkzeit gelassen, reisten sie ab, mit dem Gefühl, daß all' ihre Mühe in dieser Angelegenheit fruchtlos geblieben sei, in der That ohne Melanchthon's Schuld *).

Kaum hatten sie Wittenberg verlassen, als dort zwei Abgeordnete des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg eintrafen, um einen ähnlichen Ausgleichungsversuch zu machen, wozu sie mit einer bündigen Instruction ihres Herrn und mit einer Vergleichsformel ausgestattet waren, in der man alle zwischen Melanchthon und seinen Gegnern streitige Punkte sorgfältig entwickelt, aber auch so gestellt hatte, daß ihre Annahme von seiner Seite eine förmliche Verdammung seiner Ueberzeugung in sehr wesentlichen Artikeln gewesen wäre. Er vermied daher mit unverkennbarer Klugheit, auf die Erörterung jener Formel sich einzulassen, und lehnte die Vorschläge des Herzogs auf eine Weise ab, welche ihm zwar unangenehm sein mochte, aber doch keinen Unmuth gegen einen Mann, der eben so aufrichtig den guten Willen des Fürsten anerkannte, als sich zum Frieden unter erträglichen Bedingungen geneigt zeigte, und mit seiner Freimüthigkeit die anspruchsloseste Bescheidenheit verband, erwecken konnte.

Die dringende Nothwendigkeit einer Aussöhnung der Streitenden und einer Vereinigung über die in Frage gestellten Lehren machte sich aber den evangelischen Fürsten noch fühlbarer, als der neue Kaiser Ferdinand auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1557 noch einmal ein Religionsgespräch zwischen katholischen und protestantischen Theologen zur endlichen Beilegung der Kirchentrennung in Antrag brachte. So groß auch die Wahrscheinlichkeit war, daß damit Nichts erreicht werden würde, so ging man doch, um dem geneigten Willen des Kaisers nicht entgegen zu sein, und nicht unfriedlich zu erscheinen, auf den

*) Vollständiger, mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sind diese und die weitern Friedensverhandlungen dargestellt in Plank's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. 6. Bandes 1. Theil.

Vorschlag ein, entsetzte sich nun aber von Neuem über den offenkundigen Zwiespalt innerhalb der evangelischen Kirche, welcher es fast unmöglich machte, einmüthige Vertheidiger der gereinigten Lehre den Katholischen gegenüber zu stellen, ohne neue Verwickelungen herbei zu führen. Erwählte man sie nun aus Einer der streitenden Parteien, so mußte man des lauten Widerspruchs der Andern gewärtig sein; wollte man aber Keine zurücksetzen, sondern die ausgezeichnetsten Männer aus Jeder zu dem Gespräch abordnen, so war zu fürchten, daß auch dieß Unzufriedenheit und vielleicht während der Handlung mit den Katholischen einen Sturm erregen würde, welcher der gesammten evangelischen Kirche im Angesicht ihrer Gegner eine arge Blöße geben konnte. Es schien also insbesondre darauf anzukommen, daß eine Vereinigung der zwieträchtigen Theologen zu Stande gebracht werde, und dafür verwendete sich abermals der edle Herzog Christoph so eifrig, daß mehrere protestantische Fürsten und Stände, ihre Bedenklichkeiten überwindend, und seinem Andringen nachgebend, sich geneigt erklärten, einige ihrer Theologen zu einem Convent nach Frankfurt zu senden, zum Theil auch sich selbst dabei einzufinden. Im Junius 1557 versammelten sich dort einunddreißig gelehrte Männer, um zunächst über eine Vollmacht und Richtschnur für die zu dem bevorstehenden Religionsgespräch abzuordnenden Sprecher, dann aber auch über die Herstellung der Einigkeit in Lehre und Gebräuchen, und über die Beilegung der ärgerlichen Streitigkeiten sich zu berathen. Man sah wohl voraus, daß ein vollständiger Vergleich nicht zu Stande kommen werde; aber man hoffte doch, ihn so einleiten zu können, daß die Gemüther dafür empfänglicher würden, und daß man das gegenwärtige Aergerniß minderte. Melanchthon war so wenig als Flacius dazu berufen; dieser aber verfehlte nicht, im Voraus gegen Alles, was man wider seine Meinung beschließen möchte, zu protestiren. Die Mehrzahl der Abgeordneten gehörte zu den Gemäßigten, und die wenigen Eiferer unter ihnen konnten nicht das Uebergewicht gewinnen. So vereinigte man sich zu dem von den Fürsten gewünschten und sogleich bestätigten Beschluß, daß man ferner an der Augsburger Confession und deren Apologie standhaft halten wolle, daß ferner die über Lehre und Gebräuche obwaltenden Streitigkeiten von einer zahlreichen Synode ausgewählter protestantischer Theologen entschieden und beigelegt werden, daß man aber indeß alles mündlichen und schriftlichen Zankens und Schmähens sich enthalten solle. Letzteres war freilich nicht

zu erreichen; Flacius bewies alsbald durch die bittersten Angriffe auf diesen Beschluß, wie wenig er geneigt war, sich „Zaum und Gebiß anlegen zu lassen."

Melanchthon, der mit dem Frankfurter Vergleich einverstanden war, mußte nun noch Einmal den für ihn sehr sauern Weg zu einem Religionsgespräch antreten, traf aber, weil die Instruction von dem Kurfürsten August spät ausgefertigt worden, erst am 31. August 1557, da die übrigen Abgeordneten schon versammelt waren, in Worms ein. Indeß hatten die Wortführer der herzoglichsächsischen Theologen, — zum Theil gelehrte Männer, aber zur Partei des Flacius gehörig, und durch eine feindselige Instruction, an welcher dieser den meisten Antheil gehabt, unabweichbar gebunden, bereits angelegentlich dahin gearbeitet, vor dem Beginn des Gesprächs, eine möglichst umfassende und schonungslose Verdammung der abtrünnigen Theologen, der Irrlehrer und Sectirer, zu denen dann insbesondre die Wittenberger gerechnet wurden, zu erpressen. Als Werkzeuge des Flacianischen Geistes legten sie es recht eigentlich zumeist darauf an, Melanchthon zu drücken, wo möglich, gänzlich zu unterdrücken, und ärgerten sich um so mehr über die allgemeine Achtung und Auszeichnung, mit welcher die größere Mehrheit der Versammelten ihm entgegen kam. Seinem Ansehen, seiner überzeugenden Beredtsamkeit gelang es auch, diese zu dem Beschluß zu vereinigen, daß jetzt nicht Zeit und Ort sei, die unter den Evangelischen streitigen Artikel, deren Erörterung und Entscheidung mit recht vollständiger Verdammung der Andersdenkenden, ehe man auf irgend etwas Anderes sich einlassen könne, die Eiferer ungestüm verlangten, in Untersuchung zu ziehen, daß solches vielmehr einer künftigen zahlreicheren Synode protestantischer Theologen vorbehalten bleiben solle. Während nun Jene sich kaum so weit beschwichtigen ließen, daß sie den Beginn des Gesprächs mit den Katholischen nicht gänzlich verhinderten, bot Melanchthon mit großherziger und demüthiger Selbstverläugnung noch Einmal die Hand zur Versöhnung, indem er freiwillig eine Vereinigungsformel *) über sämmtliche von den weimarschen Abgeordneten zur Verdammung vorgelegten Artikel aufsetzte, und auf eine für die Gegner selbst überraschende, alle Billigdenkenden befriedigende Weise die Streitpunkte entwickelte, mehrere Anklagen, die man gegen

*) Formula consensus de articulis quibusdam controversis, scripta Wormatiae a Philipp. Melanchthone anno 1557.

ihn und seine Freunde geltend gemacht hatte, anerkannte, auch gegen mehrere Neuerungen in der evangelischen Lehre sich nachdrücklich erklärte. Mit der ihm eigenen Klugheit, die sich hier wahrhaft bewundernswürdig kund gab, zugleich mit eindringender Klarheit und Umsicht erklärte er sich über Alles, worüber man von ihm Aufschluß begehren durfte, beseitigte jeden Zweifel hinsichtlich seiner treuen Anhänglichkeit an der evangelischen Lehre, berief sich auf die heil. Schrift, auf die ältesten katholischen Bekenntnisse, auf die Augsburger Confession und die schmalkaldischen Artikel, bei denen er standhaft zu verharren versicherte, und bewies sich eben so streng gegen wirkliche Irrlehren, als schonend gegen die, welche durch verfängliche Meinungen Anstoß und Anlaß zu Streitigkeiten gegeben hatten; sich selbst aber schonte er am wenigsten. Es konnte nicht fehlen, daß alle Unbefangene, wie sie schon vorher seine Einsicht und Mäßigung verehrten, ihm jetzt ihre Bewunderung zollten, und dieß konnte ihn trösten und beruhigen, wenn die Flacianer auch jetzt unversöhnlich blieben, ihre Feindseligkeit erneuten, Alles zu verwirren eifrig bemüht waren. Unter dem Schein des Eifers für die evangelische Lehre fröhnten sie niedrigen Leidenschaften, oder gehorchten doch nur den Befehlen ihres fanatischen Anführers, und schienen mehr den Katholischen in die Hände zu arbeiten, als mit ihren evangelischen Brüdern zu gemeinsamer Vertheidigung der gemeinsamen Angelegenheit sich vereinigen zu wollen.

Unter so hoffnungslosen Anzeichen begann am 11. September das Gespräch mit der alten Gegenpartei; den Vorsitz führte der würdige Bischof von Naumburg, Julius von Pflug, dem Michael Helding (Sidonius), Bischof von Merseburg, zur Seite stand; der Wortführer der Protestanten war unser Melanchthon. Von beiden Seiten hegte man kaum eine Hoffnung und nicht einmal das Verlangen, eine Ausgleichung des alten Zwiespalts zu Stande zu bringen, vielmehr nur die Absicht, mit Ehren aus einer Unterhandlung, auf die man nur aus Gefälligkeit gegen den Kaiser eingegangen war, sich heraus zu ziehen, und die Schuld des Mißlingens auf die Gegner zu wälzen. Wenige waren so redlich und so friedlich gesinnt, wie Melanchthon, der auch jetzt mit Ernst und Fleiß, als sei wirklich noch eine gegenseitige Annäherung und Uebereinkunft möglich, die Sache behandelte, und eben so sehr durch seine Mäßigung, wie durch seinen Scharfsinn selbst den störrigen Widersachern Achtung abnöthigte. Er war es auch, der, als die Katholischen der

längern, in den ersten Besprechungen bewiesenen Zurückhaltung überdrüssig, bei der sechsten Zusammenkunft eine Erklärung über die unter den Protestanten selbst entstandene Meinungsverschiedenheit und Parteiung, zugleich eine ausdrückliche Verwerfung derjenigen Irrlehren, die, wenn sie von ihnen nicht bestimmt verdammt würden, die Fortsetzung des Gesprächs unmöglich machten, forderten, den glücklichen Ausweg fand, die arglistige Absicht dieser Forderung dadurch zu vereiteln, daß er für sich und seine Mitstreiter versicherte, man werde im Fortgange des Gesprächs bei jedem einzelnen Artikel über die abweichenden Lehren hinreichend sich zu erklären Veranlassung finden, und die Antwort nicht schuldig bleiben. Aber die beabsichtigte Wirkung dieser wohl erwogenen Erwiederung, welche den Katholischen den Vorwand, das Gespräch abzubrechen und deßhalb die Protestanten anzuklagen, entriß, ward durch den unklugen Eifer der weimarschen Abgeordneten vernichtet. Diese nämlich benutzten eben jene Forderung, ihrem Haß und Groll Luft zu machen, ihren ersten, nie aufgegebenen Plan durchzusetzen; sie drangen darauf, daß man unverzüglich über alle unter den Evangelischen streitigen Punkte im Angesicht der Katholischen sich erkläre, Alle, die von dem evangelischen Bekenntniß abgewichen, ausdrücklich verdamme, und dieselben von den Verhandlungen ausschließe; sie drohten, wenn man darauf nicht eingehe, von den Uebrigen sich loszusagen, ein besonderes Bekenntniß den Katholischen zu übergeben, die fernere Theilnahme an dem Gespräch zu verweigern, und unverzüglich Worms zu verlassen; ja sie waren unklug und thöricht genug, ihre Drohung alsbald und vollständig zu erfüllen, und thaten das Alles mit solcher Oeffentlichkeit und Aufsehen erregender Hast, daß die Katholischen in den seltsamen Fall kamen, zwischen die entzweiten Protestanten als Vermittler einzutreten, aus ihren Händeln aber den meisten Vortheil zogen, und in der Meinung befestigt wurden, daß sie im Schooße ihrer Kirche einen Hafen gefunden, der fest genug wäre, um sie gegen die Stürme zu schützen, welche das wankende Schifflein der neuen Kirche zu zerschellen drohten.

Die kursächsischen, Würtemberger, Pfälzer und andere Theologen erklärten sich bereit, das durch die Weimaraner zerrissene Gespräch auch ohne Jene fortzusetzen, wozu sie ohne Zweifel befugt waren. Aber mit dem besten Scheine des Rechts zogen sich nun die Katholischen zurück, und lehnten es durchaus ab, mit der zurückgebliebenen Mehrheit sich weiter ein-

zulassen, weil, wie sie klüglich bemerkten, es sehr zweifelhaft geworden, ob diese oder die Abgereisten die eigentlichen Anhänger der Augsburger Confession seien, und weil nothwendig erst entschieden werden müsse, mit Wem sie zu unterhandeln hätten. Vergebens bemühte sich selbst der Kaiser, dem man die eingetretene Unterbrechung berichtet hatte, das Gespräch wieder in Gang zu bringen; es blieb abgebrochen, und die Schuld fiel auf die Protestanten. Ihrem politischen Verhältnisse konnte dieß nun zwar nicht mehr Eintrag thun; aber beklagenswerth war doch immer das gegebene Aergerniß, und der Schatten, welcher gleichzeitig auf die ganze evangelische Kirche fiel, war keineswegs geeignet, Manche, die sich ihr zuneigten, zu gewinnen, oder den Widersachern eine bessere Meinung beizubringen. Einen günstigen Erfolg hatte aber dieses Wormser Religionsgespräch; den nämlich, daß von da an gegen die Flacianer ein Unmuth sich regte, welcher ihren Einfluß minderte, und Bessergesinnte für die mildere Wirksamkeit Melanchthon's empfänglicher machte. Man durfte auch nur die Streitschriften, welche nach diesem Auftritte gewechselt wurden, mit einiger Unbefangenheit lesen, um von dem Zornbrausen der Unheilstifter sich abzuwenden, und den von ihnen Verfolgten, welche auch jetzt noch schonend und versöhnend ihnen begegneten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Melanchthon's Briefe aus dieser Zeit sprechen bald den gerechten Unwillen über die Friedensstörer, bald den tiefsten Schmerz über die Schmach und Zerrüttung der Kirche aus; in den Schriften aber, welche er um diese Zeit zur Abwehr der erneuten Angriffe der Katholischen, namentlich gegen Friedrich Staphylus, der zu ihrer Kirche übergetreten war, gegen Johann a Via und Andere verfaßte*), drücken, bei aller kräftigen Gegenwehr, ein Gefühl von Beschämung aus, ein tiefes Bewußtsein von Blöße, welche die Protestanten durch ihre unwürdigen Streitigkeiten im Angesicht ihrer Widersacher gegeben hatten.

Hätt' es noch zweifelhaft sein können, ob man dem unwürdigen und verderblichen Gezänk der Theologen ferner unthätig zusehen, oder auf irgend eine angemessene Weise ihm Einhalt thun solle, so mußten die beklagenswerthen Vorfälle zu Worms und

*) Responsiones ad criminationes Staphyli et Avii. — Gleichzeitig verfaßte er einen Bericht über das Wormser Gespräch, an den König von Frankreich, Heinrich II.

die unmittelbaren Folgen derselben die evangelischen Fürsten überzeugen, daß man nicht länger säumen dürfe, gegen diesen tiefen Schaden der Kirche durchgreifende Heilmittel anzuwenden. Aber diese zu finden, war schwer; man hatte versucht, einen Waffenstillstand zu bewirken, Schweigen zu gebieten, und das Geschrei war darauf fast ärger geworden. Setzte man sich auch über das Bedenken hinaus, daß die weltliche Macht nicht befugt sei, der gelehrten Forschung und Verhandlung Schranken zu setzen, und daß die Wahrheit auch durch heftige Anfechtungen und scharfe Widersprüche sich durchfechten müsse, wollte man auch nur das zügellose Eifern und Streiten auf den Kanzeln verbieten, so ward theils der Zweck nicht ganz erreicht, indem der Einfluß der Streitschriften auf das Volk, die Erbitterung und der Zwiespalt der Parteien dennoch fortdauerte, theils waren die zarten Gränzlinien zwischen der rechtmäßigen Beschränkung des Gelehrtenzwistes und einem etwa dabei eintretenden Gewissenszwange nicht leicht zu entdecken, und da, abgesehen von der verwerflichen Art, wie der Streit geführt ward, noch immer unentschieden blieb, welche Partei in der Sache Recht habe, so mußten die Fürsten sich doch immer ein Gewissen daraus machen, in den Kampf, durch welchen die Wahrheit erst entschieden werden sollte, hemmend einzugreifen. Dazu waren die weltlichen Herren weder mit sich selbst, noch unter einander einig genug, um sicher und einmüthig zweckdienliche Maßregeln zur Beseitigung des tief empfundenen Uebels zu ergreifen und folgerecht durchzuführen. Und was sollte man wählen? Irgend ein Zwangsmittel war um so weniger zulässig, als dieß doch nur in einigen Ländern angewendet worden wäre, und im Allgemeinen das Uebel nur ärger gemacht hätte. An einen friedlichen Vergleich war bei der fortwährenden Aufregung der Gemüther so wenig zu denken, daß man nicht einmal wagen durfte, die Kämpfer persönlich einander gegenüber zu stellen, und daher selbst den Gedanken an die Berufung einer allgemeinen protestantischen Synode jetzt aufgeben mußte. Am schwersten war den herzoglich sächsischen Theologen, diesen zügellosesten Unruhstiftern, beizukommen; jeder Widerstand, jeder Widerspruch, jede nur scheinbare Begünstigung oder Schonung der von ihnen verfolgten Partei reizte sie nur noch mehr; fast eben so unversöhnlich und den kursächsischen Theologen feind standen ihre Fürsten zu ihrer Vertheidigung bereit; ihnen, als den Eiferern für die Luther'sche Rechtgläubigkeit, waren überall der Theologen Viele und ein großer Theil des Volkes zugethan, und

sie mußten daher in jedem Falle geschont werden. Mit der angeschuldigten, mildern Partei, an deren Spitze Melanchthon stand, durfte man eher fertig zu werden hoffen, obwohl zu ihr auch einige rüstige Streiter gehörten. Es schien also nothwendig, Jener etwas nachzugeben, und sie wo möglich einigermaßen zu beschwichtigen. Dazu vereinigten sich die drei protestantischen Kurfürsten mit dem Herzoge von Würtemberg, dem Landgrafen von Hessen und dem Pfalzgrafen von Zweibrücken auf dem Fürstentage zu Frankfurt am Main im März des Jahres 1558. Es sollte versucht werden, durch eine neue Erklärung, in welcher Alles, was seit geraumer Zeit als Abweichung von der rein evangelischen Lehre gerügt und bestritten worden, ausdrücklich verworfen würde, die Eiferer zufrieden zu stellen, und dadurch Ruhe zu stiften. Mit so wohl verdientem als ehrenvollem Vertrauen ward Melanchthon ausgewählt, eine solche Formel zu verfassen, und wenn diese Wahl unvermeidlich der eifersüchtigen Gegenpartei mißfallen mußte, so schien doch gerade ihr jeder Einwand abgeschnitten zu werden, wenn eben der Mann, den sie am heftigsten der Abweichung von der reinen Lehre anklagte, alle Irrthümer hinsichtlich der streitigen Artikel selbst verwarf, damit auch sich selbst richtete, und seine aufrichtige Rückkehr zur kirchlichen Orthodoxie bezeugte. Wirklich vollzog Melanchthon den empfangenen Auftrag mit einer solchen Unbefangenheit, Mäßigung, Selbstverläugnung und Umsicht, daß die weltlichen und geistlichen Räthe der Fürsten vollkommen befriedigt wurden, und es stimmte eine ähnliche, auf Veranstaltung des Herzogs Christoph von Brenz entworfene Formel, den Artikel vom heil. Abendmahl, der etwas schärfer gefaßt war, ausgenommen, so völlig überein, daß die anwesenden protestantischen Stände kein Bedenken trugen, dieses sein Bekenntniß als ihr eigenes, zugleich als Richtschnur bei ihrem Verhalten hinsichtlich der obwaltenden Streitigkeiten anzunehmen, und dem sogenannten Receß, welcher alle Punkte ihres, bei jenem Fürstentage abgeschlossenen Vertrages enthielt, einverleiben zu lassen, mit der gegenseitigen Zusicherung, daß man Alles anwenden wolle, um auch die übrigen protestantischen Stände zur Annahme dieser Formel, die aber durchaus nicht als ein neues, den älteren Confessionen und namentlich der Augsburger sich gleichstellendes Bekenntniß gelten sollte, zu bewegen. Man konnte wirklich der Hoffnung sich hingeben, daß der Aufsatz Melanchthon's eine Eintrachtsformel sein und den ärgerlichen Fehden ein Ende machen werde, wenn nur die Her-

zöge von Sachsen dafür zu gewinnen wären, wozu man nichts unversucht lassen wollte, und da man auch für den Fall, daß dort alle Bemühungen scheiterten, sich gelobte, wenigstens in den eigenen Ländern an diesem Vergleich fest zu halten, so schien nun doch ein Theil der Kirche zur Eintracht zurück geführt zu sein.

Gleichwohl ward keineswegs die damals freilich noch unzeitige Hoffnung erfüllt. Melanchthon hatte zwar die streitigen Hauptartikel von der Rechtfertigung, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von den Adiaphora, in gedrängter Kürze, möglichst klar und befriedigend, aber für jene Streitperiode zu gemäßigt und friedlich dargestellt, die abweichenden Lehren zwar bestimmt, aber nicht nachdrücklich, nicht scharf genug verworfen, und insbesondere die angeblichen oder wirklichen Irrlehrer nicht namentlich verdammt. Der Artikel vom heil. Abendmahl insbesondere war so gestellt, daß er zwar wirklich der Augsburger Confession entsprach, und nichts enthielt, wozu die strengsten Lutheraner sich nicht hätten bekennen dürfen, daß aber doch auch, da eigentlich nur die zwinglische Lehre ausdrücklich verworfen war, die Calvinisten damit einverstanden sein konnten, — und eben eine solche Uebereinstimmung schien Manchen unerträglich, oder doch höchst bedenklich. Darum erschienen denn auch nicht bloß von der Seite, deren Opposition man im voraus gefürchtet hatte, sondern auch aus anderen Gegenden, wider die Annahme des freundlich empfohlenen Frankfurter Recesses unerwartet viele Einwendungen, in denen denn auch besonders gerügt ward, daß weltliche Herren sich angemaßt hätten, in kirchlichen und Religionssachen eigenmächtig zu verfahren und ohne Mitwirkung von Theologen eine Glaubensregel aufzustellen, die Gewissen der Geistlichen durch Unterwerfung unter die Entscheidung der Consistorien zu binden, und alle theologischen, besonders die Streitschriften, einer Censur zu unterwerfen, welche das geistliche Strafamt ungebührlich beschränken möchte. Die meklenburgschen, pommerschen und magdeburgschen Theologen wurden in ihrem Eifer wider den Receß von den herzoglich sächsischen weit übertroffen. Flacius und Amsdorf traten gleichzeitig mit heftigen Gegenschriften wider „das neue samaritanische Interim“, wie Jener den Melanchthonschen Aufsatz zu nennen beliebte, auf, und selbst der Herzog Johann Friedrich ließ sich verleiten, nicht nur eine recht heftige „Recusation“ des Recesses öffentlich bekannt zu machen, sondern auch einen Convent der orthodoxen Theologen einzuleiten,

um durch denselben die entschiedenste Verdammung der Gegenpartei und eine völlige Ausschließung derselben aus der Kirchengemeinschaft zu bewirken. Zum Glück mußt' er diesen Plan fallen lassen, weil es Andern doch bedenklich schien, darauf einzugehen. Melanchthon antwortete auf alle diese neuen Angriffe und Kränkungen zunächst nur durch Hinweisung auf den angefochtenen Aufsatz selbst, der schnell genug durch ganz Deutschland bekannt ward*). Man legte es ihm aber nahe genug, auch gegen die so genannte Recusationsschrift sich zu verantworten, und er sprach sich nun mit unerwartetem Nachdruck, ja heftiger aus, als man es an ihm gewohnt war**). Der herzogliche Hof und seine Theologen bereiteten indeß einen härtern Schlag, der den greisen Verfolgten allerdings empfindlich traf, aber ihm auch Gelegenheit gab, noch in den letzten Monaten seines Lebens ein würdiges Zeugniß seines Glaubens und seiner Gesinnung abzulegen. Im Jahre 1559 erschien jene schon erwähnte weimarsche Confutationsschrift, in welcher alle wirkliche und angebliche Abweichungen von der lutherschen Lehre recht umständlich und nachdrücklich verdammt waren. Darauf durfte Melanchthon nicht schweigen; aber seine (in der zweiten Hälfte des J. 1559 erschienene) „Antwort auf das Buch der Weimarschen Confutationsschrift, — an den Churfürsten Augustum," war eine Rechtfertigungsschrift, in der zwar das bittere Gefühl unschuldig erlittener Kränkung sich oft lebhaft äußert, die Streitpunkte aber mit solcher Besonnenheit und Klugheit entwickelt sind, daß bei Unbefangenen kaum ein Zweifel entstehen konnte, auf welcher Seite mehr reine Erkenntniß und christliche Gesinnung sei.

Um dieselbe Zeit traf ihn noch eine Kränkung von einer Seite her, von der er sie am wenigsten erwartet hatte. Sein alter Freund Johann Brenz fand sich, vielleicht durch die pfälzischen Abendmahlsstreitigkeiten, veranlaßt, die luthersche Abendmahlslehre mit ihren schärfsten Unterscheidungsmerkmalen in ei-

*) Artikel, derer sich die Churfürsten und Fürsten auf dem Wahltage zu Frankfurt am Main verglichen, welche Illyricus das Samaritanische Interim genennet, und darwider geschrieben hat. Gestellet von Phil. Melanchthon 1558.

**) Antwort Philipp Melanchthon's auf die Weimarische Schrift wider die Frankfurtischen Artikel, 1558. — In einem ganz andern Ton sprach er in der „Antwort auf des Raths zu Nürnberg Frage von den Frankfurter Artikeln," 1558.

nem besondern Bekenntniß aufzustellen, und eine Synode der Würtemberger Geistlichkeit bestätigte dasselbe im December 1559. Durch diese Confession ward auch Melanchthon's Rechtgläubigkeit, so wie die aller ihm gleich gesinnten Theologen, verdächtigt; ja, wenn die dort ausgesprochene Abendmahlslehre allein die rechtgläubige sein sollte, so erschien er in der That als ein Abtrünniger, da er keineswegs mit allen Bestimmungen derselben einverstanden war. Schon dem Grabe zuwankend, hielt er für Pflicht, noch einmal den Kampfplatz zu betreten, den er gern gemieden hätte. In dem (1559 erschienenen) Auszuge aus seinen Vorlesungen über den Brief an die Kolosser hatte er bereits die Lehre von der Person Christi so behandelt, daß es offenkundig geworden, welche Bedenken er gegen die nun auch von Brenz entwickelte Auffassungsweise der Lehre von der Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl hege. Bestimmter, als je zuvor, erklärte er in seiner Antwort auf die Würtemberger Confession*) seine Ansicht, und obwohl man diese dennoch auch jetzt nicht ganz zu durchschauen vermochte, indem er vornehmlich nur zu zeigen bemüht war, daß jene Confession, so wie die Lehre der Papisten und Anderer, weder mit der heiligen Schrift, noch mit den Schriften der älteren Kirchenlehrer übereinstimme, so würde sie ihm doch neue Händel zugezogen haben, wenn er nicht bald nachher denselben entnommen worden wäre.

Einigermaßen hätten seine Gegner nun wohl durch seine gründliche und kräftige Streitschrift**) wider die Artikel, in welchen die Baierischen Mönche —, denn sie waren die Häupter und Führer des in ihrem Lande wider die eindringenden Ketzereien errichteten Inquisitionsgerichts, — einen neuen Angriff auf die evangelische Lehre und Kirchenordnung gewagt hatten, versöhnt werden können; denn sie kämpfte wacker für die angefochtene Kirche, und bezeugte seine treue Anhänglichkeit an dieselbe; aber man war jetzt mehr gegen ihn und seine Schule, als gegen die Papisten erhitzt, mit denen man nun einen ernstlichen Kampf zu bestehen für überflüssig hielt, und man nahm

*) Responsio ad decretum Abbatum Würtembergensium, 1560.

**) Responsiones ad impios Articulos Bavaricae inquisitionis, scriptae a Ph. Mel. 1559. — Die kürzere und weniger strenge deutsche Ausgabe: „Ueber die Baierschen Artikel;" erschien in demselben Jahre. Melanchthon pflegte diese Schrift sein Testament zu nennen.

selbst an dieser Schrift Anstoß, weil er zum Schluß derselben sehr nachdrücklich die Hypothesen, mit welchen man eine leibliche Allgegenwart Christi zu stützen suchte, die dabei Statt findende Begriffsverwirrung und Erneuung alter Irrthümer gerügt hatte. Es dient dieß aber zum Beweis, daß er, so sehr er des Streites müde war, doch keineswegs seine Ruhe und Bequemlichkeit mehr liebte als die Wahrheit.

Wie tief auch das Verlangen nach Ruhe in seiner Seele lag, er hatte die Hoffnung aufgegeben, sie auf Erden zu finden, das Ende der Streitigkeiten, die sein Alter verbitterten, noch zu erleben. An der Möglichkeit verzweifelnd, durch irgend eine noch so kluge und wohlmeinend ersonnene Maßregel die theologischen Parteien zu versöhnen und zu vereinigen, setzte er all sein Vertrauen auf Gott, der, wie er standhaft glaubte, seine Kirche erretten werde aus ihren Anfechtungen und Nöthen. Jetzt erwartete er auch von einer allgemeinen protestantischen Synode, die ihm früher bisweilen zur Friedensvermittelung geeignet erschienen, keinen günstigen Erfolg, und obwohl er sie nicht ganz verwerfen wollte, damit man nicht meine, er fürchte ihre Entscheidung, so zeigte er doch schon in einem zu Anfang des Jahres 1558 auf Verlangen des Herzogs von Würtemberg ausgestellten Gutachten, mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten man zu kämpfen haben würde, wenn man einen Versuch der Art machen wolle. Obwohl nun auch Brenz gleiche Bedenken sehr bestimmt geäußert hatte, so kam doch der fromme Herzog, dem die Herstellung des Kirchenfriedens sehr am Herzen lag, immer wieder auf das einzige noch unversuchte Mittel, die Streitigkeiten beizulegen, zurück; Melanchthon aber konnte auch in einem zweiten, von ihm geforderten Gutachten, welches er im December 1559 aufstellte*), keine günstigere Ansicht aussprechen; er zeigte, wie schwer es sein werde, eine entscheidende Stimmenmehrheit zu gewinnen, wie viel schwerer, die Unterwerfung unter dieselbe bei der Minderzahl zu bewirken, wobei er gewiß auch nicht verkannte, daß die Protestanten, wenn sie nicht ihre im Kampf mit den Katholischen ausgesprochenen Grundsätze verläugnen wollten, überhaupt einer Stimmenmehrheit in Glaubenssachen kein entscheidendes Ansehen beimessen konnten. Wirklich gab man den gefährlichen Plan endlich ganz auf, wozu Me-

*) Bedenken auf der Fürsten Deliberation vom Synodo und von Bündnissen. 18. December 1559.

lanchthon's Bedenken — Eins seiner letzten,*) — am meisten beigetragen hatte.

So stürmisch und viel angefochten war das öffentliche Leben eines der eifrigsten und tüchtigsten Lehrer der evangelischen Wahrheit, und auch das häusliche hatte, zumal am Abend seines Lebens, mit so vielen Prüfungen zu kämpfen, daß man um so mehr den gelehrten Fleiß und gemeinnützigen Eifer bewundern muß, der unter den widerwärtigsten Verhältnissen und unter beständigen Bedrängnissen mehr leistete, als mancher andere rüstige Mann unter den günstigsten Umständen. Die Menge und Gediegenheit seiner Gutachten, abgenöthigten Streitschriften, Reden, Vorreden und Briefe, die er auch in diesen letzten trüben Jahren verfaßte, erregt in der That Erstaunen, wenn man erwägt, wie wenig Muße und Ruhe ihm dazu vergönnt war; es gehörte ein ungemein regsamer und thätiger Geist dazu, um dabei auch noch Stunden zu gewinnen, in denen er lateinische Gedichte, besonders so genannte Epigramme, aber von größerem Umfange, verfaßte, obwohl er nicht mit reichem poetischen Talent begabt, und mehr zur Reflexion, als zur Hingebung in die Gebilde der Phantasie geneigt war. Es können hier nicht alle Schriften, die er, gedrungen durch die mannichfachen theologischen Streitigkeiten, ausarbeitete, aufgeführt werden; aber einige andere, in denen auf friedlichere Veranlassung sein Geist und seine Gesinnung freier sich aussprach, dürfen nicht unerwähnt bleiben. So legt sein „Bedenken von Freistellung der Religion", welches bei dem Reichstage zu Augsburg im J. 1555 übergeben ward, ein klares Zeugniß sowohl von seiner Freimüthigkeit, als von seiner Unbefangenheit ab. Im folgenden Jahre beantwortete er in gedrängter Kürze gründlich, unumwunden und klar die „Fragen von eilf streitigen Religionsartikeln", welche der wohlgesinnte König Maximilian II., Kaiser Ferdinands Sohn, durch seinen Hofprediger ihm hatte zustellen lassen. Er beschränkte aber seine gelehrte Thätigkeit nicht auf die Theologie, obwohl diese ihn am meisten in Anspruch nahm. Wie er nie abließ, zu seiner Erholung und Belehrung

*) Sein letztes Gutachten „vom Unterschied des Kirchenamts und weltlicher Obrigkeit," oder „Fragstücke von kaiserlicher und bischöflicher Gewalt," — auch vom Jahre 1559, ward durch den kecken Widerspruch des Papstes gegen Ferdinands Annahme der Kaiserkrone veranlaßt, und bestritt noch einmal kräftig die päpstliche Anmaßung.

die griechischen und römischen Klassiker zu lesen und zu durchforschen — mit welchem Erfolg, zeigen seine Schriften in Inhalt und Form, wobei man sich bisweilen kaum bergen kann, daß sie mit philologischer Gelehrsamkeit fast überladen sind, — so erklärte er die Alten auch in seinen Vorlesungen mit Liebe und Fleiß, und lieferte mehrere gründliche Commentare zu den so genannten Profanscribenten. Im Jahre 1558, da, wie wir wissen, Sorgen und Arbeiten ihn bedrängten, vollendete er den ersten, und im Jahre 1560, kurz vor seinem Tode, den zweiten Theil seines reichhaltigen, wohl geordneten, für jene Zeit sehr zweckmäßigen Geschichtswerkes: „Chronicon Carionis", und beschloß damit als Greis seine schriftstellerische Laufbahn in derselben Weise, in welcher er sie als Jüngling in Tübingen bei Umarbeitung der Chronik des Naucleru s begonnen hatte. Er selbst dachte von dieser fleißigen und verdienstlichen Arbeit, wie von Allem, was er leistete, sehr bescheiden. „Ich habe" (schrieb er einem Freunde), „um der Jünglinge willen, in meinen Vorträgen die Reihe der alten Reiche wiederholt, deren Darstellung für jenes Alter gewiß sehr nützlich ist. Möchte mir nur zur Ausführung der Erzählungen selbst mehr Zeit und Beredtsamkeit zu Theil geworden sein! Ich hoffe aber, daß Andere, sowohl Glücklichere, als Beredtere, durch dieses Beispiel gereizt, Besseres schreiben werden." — Sein Name war so weit hin berühmt geworden, daß man ihn nicht nur in allen evangelischen und römisch-katholischen Ländern Europa's mit Achtung nannte, sondern auch selbst in der griechischen Kirche auf ihn aufmerksam ward. Im J. 1559 kam ein Greis aus Cäsarea in Kappadocien nach Wittenberg, und bat ihn um Beiträge zur Loskaufung seiner Söhne, die in türkische Gefangenschaft gerathen waren. Ihm folgte der Diakonus an der Kirche zu Konstantinopel, Demetrius Mysus, Ueberbringer eines Briefes des Patriarchen Joasaph II., und weilte mehrere Monate bei Melanchthon, um den Zustand der evangelischen Kirche genau kennen zu lernen. Bei seiner Abreise übergab ihm sein freundlicher Wirth einen griechischen Brief an den Patriarchen, und fügte eine von ihm überarbeitete griechische Uebersetzung der Augsburger Confession bei. Jener Brief ist auch ein Beweis, wie lebendig seine Theilnahme an den Angelegenheiten der Christenheit, und wie zärtlich seine Sorge um den guten Ruf der evangelischen Kirche war.

Den besten Theil seiner Zeit und seiner Kraft widmete er

Dem, was er als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete, der Entwickelung und Ausbreitung der gereinigten Lehre, vornehmlich durch Anleitung zu richtiger Schriftauslegung. Seine Commentare über die Genesis, über mehrere Propheten, über die Psalmen, die Sprüche und den Prediger Salomonis, über die Evangelien des Matthäus und Johannes, besonders die umständlichern über die Briefe an die Römer (in mehreren verbesserten Ausgaben), Korinther, Kolosser und an den Timotheus, enthalten reiche Schätze gründlicher Gelehrsamkeit und gläubiger Erkenntniß; sie haben folgereich mitgewirkt, die Regeln richtiger Auslegungskunst zu empfehlen und tiefes Schriftverständniß zu befördern. Dabei wies er immer auch auf das fleißige Studium der Kirchenväter hin, und begünstigte dasselbe durch sein einflußreiches Beispiel. Was er schon in seinen Jugendjahren für die wissenschaftliche Gestaltung der Glaubenslehre durch seinen Grundriß derselben („Hauptartikel christlicher Lehre", oder loci theologici) geleistet hatte, das erweiterte und vervollkommnete er durch die fortschreitenden Verbesserungen dieses trefflichen Werkes, durch sorgfältige Behandlung einzelner Glaubenslehren, und durch Einführung einer bessern theologischen Methode. Seine Anleitung für Jünger der Theologie*) entsprach dem damaligen Bedürfniß, und war ein sicherer Wegweiser; in mehreren anderen Schriften, die meist seiner frühern Zeit angehören**), zeigt er, welche vielseitige Bildung der echte Theolog sich aneignen müsse, und ging auch in der Hinsicht mit seinem Beispiele voran, indem er selbst durch vertraute Bekanntschaft mit der Philosophie, Physik und Jurisprudenz sich auszeichnete. Wie hoch er den Werth und die Wirksamkeit des geistlichen Amtes anschlug, zeigen viele seiner Schriften, besonders seine Rede von den Pflichten der Pfarrer***). Er empfahl und lehrte eine bessere Predigtweise, und ertheilte dazu eine kurze, keineswegs vollständige, aber doch

*) Brevis discendae theologiae ratio. 1530. — De dignitate studior. theolog. 1537. — De studio theologiae. 1539. —

**) De studio artium discend. 1524. — De ordine discendi. 1531. — De utilitate philosophiae. 1536. — De studiis litterarum non deserendis. 1548. — De studiis linguae graec. — De studiis linguae hebr. 1549. — De stud. veteris philosophiae. 1557. — u. a. m. —

***) Oratio de officio eorum qui sunt in ministerio Evangelii. 1545.

lehrreiche Anleitung*), — gründlicher, mit Hinweisung auf die classischen Redner in seiner „Rhetorik“, die zuerst im Jahre 1519, zum zweiten Male 1521, dann 1531, und nachher öfter, immer verbessert, erschien.

Er selbst konnte sich nie entschließen, ein geistliches Amt anzunehmen, oder auch nur eine Predigt zu halten, obwohl Luther in frühern Jahren ihn oft dazu antrieb und ermunterte; ihn hinderte daran nicht nur sein ungünstiges Sprachorgan, sondern auch eine natürliche Schüchternheit, die er wohl bei seinen Vorlesungen und akademischen Reden in langer und mannichfacher Gewöhnung weniger empfand, aber wenn er zu dem Volke reden sollte, nie überwinden konnte. Er arbeitete zwar Predigten aus, jedoch nur für Andere, die etwa bei einer feierlichen Gelegenheit ein Meisterstück der Beredtsamkeit liefern wollten. Um aber auch in dieser Hinsicht zu wirken, so viel er vermochte, verfaßte er nicht nur eine sehr empfehlungswerthe Erklärung der kirchlichen Perikopen, sondern hielt auch über dieselben für die Studierenden in seinem Hörsaale besondere Vorträge, aus welchen die seinen Namen tragende Postille entstanden ist.

Einen bewundernswürdig gewissenhaften Fleiß wendete er auf seine Vorlesungen, welche einen großen Theil der Theologie, besonders neutestamentliche Exegese, aber auch Philosophie, Geschichte, Archäologie und Sprachkunde umfaßten. Täglich lehrte er öffentlich mindestens zwei, aber auch wohl vier Stunden lang, und bereitete sich bis ins späte Alter jedes Mal sorgfältig darauf vor. Durch diese mündlichen Vorträge vornehmlich ward er der „Lehrer Deutschlands“, um so mehr, als er in ruhigen Zeiten selten unter funfzehnhundert, öfter an dreitausend Zuhörer hatte, und diese durch seine tief eingreifende, klare überzeugende Darstellungsweise, zugleich durch väterliche Ermahnungen anzuziehen, Viele für das wissenschaftliche Studium wahrhaft zu begeistern wußte. Einen großen Kreis seiner Zuhörer würdigte er auch seines vertraulichen Umganges und besonderer Leitung; sein Haus, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek stand Allen offen, und manche Stunde, die er gern wichtigen Arbeiten gewidmet hätte, entriß ihm die Zudringlichkeit seiner jungen Freunde, oder die Menge von Fremden, die oft nur, um ihn zu sehen und

*) Ratio brevis sacrarum concionum tractandarum (wahrscheinlich von Einem seiner Freunde verfaßt, und von ihm nur überarbeitet).

zu sprechen, nach Wittenberg kamen, und bei ihm stets die freundlichste Aufnahme fanden.

Dabei verschmähte er nicht ganz heitere gesellige Kreise und wußte immer noch Zeit zum stillen Umgang mit seiner Familie und mit seinen vertrauten Freunden zu gewinnen. Er beschäftigte sich gern und viel mit seinen Kindern, unterrichtete sie, scherzte mit ihnen, und fand darin eine Erholung, die er in spätern Jahren oft schmerzlich vermißte. Ein angesehener französischer Gelehrter, der dem Verlangen, den berühmten Mann in seinem Hause zu sehen, nicht widerstehen konnte, fand ihn an der Wiege seines Kindes sitzend, mit der einen Hand diese bewegend, mit der andern ein Buch haltend, und konnte sein Erstaunen darüber nicht bergen. Da sprach Melanchthon zu ihm von den Pflichten des Hausvaters und von der Gnade der Kinder, so innig und lebhaft, daß der Fremde besser belehrt und mit erhöhter Achtung gegen diesen christlichen Weisen erfüllt ward. Seine Hausgenossen ließ er gern fröhlich sein, und horchte, selbst wenn er in tiefe Gedanken versunken war, theilnehmend auf, wenn ein sinniger Einfall, ein heiterer Scherz, irgend ein munteres Wort, oder ein fröhliches Lied sich vernehmen ließ; aber wie er selbst nie etwas Unsittliches oder Unnützes sprach, so durfte der jugendliche Muthwille in seiner Gegenwart zwar ohne ängstlichen Rückhalt sich äußern, aber nie etwas Unziemliches sich erlauben. Auch wenn er zu Jemand geladen war, oder Freunde um seinen Tisch versammelt hatte, gab er gern heitern Gesprächen und witzigen Einfällen Raum, stimmte auch selbst bisweilen scherzhaft ein und wußte mit feiner Ironie und Satyre, die aber nie wehethun wollte, die Unterhaltung zu beleben. Er war glücklich, wenn er Andern eine Freude machen konnte; selbst von Kummer gedrückt, trübte er nie gern die Heiterkeit seiner Gefährten; es that ihm Leid, wenn man Gaben und Genüsse, die er als Zeichen der Vaterliebe Gottes zu betrachten gewohnt war, kalt und gleichgiltig aufnahm *).

*) Als er einst vorzüglich guten Wein, der ihm geschenkt worden, seinen Gästen vorsetzte, und Einer derselben auf die Frage: wie er den Wein finde? trocken antwortete: Er ist nicht schlecht! entgegnete er mit leisem Unmuthe: „Ei, so muß man guten Wein nicht loben!“ — Ein anderes Mal erwiederte er einem Bekannten, der, erfreut, ihn bei sich zu sehen, lange beklagte und entschuldigte, daß er in der Eile nicht mehr habe anschaffen können: „Eure Entschuldigung ist wahrlich größer als mein Magen; wäre der Appetit überall so groß, wie Ihr zu meinen scheint, so müßte der liebe Gott in dieser Welt sehr viel anschaffen!“ —

Es setzt eine sehr sorgfältige Zeiteintheilung und eine sehr geregelte Lebensweise voraus, wenn ein so vielfach in Anspruch genommener, mit Geschäften überladener, und dabei streng gewissenhafter und pflichtgetreuer Mann auch noch Muße zu geselligem Umgange fand. In der That waren die Stunden der Arbeit und der Ruhe bei ihm so vertheilt, daß eine der andern keinen Eintrag that. Seinen Studien und der Abfassung gelehrter Werke, Reden und Gutachten waren die frühen Morgenstunden gewidmet; bald nach Mitternacht stand er auf, eilte an seinen Schreibtisch, und arbeitete, wenn nicht unabweisbare Unterbrechungen kamen, beharrlich fort, bis seine Vorlesungen begannen. Nach dem Mittagsessen beantwortete er Briefe, die ihm viel Zeit kosteten und nicht selten gelehrte Abhandlungen waren; im spätern Alter vergönnte er sich eine kurze Mittagsruhe, aber niemals viele Bewegung, die ihm seine körlichen Leiden erleichtert haben würde. Um recht früh an die Arbeit zu kommen, vermied er in den letzten Tagesstunden Anstrengung und Aufregung, ging bald nach dem sehr mäßigen Abendessen zur Ruhe, und ließ häufig später eingehende Briefe bis zum folgenden Tage uneröffnet, damit sein kurzer Schlaf, den er ohnehin bei seiner Kränklichkeit und unter vielen Bekümmernissen oft entbehren mußte, nicht gestört und die Munterkeit zum neuen Tagewerke nicht verhindert werde*). Allen üppigen Genüssen war er feind; mit Allem zufrieden, was ihm vorgesetzt ward, nicht ekel noch lecker in der Wahl der Speisen, verschmähte er nur die kostbaren und sehr gewürzten; die einfachste Kost war ihm die liebste; Fleisch genoß er nur wenig, und hielt Gemüse, Eier, auch Fische für gesünder. Gern erquickte er sich mit einem Glase Wein, hielt sich aber dabei stets in den Schranken der strengsten Mäßigkeit.

In seinem Hausstande war er oft bedrängt. So wenig als um Beifall der Welt, um Ansehen und Ruhm, mühte er sich um zeitliche Güter. „Mein Theil sei Arbeit; mag am Gelde Ueberfluß haben, wem es gefällt;" erwiederte er, wenn man ihn ermahnte, einiges Vermögen aufzusparen. Es eröffneten sich ihm viele Aussichten und Wege, zu größerm Wohlstande zu gelangen; er verschmähte sie; lieber wollt' er an Dem, was er hatte, sich genügen lassen und damit wohlthun, so viel er vermochte, als

*) „Kann ich groß ohne Sorgen zu Bette gehen, so kann ich groß mit Sorgen aufstehen!" äußerte er.

Schätze sammeln und sein Herz damit belasten. In der That war er, obwohl in andern Dingen sehr zu Sorgen und Bekümmernissen geneigt, am wenigsten um das Zeitliche bekümmert, vielmehr darin allzu sorglos und nachlässig, und da seiner Gattinn derselbe Fehler eigen war, so geriethen sie nicht selten in häusliche Verlegenheit. Diese würde noch häufiger und größer geworden sein, wofern nicht sein treuer Johann den Hausstand besorgt, die Rechnung geführt, einige Ordnung erhalten, und manchmal, wenn Melanchthon durch Mildthätigkeit seine Kasse ganz zu leeren geneigt war, den Vorrath verheimlicht hätte. Wenn alles Geld erschöpft war, nahm er wohl seine Becher und andres Silbergeschirr, und trug es zu einem Kaufmann, unbekümmert, ob er den wahren Werth dafür erhielt. Gehaltsverbesserungen lehnte er mehrmals ab und wandte sie lieber Andern zu, die ihm bedürftiger schienen, oder würdiger, oder eifriger darum sich mühten. Doch hätte er bei seinem für jene Zeit hinreichenden Einkommen nie Mangel empfunden, zumal von allen Seiten Geschenke, oft sehr ansehnliche, ihm zuströmten, wenn sein Hauswesen besser geordnet, und er selbst nicht allzu freigebig und gegen Hab' und Gut gleichgiltig gewesen wäre. Für sich selbst bedurft' er wenig; denn so sehr er Bücher liebte, und so gern er sie sammelte, so erhielt er doch viele ohne Aufwand, weil Viele eine Freude daran fanden, ihm, was er wünschte, mitzutheilen; in seiner Kleidung war er eben so einfach, wie in seiner Nahrung; jene behielt immer dieselbe Form; es war ein weites, bis auf die Füße herab gehendes, den ganzen Körper verhüllendes Obergewand, in Gestalt eines Pfarrrockes, mit langen Aermeln; von gemeinem Stoff; einen feinern zu wählen ließ er sich nie bewegen; nur eines nicht zu kostbaren Pelzwerks bediente er sich gern, weil er meinte, seinen Körper warm halten zu müssen. Da aber sein Zimmer stets und Allen offen stand, und Geld, Bücher, Schriften, Briefe, deren täglich viele einliefen, offen und ungeordnet umher lagen, so ward ihm Vieles entfremdet. Er beachtete das nicht, und beklagte sich kaum, wenn er einmal Etwas vermißte. Seine Mildthätigkeit und Freigebigkeit kannte keine Gränzen; lieber verschwendete er reiche Gaben an Unwürdige oder Unbedürftige, als daß er irgend Einem, der bei ihm Hilfe suchte, oder dem er eine Freude machen konnte, Etwas versagt hätte. Es wurden ihm viele goldene und silberne Münzen und Medaillen, alte und neue, oft kostbare und seltene, von seinen Gönnern, Verehrern und Freunden geschenkt; der Erste, der

nach dem Empfange zu ihm kam und einiges Gefallen daran zu haben schien, empfing sie; er erinnerte sich dankbar, wer sie ihm, aber er vergaß schnell, wem er sie mitgetheilt hatte. Als er einst seinem treuen Camerarius Einige darbot, und dieser sich weigerte, sie anzunehmen, rief er: „Nimmst Du sie nicht, so lässest Du sie einem Andern." Als er dann wieder mehrere werthvolle Stücke beisammen hatte und merkte, daß dieselben einem habsüchtigen Manne, dem er sie freundlich zeigte, sehr gefielen, hieß er ihn sich auswählen, welche er wollte. Der aber sprach wählend: „Ich möchte sie wohl Alle haben!" Melanchthon, obwohl etwas von der unverschämten Forderung verletzt, überließ sie ihm doch wirklich ohne Vorbehalt, und äußerte nachher ohne Bedauern: So habe er doch die Begier des unbescheidenen Beschauers gesättigt! — Weil seine Freigebigkeit meist größer als sein Vermögen war, so hinterließ er auch den Seinigen fast Nichts, als einen ehrenvollen Namen.

Ein solcher Mann konnte nimmer durch Das, was Viele als den lieblichsten Gewinn erstreben, gereizt und verlockt werden. Weder Ehrenstellen noch Geld hatten eine Gewalt über sein Herz; der Schmeichelei war er eben so unzugänglich, als irgend einer Art von Bestechung; er begriff nicht, wie es möglich sei, lediglich um des eignen Vortheils oder um vergänglicher Ehre willen seine Ueberzeugung zu verläugnen, oder Andern wehe zu thun. Er freute sich wohl, wenn achtbare Männer mit seinen Leistungen zufrieden waren; er selbst aber genügte sich nie ganz. Wenige berühmte Gelehrte haben bei so reichen und mannichfachen Kenntnissen, bei so hohem Ansehen und weithin wirkendem Einfluß eine solche Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und echte Demuth sich bewahrt, wie er. Unbestritten Einer der ersten Theologen seiner Zeit, ließ er sich doch nie bewegen, die Doctorwürde anzunehmen; er zog es vor, der Magister Philippus zu bleiben, und begehrte nie einen andern Titel oder Rang. Selbst seine erbittertsten Feinde wagten nie im Ernst, der Nachgiebigkeit, um deren willen sie ihn anklagten und verfolgten, ehrgeizige Beweggründe unterzuschieben. Zutraulich und offen, nicht selten zu seinem großen Nachtheil, redlich und ohne Falsch, streng gegen sich selbst, mild gegen Andere, gab er sich immer gern so, wie er war; viele schmerzliche Erfahrungen, die auf seine Gemüthsstimmung einwirkten, machten ihn allmälig etwas zurückhaltender und vorsichtiger; aber es kostete ihm noch immer viele Selbstüberwindung, wenn er seine wahre Meinung zu verbergen für

nöthig hielt. Dazu konnte nur seine in langen und schweren Anfechtungen, Kämpfen, Verfolgungen nicht geminderte, sondern stärker, sehnsüchtiger, dringender werdende Friedensliebe ihn bewegen, und diese bleibt in jedem Fall ehrenwerth, wenn man auch wünschen möchte, daß er ihr bisweilen, wo nur durch offenen Kampf die Wahrheit den Sieg gewinnen konnte, weniger nachgegeben hätte. Sein ganzes Wesen rechtfertigt ihn gegen den Verdacht, daß er jemals, wenn er als Friedensvermittler auftrat, das Seine gesucht habe, von Furcht oder Hoffnung hinsichtlich seiner Person bewegt worden sei.

Seine Sorglichkeit und Aengstlichkeit, seine anhaltende Furcht vor der Zukunft, sein immer erneutes Klagen und Jammern trübt allerdings das edle Bild des frommen Mannes und Streiters Christi; man darf aber dabei nie den krankhaften Zustand vergessen, mit welchem er zu kämpfen hatte, ohne ihn je ganz überwinden zu können. Die vielgestaltige peinliche Krankheit der Gelehrten, Hypochondrie genannt, hatte schon früh in seinem Körper sich festgesetzt und konnte durch leibliche Arzneien um so weniger beseitigt werden, als er zu denselben kein Vertrauen faßte, vielmehr einen Widerwillen gegen sie hegte, und überdieß die geistigen Aufregungen und Anspannung, die sitzende Lebensweise, durch welche das empfindliche Uebel genährt wird, nicht zu vermeiden vermochte. Nur der Gebrauch der Eberwurzel gewährte ihm von Zeit zu Zeit einige Erleichterung; aber gehoben ward die Krankheit, die sich mit seiner ganzen Natur verwebt hatte, niemals. Wer selbst einmal auf ähnliche Weise angefochten worden ist, oder auch nur einen solchen Leidenden theilnehmend beobachtet hat, der weiß, welche unüberwindliche, zu Zeiten fast bis zum Wahnsinn oder Tiefsinn sich steigernde Beängstigungen und Peinigungen, welche nicht zu beschwichtigende Unruhe, welche düstere Vorstellungen zu dem leiblichen Mißbehagen sich gesellen. Melanchthon selbst hat in mehreren Stellen seiner Schriften die Qualen eines solchen Angefochtenen, die er ohne Uebertreibung der Höllenpein vergleicht, geschildert. Er sprach aus eigner Erfahrung, und erregt um so mehr Mitleid mit seinem Zustande. Es ist dieß in der That zugleich eine psychische und physische Krankheit, verbunden mit räthselhaften Erscheinungen, — bei wohlwollender und zutraulicher Gesinnung bisweilen ein unüberwindlicher Argwohn, bei herzlicher Liebe und innigem Liebesbedürfniß eine tiefe Scheu vor den Menschen, bisweilen ein Widerwille gegen allen Umgang, ein Zurückziehen selbst von den

befreundetsten und theuersten Genossen, sogar von Kindern und Freunden, bei ängstlicher Sorge für die eigne Gesundheit, bei der Furcht vor jeder möglichen Störung derselben, bei der lebhaftesten Anhänglichkeit am Leben ein finsterer Lebensüberdruß. Wenn bei Melanchthon das Uebel nie diese Höhe erreichte, wenn seine Liebe und Gottergebenheit sich nie verläugnete, wenn er selbst unter den peinlichsten Anfechtungen noch eine gewisse Geistesklarheit behauptete, so ist das ein unbestreitbares Zeugniß seiner Seelenstärke und seines lebendigen Glaubens, durch welche allein die Macht der Krankheit gebrochen werden kann. Seine Sorglichkeit, seine bisweilen fast an Verzagtheit gränzende Aengstlichkeit gehört so sehr zu den Symptomen jener geistigen und körperlichen Verstimmung, daß man um so geneigter wird, ihn zu entschuldigen und zu bemitleiden. Sein Körper war überhaupt zart, reizbar und schwächlich; oft litt er an Kolik und Steinschmerzen, die mit zunehmendem Alter sich mehrten, und denn auch auf seine Gemüthsstimmung einwirkten, in welcher die nie endenden Verfolgungen, die er persönlich erdulden mußte, und die unheilvollen Verwirrungen der öffentlichen, besonders der kirchlichen Angelegenheiten ihn um so tiefer bekümmerten.

Aber auch noch manche andere Anfechtungen und Schmerzen waren seinem Alter vorbehalten. Als er im Sommer des Jahres 1557 bei dem Religionsgespräch zu Worms beschäftigt und eben durch die Verwirrung, welche die herzoglich sächsischen Abgeordneten anstifteten, sehr bekümmert war, empfing er die Einladung des Kurfürsten von der Pfalz, nach Heidelberg zu kommen, um zur bessern Einrichtung der dortigen Universität mitzuwirken. Da sein Geschäft in Worms geendet war, eilte er, begleitet von dem treuen Schwiegersohne Peucer, nach Heidelberg, wo er mit seinem geliebten Bruder Georg, der als Amtmann in der Vaterstadt Bretten lebte, zusammen traf, und mit gewohnter Thätigkeit dem Wunsche und Vertrauen des Fürsten entsprach. Während er nicht ohne Besorgniß einer Nachricht von seinem noch einzigen Sohne, den er krank zurück gelassen hatte, entgegen sah, traf Camerarius, sonst ihm immer ein Engel des Trostes, jetzt ein Trauerbote, bei ihm ein. Der Sohn war genesen, aber die treue Gattinn, mit der er sieben und dreißig Jahr verbunden gelebt, nachdem sie lange an demselben Uebel, welches ihn quälte, gelitten hatte, am 11. October gestorben. Man zögerte bis zum folgenden Tage, ihm den schmerzlichen Verlust anzuzeigen; als man endlich die Todeskunde ihm

schonend mittheilte, nahm man kein Zeichen heftiger Erschütterung an ihm wahr; er rief der Entschlafenen einen Liebesgruß nach, und setzte getrost hinzu: „Ich werde bald ihr folgen!“ Bald darauf ging er wieder in Gespräche über die öffentlichen Angelegenheiten ein, und verschmerzte in der Sorge um das gemeine Beste den eignen Kummer. Aber dieser nagte doch an seinem Herzen; seine Freunde bemerkten seitdem seine zunehmende körperliche Schwäche. Die Wittenberger Universität äußerte ihm mit der Anzeige von dem Tode der Gattinn die herzlichste Theilnahme, und besorgt, daß er nach diesem Verlust in der Pfalz zurück bleiben möchte, bat und beschwor man ihn, seine Rückkehr zu beschleunigen. Er entsprach dem Verlangen; unter heißen Thränen, aber doch mit starker Fassung betrat er wieder sein nun verödetes Haus, in welchem er jetzt auch das Glück, das, obwohl oft und mannichfach angefochten, doch nie ganz von ihm gewichen war, nicht mehr finden konnte. Seine Ehe war durch die herzlichste gegenseitige Liebe, Achtung, Aufmerksamkeit, Zartheit und Freundlichkeit ausgezeichnet; die Gattinn, nicht geistreich, aber sehr gutmüthig, lebte nur für ihn, und er hing an ihr mit aller Innigkeit seines liebereichen Gemüths. Ihre anhaltende Kränklichkeit bekümmerte ihn; ihre Schwächen trug er mit unerschöpflicher Geduld, und dankbar gestand sie oft, er habe nie, auch nur mit einem Worte sie gekränkt. Dieß gereicht ihm um so mehr zur Ehre, da er wohl bisweilen zum Unmuth sich gereizt fühlen konnte; denn wenn er auch Das nicht beachtete, daß die Hausfrau die häuslichen Angelegenheiten vernachlässigte und dadurch manche Unbequemlichkeiten veranlaßte, so empfand er doch, gewiß bisweilen unsanft berührt, die mannichfachen Störungen in seiner gewissenhaften Thätigkeit, wenn ihre unbedachtsame Gutmüthigkeit durch unzeitige Fürbitten und Aufforderungen ihn unterbrach, oder wenn ihre Aengstlichkeit in den Stunden seiner Sorgen und Anfechtungen, wo er des Trostes und der Ermuthigung am meisten bedurfte, durch ihr Klagen und Jammern ihn noch mehr beugte. Er aber vergaß es nie, was sie gleichwohl in guten und bösen Tagen ihm gewesen war.

Immer kleiner ward nun auch die Zahl seiner vertrauteren Freunde; von denen, mit welchen er und Luther zuerst für das große Werk der Kirchenverbesserung gewirkt hatte, in einer Eintracht, deren er mit Rührung gedachte, bei dem widerwärtigen Kampfe der Parteien sie schmerzlich vermissend, waren schon Viele geschieden, und bald war er allein noch übrig, zwar von werthen

Genossen und Mitarbeitern umgeben, geehrt und geliebt von Nahen und Fernen, aber gehaßt, geschmäht, angeklagt und verfolgt von einer größeren Menge, gegen die er einen endlosen Vertheidigungskrieg führen mußte, während er so gern den Gegnern die Hand geboten hätte, um vereint mit ihnen in Frieden und gegenseitigem Vertrauen das begonnene Werk weiter hinaus zu führen. Desto mehr würde der Tod seiner alten Freunde ihn geschmerzt haben, wenn er nicht die Hoffnung genährt hätte, daß auch seine mühselige Wallfahrt bald ein Ende haben werde. Mit stiller Ergebung nahm er jede neue Trauerbotschaft auf, obwohl sein weiches Gemüth, das im Alter zwar kälter, aber nicht liebesärmer geworden war, sich in wehmüthigen Klagen ergoß. So betrauerte er den redlichen Justus Jonas, dessen Tagewerk am 9. October 1555 in Eisfeld, wo er als Superintendent segensreich gewirkt hatte, endete. Im folgenden Jahre starb sein werther Amtsgenoß Johann Forster, der in Wittenberg die hebräische Sprache lehrte, und bei dem Convent zu Naumburg (1554) sein treuer Beistand gewesen war; — zwei Jahre nachher Justus Menius, der von den Flacianern verfolgt, Gotha verlassen, und von Melanchthon empfohlen, in Leipzig eine Zuflucht gefunden hatte. Endlich schied von ihm, am 20. April 1558 auch Johann Bugenhagen, der mit unerschütterlicher Treue ihm zur Seite gestanden, aber im späten Alter, da er an Leib und Seele schwach geworden, den Freund selbst zu dem Gebet, daß Gott ihn bald von hinnen nehmen möge, aufgefordert hatte.

Unserm Melanchthon blieb auch bei zunehmender Körperschwäche die Klarheit und Stärke des Geistes; es war ihm das Glück beschieden, bis in die letzten Tage nicht nur thätig sein zu können, sondern auch den freien Gebrauch der höhern Seelenkräfte zu behalten. Seine mannichfachen, zum Theil sehr wichtigen Schriften vom J. 1559 sind noch Zeugen einer ungemeinen Kraft des Verstandes und Scharfsinnes; sie verrathen nicht eine Schwäche oder Kälte des Alters. Selbst in den ersten Wochen des J. 1560 verfaßte er noch mehrere Reden (die letzte über 1. Chron. 18, 17: „Du hast mich angesehen als in der Gestalt eines Menschen, der in der Höhe Gott der Herr ist;") und Vorreden, in denen man keine seiner frühern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten vermißt. Auch seine Sinne blieben gesund und klar, obwohl in den spätern Jahren die Augen triefend wurden. Allmälig setzten die Steinschmerzen ihm heftiger zu, doch

mit erleichternder Unterbrechung. Er litt geduldig, und arbeitete noch immer mit gewohntem Eifer; aber die Schlaflosigkeit, die ihn schon früher oft belästigt hatte, ward anhaltender, und seine Kräfte sanken immer mehr. Gleichwohl ließ er sich nicht abhalten, in den ersten Tagen des April nach Leipzig zu reisen, um an der Prüfung der Studierenden, welche fürstliche Stipendien genossen, Theil zu nehmen; auf der Rückreise ergriff ihn, vielleicht in Folge der eingetretenen, sehr rauhen Witterung, ein Wechselfieber, welches seinen Aerzten und Freunden bedenklich schien, und ihn abmattete, aber nicht hindern konnte, seine Berufsgeschäfte fortzusetzen. Noch immer versammelte er seine Zuhörer um sich, verfaßte noch das übliche Osterprogramm, und überbrachte es selbst in die Druckerei. An diesem Tage, dem 12. April, hielt er mit besondrer Rührung, aber noch mit großem Nachdruck, seine letzte Vorlesung, über die Worte des Jesaias (53, 1.): „Wer glaubt unsrer Predigt?" Es war damit eine Anstrengung verbunden, der eine tiefe Ermattung folgte. Die nächsten Tage erregten neue Hoffnung; das Wechselfieber schien nachgelassen zu haben; er konnte einige Nahrung zu sich nehmen, und wollte am 14. April wieder eine Vorlesung halten, wovon der anwesende Camerarius ihn zurück hielt. Diesen geliebten Freund bewog er selbst, weil Geschäfte ihn drängten, heim zu kehren, mit heiterem Blick und freundlicher Rede ihn tröstend: „Im ewigen Leben werden wir stets vereinigt sein!" Es war sein Wunsch und Verlangen, am ersten Ostertage noch Einmal das Festevangelium seinen Zuhörern zu erklären, und er äußerte einigen Unmuth darüber, daß man, ohne ihn zu fragen, — aus zärtlicher Vorsorge, bereits angekündigt hatte, er könne den Vortrag nicht halten. Noch schrieb er, im Vorgefühl seines nahen Endes, einen Brief an Johann Aurifaber aus Breslau, den er nach Königsberg empfohlen hatte. Indeß erneute sich das Fieber, die Schwäche nahm überhand. Längst schon in christlicher Bereitschaft, zu sterben, und den Tod nicht fürchtend, bat er am Morgen des 19. April seinen Arzt, ihm zu sagen, was er von seinem Zustande halte? Da dieser kein Bedenken trug, ihm zu gestehen, daß er seinen Tod für nahe halte, forderte er sein Testament, welches er schon früher niedergeschrieben hatte, und verdrießlich darüber, daß man es unter seinen Papieren, alles sorgfältigen Suchens ungeachtet, nicht finden konnte, erhob er sich selbst von seinem Lager, um jetzt noch einen andern Aufsatz zu verfassen, vermocht' aber nicht, ihn zu

beendigen. Seine Absicht war nicht, über irdische Güter zu verfügen; nur ein Zeugniß seines standhaften Glaubens wollt' er noch ablegen. In jenem unvollendeten Aufsatz berief er sich auf seine frühern Bekenntnisse, auch auf seine Erklärung wider die Bayersche Inquisition, und auf die Schriften wider die Papisten, Anabaptisten und Flacianer. Wär' es ihm vergönnt gewesen, sein Testament zu vollenden, so würde er wahrscheinlich auch noch ein unumwundenes Bekenntniß vom heil. Abendmahl abgelegt, und über seine Glaubensansicht in dieser Hinsicht keinen Zweifel gelassen haben. Nichts bekümmerte ihn auch in diesen letzten Tagen so sehr als die kirchlichen Streitigkeiten, die er beweinte; brünstig flehte er wiederholt, daß Gott die Lehrer zur Eintracht zurück führen, mit dem Geiste des Friedens erfüllen wolle. Am Tage vor seinem Tode sagte er zu Peucer: „Die Krankheit beunruhigt mich nicht, und in mir ist keine Bekümmerniß, die mich ängstigen oder verwirren könnte. Nur Eine Sorge, Eine Bekümmerniß habe ich, — daß die Kirchen in Christo Jesu einträchtig sein mögen!" — Dann setzte er hinzu: „Wenn Gott mich nun aus diesem Leben abgerufen haben wird, dann werde ich erlöst sein von meinen Feinden, die so voll sophistischen Hasses und voll Lügen sind, in dieser schrecklichen Zeit." Als man die Besorgniß äußerte, wie der schon sehr erschöpfte Körper das erneute Fieber ertragen wolle? sprach er getrost: „Ich begehre aufgelöst zu werden, und bei Christus zu sein!" *) — Man konnte nicht länger die Nähe des gefürchteten Verlustes sich bergen; die Universität bereitete durch einen öffentlichen Anschlag die Studierenden darauf vor; die Professoren versammelten sich im Sterbehause, und beteten einmüthig um seine längere Erhaltung. Aber das Maß seiner Tage war erfüllt; immer kürzer ward der Athem, immer schwächer der Pulsschlag; seine Augen fingen an zu brechen. Noch ermahnte er seinen Sohn zu anhaltendem Gebet, zu beständiger Liebe der Eintracht, und segnete ihn. Brünstig wiederholte er mehrmals das Gebet des Heilands: „Laß sie Eins sein in uns, gleich wie wir Eins sind!" und die Worte des Paulus: „Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung und zur Erlösung!" Auch noch manche andre fromme Aeußerung und brünstige Ge-

*) Er hatte schon vorher geäußert: „Ich weiß nicht, was conjuncto Martis et Saturni (15. April) mir bringen wird!"

bete vernahmen die Umstehenden aus dem Munde des Sterbenden. Kurz vor dem Tode, als die Worte vorgelesen wurden: „Er hat ihnen Macht gegeben Gottes Kinder zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben!" rief er mit erhobenen Augen und Händen: „Das Wort steht immerdar vor meiner Seele!" — Da sein Schwiegersohn Peucer noch einmal fragte: ob er Etwas begehre? antwortete er: „Nichts als den Himmel; darum stört mich nicht mehr mit neuen Fragen!" — So lange er athmete, wiederholte er öfter verständlich das Gebet: „Ach Gott erbarme Dich meiner um Deines Sohnes Jesu Christi willen!" — und: „Auf Dich hab' ich gehoffet, Herr! — Ich werde nicht zu Schanden werden immer und ewiglich!" Er behielt die volle Besinnung, und bezeugte noch, daß er Alles höre und verstehe, was die Freunde an seinem Sterbebette aus der heil. Schrift vorlasen. Ohne Todeskampf, ohne Zuckung, ohne eine unruhige Bewegung entschlief er am Abend des 19. April, drei Viertel auf sieben Uhr. — — — Dreiundsechzig Jahre und eben so viele Tage hatte er auf Erden gelebt. —

Sein Geist, sein Glaube, seine Gesinnung spiegele sich in der Geschichte seines Lebens ab; für Die aber, welche ihn um seines innern Lebens und um seiner gesegneten Wirksamkeit willen lieben, ist auch seine äußere Erscheinung nicht gleichgiltig; mehrere Bilder und Berichte von Zeitgenossen haben sie uns dargestellt. Seine Gestalt war von mäßiger Mannsgröße, schmächtig und zart, der Gliederbau fein und anmuthig, der Kopf länglich, mit dünnem Haar bedeckt, die Stirn hoch und offen, ausgezeichnet durch eine hervorragende größere Ader; die Augen waren schön und in ihrem Blau wunderbar klar, die Wangen hager, und im Alter mit vielen Runzeln bedeckt; der Hals fast lang, die Schlüsselbeine auffallend ausgebogen, die Brust ziemlich breit, der Unterleib sehr eingezogen. Alle Theile des Körpers waren harmonisch, aber mehr zierlich als kräftig, und doch bei großer Erregbarkeit tüchtig zur Arbeit, und nicht leicht zu ermüden. Stille Würde und Anspruchslosigkeit, der Sinn für Wohlanständigkeit und Schicklichkeit war über seine Gestalt ausgegossen; das Alter, Sorge und Kummer beugten sie allmälig. Die Eine Schulter trug er immer etwas niedriger als die Andere; man sah damals in Wittenberg Viele, die ihm Das nachthaten, wie man

große Männer leichter in ihren Mängeln, als in ihren Vorzügen nachahmt. Seine weiche Stimme sprach zum Herzen, und in reifern Jahren bemerkte man kaum noch, daß er als Kind ein wenig gestammelt hatte. Seine scharfen Sinne unterstützten seine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, an denen er sich weidete und erquickte. In seiner ganzen Erscheinung war nichts Rauhes und Hartes, lauter Milde und Sanftmuth; seine natürliche Reizbarkeit und die Geneigtheit zur Heftigkeit hatte er durch fleißige Selbstbeobachtung und anhaltende Wachsamkeit, durch Uebung in der Geduld und Nachgiebigkeit, durch Andacht und Liebe überwunden; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auf die ungestümsten Vorwürfe, auf die bittersten Beleidigungen, nie sogleich, immer erst nach einer Zeit der Sammlung zu antworten, und bei den schmerzlichsten Nachrichten, die seine ganze Seele erschütterten, äußerlich ruhig zu bleiben. Im Umgang und Gespräch zeigte er sich stets zuvorkommend, freundlich und liebreich; seiner Gattinn, seinen Kindern und Enkeln, seinen Verwandten und Freunden bewies er die innigste Zärtlichkeit; aber auch Solche, die ihm ferner standen, fühlten von seiner Weisheit und Liebe sich angezogen, so wie er theilnehmend und offen Allen nahte, mit den Fröhlichen sich freute und mit den Weinenden weinte. So schüchtern er von Natur, und so krankhaft ängstlich er oft war, so fehlte es ihm doch in entscheidenden Stunden nicht an Muth, und nie verrieth er Menschenfurcht; Niemand war auch unter Fremden und auf Reisen sorgloser als er. Bei einem Studententumult wagte er am finstern Abend sich furchtlos unter den tobenden Haufen, und brachte einen trunkenen Menschen, der sein Schwert gegen ihn kehrte, unerschrocken, durch kräftige Anrede zur Besinnung. Bescheiden, aber furchtlos und freimüthig, stand er auch Fürsten gegenüber, und scheute sich nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen. Nie und nirgend erlaubte er sich selbsüchtige Hinterlist; sein treuherziges, biedres, einfaches Betragen entsprach seiner christlichen Gesinnung. Er war einer von den durch natürliche Anlage, durch die Lauterkeit und zunehmende Gediegenheit des innern Lebens günstig gebildeten Menschen, deren Erscheinung beim ersten Anblick unwiderstehlich anzieht, Achtung, Vertrauen und Liebe erweckt. —

Als die Nachricht von seinem Tode erscholl, hörte man Weinen und Wehklagen in den Häusern und auf den Straßen; die

Professoren und Studenten aller Facultäten äußerten die lebhafteste Trauer, als habe Jeder seinen Vater verloren; auch der Stadtrath und die Bürgerschaft bezeigten ihre schmerzliche Theilnahme, weil ihn Alle geliebt hatten, weil durch ihn die Universität blühend, die Stadt durch eine unglaubliche Anzahl von Fremden, die vornehmlich um Seinetwillen an dem sonst wenig ausgezeichneten Orte verweilten, reich und angesehen geworden war, weil man fühlte, daß die Zierde und Krone des gelehrten und bürgerlichen Gemeinwesens entschwunden sei, und fürchtete, daß dieser unersetzliche Verlust den Verfall der Akademie herbei führen werde. Man hatte kaum inniger und allgemeiner Luther's Tod betrauert, als den seines ehrwürdigen Freundes, der mit ihm achtundzwanzig, nach ihm noch vierzehn, also zweiundvierzig Jahre in Wittenberg segensreich gewirkt hatte. Darum wetteiferte man auch, ihn noch im Tode zu ehren; sein Leichenbegängniß war außerordentlich feierlich; Tausende folgten dem Sarge des Allverehrten. Auf die Nachricht von seinem Hingange waren viele von seinen nicht zu fernen Freunden herbei geeilt, um noch Einmal seine sterbliche Hülle zu sehen, und sie zu ihrer Ruhestätte zu begleiten. Die Beisetzung erfolgte in der Schloßkirche, dicht am Sarge Luther's; die Grabschrift auf dem ihm errichteten Denkmale bezeugte die wärmste Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste. Allen seinen entfernten Gönnern und Freunden meldete die Universität selbst den gemeinsamen Verlust, und fügte einen umständlichen Bericht von den letzten Lebenstagen des theuren Entschlafenen bei. Auch außerhalb Wittenberg widmete man seinem Scheiden manche rührende Feier; Programme, Gedächtnißpredigten, Reden, Gedichte erschienen in großer Zahl, und bezeugten, daß seine Gegner, die auch nach seinem Tode nicht abließen, ihn anzuklagen und zu schmähen, doch nicht vermocht hatten, ihm überall die Achtung und Liebe zu rauben, deren er von Vielen werth war. Noch lange ward in Wittenberg alljährlich sein Todestag gefeiert; später unterblieb es, weil endlich den Eiferern es doch gelungen war, seinen wohlerworbenen Ruhm zu verkleinern, und seine Rechtgläubigkeit in allgemeinen Verdacht zu bringen. Als endlich die Leidenschaften sich abgekühlt hatten, als man anfing, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und seine Verdienste unbefangener anzuerkennen, hielt die Universität Wittenberg nicht mehr für bedenklich, sondern für eine Pflicht, die sie ihm und sich selbst schuldig sei, noch Einmal, da er schon zweihundert Jahre im Grabe ruhte, seinen Todestag

durch eine Gedächtnißfeier auszuzeichnen. Von da an ist sein Ansehen wieder groß, und sein Name herrlich geworden; man hat ihn auch wohl hoch über Luther gestellt, wobei man zu vergessen schien, daß von diesem die große Bewegung ausging, welche die Kirche neu gestaltete, daß alle andern Kräfte, welche dazu mitwirkten, wie ausgezeichnet und einflußreich sie sein mochten, doch in der That als untergeordnete erschienen, daß ferner wir weit mehr die Gnade und Weisheit Gottes, der zwei so treffliche Männer von hervorragender Eigenthümlichkeit zu Einem Werke verband, bewundernd preisen, als richten und mäkeln sollten, welcher von Beiden der Größere war, daß endlich gar wohl Einer dem Andern in Einigem überlegen sein konnte, ohne deßhalb schlechthin als der Größere bezeichnet werden zu müssen. In neuerer Zeit hat man nicht selten ihm einen Hang zum Rationalismus beigemessen, und deßhalb ihn hier angeklagt, dort gerühmt und sich auf ihn berufen. Allerdings war ihm eine dialektische Auffassungs- und Darstellungsweise der christlichen Lehre eigen; er entwickelte sie meist mehr scharf als tiefsinnig, und nicht ohne Grund warnte ihn Luther mehrmals vor seiner Neigung zum Aristotelismus; aber er stand fest auf unerschütterlichem Glaubensgrunde, hielt treu an der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, und sein gläubigfrommes Gemüth, in der Liebe den Glauben bewährend, war noch weit besser, als sein mit Geist und Gelehrsamkeit, mit unermüdlichem Fleiß und redlichem Streben klar und gründlich sich fortbildendes Lehrsystem. —

Melanchthon hinterließ zwei Kinder und einige Enkel; sein zweiter Sohn, den er nach dem geliebten, ihn überlebenden Bruder Georg nannte, starb schon im zweiten Lebensjahre; seine Tochter Anna, an den unruhigen Sabinus vermählt, den sie zärtlich liebte, weßhalb der Vater, obwohl nicht ohne Besorgniß zu ihrer Verehlichung seine Einwilligung gab, was er nachher öfter bereute, war Mutter einiger Töchter, die in seinem Hause erzogen wurden und sein Alter erheiterten. Der ältere Sohn, Philipp, war an Gutmüthigkeit, aber nicht an Geist dem Vater gleich; er widmete sich der Rechtskunde, verehlichte sich im Jahr 1550, ward Protonotarius an der Universität und an dem Consistorium zu Wittenberg, wo er als ein achtzigjähriger Greis kinderlos starb. Die zweite Tochter, verehlicht an den ge-

lehrten Arzt, Dr. Peucer, der, nachher in die kryptocalvinistischen Streitigkeiten verwickelt, deßhalb zwölf Jahre lang mit unerschütterlicher Standhaftigkeit eine harte Gefangenschaft erduldete, endlich, obwohl man der grausamen Verfolgung noch kaum müde war, auf Verwendung des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, frei gegeben ward, und im J. 1602 als fürstlicher Leibarzt zu Dessau starb, pflanzte sein Geschlecht bis auf unsre Zeiten fort.

Sein Name ging nicht auf seine Nachkommen über, aber er lebt in der Geschichte und in seinen Werken fort. Diese sind öfter, aber nie in einer vollständigen Sammlung gedruckt worden. Die in Basel 1541 in 5 Bänden Fol. von Jacob Milich und Georg Sabinus, nach seiner eignen Anordnung besorgte Ausgabe enthält seine theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, bis zu jenem Jahre. Die theologischen Werke, aber nicht Alle — (die latein. und deutschen Bedenken, seine sämmtlichen deutschen Schriften, und die so genannte Postilla sind ausgeschlossen) — stellte Kaspar Peucer in 4 Bänden Fol. (Wittenberg bei Crato) 1562—64 zusammen. Die Reden (selectae declamationes), unter denen aber auch einige fremde sich befinden, sind in 4 Bänden 8. 1566—69. Forts. 5. u. 6. Theil 1572. 7. Theil 1586, die Bedenken und Gutachten, theils in deutscher Urschrift, theils in Uebersetzung von Jacob Pezel, Neustadt an der Hardt, 1600 in 8. und von demselben, und eben daselbst, die Consilia s. judicia theologica, itemque responsiones etc. herausgegeben worden. Eine Sammlung seiner Epigramme ward schon 1528 in Hagenau, dann vollständiger, in 6 Bücher getheilt, von Joh. Major, Wittenberg 1572, und in sorgfältigerer Auswahl (Epigramm. selectiora) von Hagelundus, mit Holzschnitten, Frankf. a. M. 1583 gedruckt. Von seinen trefflichen, noch jetzt lehrreichen Briefen sind mehrere Sammlungen vorhanden. Epistolar. farrago, a J. Manlio. Basil. 1568 in 8. Epp. selectior. Lib. I. ed. Casp. Peucer. Viteberg. 1565 u. 70. Lib. II. 1570 u. 74. Lib. III. op. et stud. Pezelii. Brem. 1590. Lib. IV. st. et c. J. Sauberti. Norimb. 1640. Append. lib. IV. eod. 1645. Lib. V. ed. Saubert. Norimb. 1646. Epistol. lib. Elzevier. 1647. Epp. ad J. Hardenberg. ed. Pezel. 1589. — ad J. Camerar. Lips. 1569. — LXI Epp. ad Mycon. ed. Spegassio. Jen. 1596. (sämmtl. in 8.) Epp. decas I. et II. ed. J. A. Ballenstad. Helmst. 1755—61 in 4. — Pentas epp.

ed. J. A. Niemeyer. Halae 1761 in 4. — Epist. quaed. ex Autographis ed. Köhler. Lips. 1802. — XVI Epp. Luther. IV Mel. ad Myconium, evulg. Spegass. — Smalcald. 1593 in 4. — M. Luther's, Phil. Melanchthon's und Justus Jonas Briefe an Marggr. Joachim II. v. Brandenburg; herausgegeben von Lenz. Halle 1748. Diese verschiedenen Sammlungen von Briefen sind selbst in großen Bibliotheken nur selten vollständig zu finden.

Mit vieler Liebe hat M. Mylius, Rector zu Görlitz, eine Chronologia Scriptorum Mel. 1582 in 8. zusammengestellt; vollständiger G. Theodor Strobel in der Bibliotheca Melanchthoniana s. Miscellen liter. Inhalt. 5. Samml. — vergl. Strobel's Beiträge zur Liter. des 16. Jahrh. — Strobel lieferte auch die beste Ausgabe der zuerst 1566 und dann öfters erschienenen trefflichen Biographie Melanchthon's: De Ph. Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte. — Narratio diligens et accurata. Joach. Camerarii. — (Mit einer Vorrede von Nösselt.) Halle 1777. —

Zum Schluß stehe hier das Zeugniß, welches der wahrhaft bescheidene Mann von seinen Arbeiten selbst ablegte: „Indeß habe ich, so viel ich vermochte, dahin gestrebt, daß die wichtigsten Gegenstände einigermaßen ins Licht gestellt würden. Nicht Schätze, nicht Ruhm, nicht Vergnügen hab' ich gesucht, ja auch nie von Streitlust mich bewegen lassen. Dieses Bewußtsein nehme ich mit mir, wohin ich auch gehen mag!"

Daran schließe sich zur Beherzigung für unsre Zeit, sein Bekenntniß an: „Es gebührt uns, Hörer und Schüler, nicht Richter oder Censoren der himmlischen Weisheit zu sein!" —

